Digitized by Google

Digitized by Google

430

Digitized by Google

Geschichte

der

Schrift und des Schrifttums

von den

rohen Anfängen des Schreibens in der Tatnirung

bis zur

Legung elektromagnetischer Drähte.

Von

Heinrich Wuttke.

Erster Band.

Die verschiedenen Schriftsysteme.

Leipzig,

Ernst Fleischer.

1872.

Digitized by Google

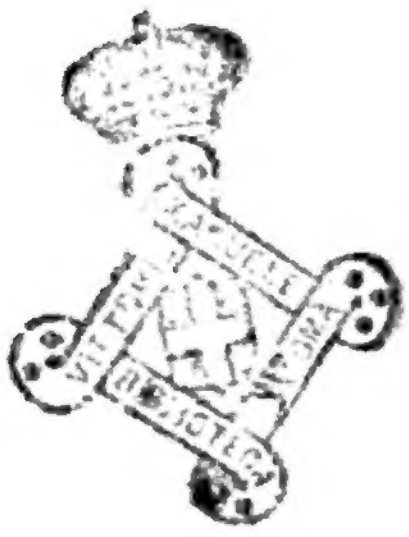
Die Entstehung der Schrift,

die

verschiedenen Schriftsysteme

und

das Schrifttum der nicht alfabetarisch schreibenden Völker.



Von

Heinrich Wuttke.

Leipzig,

Ernst Fleischer.

1872.

Digitized by Google

Das Ueberſetzungsrecht in andere Sprachen bleibt vorbehalten.

Digitized by Google

Ich habe mich bemüht, den Gegenstand dieses Buches so einfach, klar und faßlich zu behandeln, daß jeder nur einigermaßen Gebildete es lesen und verstehen kann; obgleich ich recht gut weiß, da die Anfänge meines schriftstellerischen Auftretens länger als ein Menschenalter zurückliegen, daß wenn ich eine über den Gelehrtenkreis hinausgehende Leser-menge zu finden wünschte, ich es in englischer oder französischer Sprache erscheinen lassen müßte, nicht in der Sprache des „Volks der Denker", dessen meiste Männer in der Woche sieben Abende in der Wirthsstube, dem Kasino oder geladenen Gesellschaften zubringen. Geflissentlich habe ich, wiewol es mir manchesmal einige Mühe machte, der Schulausdrücke mich enthalten, das, was die Forscher (mit gutem Grunde) in Besonderheiten auflösten, die sie einzeln verfolgten, wieder in Einheit zusammengefaßt und auch das Bekämpfen irriger Ansichten, sowie lange Anmerkungen unterlassen. Denn in manchen Abschnitten hätte ich beinahe auf Schritt und Tritt mit Vorgängern zu rechten und die eigene Aufstellung sehr umständlich zu rechtfertigen gehabt: das würde ein unlesbares Buch gegeben haben. Dergleichen besitzen wir leider in Menge. Blos die nothwendigen Anführungen theilte ich deshalb mit, auf die überdies nur derjenige Leser zu achten braucht, welcher zu wissen begehrt, worauf diese oder jene Angabe fußt; alle übrigen mögen über die Notenziffern hinweglesen.

Lieber habe ich den sogenannten litterarischen Apparat, inwiefern er unumgänglich schien, einem besonderen für Gelehrte bestimmten Bande mit Erörterungen vorbehalten und diese, soweit es anging, in der Art zu

Digitized by Google

gestalten gesucht, daß in einer Geschichte des Fortschrittes im Erkennen der einzelnen Aufgaben die Ausbreitung der zahlreichen Hülfsmittel erfolgte, deren bedarf, wer eingehende Studien beabsichtigt. Glaube kein Leser, die in dem vorliegenden Bande gegebene Darstellung beruhe blos auf den die Zahl 600 nicht viel übersteigenden Schriften, welche er hier angeführt findet. Vermißt der Leser in meiner Darstellung etwas Wichtiges, so wolle er in jedem Falle, in dem zur Bekanntschaft mit demselben keine ungewöhnliche Belesenheit erforderlich ist, annehmen, daß ich Gründe gehabt hatte, es nicht gelten zu lassen.

Wenn die Befolgung des horazischen Wortes, „in's neunte Jahr werde über dem Buche gelegen" die Bürgschaft gewährte, daß ein Buch gut ausfalle, so müßte dieses vorliegende vorzüglich gerathen sein, da es die doppelte Zeit in Arbeit war. Denn die Geschichte der Schrift und des Schrifttums bis in die erste Zeit des Mittelalters habe ich, einige Lücken abgerechnet, von Ende 1854 bis zum Anfang des Jahres 1858 niedergeschrieben, das in diesem Bande Enthaltene 1855. Ich beanstandete die Herausgabe, weil ich mit der Zeit Reiferes zu leisten hoffte; nur in Folge besonderer Veranlassungen veröffentlichte ich Einiges in meines Freundes Kühne Zeitschrift „Europa" (1855 Juni) und in der Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft (1856, 1. Band). Nun, da mein Leben sich neigt, darf ich nicht länger zaudern, wie schwer es mir ankomme, wie viel an dem Buche noch zu arbeiten wäre.

Solch' langes Liegenlassen einer Schrift bringt auch einige Nachtheile mit sich: Wiederholungen und Ungleichheiten, Störungen des Flusses durch Einschübe und die Gefahr der Verwirrung in dem Beziffern der Anmerkungen. Ansichten, die ich zum erstenmale hinstellte, wurden mittlerweile bekannt, theils durch mich selbst, theils von andern Gelehrten, die das Nämliche auffanden, da ja der Stoff allen vorliegt und bei richtiger Behandlung zu gleichen Ergebnissen hinführt. Meine Auffassung des Tatuirens z. B. habe ich zuerst im Jahre 1843 und dann wiederholt in meinen Vorlesungen auf einer so großen Universität wie Leipzig vor zahlreichen Zuhörern ausgesprochen, mehreremale habe ich auch die Geschichte der Schrift vorgetragen und ein Zuhörer meiner im Winterhalbjahr 1862 über sie gehaltenen Vorlesung benutzte sein Heft zur Behandlung einer Geschichte der Schrift in einem weit verbreiteten, inzwischen in mehreren Auflagen erschienenen Popularwerke. Vielleicht erinnert sich noch Herr Professor Brockhaus (vielleicht auch nicht mehr), daß ich bei

Digitized by Google

Erdmann's Rektoressen 1854 zu ihm äusserte, die Schrift der Inder stamme von der Foinikischen, und er mir antwortete: das werde zu beweisen sein. Seitdem hat dies Weber in Berlin bewiesen. Die gleiche Abkunft der Runen hatte ich damals wahrgenommen. Seitdem hat dies 1864 Dieterich in Stockholm ebenfalls behauptet. Ich freue mich über solches Zuvorkommen als über eine Bestätigung meiner Ansichten und einen Beleg, daß ich richtig in meinen Arbeiten verfahren war. Darauf kommt wenig an, ob irgend etwas grade in diesem Buche zum erstenmale vorgebracht werde; nur vor dem Scheine will ich mich mit dieser Auslassung schützen, als sei ich da ein Nachtreter, wo ich unabhängig und selbstständig auftrat.

Ein ABC-Buch, um Alfabete verschiedener Völker kennen zu lehren, soll dieses Buch ebensowenig sein, als eine Anweisung zum Entziffern wenig gekannter Schreibweisen. Anstatt eine übersichtliche, verständliche Vorstellung von den letzteren zu geben, hätte es für solchen Zweck in eine Sammlung von Abhandlungen für Forscher aufgelöst werden müssen. Zum Entziffern gehört nicht blos die Einsicht in die Beschaffenheit und den Zusammenhang der Schrift, worauf es mir hauptsächlich ankam, sondern auch Geläufigkeit in der Handhabung der Mittel. Wer z. B. darauf ausgeht, amerikanische Inschriften auszulegen, der muß den Wörtervorrath der Nahwa- und Kitschesprache u. s. w. nicht blos kennen, sondern gegenwärtig haben, so daß er ihm jeden Augenblick geläufig ist; dies zu erreichen kostet geringe geistige Anstrengung, aber viel Zeit. Hätte ich mich dazu in den Stand setzen wollen, so würde ich nimmermehr vermocht haben, von Volk zu Volk fortzuschreiten. Mein Gesichtspunkt ist durchgehends der des Geschichtschreibers gewesen; was meiner Aufgabe fern lag, mußte ich bei Seite lassen und dem sich hin und wieder regenden Gelüste, an Auslegungen mich zu betheiligen, demgemäß widerstehen.

Wäre eine Geschichte der Schrift in Peking oder in Benares oder in Ispahan abgefaßt worden, so würde ohne Zweifel die Umständlichkeit in der Behandlung der einzelnen Theile ganz anders ausgefallen sein, als bei dem Versuche einer solchen Ausführung in Leipzig, und manches, was deutschen Lesern noch zu ausführlich vorkommen mag, in viel größerer Ausdehnung vorgetragen worden sein. Wenige erst begreifen, daß unser gewöhnlicher Gesichtskreis eine Erweiterung bedarf.

Die Anordnung des Stoffes habe ich in diesem Bande nur zagend, so wie sie vorliegt, getroffen. Indem ich die Zeitfolge verließ in der Be-

Digitized by Google

rücksichtigung, daß die Stufenfolge der Erscheinungen die Einsicht in den allgemeinen Gang befördert und daß die fortlaufende Auseinandersetzung des Gleichen das Verständniß erleichtert, habe ich wenigstens immitten einiger Darstellungen durch Bezeichnen eines Abschnittes (Seite 323, 585, 654) bemerklich machen wollen, wo, falls man die Zeitfolge einhält, abzubrechen ist, um das Folgende an eine spätere Stelle zu rücken.

Viele Grundansichten dieses Buches laufen den bisherigen Annahmen entgegen. Ich lege sie dennoch mit großer Zuversicht vor und zwar darum, weil ich immer nur bestrebt gewesen bin, vom Stoffe zu lernen, niemals darauf ausging, etwas Neues aufzustellen. Meinen Befund mitzutheilen beschied ich mich. Was in diesem Buche von den herrschenden Schulmeinungen abweicht, hat sich mir aufgedrungen. Einzig und allein hinsichtlich der Tatuirung habe ich gesucht, die Ansicht zu erweisen, die ich im Jahre 1840 oder 1841 aus Gesprächen mit dem Staatsrathe Tilesius von Tilenau, dem Leiter der wissenschaftlichen Abtheilung der Krusensternschen Erdumseglung in den Jahren 1803—1806, bei Spaziergängen im Rosenthale mir gebildet hatte. Anderes ergab sich mir. Dabei bin ich denn freilich, wie sehr ich mich auch von der thörichten Neigung frei weiß, Seltsames, Aufsehen Erregendes an's Tageslicht bringen zu wollen, in so vielen Stücken zu Aussprüchen gekommen, welche Lehren der herrschenden Schulen schnurstraks entgegenlaufen, daß ich auf Verwerfungsurtheile von vielen Seiten gefaßt sein muß. Deshalb halte ich für nöthig, alle meine Leser, welche nicht schon einer Schule huldigen, deren Grundansicht getroffen wird, sogleich darauf aufmerksam zu machen, daß sie Bestreitung und Tadel meiner Darstellung erst genau prüfen sollen, bevor sie dieselbe verwerfen. Auf ein paar solche Fälle will ich hinweisen. Das Festhalten der älteren, natürlichen Meinung, nach der es fünf Grundvokale a, e, i, o, u gibt, das heißt die Verwerfung der gegenwärtigen Schullehre, derzufolge nur 3 solche vorhanden sein sollen, nämlich a, i, u, hingegen aus a und i das e, aus a und u das o entstehe (während doch in Wirklichkeit a und i ein ai (= ei), a und u ein au ergibt), bricht eine der Grundlagen unserer heutigen Sprachvergleicher, damit stürzt ein Theil ihres mühsamen, künstlichen Aufbaues zusammen, wird Manches bloßgestellt, was in Hörsälen den Jüngern der Wissenschaft als hohe Gelehrsamkeit vorgetragen wird. Wie sollte mir da nicht mit der Rüge der Unwissenheit oder der Unwissenschaftlichkeit vergolten werden? Oder wenn ich die jetzige allgemeine Aussprache des Hebräi-

Digitized by Google

schen, das Mosche und die Profeten geredet, in einem höchst wesentlichen Stücke für irrtümlich erkläre, dadurch, daß ich ihr eine andere entgegensetze? Es ist zwar die herkömmliche Aussprache, die uns aus den ersten Jahrhunderten des Mittelalters zugegangen ist, nicht als richtig erwiesen worden, sondern blosse Ueberlieferung, und ich habe im Beibande den Beweis angetreten für meine Behauptung, daß von der Punktation völlig abzusehen ist und die fünf Lesemütter als fünf verschiedene Stimmlaute aufzufassen sind, und dieser Satz wird bis dahin als richtig gelten müssen, wo jede Stütze meines Beweises umgestoßen sein wird — wie aber könnte ich mir einbilden, daß man meine (übrigens eine schon vor mir ausgesprochene) Behauptung anerkennen, ihre Tragweite begreifen, ihre Folgerungen ziehen werde, die eine Geschichte der hebräischen Sprache eröffnen, welche man nunmehr sowol in einem alten als in einem neuen, durch die Punktation ausgedrückten Stande vor sich siebt? Ich müßte ja mit der Geschichte der Litteratur gar nicht vertraut sein, wenn ich erwarten wollte, daß alte Gelehrte von der Weise, wie sie Hebräisch gelernt und gelehrt haben, ablassen sollten, daß sie, da gemäß den alten Voraussetzungen alles im Lehrgebäude zurechtgemacht worden ist, zu durchgreifenden Umarbeitungen sich entschließen sollten! Daran ist nicht zu denken. Die Schulen verrufen, was nicht zu ihnen paßt, als Ketzerei. Aber Schulen gehen auch unter. Einzelne besonders strebsame, selbstständige Geister, namentlich solche, die in ihren Studien noch nicht zum Abschluß gekommen sind, werden kommen und prüfen. Sind deren Viele geworden, dann erst wird die Schule geschwächt werden und Kampf entstehen. Viele, sehr viele Zeit muß verstreichen, bevor Hergebrachtes Richtigerem weicht. Ebenso wird man fortfahren, unseren jungen Leuten in den Gymnasien ihre kostbare Zeit zu stehlen, indem man sie plagt mit den griechischen Accenten, obschon weder Herodotos noch Plutarchos, weder Aischylos noch Theokritos mit Accenten geschrieben haben, und wir nicht einmal ihre Bedeutung recht zu begreifen vermögen. Schon seit langem wissen wir dies — dennoch wird fortgelehrt, wie die Väter gelehrt haben.

Bücher, die nicht anstoßen, geben selten Anstoß zum Fortschritt.

Ich habe versucht eine tsinesische und eine japanesische Litteraturgeschichte zu entwerfen, was vor mir nicht geschehen ist. Gewiß, hätte einer unserer gelehrten Kenner der tsinesischen Sprache die tsinesische, ebenso Pfizmaier in Wien die japanesische Litteraturgeschichte geschrieben: etwas viel, viel Besseres läge vor. Leider hat dies keiner, der dazu besondern Beruf hatte,

unternommen. Der erste Ansatz ist immer ein Wagniß und mir geht meistentheils ab, was zur leidlichen Lösung solcher Aufgaben eigentlich gehört. Allein die Lücke durfte nicht länger klaffen. An Fleiß und Vorsicht ließ ich es wenigstens nicht fehlen; gedrückt hat mich Büchermangel. Wylie's in Schangai gedruckte Notes on Chinese literature erhielt ich durch den Buchhandel, nachdem sie lange bestellt waren, als der letzte Bogen über Tsina grade gedruckt war; sie würden zu manchem Nachtrag, schwerlich zu einer Umgestaltung Stoff gegeben haben, denn sie sind bibliografischer Natur in der Manier der Tsinesen und wir besitzen bereits von Schott in Berlin ein treffliches Werk dieser Art. Uebrigens wollte ich so sicher als möglich gehen und vor einigen Jahren hat auf meine Bitte Plath in München die Güte gehabt, einen Theil meines Manuskriptes über Tsina durchzusehen; ich danke ihm für manche Belehrung. Fehler begangen zu haben muß ich gefaßt sein; einigermaßen beruhigt mich dabei der Hinblick auf die Behandlung unserer deutschen Litteraturgeschichte noch im vorigen Jahrhunderte, und wenn es mir selbst begegnet sein sollte, einen Büchertitel für einen Schriftsteller gehalten zu haben, so würde ich mich damit trösten müssen, daß noch in unserm Jahrhunderte Kazungali, d. h. „Gezüngel" für einen Schriftsteller galt.

Erwiese alles Neue, was dieses Buch enthält, sich als verfehlt und schlecht, so würde gleichwol das eine Verdienst ihm bleiben, daß darin ein großer und wichtiger Stoff, der bisher in Reisebeschreibungen, Geschichtswerken und namentlich in einer bedeutenden Anzahl untersuchender filologischer Schriften zerstreut ruhte, zu einer geschichtlichen Darstellung verwerthet ist. Wie oft habe ich bei meinen Arbeiten bedauern müssen, daß schwer gelehrte Filologen in ihren Abhandlungen die Belange der Geschichte so wenig berücksichtigen mochten, sei es, weil sie deren Bedeutung nicht recht zu schätzen verstanden, sei es, weil ihnen der Sinn für das historische Verstehen abging. Gar manche Schrift von nicht geringem Verdienst in filologischem Betracht bot mir blos darum keine Ausbeute, weil einige Kleinigkeiten mangelten, die ihrem gelehrten Verfasser wahrscheinlich recht gut bekannt waren, die er aber hinzuzufügen unterlassen hatte, in deren Ermangelung ein Historiker von schätzbaren Auseinandersetzungen keinen rechten Gebrauch machen konnte. Sei es gesagt: der Historiker würdigt die Leistungen der Gelehrten noch nach andern Gesichtspunkten als der Grammatiker. Ihm wird z. B. unter den gegenwärtigen Kennern des Tsinesischen in Frankreich, wie hoch er eines St.

Julien's Scharfsinn und Gelehrsamkeit anerkenne, und wie sehr er ihm für die Dienste dankbar ist, die er sich in vielen Schriften auch um die Geschichte erworben hat, dennoch in vorderster Reihe Pauthier stehen; mag Pauthier immerhin diese oder jene Stelle eines tsinesischen Schriftstellers nicht so treffend übersetzt haben, wie jener. Betrachtet er die Arabisten, so wird ihm zwar auf den ersten Blick die Nachlässigkeit in den Arbeiten Hammer's in die Augen springen: bei alledem wird er immer und immer wieder Hammer's Werke zu Rathe ziehen müssen und darum sein Verdienst weit höher anschlagen, als das feinerer Grammatiker, die jedoch für die Gesammterkenntniß lange nicht das Gleiche geschaffen haben. Für das Urtheil des Historikers werden unter den gegenwärtig lebenden Kennern des Arabischen, die in deutscher Sprache geschrieben haben, Sprenger, Wüstenfeld und Weil am höchsten gelten. Es wäre gut, wenn die Filologen nicht unerwogen lassen wollten, daß die Geschichte ihrer Wissenschaft von Historikern geschrieben werden wird und daß es zuletzt Historiker sein werden, deren Ausspruch über die bleibende Werthschätzung entscheidet, und wenn dieser Umstand sie veranlaßte, etwas mehr auf den Gewinn der Geschichte in ihren Studien bedacht zu sein. Die Ursache der bisherigen Mangelhaftigkeit in dieser Beziehung rührt gewiß vornämlich davon her, daß der geschichtliche Unterricht auf den meisten Gymnasien herzlich schlecht bestellt ist und daß die angehenden Filologen während ihrer Universitätsjahre geschichtliche Vorlesungen wenig hören, sondern genug gethan zu haben meinen, wenn sie sogenannte Altertümer treiben, die wol für den Forscher recht nützlich sind, doch nur in den seltensten Fällen die sich noch Ausbildenden zum rechten Verstehen des geschichtlichen Lebens hinleiten, gewöhnlich davon abführen. Daher auch die innere Unreife so vieler von Filologen mit Aufwand großer Gelehrsamkeit ausgearbeiteten geschichtlichen Werke. Doch über dies Alles mehr in einem andern Buche. Wo es sich trifft, daß grammatische Schärfe und ächter geschichtlicher Sinn sich in demselben Manne vereinigen, wie dies unter den Indianisten der Fall ist bei Lassen, da ist ein solcher der Unsterblichkeit sicher.

Zur Ausarbeitung dieses Werkes benutzte ich 7 große öffentliche Bibliotheken, dessenungeachtet habe ich zu bedauern, daß ich mir mehrere Schriften nicht zugänglich machen konnte, die ich gern noch eingesehen hätte. Es bleibt eben alles menschliche Thun mangelhaft.

Die Druckbogen, welche den naturwissenschaftlichen Abschnitt, über

die Sprachlaute enthalten, hat, da ich hierbei dem Leser eine Gewähr schuldig bin, auf mein Ansuchen Herr Professor Merkel zu lesen die große Güte gehabt. Einen vorzüglicheren Mann für den betreffenden Gegenstand gibt es derzeit bekanntlich nicht. Er hat einige Sätze gestrichen, einige verbessert, einige zwar verworfen, jedoch als aufstellbar anerkannt. Ich bin ihm wie Plath öffentlichen Dank schuldig.

Ich erachte für geboten, dem Leser sogleich anzuzeigen, daß ich dieses Werk wahrscheinlich nicht zu Ende führen werde. Erstrecken sich auch meine Sammlungen bis zur neuesten Zeit, so würde ich doch zur Ausarbeitung noch mehrere Jahre bedürfen, habe aber noch über zwanzig Bände anderen Inhaltes niedergeschrieben, manche lange vor der Abfassung der Geschichte der Schrift, und gedenke, nachdem ich diese bis in den Anfang des Mittelalters fortgesetzt haben werde, jene anderen Werke erst zur Veröffentlichung fertig zu machen und herauszugeben. Sollte ich damit zu Stande kommen und dann noch Leben und Kraft besitzen, so würde ich die Geschichte der Schrift zu Ende führen. Ausgearbeitet habe ich bereits die lateinische Schrift des Mittelalters, Erfindung und Verbreitung des Buchdrucks und noch Einiges. Vor dessen Drucklegung scheue ich mich aber, denn ich habe die Umbildung jedes Buchstabens durch eine lange Reihe von Formen verfolgt, die alle geschnitten werden müßten; daraus erwächst jedoch ein Aufwand, der durch den zu gewärtigenden Absatz nicht entfernt gedeckt werden würde. Ist die Herstellung der Bücher doch ohnehin so überaus theuer geworden!

Schließlich erlaube ich mir die Bitte an diejenigen Gelehrten zu richten, welche dieses Buch einer öffentlichen Beurtheilung würdigen sollten, mir ihre Besprechung, sei sie auch noch so abfällig und scharf, gegen Nachnahme des Kostenbetrages für die betreffenden Blätter, gütigst zukommen zu lassen. Meine Zeit ist allzuknapp, als daß ich viele Zeitschriften nachsehen könnte, so daß es sonst vom Zufalle abhängen würde, welche Urtheile und Einwände zu meiner Kenntniß dringen.

Reudnitz an Leipzig 1872.

Heinrich Wuttke.

Inhalt.

Einleitende Betrachtungen. . . S. 1—52.

1. Wesen der Schrift. — Künstliche Gestaltung des Lebens S. 2. Uebertragung der Gedanken mittelst der Sprache S. 3. Schrift und Wort S. 5. Trennung der Völker S. 7. Verschiedene Beschaffenheit der Zeiten S. 8. Festhalten des Gedachten und Steigerung der menschlichen Kraft durch die Schrift S. 9.
2. Einwirkung der Schrift auf die Sprache S. 10—15.
3. Betrachtung der äusseren Bedingungen des Schreibens. Anfänge der Schrift S. 15. Ihre Stufen S. 16. Bedarf für das Schreiben S. 17. Erhaltung der Schriftstücke S. 18.
4. Betrachtung der Schriftstellerei. Anfänge S. 19. Einfluß ausgedehnteren Schriftgebrauches S. 21. Abfassung von Büchern S. 21. Bedeutung und Schicksale des Schrifttums S. 24. Einfluß der Schriftsteller S. 27. Leben in der Bücherwelt S. 29. Büchereien S. 30.
5. Ueberblick der Geschichte des Schrifttums. Scheidung in Gebildete und Ungebildete S. 31. Ankampf gegen das Schrifttum S. 32. Verschiedene Arten der Schriftstücke S. 32. Schriftstellerei als Erwerbszweig S. 34. Geringschätzung der Schriftsteller S. 34. Beherrschung der Schriftstellerei vom Büchervertriebe S. 37. Buchmacherei und Mißbrauch der Presse S. 38. Weitverbreitetes Lesebedürfniß S. 41. Zunahme und Verallgemeinerung des Schrifttums S. 41.
6. Uebergang zu dem Inhalt dieses Werkes. Begriff und Behandlung des Schrifttums S. 43. Eindruck der Schrift auf Menschen, die von ihr nichts wissen S. 46.

Zustand der Schriftlosigkeit. . . S. 53—78.

Hingegebensein an die Gegenwart und Entwicklung des Menschen darnach 54. Mündliche Ueberlieferung 54. Rasches Vergessen 55. Festsetzung von Formen und Bräuchen als Stütze des Gedächtnisses (Gesetze gesungen) 56.

Vorstufen:

I. Gegenstände als Mahner. . . . . S. 58—69.

Merkzeichen 58. Wahrzeichen 59. Sinnbilder 59. Kerbe 61. Marken 62. Knoten 66. Kreuze 69.

II. Die Hautmalerei. . . . . S. 70—78.

Beschaffenheit der Bemalung des Leibes 70. Bedeutung der Farbe und Form 73.

Die Anfänge der Schrift.

Die Aetzschrift (Tatuirung). . . S. 79—140.

I. Das Mankaverfahren 79. Einschnitte in die Haut als Stammzeichen 80. Verfahren dabei 82. Vorkommen desselben in Amerika: Brasilien, Antillen; dem Archipel der neuen Hebriden, Australien, Arabien 83. Bezeichnung der Altersstufen 84. Einbrennen 86. Durchziehen von Fäden durch die Haut 86.

II. Tatuirung.

1. Verfahren 87. Tatuiren: Einpunktiren in die Haut 87, (bei den Südseeinsulanern) 88. Aussehen Tatuirter 90. Benennungen des Tatuirens 91. Geschäftsmäßiger Betrieb desselben 91.
2. Verbreitung. Uebereinstimmung verschiedener Völker und Ausbreitung dieses Brauches 92.
3. Alter 96. Tatuiren eine Thatsache der ältesten Geschichte vor der Zerstreuung der Völker 96.
4. Bedeutung als heilige Schrift 97. Notariatsakte 98. Religiöse Weihe 98. (Tabu) 100. Tatuirung der Anfang bildlicher Schrift 101. (Zeugniß der Bibel) 102. Tatuirzeichen als Unterschrift 103. Als Nationalwappen 104. Zur Bezeichnung der Stellung des Menschen: Namengebung 105. Volljährigkeitserklärung 106. Rangbezeichnung 107. Ruhmeszeichen 108. Bundeszeichen 109. Tatuirung bei Weibern 110. Bei abergläublischen Bräuchen 112.
5. Beschaffenheit der Zeichen: Figuren 120. (Schwierigkeit der Erforschung) 115. Tatuirte Körpertheile 116. (Beschreibung von zwei Tatuirten) 123. Tatuirung in Nukahiwa 124. Neuseeland 127. Tahiti 128. Den Oster-, Radack-, Sandwitsch-, Pomotu-Inseln 129. Carolinen, Rotuma, Neukaledonien 130. Australien, Nordamerika, Mittelasien, Polarländern 130. Sinn der Figuren 135.
6. Entstehungssagen 138. Vereinfachung durch die Europäer 138. Verfall 139. Spielende Anwendung bei den Europäern 139. Fortleitung des Tatuirens im Brandmarken 140.

Redende Gegenstände. . . . S. 141—146.

1. Allgemeiner Gebrauch von Sinnbildern 141. Steine 142. Knoten 142. (Strohstriemen als Schrift in Afrika) 143.
2. Entwicklung zur Blumensprache 144. Der Selam 144. Zweite Stufe desselben 145.

Zeichnungen. . . . . S. 147—148.

Uraltes Vorkommen in der sogenannten vorhistorischen Zeit 147. Und in der neuesten Zeit 147.

Schriftbehelfe der nordamerikanischen Indianer S. 149—173.

1. Wampumgürtel 149. Muscheln als symbolische Schriftmittel 149. Wampumgürtel 150. Staatsarchiv der Indianer 151. Rohrbündel 152.

Digitized by Google

2. Schriftgemälde 152. Anfänge 157. Entwicklung 158. Beschreibung von Schriftgemälden 158. Vorkommen ebensolcher in Asien 161. Benennung derselben: in Nordamerika Kekinowin 162. Beschreibstoffe: Tragbare Schrift und Felseinschrift 162. Weitere Ausbildung dieser Schriftart 164. Stammzeichen und Unterschriften 165.
3. Abergläubischer Gebrauch in der Zauberschrift Kekinowin 165. Proben ihrer Deutung 168. Zaubergesang 170. Zaubertrommeln 172. — Feuerzeichen 173.

Bilderschrift der Südamerikaner. . S. 174—178.

Felseinschriften 174. Tehmehri genannt 177. Ihr Verständniß verloren 177.

Quipuschrift der Peruaner. . . S. 179—190.

Priester in Peru 179. Peruanische Bilderschrift 179. Verwendung von Knoten 181. Ylja, Erfinder der Knotenschrift im XIV. Jahrhundert 181. Beschaffenheit der Fäden und Knoten oder Quipos 182. Schrifterklärer 186. Archive aus bunten Knäueln 187. Schulen zur Unterweisung 187. Geschichtskundige 187. Gedicht in Quipusschrift 187. Staatsgebrauch und Verbreitung 188. Untergang 188. Nachläufer 189.

Mittelamerikanische Hieroglyfik. . S. 191—240.

1. Majarasse 191. Tolteken, Ausbildner der Gemäldeschrift in Tula 191. Hwematzin's heiliges Buch in Gemäldeschrift 191. Knotenschrift in Mittelamerika 192. Ausbildung der Gemäldeschrift 193. Zapoteken, Jukateken 194. Untergang der Tolteken 195.
2. Mexikanische Hieroglyfik. Ankunft der Azteken 195. Verschiedne Systeme der Gemäldeschrift 196. Benennung (Amaltes) 196. Priester 197. Stein als Beschreibstoff 197. Papier (Metl) und Felle 198. Namen dafür 199. Schreiben mit dem Meißel oder dem Pinsel 199. Bewahrung der Bücher 200. Priesterwesen 200. Erste Kenntniß der Europäer von dieser Schrift 202. Beschreibung der Hieroglyfen 202. Beschaffenheit: keine Alfabet-, wirkliche Gemäldeschrift 205. Verfahren dabei 206. Erklärung einzelner Schriftstücke 221. Schreiber 224. Mängel der Schrift 225. Auswendiglernen und Auslegen derselben 225.
3. Schrift von Palenke 227. Auslegung der palenkischen und jukatekischen Schrift 229.
4. Mexikanisches Schrifttum. Götterlehre 231. (Schauspiel in der Kitschesprache „Schahobtun“. „Rath einer Mutter an ihre Tochter“) 232. Geschichtschreibung 232. Natur- und Landbeschreibung 233. Staats- und Erziehungswesen 234. Archive 234 Briefwechsel 234. Akademie in Tezkuko 235.
5. Zerstörung durch die Spanier 235. Veränderung der Hieroglyfik in der spanischen Zeit: Einführung des Alfabets aus Bildern 236. Bilderschrift für kirchliche Gebräuche 238. Untergang 239.

Tsinesische Schrift und tsinesisches Schrifttum S. 242—418.

I. (Der Name: Tsina 241. Und die Aussprache der Tsinesen 242.)
1. Knoten, die älteste Schrift der Tsinesen 243. Fohi's Buch der

Striche I (das heilige Iking), das älteste Schriftstück 243. 1450 Abhandlungen tinesischer und 13 Ansichten europäischer Ausleger des Iking 245. Die Tafel Lochu um — 2200 aufgefunden 248. Tsangkie, Bildner der tinesischen Schrift um — 2650? S. 249. Jü's Inschrift um — 2277 S. 251.

2. Anfang: Abmalen der Gegenstände 251. Wortschrift für Begriffe 252. Nichtbezeichnung der Sprachlaute 254. Bilder als Schriftzeichen 256.

3. Entwicklung der ältesten Schrift 258. Verhältniß der Sprache zur Schrift 259. Gang der Schriftentwicklung 260.

4. Wendung zu lautlicher Bezeichnung 268. Begriffszeichen 270. Vervielfältigung der Zeichen für das Nämliche 271.

5. Benennung und Eintheilung der Schriftzüge 272. Schriftrichtung 273. Einfluß der Schreiber auf die Schriftzeichen 273. Aelteste Beschreibstoffe: Schilf, Gewebe, Bambus, Stein, Holz, Metall 275. Färbemittel 275.

6. Schriftgebrauch seitens der Regierung 276. Reichsgeschichtschreiber früher als — 1122 S. 277. Filosofische Schriften um — 1150? S. 277. Uralte beschriebne Vasen 278. Verzeichnisse der Beamten 278. Ehevertrage 278. Einrichtung öffentlicher Schulen um — 1097 S. 278. Erstes Wörterbuch Pao's um — 1078 S. 279. Versuch einer Regelung der Schrift durch Kaiser Tsinanwang um — 800 S. 280. Erfolglos 281. Aelteste Büchereien um — 700 S. 281.

7. Schriftstellerei 282. Der spekulative Denker Liwejang (Laotse): „Vom Wege und der Tugend" 282. Nützlichkeitsrichtung: Kungtse (Confucius) — 551 bis — 479 S. 283. Kungtse's Schüler 284. Der Schüler Laotse's und Kungtse's fortwährende Kämpfe 285.

8. Kaiser Tsin Schihoangti 287, seine Verbrennung fast aller Bücher im Jahre — 213 S. 290. (Lise's neue Schriftart eingeführt durch ihn) 288.

9. Mungtian's Erfindung des Pinsels 291. Erfindung des Papiers von Tsailin um — 95 S. 292. Anfertigung des Papiers 293. Tusche 298. Schreibzeug 299.

10. Schriftstellerei um — 200. Sieg der Konfutseaner 301. Wuti's Hof — 139 bis — 187 S. 301. Wiederhervorsuchen der konfutseanischen Schriften 302. Geschichtschreibung: Ssematsian, der Fürst der Geschichtsschreiber, um — 104 S. 303. Die amtlichen Geschichtsschreiber der Reichsjahrbücher 303. 33,090 Hefte, der schriftstellerische Besitz in der ersten Zeit der christlichen Zeitrechnung 304. Rückschlag unter den Han; der Konfutseanismus wird Staatsfilosofie 305. Schriftstellerei von — 200 bis über die Mitte des III. christlichen Jahrhunderts 307. Preis der Bücher 312. Schriftzug 312. Letzte Gestaltung der Schrift 316. Achtsamkeit auf richtiges und schönes Schreiben 318.

11. Vortheile und Nachtheile der tsinesischen Schrift 319. Die Schrift als Verbindungs- und Regierungsmittel 321. Ein tsinesisches Buch hat einen Leserkreis von 500 Millionen Menschen 321.

II. Einwirkung Indiens.

12. Apostel des Buddhismus + 39 S. 323. Um 500 auf sechstehalbtausend buddhistische Bücher vorhanden 324. Schinki entwickelt das tsinesische Lautsystem 324. Buddhistisches Alfabetar 324. Wörterbücher danach 325. Blüthe der Taosseaner, Anhanger der entstellten Lehre Laotse's im IV. und V. Jahrhundert 327. Konfutseanische

Schriftstellerei im III. bis VI. Jahrhundert 328. Wörterbücher im IV. bis VII. Jahrhundert 329. Historischer Roman 329. Schriftstellerei im V., VI. und VII. Jahrhundert: Naturbeschreibung, Wundergeschichten 330. Elementarbuch für die Jugend: das Tausendwörterbuch Tscheubing's 330. Dichtungen 331. Büchervorrath 331.

13. Schriftstellerei des VII., VIII und IX. Jahrhunderts: Blüthe unter den Tang 332. Kaiser Taitsong 332. Staatsprüfungen 332. Dichter: 332. Litaipe, der tsinesische Hafis, 702—763 S. 333. Sein ebenbürtiger Freund Thufu 714—774 S. 334. Wangoey, der Buddhist 334. Dichter zweiten Ranges 335. Aufkommen des Schauspiels 335. Schriftstellerei über das Dichten 336. Schriften über die Regierung und das Reich 336. Geografische und gewerbliche Schriftstellerei 337. Encyklopädie und Eintheilung der Schriften 337. Die kaiserliche Akademie oder das Collegium der Hanlin, die höchste schriftstellerische Behörde, gebildet im Jahre 740 S. 338. Büchereien und Bücherschätze 338.

14. Erfindung des Buchdrucks (Stereotypie) 339 Buchdruck im X. Jahrhundert. Fongtao 924 S. 340. Druckverfahren 341. Buchbinderei 343. Einrichtung der Bücher 344. Pisching erfindet vor 1050 den Druck mit beweglichen Lettern 345. Wirkungen des Buchdrucks 346. Schriftzug nach Einführung des Drucks 347.

15. Schriftstellerei im X. und XI. Jahrhundert 348. Der Historiker Schemakwang im XI. Jahrhundert 349. Tsinesische Scholastiker gegen 1000 und später 350. Naturfilosofie 350. Unterfürst Tschangsung macht Papiergeld 351. Kriegsbücher 351. Gewerbliche Schriften 352. Schriftstellerei im XII. Jahrhundert 352. Der Filosof Tschuhi, der Kings berühmter Ausleger 352. Romane 354. Schriftstellerei im XIII. und XIV. Jahrhundert 355. Wangpoheu's „Dreiwörterbuch" 1277 S. 355. Ma-Tuanlin's Encyklopädie 1314 S. 356. Schriftsteller über mannichfache Gegenstände 356. Schriftstellerei über Alterkümer im X. bis XIII. Jahrhundert 357. Neue Schreibweisen im XII. Jahrhundert 358.

16. Ueberziehung Tsinas durch die Mongolen: Herrschaft der Juan 359. Chubilaichan stellt 1276 die Staatsprüfungen wieder her 359, sammelt Bücher 360, läßt in's Mandschurische übersetzen 360, verbrennt die Taosseschriften 360, läßt die heiligen Bücher der Buddhisten in Goldschrift buchen 360. Seine Nachfolger stellen das Collegium der Geschichtschreiber her und errichten eine Akademie 361. Schriftstellerei von der Mitte des XIII. bis in's XIV. Jahrhundert 363. Bekanntschaft mit arabischer Bildung im XIII. Jahrhundert: 364. Sternkunde, Mathematik, Erdkunde 364. Zwei noch heute berühmte Romane aus dem XIII. Jahrhundert: „Geschichte der drei Reiche", „Geschichte der Ufer" 366. In diesem Zeitraum 190 gute dramatische Dichter 367. Wangschifu bringt die Oper auf 367. Feenstücke, geschichtliches Schauspiel, geistliche Schauspiele der Buddhisten und Taosse 368. Familienstücke 369. Schauspiele zur Verspottung 370. Dichter Kuanhanking 370.

17. Sturz der Mongolen um 1360. Das einheimische Herrscherhaus der Ming 371. Die erste Zeitung 1366 S. 371. Beschreibung und Karten des Reichs 1394 S. 371. Kaiser Hungwu 371—372. Sein Gesetzbuch 1378 S. 372. Schriftstellerei im XV. und XVI. Jahrhundert 373. Der Naturbeschreiber Lischitschin 373. Gelehrte Schriftstellerei 374. Romane 375.

18. Europäischer Einfluß durch Jesuiten 1581 S. 376. Tsine-

sische Ueberſetzung des Euklides 1610 S. 377. Mathematik, Aſtronomie, Geographie 377.
18. Mandſchu erkämpfen im XVII. Jahrhundert die Herrſchaft 377. Zweite Mongolenzeit: Kaiſer Kanghi, der Menſchenfreund, 1662—1722 S. 378, ſelbſt Schriftſteller und Beförderer des Schrifttums 378, läßt mit 250,000 beweglichen Typen 6000 Quartbände drucken 380. Schriftſtellerei im XVII. Jahrhundert 380. Kaiſer Jungtſching's heilige Lehre 380. Schriftſtellerei unter ihm im XVIII. Jahrhundert 381. Kaiſer Kianlung der Große 1736—1796 S. 381, ſeine Schriften 381, er veranlaßt auf Staatskoſten große Werke 382, ordnet 1773 den Wiederabdruck der Hauptwerke (darunter zwei Darſtellungen der chriſtlichen Lehre) an, der 1818 noch nicht vollendet war 383. Druck mit Typen im Kaiſerpallaſte zu Peking 1776 S. 384. Beſchaffenheit der chineſiſchen Typen 384.
19. Zuſtand der letzten Zeiten. Jugendbildung. Erlernung des Leſens und Schreibens 385. Die erſten Schulbücher 387. Höheres Unterrichtsweſen 388. Prüfungen 388. Richtung und Einfluß des Unterrichts 390. Schriftgebrauch vielleicht allgemeiner als in Europa 392. Kaufmannsſchrift, Briefe, Anſchläge 393. Grabſchriften 394. Buchdruckereien, Buchhandel 394. Büchereien 395. Gelehrte Schriftſtellerei 397, ſchöngeiſtige 398. Schriftſtellerinnen 401. Wörterbücher 402. Schriftzeichen und Rechtſchreibung 405. Bücher über die Schrift 407, über Inſchriften 409. Bücherbeſtand 410. Zeitungen 416. Staatskalender 411. Verhalten der Staatsgewalt 411.
20. Europäiſcher Einfluß im XIX. Jahrhundert 414. Lehranſtalt für europäiſches Wiſſen in Peking 417.

Umkreis der chineſiſchen Bildung S. 419—481.

Chineſiſch, Gelehrtenſprache im Oſten 419.

Korea . . . . . S. 421.

1. Bekanntwerden der chineſiſchen Schrift im III. Jahrhundert 421. Neue Alfabetſchrift Onmun 422. Schreibgeräth 426. Schrifttum 427.

Japan. . . . . S. 428.

1. Bekanntſchaft Japans mit chineſiſcher Schrift im III. Jahrhundert 429. Bezug des Schriftbedarfs und der Bücher aus Korea 430. Reiſen von Japanern nach Korea und China 431. Büchereinfuhr daher 431. Japaneſiſche Art das Chineſiſche zu leſen 432. Einführung einer Sylbenſchrift, des Katakanna im VIII. Jahrhundert durch Kimo-Mitſino Mabi 433. Einführung des Syſtemes Firakanna 809 durch Go-mioo und Kokai 434. Die Bonzenſchrift der Buddhiſten und andre Syllabare 436.
2. Gleichzeitiger Gebrauch dieſer verſchiedenen Schreibweiſen 437. Papier 439. Tuſche, Pinſel, Schreibgeräth 442. Chineſiſcher Holztafeldruck gegen 1000 eingeführt 443. Bücher 443.
3. Aelteſtes Schrifttum 443. Schrifttum im VII. und VIII. Jahrhundert 443. Im IX. Jahrhundert 446. Im X. Jahrhundert 448. Im XI. Jahrhundert 449. (Dichter-Wettſtreit 1078 S. 449). Schrift-

Digitized by Google

steller vom XII. bis XVI. Jahrhundert 450. Im XVII. Jahrhundert 452. Kenntniß von europäischem Wissen durch China 1549 S. 453. Ankunft von Jesuiten 453. Abwehrung gegen Europa 453.

4. Das javanische Schriftthum der letzten Jahrhunderte 453. Seine Grundlage das chinesische 453. Wörterbücher 455. Geschichtswerke 456. Landbeschreibung, Karten 457. Geographische Entdeckungen 458. Naturkunde 458. Bearbeitung europäischer Schriften 459. Schriften über Landwirthschaft, Handwerke, Baukunst 460. Zeichenkunst, Kriegführung, Erziehung 461, über Sitten und Gebräuche 461. Sammelwerke 462. Encyklopädien 462. Kalender, Gedichte 463. Romane, Schauspiele 464. Ueber Dichtkunst und Schrift 464. Styl 465. Büchereien 465. Buchhandel 466. Schreibunterricht 466. Bilderbücher für Schriftunkundige 467. Eingehen auf europäische Bildung seit 1853 S. 467.

Lutschu-Inseln. . . . . S. 468.

Hinterindien. . . . . S. 468.

1. Annam 468. Behandlung des Chinesischen 468. Chinesen die Lehrmeister im östlichen Hinterindien 470. Christliche Einflüsse 471.
2. Chinesische Schrift im übrigen Hinterindien und in Mittelasien 471. Das indische Alfabet hemmt die Verbreitung der chinesischen Schrift 472.

Oestliche Mongolei. . . . . S. 472.

Einführung der chinesischen Schrift um — 200 S. 473. Ambichan, Haupt der Kitan, ergreift und verändert 920 die chinesische Schrift 473. Kuschin macht für die Jutschi aus dem Chinesischen eine Schrift zurecht um 1130 S. 473. Tataren schreiben uigurisch auf chinesische Art 474. Chubilaichan beauftragt um 1279 Passera mit der Herstellung einer Schrift für die Mongolen 475. Chinesische Schriften in's Mongolische übersetzt 476. Taitsu beauftragt 1599 den Erdeni Bakschi mit Herstellung einer mandschurischen Schrift 477. Verbesserung derselben 1641 durch Dachai Bakschi 478. Sorge der chinesischen Kaiser für mandschurische Schriften 478. Kianlung läßt 1748 eine neue Schrift für die Mandschu herstellen 479. Schriften 480. Aufgehen der Mandschu im Chinesentum 480.

Die Hieroglyfik der Aegypter. . . S. 482—603.

I. 1. Aelteste Zeit. Sinnbildliche Malerei 482. Benutzung der Bilder für Laute 483. Meroe die wahrscheinliche Geburtsstätte der Hieroglyfik 483. Der Gott Tot als Schriftbringer 484. Nachrichten der Griechen 485. Schrift in Meroe und Aethiopien 486. Anführung der Zeitangaben von 26 europäischen Gelehrten unsrer Zeit über den Regierungsanfang des ersten Aegypterkönigs, die um 4285 Jahre auseinandergehen 488. Aelteste Schriftstellerei (Geschriebene Gesetze, Heilkunde) 490. Priester die Träger der Bildung 490.

2) Die Hieroglyfik eine Sylbenschrift 491. Wahl der Zeichen

Digitized by Google

102. Das umhüllte Bild drückt die Konsonanten seines Namens aus 496.

Gräberbilder für ihren Namen 502.

3. Bilderschrift und Ausgestaltung der Bilder 511. Abkürzungen 518. Variation 519. Ornament 520.

4. Zeichenschrift 522. Zahlen und Zeichen. Ursprung. Särgen Schrift 529. Siegel 529. Stempel 530. Tuareg. Hieratik. Palmblätter 531. Papyrus 531. Tinte. Schreibrohr 535.

5. Die Schriftarten oder Systeme 539. Veränderungen in Zeichen und deren Deutung und die Schreiber 543. Schreibfehler 545. Abkürzungen 546. Gestaltung der Schrift 547. Verschiedene Systeme. Uebersicht des Bestandes der Zeichen 551.

6. Zahlwörter und Zahlen 556. Entwicklung in den 36 Jahrhunderten, das erste vielleicht schon um — 2781 erfunden. Schreibung der Zahlen mit Ziffern und Buchstaben. Schreibung oder Schriftsystem 563. Sternkunde, Reform des Kalenders um — 1780 S. 568. Sternbilder außer der alten ägyptischen. Geometrie 569. Chemie 569. Geschichtschreibung 570. Alle Schriften beziehen sich auf Religion 571. Die Literatur 572. Uebersicht 572. Bildereien in Tempeln und Gräbern. Material von Schriftkomposition im XVI. vorchristlichen Jahrhundert 573. Bibliotheken 574. Schreiber 574. Verbreitung der Schrift. Aelteste Schriftdenkmäler schon um — 3000 S. 576. Verlieren schon in ihrer Blütezeit nur den kleinsten Teil des Landes — Sara 577. Veränderungen in den Formen der Schriftzeichen. Vielschreiberei im antiken Leben 579.

7. Verbreitung der Schriftkunst durch Aegypter 580. Andre Völker nehmen sie nicht — Schrift durch Priester — nur S. 581. Die gemeine Volksschrift oder demotische Schrift 585. Die Allgewalt des Priestertums

8. [illegible] unter Fremdherrschaft. Perser — 526 S. 585. [illegible] Schrift neben [illegible] und [illegible] Schriften 589. Verschiedene Priester in Meroe 591. Volksschrift 591. Aegypter [illegible] Schrift [illegible] in griechischer Schrift [illegible] aus dem Aegyptischen 593.

9. Das Verständniß der Hieroglyfik geht verloren. Ansicht

über die Hieroglyfik von Diodoros — 55 S. 594. Römerherrschaft — 30 S. 595. Ansicht Champollion's — 25 S. 595. Trübung des Wissens 595. Aufstellung eines Alfabets 596. Schlechteter Stand, endlicher Untergang der alten Schrift 596. Diokletian verbrennt die chemischen Schriften + 296 S. 597. Der Schlüssel der Hieroglyfik verloren 598. Ansichten von Plinius + 77, Takitus, Plutarchos um 100 S. 598. Horapollon's widersinnige Deutung 598. Ansichten von Klemes um 200, von Ammianus Marcellinus um 350 S. 600. Herabwürdigung der Hieroglyfik zu abergläubischem Treiben, Kanopus noch im IV Jahrhundert denen Hauptsitz 600. Aufersteh[illegible] der Hieroglyfik durch europäische Gelehrte 601. Seyffarth der wahre Entzifferer der Hieroglyfen 601.

Die Keilschrift im südwestlichen Asien. . S. 604—678.

1. 1. Das Zwischenland des Enfrat und Tigris Heimath der Keilschrift 604. Ansichten der späteren Perser über den einheimischen Schriftgebrauch 604 und ihre Irrtümlichkeit 605. Zufolge einer berechneten Gestirnstellung übten die Franier um — 1600 Schrift 605. Babylonische Sagen 606. Waren Aegypter die Schriftbringer? 607. Chaldäer gründen zwischen — 3000 und — 2000 Babel 608, bilden eine Sylbenschrift aus 608. Strichfiguren, deren älteste Form 609. Anwendung von Keilen 610. Gruppirung der Keile 611. Schreibweisen 614. Die Königsnamen in den ältesten aufgefundnen Schriftstücken gegen — 1900 angesetzt 615. Wandlungen der babylonischen Schrift 616.
2. Verbreitung nach Kissa, zu den Assyrern, nach Armenien und Medien 617. In diesen Ländern vorgenommene Veränderungen 618. Meinung der Assyrer vom Ursprung ihrer Schrift 619. Sogenannte turanische Schrift 619.
3. Die Keilschrift ein Gemenge von Wort- und Sylbenschrift 622. Verfahren bei dem Schreiben 623. Ziffern 624. Mehrdeutigkeit der Zeichen 626. Vereinfachung der Formen 628. Verhältniß der verschiedenen Schriftarten zu einander 630.
4. Beschreibstoffe 631. Druckverfahren mit Stämpeln 633. Glasiren des Thons 634. Gyps, Basalt, Marmor 635. Felsflächen 636. Metalle, Gewebe 637. Thierfelle (angeblich Zarathustra's Schriften auf 12000 Kuhhäuten) 638. Petschafte 638. Verschiedenheit im Gebrauch zwischen Ninive und Babel 639.
5. Priester die Pfleger der Schrift 639. Sternkunde der Chaldäer (der Beltempel zu Babel ihre Sternwarte) 640. Aufgezeichnete Sternbeobachtungen seit etwa — 2230 S. 640. Die Erde als ein Kahn betrachtet 641. Annahme, daß die Erde sich um die Sonne bewegt 641. Schulen der Chaldäerlehre 641. Mathematik, Sittenlehre der Chaldäer 642. Geschichtsnachrichten 643. Ruf der chaldäischen Gelehrsamkeit 643.
6. Könige Assyriens machen Felsanschriften 644, lassen ihre Thaten auf Tafeln und Cylinder schreiben 646. Schrift bei der Reichsverwaltung 646. Das thönerne Reichsarchiv Sardanapals um — 650 S. 647. Hauptsitze des chaldäischen Schrifttums 648. Zerstörung des Schrifttums in Babel durch Nabonassar — 747 S. 649. Zerstörungen in Ninive 649. Wiederherstellung durch Sanacharib um — 700 S. 649.

7. Privatgebrauch der Schrift 650. Talismane, Siegelringe, Briefe mit Siegeln verſchloſſen 650. In Medien ſchriftliches Gerichtsverfahren 651. Verträge auf Thontafeln 651. Vorkommen alfabetariſcher Schrift zu Regeſten 651. Wie war es möglich Keilſchrift auszuführen, die nur vergrößert zu leſen iſt? 653.

II. 8. Keilſchrift der Perſer 654. Die Perſer entlehnen nach dem Falle Babels — 536 von den Chaldäern die Ausdrücke für „Kenntniſſe" und ergreifen die Keilſchrift 654. Aufſtellung einer neuen Keilſchrift unter Dareius I. 655. Die neue Schrift einfacher 656, und mehr alfabetariſch 657. Ueberblick der Zeichen 660. Schreibweiſen 661. Die Perſerkönige bedienen ſich gleichzeitig verſchiedener Schriftarten 663. Ihre Felsinſchriften 665 (Felsinſchrift des Dareius zu Behiſtun in einer Höhe von 300 Fuß) 667. Firniß von flüſſiger Kieſelerde darüber 667. Hofhiſtoriker 668. Kteſias — 401 nennt das perſiſche Reichsarchiv die „königlichen Felle" 669. Archive 669. Königliche Schreiber 670. Siegel, Münzen 670. Briefiſcher Verkehr 671. Ruferpoſten und Fackelſchrift des Xerxes 671.

9. Benennungen und Gebiet der Keilſchrift 672.

10. Könige und Chaldäer in Zwieſpalt 673. Xerxes zerſtört den Beltempel 674. Die Chaldäer profezeihen den Fall der Perſer und begrüßen den ſiegenden Alexandros 674. Untergang der Keilſchrift durch Eindringen der griechiſchen 674. Die letzten Namen griechiſcher Könige in Keilſchrift um — 150 Z. 674. Schule der Chaldäer in Borſippa 675. Keilſchrift bei den Parthern 675. Dreiundzwanzig griechiſche Schriftſteller bis in die erſten chriſtlichen Jahrhunderte über das Morgenland 675. Verbreitung weiſſagender Chaldäer 677. Ihr Sitz in Rißibr 677. Schrift Hafk und Schiſchim 677. Der Islam unterdrückt die Nachläufer der Chaldäer 677. Das „himmliſche Alfabet" in Europa wahrſcheinlich kein Ableger der Keilſchrift 677. Die Erinnerung an die Keilſchrift verſchwindet im Morgenlande 677. Ihre Schriftzüge gelten als Zauberzeichen 678.

Die Sprachlaute. . . . . S. 679—708.

Gebärdeindrücke 679. Sprachwerkzeuge 680. Verſchiedenheiten in der Ausſprache 683. Entſtehung der Sprachlaute 684. Die Hauchung 684. Mitlaute 685. Ihre Verbindung 696. Stimmlaute 698. Zwiſchen-Vokale 702. Diſthonge 703. Zeitwerth der Sylben 705. Betonung 706. Grundlaute und Nebengeräuſche 706.

Das Alfabet. . . . . S. 709—726.

Vorſtufen 709. Bedingungen der Erfindung 710, und ſeiner Beſchaffenheit 711. Geſichtspunkte bei der Aufſtellung 712. Buchſtaben 713. Muthmaßliches Verfahren des Erfinders 714. Inſchrift vom Sarge des Königs von Sidon um oder vor — 1000 älteſtes, beſtimmbares Schriftſtück im Alfabete 715. Das Alfabet aus demſelben 716. Bilder oder Striche? 717. Zergliederung der Formen 718. Der Alfabeterfinder ein Semit 720. Welchem Volke angehörig? 720. Zuſammenhang des Alfabets mit der Keilſchrift? 722. Uraltes Vorkommen (ehe der Name Foiniker entſteht und Iſrael nach Aegypten zieht) 723. Einfluß des frühen Vorhandenſeins 724. Mängel des erſten Alfabets 725.

Anmerkungen. . . . . S. 727—782.

Einleitung 727. Schriftlosigkeit 727. Vorstufen: Gegenstände als Mahner 728. Hautmalerei 729. Aetzschrift 731. Manka 731. Tatuirung 732. Sprechende Gegenstände 739. Zeichnungen 740. Nordamerikanische Wampum- und Bilderschrift 740. Bilderschrift der Südamerikaner 742. Quipuschrift 742. Hieroglyfik der Mittelamerikaner 744. China 747. Umkreis der chinesischen Bildung: Korea 754. Japan 755. Lutschuinseln 757. Hinterindien 757. Dsitataren 758. Aegypter 758. Keilschrift 771. Sprachlaute 781. Alfabet 782.

Digitized by Google

Berichtigungen.

Lies S. 214 Z. 4 von unten: Tafel XX 109 (anstatt 107). — S. 355 Z. 5. von oben: Dreiwörter-Buch. S. 367 Z. 9 von unten Wangschifu. Am Sylbenschluß ist im Tüneſischen oft n wie ng Naſal.

489 Anm. Z. 27 von unten Menes' Konstellation ist auf 17 Tempeln u. s. w. (die 17. in Burton, Exc. hierogl.). S. 507 Z. 17 tilge „im Sinne von nein"; bedeutet hn (keine) „gleichfalls, auch, ferner". S. 511 Z. 11 von unten tilge intransitive Bedeutung, denn schop bedeutet ja „schaffen, machen." S. 518 Z. 2 von unten: Treppe (zu: Pyramide). S. 520 Anm. Z. 6. von unten 240 Thlr. (900 Fr. statt 200 Thlr.). S. 550 Z. 10 von unten bilingual (statt bilinguis). S. 551 Z. 17 von oben: aus erweichtem k in h, mit k sonst lautende Wörter (nicht: h verhärtet in k. Der Sprachgang ist Erweichung des Harten). S. 574 Z. 3 von oben: hundert Bände (statt 1000 Bände). S. 615 Z. 15 u. 16 von unten: 8 mal (statt 6 mal) und jedem 20. (nicht 35.) Falle.

Fehlende Anmerkungsziffern.

n. 8 S. 158 Z. 13 von oben. — 1 S. 192 Z. 10 von oben. — 49 S. 527 Z. 3 von unten. — 111 S. 565 Z. 9. von unten. — 112 S. 566 Z. 11 von unten. — 83 (statt 82) S. 544 Z. 13 von unten. — 114 S. 566 Z. 4 von unten. — 177 S. 586 Z. 16 von unten. — 20 S. 611 Z. 15.

Digitized by Google

Eine von den großen Aufgaben, welche das Menſchengeſchlecht zu löſen hat, beſteht darin, die Macht des Menſchen über das Maß ſeiner natürlichen Ausſtattung hinaus zu erhöhen. In einer Hauptrichtung iſt ihm dies gelungen durch die Erfindung der Schrift und deren Steigerung im Druck, in der Stenografie und in der elektromagnetiſchen Telegrafie, und zwar gelungen in einem Grade, welcher, ſo weit wir heute zu ſehen im Stande ſind, die nicht überſchreitbare Grenze beinahe ſchon erreicht.

Die Geſchichte der Schrift und ihrer Wirkungen zu entwerfen, iſt demnach ohne Zweifel eine der vornehmſten Obliegenheiten der Geſchichtſchreibung. Was bedeuten doch für die Geſammtheit der menſchheitlichen Entwicklung die Veränderungen im Umfange der Staaten, welche der Ehrgeiz purpurgeſchmückter Thoren zuwege brachte, was die zerſtörenden und mörderiſchen Kriege, in denen die Menſchen gegeneinander wüthen, verführt oder geknechtet von Ruchloſen, denen kindiſche Geſchichtſchreiber den Lorbeer um die Stirn winden? Wohl müſſen auch Hergänge ſolcher Art umſtändlich und genau gebucht werden, auf daß die Menſchheit alles kenne, was vorgegangen iſt, allein der Werth von Büchern ſolchen Inhalts iſt ſehr gering. Bei weitem wichtiger iſt es, allerdings auch um vieles ſchwieriger, von denjenigen Werken zu handeln, welche die Geſittung, die Einſicht und die wahre Macht der Menſchen gefördert haben. Unter dieſen aber wird die Erfindung, Ausbildung und Verwerthung der Schrift jederzeit eine der erſten Stellen

einnehmen. Ich habe daher den Versuch gewagt, die Geschichte der Schrift zu entwerfen, fast könnte ich sagen zuerst, da bisher bloße Ansätze dazu genommen worden sind, die noch dazu nur die Schrift selbst, nicht das was sich an sie knüpfte, in Betracht gezogen oder doch nur Vereinzeltes davon erwogen haben; und wenn mir auch nicht beschieden sein sollte, dieses Unternehmen zu seinem Ende zu führen, wird man doch in dem Vorgelegten (so hoffe ich) die Umrisse des Ganzen gezogen finden. —

Unser Leben ist durch und durch ein künstliches geworden. Uns, die wir uns als Gebildete bezeichnen, bietet der, (wie wir uns auszudrücken pflegen) im Naturzustande befindliche Mensch oder der Wilde ein gar seltsames, verwunderliches Schauspiel. Wir vermögen nicht mehr recht oder nur sehr schwer, uns in seine Stimmung und in seine Lage hineinzudenken, weil letztere von der uns umgebenden Wirklichkeit wesentlich abweicht und wir selber andere Voraussetzungen haben, nach denen wir auffassen und handeln. So ganz und gar stehen wir in einem innern, verbindenden Zusammenhange mit andern Menschen, daß wir als vereinzelte Geschöpfe in der Natur, dieser allein gegenüber, gar nicht mehr zu betrachten sind. Unser ganzer Lebenskreis bewegt sich in einem geschichtlich, d. h. von andern Menschen geschaffenen Kreise. In solchem Grade ist dies der Fall, daß sogar die meisten körperlichen Bedürfnisse, die ja doch auf unmittelbare Naturantriebe und Naturgebote zurückzuführen sind, gekünstelt befriedigt, sogar künstlich hervorgerufen werden und zwar in einer Weise, in welcher unsere Vorstellungen vom Bedarfe nicht als willkürliche erscheinen. Es gibt für uns in der That keine andere Vorstellung des Lebens mehr, als die, welche wir haben, nicht nur im Wohnen und Kleiden, sondern auch bei der Ernährung. Der Hunger mahnt uns nicht erst dazu, uns zu sättigen: an bestimmten Stunden nehmen wir unser Mahl ein. Nicht mit der freiwilligen Gabe der Natur nähren wir uns, sondern von angebautem Reis oder Korn, das wir nicht nach der Ernte in seiner ursprünglichen Beschaffenheit genießen, sondern in mannichfachen Zurichtungen bereitet. Die schmackhaften Birnen zum Beispiel verdanken wir der Pflanzung und Pflege dieses Obstbaumes, dem Veredeln seiner Frucht. Durch Menschenthat wurden aus

Digitized by Google

dem Holzapfel und der Holzbirne, der Schlehe und der Vogelkirſche die edlen Früchte unſerer Gärten. Alle Nothwendigkeiten unſeres Daſeins weiſen uns nicht lediglich auf die Natur, ſondern gleichzeitig auf die vermittelnde Thätigkeit anderer Menſchen hin. Was dem Boden abgewonnen wurde, ſchafft der Ackerbauer zum Verkauf auf den Markt. Dazu hat er gearbeitet; ferner Gegenden Erzeugniſſe führt der Kaufmann herbei. Wie wäre noch im Getriebe dieſer ineinandergreifenden Räder eine Vereinzelung im Wandel möglich? In noch weit höherem Grade als unſer äußeres Leben iſt unſer inneres geiſtiges Weben mit dem der übrigen Menſchen verſchlungen. Unſre meiſten Gedanken ſind nicht ſo gänzlich unſere eigenen Gedanken, wie wir wohl vermeinen; die uns beſchäftigenden Vorſtellungen, und auch Urtheile, mit denen unſer Denken hantirt, ſind zu einem beträchtlichen Theile von außen in uns hineingekommen und gehörten ſchon vorher theilweiſe Andern an (wiewohl nicht immer ganz, was Carey und andere Nordamerikaner thöricht behauptet haben). Wir verwechſeln öfter das Angeeignete mit dem Selbſterdachten. Alles Angeeignete muß indeß doch eine innere Arbeit durchmachen und durch ſie erſt zu einem Selbſtdurchdachten werden, bevor es uns wirklich ſicher angehören und in uns fruchtbar werden kann.

Der körperlichen Dinge oder Stoffe Eigentümlichkeit iſt es daß ihr Beſitz ein ausſchließlicher bleibt und jegliches Stück, welches in das Eigentum des Einen übergeht, zugleich damit aufhört, eines Andern Habe zu ſein. Was einem verbleibt, iſt allen Uebrigen entzogen. In den Gebieten des geiſtigen Lebens findet im Gegentheile mit dem Uebergehen von Gedanken eine Vervielfältigung derſelben ſtatt. Je Mehreren ein Beſitzender mittheilt, was er inne hat, deſto mehr wird, ohne daß ihm dabei ſelber etwas entzogen würde oder mit der Gabe abhanden käme. Wer gibt, überträgt von ſeinem inneren Leben an Andere, ohne ärmer zu werden. Ihm verbleibt, was er vorher beſaß, aber Andere erhalten es auch, gleichwie die Flamme, neues Feuer entzündend, vom eigenen Glanze nichts verliert. Nun kann zwar, wie wir ſchon bemerkten, niemand einen fremden Gedanken einfach in ſich übergleiten laſſen, ſondern muß ſich deſſelben wiſſentlich bemächtigen, um ihn zu einem eigenen zu ſtempeln, dergeſtalt, daß zur Gedankenvervielfältigung

das zusammentreffende Wollen und Thun zweier Menschen erfordert wird; allein das Ergreifen schließt sich erst an das Mittheilen an und ist wesentlich nur ein Thun, während das Mittheilen in seiner That einen bestimmten Gehalt trägt, so daß letzteres das Kräftigere und Hauptsächliche ist. Nachher gehört aber das Aufgenommene dem innern Leben des Aufnehmenden an, wird von ihm selbstständig, eigenartig verarbeitet und wirkt in ihm weiter als bestimmende Macht. Auf diesem Wege wird uns allen ein gewisser Vorrath von Vorstellungen und Ideen beigebracht, mit dem wir arbeiten. Unsere Thätigkeit knüpft an das Empfangene an, spinnt dasselbe fort, prägt es um, entwickelt es höher oder verkehrt es auch in seine Gegensätzlichkeit. Das gegenseitige Mittheilen von allen Menschen, denn mit Ausnahme der kleinen Kinder und der Blödsinnigen findet ein ununterbrochener Austausch statt, schafft einen geistigen Lebenskreis und eine fortlaufende Bewegung. Keiner bleibt theilnamlos, alle sind mitthätig. Dadurch erwächst eine Verschlungenheit des Lebens, in welcher kaum jemand seinen ursprünglichen Antheil, seine eigene Zuthat rein abzuscheiden vermöchte. Diejenigen sind die bedeutenden Menschen, deren Kraft dieses geistige Strömen stark beeinflußt, und der steht hoch, dessen Weben am Gesammtgespinste ein förderndes ist — nur dieser. Die Gesellschaft erscheint sonach als ein Ganzes oder wenigstens als eine Gesammtheit von gewissen vielfältig in einandergreifenden und durch einanderschwingenden Kreisen.

Die Voraussetzung, worauf diese Verbundenheit des Menschengeschlechts beruht, ist die Sprache. Denn mittelst des geflügelten Wortes geschieht die Mittheilung aus Geist in Geist. Das Wort ist jene gewaltige Macht, welche die Fesseln dumpfer Thierheit sprengte, den Menschen emporriß in die aufsteigende Bahn seiner Entfaltung, und was wir Geschichte nennen, hervorrief. Ohne die Sprache hätte die Vernunft sich schwerlich entfaltet; durch sie entstand der innerliche Zusammenhang, die Geselligkeit und Gesellschaft. Denn in das Wort hat sich der Geist ergossen; es ist der Leib der geistigen Aeußerung, das Fleisch des Gedankens, halb sinnlich und halb unkörperlich zwischen Geist und Stoff das Vermittelnde, ein Uebergang zwischen beiden.

Das Wort entstand nicht von außen, es spricht nicht aus dem

Digitized by Google

Stoffe. Der Empirismus eines Demokritos und Epikuros, eines Locke und Hume, gar eines Holbach und Cabanis, eines Büchner und Vogt iſt grundverkehrt. Das Wort iſt dem Geiſte entſprungen, der ſich der Natur bemächtigte, um in ihrem Gewande ſich zu äußern und vernehmbar zu machen; es iſt das geiſtige Werkzeug, vermöge deſſen er nach ſeinem Willen und in ſeiner Weiſe einen andern Geiſt berührt.

Kraft der Rede iſt die geiſtige Einwirkung der lebenden Menſchen auf einander und die Erziehung des Nachwuchſes gegeben. An die Erziehung, welche die Summe der eigenen Lebenserfahrung und des eigenen Nachſinnens fortpflanzt, knüpft ſich die raſchere Entwickelung des Heranwachſenden. Dieſer kann faſt da anknüpfen, wo ſeine Erzieher bereits ſtehen; Ergebniß reiht ſich an Ergebniß ohne die Zwiſchenarbeit, und über die verſchiedenen Stufen, welche die Altvordern ſchon zurückgelegt hatten, wird er ſchnell hinweggeführt.

Betrachten wir nun aber die Bande, welche unſer geiſtiges Leben an das der übrigen Menſchen anſchließen, ſo ſteht neben dem Anhören der lebendigen Rede das Leſen von Geſchriebenem. Es kommt unſere geiſtige Nahrung halb aus dem Verkehr, halb vom gedruckten Blatte.

Das Wort hatte ſeine Kraft geſteigert, ſich gleichſam potenzirt, als es einen neuen Leib anzog und zur Schrift wurde. Was doch unmöglich ſchien, daß der Gedanke, der aus der Bewegung der Luftwellen ſich kündet, ſeinen Sinn ergebenden Schall dauerhaft und beſtändig mache, iſt zur Wirklichkeit geworden. Des Menſchen erfinderiſcher Geiſt erſann da eine Weiſe, um das, was zum Ohre ſprechen ſollte, dem Auge zu zeigen, den Gedanken, der im Tone weht, im Zeichen zu bannen und abzulöſen von der räumlichen wie zeitlichen Beſchränkung, welche bedingt wird von den Schwingungen der Luft.

Das Merkmal der Schrift iſt ihr ruhiges Beharren. Die Rede fließt lebendig, ſie entſteht im bewegten Leben; ſie ſtirbt im Verhallen des Wortes; nur eine Erinnerung bleibt zurück und dieſe malt ſich in Jedem, ſeiner geiſtigen Art gemäß, anders. Das geſchriebene Wort iſt äußerlich todt — niemals hat es die Friſche und das Feuer des Lebens, aber während es dennoch der Kundmachung

des inneren Lebens dient, iſt ihm Unwandelbarkeit eigen; es reicht über Stunde und Stelle hinaus.

Es iſt ſehr klar, daß mündliche Mittheilung nur zwiſchen Gegenwärtigen, Lebenden erfolgen kann, es iſt ebenſo klar, daß verſchollene Worte, die lediglich im Andenken haften, der umbildenden Macht des geiſtigen Spieles anheimfallen und daß demzufolge die Erinnerung an ſie mit der Zeit getrübt oder gar gänzlich verwiſcht wird. Ein unſichrer Träger bleibt das Gedächtniß. Doch in der Feſtſtellung des Wortes vermöge der Schrift iſt eine Sicherung gegeben, welche nicht nur den beſtimmten Gedanken genau in ſeiner eigentümlichen Form bewahrt, ſondern auch im Stande iſt — und darin liegt ſein zweiter Vorzug — die Getrenntheit der Menſchen gewiſſermaßen aufzuheben. Aus dem Briefe ſpreche ich zu dem entfernten Freunde, auf niedergelegtem Papiere beglaubige ich für die Folge meinen Willen oder meine Anſicht und ſetze ſie gegen jede ſpätere Entſtellung außer allem Zweifel, und wenn ich ein altes Buch leſe, vernehme ich die wohlüberdachte Rede eines Mannes, von deſſen Leibe vielleicht kein Stäubchen mehr übrig iſt. Denn Leſen heißt ſich mit Entfernten und Verſtorbenen in Verbindung ſetzen, ſie anhören. Ohne perſönliche Dazwiſchenkunft findet durch das Geſchriebene die Gedankenmittheilung ſtatt. Im Buche wird eine Aeußerung der wegſchwindenden Zeit gebannt.

Indem nun die ſchriftliche Mittheilungsweiſe aufkam, entſtand eine Macht von ungeheurer Wirkſamkeit. Hoch ſchwang ſich in ihr der Gedanke über die irdiſche Zufälligkeit empor. Nichts ſchadete ihm fortan der Tod eines Menſchen, nichts das Erlöſchen eines Gedächtniſſes auf Erden. Die hinterlaſſene Schrift tritt an die Stelle ſeines verſtummten Mundes, ſie erobert die Nachwelt. Was ein Glied der Menſchheit in einem gewiſſen Augenblicke dachte und buchte, das kann wirkſam werden für die geſammte Menſchheit. In der mündlichen Rede ſind der Verbreitung und Fortpflanzung der Ideen ſehr enge Grenzen geſteckt: das Niedergeſchriebene hat keine Schranken vor ſich; es wird wirken ſo lang in ihm ſelber noch unaufgebrauchte Wirkungsmacht ruht. Beſitzt es dieſe und fällt etwa ſein Same in einer Zeit, in einem Lande auf unfruchtbaren Boden — ſo wird es in einem andern zu neuer Frucht aufgehen. Je vollkommener die Weiſe war, in der ein Gedanken-

werk gefaßt und gebucht wurde, deſto längeres Wirken wird ihm beſchieden ſein.

Was ein einzelner Menſch durch ſeine geiſtige Anſtrengung errungen hat, verfällt in der Regel dem Untergange, wofern er ſeinen Gewinn nicht für Andere niedergeſchrieben hat. Denn auch dasjenige, was ihm gelungen war unter ſeinen Bekannten zu verbreiten, iſt der Umbildung ausgeſetzt und wird ſchnell verändert, entſtellt. Mit der Zeit bleibt von ſeinen Gedanken wenig übrig; nur Geſchicklichkeiten, Fertigkeiten, die nicht zum Geiſte ſprechen, leiten ſich richtig weiter. In dieſer raſchen Vergänglichkeit erworbener Einſichten liegt der Grund, warum ſchriftloſe Völker äußerſt langſam fortſchreiten, warum ſie ſo wenig ſich entwickeln, daß ſie große Zeiträume hindurch auf der nämlichen Stufe zu beharren ſcheinen. Die kleinen Erträge der Erfahrungen und Betrachtungen des einzelnen Menſchen, deren Summe erſt einen Fortſchritt ausmachen würde, gehen immer wieder verloren. Selten erhält ſich Etwas längere Zeit, und wo das vorangegangene Geſchlecht begonnen hatte, ebenda fängt auch das folgende abermals an. Jeder Menſch in ihm wird blos von dem Anweſenden berührt, von dem was er ſieht und hört.

Anfänglich mußten die Menſchen, um ihres Unterhaltes willen, auseinandergehen. Aus ihrer Zerſtreuung über den weiten Raum der bewohnbaren Erde ergaben ſich nothwendig getrennte Entwickelungen. Verſchiedene Völker entſtanden: Abtheilungen des Menſchengeſchlechtes machten Völker aus, die in ſich lebten. Und indem das Wort in der Mannichfaltigkeit ſeines Erſcheinens zu einer Vielfältigkeit der Sprachen wurde, war mit jeder verſchiedenen Sprache ein abſchließender Kreis gezogen, innerhalb deſſen allein die enge Verbindung des Zuſammengewachſenſeins beſtand. So war alſo das erſte ein Zerfall der Menſchheit in geſonderte Theile. Die Bildungen arteten ungleich, die Völker entfalteten ſich mit verſchiedener Schnelligkeit und auf verſchiedene Weiſe.

Nachmals trugen ſich wohl Berührungen der Völker zu und in Folge derſelben ging mancher Gewinn von dem einen Volke zu einem andern über. Wer eine neue Sprache völlig inne hatte, zog ja einen neuen Menſchen an. Aber wie ſchwer iſt das! Wie

ſchwer fiel gar das wirkliche Eindringen und Heimiſchwerden in einem fremden Lebenskreiſe! Was wußten und verſtanden denn die alten Hellenen von den Perſern, Aſſyrern, Aegyptern, Indern, Hebräern, trotzdem ſie die Herrſchaft über Vorderaſien und Aegypten gewonnen, trotzdem ſie ſo ſcharf, ſo gewiſſenhaft im Beobachten, ſo unverdroſſen im Arbeiten waren? Lauter Bruchſtücke haben ſie mitgetheilt und voller Mißverſtändniſſe.

Nun iſt auch die Richtung der Zeiten verſchieden. Einſeitigkeiten gelangen in ihnen zur Herrſchaft. Unter dem Einfluß des Tages ſteht der Menſch. Rings um ſich hört er daſſelbe. Das Echo erſcheint ihm als Beſtätigung, drum glaubt, drum wiederholt er ſelber das Vernommene getroſt. Durch ein gefärbtes Glas ſchaut er und dem entſtellten Eindruck gemäß richtet er ſich in ſeinem Handeln. Wie die chriſtliche Kirche in ihrem lebendigen Beſtande ſich verfälſcht hat und alle Tage neu verfälſcht, ſo ſind im Leben alle Ueberlieferungen ohne Ausnahme der Veränderung und Umprägung ununterbrochen ausgeſetzt. Lauter und rein bewahrt zum Glück das Buch das Wort der alten Zeiten, der anderen Völker. Eine früheren Tagen angehörige Anſchauungsweiſe erhält ſich in ihm. Das Schrifttum wirkt demnach fortwährend neben der lebendigen Geſellſchaft. Es bietet ſeinen Inhalt zum Vergleiche mit dem Gegenwärtigen, es erkräftigt dadurch zur Beurtheilung, verhilft zur Befreiung des Geiſtes. Die Araber nahmen viele griechiſche Schriften auf, ſie benutzten dieſelben, ſo weit ſie ihnen nützlich vorkamen, bearbeiteten und arabiſirten ſie. Damit ſchienen ſie ihren Gewinn ſich raſch und leicht angeeignet zu haben. Fortan gingen ſie, nur ihre eigenen Bücher leſend, nicht mehr auf die Griechen zurück, die ſie erſchöpft zu haben meinten, und, ſiehe da, die Einwirkung der griechiſchen Schriften auf ſie war anfangs ungeheuer, hernach null. Die Abendländer lieſſen die griechiſchen Werke in ihrer Beſchaffenheit, laſen ſie fort und fort, ohne ſie durch ihre eignen Ueberarbeitungen erſetzen zu wollen, behielten alſo neben ihren Werken die alten Bücher ſo wie ſie waren — und immer von neuem erwieſen dieſelben ſich in der fruchtbarſten, heilſamſten Weiſe wirkungsmächtig bis auf dieſen Tag. Der erziehende und bildende Einfluß früherer Völker und Bildungsſtufen fährt ſonach fort, durch die Bücher zu gelten und geſtattet in ſpäterer Zeit das Sichein-

leben in Gedankenzustände, die weit ab von denen der Gegenwart liegen.

Die Schrift entrückt demnach ihren Inhalt dem vergänglichen Augenblick, der ihn gebar. Sie läßt nicht zu, daß das Andenken des Geschehenen mit den Menschen, die es erlebt, ersterbe, daß seine Züge die Sage zu etwas Anderem umschmelze. Auch die Einsicht geht nicht ferner in's Grab. Aufgeschrieben erhält sie sich. Wir wissen manche Kunstfertigkeiten der alten Zeiten nicht nachzuthun, obwol deren Erzeugnisse uns vorliegen, blos darum nicht, weil keine schriftliche Anweisung zu uns gelangte. Die Mittheilung wird durch Schrift festgemacht und durch sie der unabsichtlichen wie der vorsätzlichen Fälschung gewehrt. Denn das Geschriebene wird zu etwas der Natur Angehörigem, weil in ihm der Gedanke in eine lange bleibende Stofflichkeit gebracht und, so lange der Stoff unverletzt besteht, das Festhalten des Lebensertrages, der geistigen Durchbildung eines Menschen möglich geworden ist. Bücher können freilich gefälscht werden in Zeitaltern, in denen Bücher häufig geschrieben werden, allein es gibt Mittel, solche Fälschungen zu erkennen.

In der Schrift ward mithin eine ungeheure Ausdehnung und Steigerung der menschlichen Kraft gewonnen und durch sie die Verbindung der Menschen, der räumlich und zeitlich getrennten, wesentlich befördert. Das Band, welches das Wort um die Menschen schlang, zog die Schrift enger zusammen. Die nacheinander lebenden Geschlechter aneinanderreihend erhöht sie das geistige Zusammenleben des Menschengeschlechts und führt allmählig, indem sie Vorwelt, Mitwelt und Nachwelt verknüpft, der höchsten Einheit in Allseitigkeit entgegen.

Indeß bleibt die Erhaltung eines einzelnen Schriftstückes dem Zufalle allzusehr ausgesetzt. Wie viele sind von Menschen vernichtet worden, die fortzuleben verdient hätten! Da hat die Erfindung des Abdrucks die Verallgemeinerung der Bücher ermöglicht und das Walten des Zufalls über die geistige Schöpfung beschränkt, nahezu aufgehoben. Weiter hat die Beschwerlichkeit des Schreibens, die Langsamkeit der Ausführung, bei welcher dem Schreibenden Gedanken leicht verloren gehen, die Stenografie vermindert; sie, die des Redners Wort vom Munde abfängt und das flüchtige

Gespräch in Schrift umwandelt. Das alte Wort: Verba volant, scripta manent „Gesprochenes fliegt dahin, Geschriebenes bleibt" gilt nun nicht mehr völlig. Das Schreiben selbst beschleunigt Malling-Hansen's Maschine. Und die Telegrafie hat in die Ferne Zeichen zu geben vermocht. Endlich hat die große Erfindung unseres Jahrhunderts, der elektro-magnetische Telegraf, gelehrt Gedanken mit Blitzesschnelle über Länder und Meere hinweg zu tragen. Botschaften fliegen mit unfaßbarer Geschwindigkeit durch die Räume. Am selbigen Tage kann ein Mann in London einen Bekannten in Ostindien befragen und seine Antwort vernehmen. Ja rascher als der Erdball sich schwingt, läuft die Rede im Drahte und die nach Westen gemeldete Botschaft erfährt der Benachrichtigte vielleicht noch früher, als sie nach dem Stande der Sonne von seinem Freunde dem vermittelnden Drahte anvertraut wurde. Mit vielen dem Menschenworte gehorsamen, Gedanken tragenden Fäden wird das Erdenrund umsponnen: einem Gehirne für die Menschheit möchte man das Telegrafennetz vergleichen. In weiten Fernen setzt sie sich am nämlichen Tage in dieselbe Kenntniß und in Uebereinstimmung. Wenn gleich die elektromagnetische Telegrafie an vorher gezogene Linien gebunden bleibt, so weist sie doch den Weg zu einer Art von Allgegenwart. Das scheint eine äußerste Steigerung der Menschenkraft.

So sind die Hindernisse, welche Zeit und Raum dem Menschen entgegenstellen, wenn gleich nicht gänzlich aufgehoben, doch zum Theil überwunden, und damit ist näher gebracht ein Ziel, von dem wir jetzt allerdings noch weit ab sind, die Wiedervereinigung aller Menschen zu einer einzigen großen Gesellschaft in der Gemeinschaft Eines Lebens. —

Von dem Zwecke abgesehen, um dessenwillen die Schrift erfunden ward, hat ihr Dasein den nachdenkenden Menschen auf einen Standpunkt erhoben, auf dem er über seiner Rede steht. Im Worte war der Gedanke gebunden; die Sprachlaute verkörpern Begriffe in einer Art, welche von Willkür und Zufälligkeit nicht frei ist. Das Kunstmittel der Schriftzeichen vermittelte nun abermals für das Denken diese sinnbildliche Verleiblichung des Gedankens. Im Schreiben fand also eine Vermittlung des Vermittelten statt. Im geschriebenen Worte war der Gedanke so abweichend, so

anders vergegenſtändlicht, daß der Menſch ſeiner eigenen Schöpfung, weil dieſe in eine veränderte Form eingetreten war, freier, gleich wie etwas Aeußerem gegenüberſtand. Sowie der Menſch ſeine Sprache, das Wort ſeines Mundes in das Reich des Sichtbaren übertrug, Laute malend, um durch das Auge, ſo zu ſagen, zum Ohre zu ſprechen, nahm er eine Abſtraktion zugleich vor. Zeitlich in Schwingungen Verlautbartes macht er zu einem feſt Räumlichen, was es ſeiner erſten Natur nach nicht eigentlich war, ſondern erſt durch eine Uebertragung wurde. Schreiben heißt zu dem Geſichte ſprechen, Leſen heißt mit dem Geſichte hören. Der Menſch lernte nunmehr den leiblichen Ausdruck ſeines Gedankenlebens in zwei Formen, als Laut und als Zeichnung kennen. Dieſe Zweiſeitigkeit des Nämlichen mußte ihn zum Nachdenken über die Sprache hinführen, dahin, daß er, da Laut und Schriftzug gleiches bedeuteten, dem Weſen nachſpürte, das hinter beiden, beiden zu Grunde lag. Die geiſtige Natur ſeiner Arbeit ward ihm heller. Die Silben- und die Buchſtabenſchrift verhalf, wiewol nicht überall, doch bei mehreren Völkern, zur Einſicht in den Bau und die Gliederung der Sprache.

Der Sprechende gibt ſich unmittelbar. Der Schreibende iſt in der Regel allein, einſam, während er ſchriftſtellert. Er ſinnt vorher nach und ſtrebt nach Genauigkeit und Schärfe ſeines Ausdrucks in dem Bewußtſein, daß er als Schreibender in eine große geiſtige Gemeinſchaft eintritt. Auf den Lippen hat das Wort etwas Erweckendes, Erfreuendes, Anregendes; es iſt lebendig und friſch: dieſen Zauber ſtreift die Schrift ab. Zum Erſatz, und um den Sinn beſſer errathen zu laſſen, auf daß Ton und Gebärde nicht vermißt werden, wählt der Schreibende unter den Worten und arbeitet an der Faſſung des Satzes. Der Schriftſtyl fängt daher an, ſich von dem gewöhnlichen Geſprächston zu unterſcheiden. Allmälig gewöhnen ſich dann die Menſchen ſo zu reden, wie ſie ſchreiben würden; mit dem allgemeinen Gebrauche des Schreibens nehmen daher auch die Gebärden beim Sprechen ab, die ſonſt, gleichwie der Blick, den mündlichen Vortrag deutlicher und kräftiger machen.

Das Geſchriebene hat auch eine andere Natur als das Geſprochene. Nicht nur, daß wer etwas niederſchreibt, dies nach vorgängiger Ueberlegung mit geſammelter Geiſteskraft thut, ſondern

es geht auch eine Veränderung vor, sowie man das gesprochene Wort zum Gegenstande des Auges macht. Das geschriebene oder gedruckte Wort büßt nämlich den Klang ein. Die Laute werden allerdings angezeigt, aber die Lautfärbung, welche von jedem Sprechenden in einer besondern Art hinzukommt, geht verloren, der eindringliche Nachdruck der Stimme, die Zuthat der empfindenden Seele, welche kund gibt, wie im Redenden grade dieser Gedanke sich abspiegelt, welches das Verhalten dieses Menschen zu ihm ist. Kalt ist das geschriebene Wort in seiner Tonlosigkeit und weil leblos auch nicht so belebend. Die gesprochene Rede ergreift! Sonach wird die Schrift gewissermaßen unpersönlich: wohl ist sie im Ausdruck auch ein Abdruck vom Inneren des Menschen, aber doch bei weitem nicht so völlig, wie der von den Lippen quellende Satz. Niemals gleicht diesem die gelesene Schrift. Es findet demnach ein Abstrakter-werden statt, und es tritt damit das Geistige und Allgemeine, vor dem des einzelnen Menschen Besonderheit zurückweicht, stärker hervor. Darum fordert es aber auch zum Erfaßtwerden eine größere entgegenkommende Thätigkeit und Anspannung des Aufnehmenden, als das Zuhören — und so darf es uns gewiß nicht Wunder nehmen, daß Bücher Ungebildeten langweilig vorkommen.

Andererseits erleichtert jedoch die Schrift das Verständniß. Die vorübereilenden Worte verrauschen alsbald. Was überhört oder nicht richtig auf der Stelle aufgefaßt worden ist, das ist vorüber gegangen und verloren. Der Lesende jedoch mag da, wo ihm etwas nicht klar geworden ist, anhalten, den Satz noch einmal überlesen, über seinen Sinn nachdenken, die Stelle mit anderen vergleichen, später noch auf sie zurückkommen, sich so seiner Bedeutung ganz bemächtigen.

Die Wirkung der Schrift d. h. die Aeußerung und das Wirklichwerden ihrer Eigenschaften ist nach allen Seiten hin außerordentlich. Die Sprachen würden sich fort und fort in Mundarten zersplittern, wie dies zum Beispiel unter den amerikanischen Indianern geschehen ist, wo jede Horde fast eine andere Sprache redet, wenn sie nicht in gleichem Ausdruck einigte. Dem Streben der lebendigen Rede in Abweichungen sich auszubreiten und im mundartlichen Auseinandergehen zu vervielfältigen (wodurch die Stämme der Menschen noch

Digitized by Google

mehr gesondert würden) setzte sie einen Damm entgegen. Schreiben hemmte das Umbilden der Sprachen, die in raschen Veränderungen leben, sich theilen, aus sich heraus neue erzeugen. In der Schrift kristallisiren sie; dem Negativen der Willkür des immer frisch schaffenden Denkens tritt sie insofern in den Weg, erhaltend das Gegebene.

In der Meinung, daß Sprachen bei Abwesenheit der Schrift zur Vervielfältigung der Formen neigten, daß Bilderschrift diese Neigung hemme und den Stand der Sprache zum Erstarren bringe, Lautschrift eine mittlere Wirkung in dieser Beziehung ausübe, hatte im Jahre 1823 die wissenschaftliche Staatsanstalt Frankreichs (l'Institut de France) eine Preisfrage über den Einfluß der verschiedenen Schriftsysteme auf die Sprache (de l'influence de l'écriture sur le langage) aufgestellt. Die Arbeit des hessischen Geheimrathes Schleiermacher wurde im Jahre 1828 von ihr gekrönt, welche diesen vorausgesetzten Einfluß läugnete.[1] Schleiermacher wies nach, daß die ungeschriebene Rede der über einen weiten Raum ausgedehnten Slawen sich im wesentlichen gleich erhalten hat, daß schriftlose Sprachen alte Formen beibehalten, niedergeschriebene Sprachen solche aufgegeben haben, daß trotz verschiedener Schriftsysteme überraschende Aehnlichkeiten zwischen dem Koptischen und dem Englischen stattfinden, daß die barmanische Sprache, ohngeachtet sie mit dem Alfabet geschrieben wird, gleichwol wie die tsineesische, die kein solches braucht, eine bloße Wörtersprache ist und keine Beugungen, keine Formungen hat, zu denen die alfabetarische Schrift vermeintlich hätte hinleiten sollen; nur da will Schleiermacher einen Einfluß einräumen, wo ein breites Schrifttum blüht, das sich an heilige oder mustergültige Bücher anlehnt, die allgemein gelesen und im Gedächtniß behalten werden. Jedoch alle diese Bedenken Schleiermacher's können nur vor Ueberschätzung des Einflusses der Schrift auf die Sprache warnen. Zwei Vorfragen werden über den Grad dieses Einflusses entscheiden, ob nämlich die Sprache noch weich oder schon verhärtet war zu der Zeit, als die Schrift angenommen wurde, und ob letztere allgemein und lange angewendet oder nur von einigen Gebildetern geschrieben wurde. Wenn letzteres der Fall ist, wie soll sie da mit einem großen Gewicht auf die Sprachgestalt wirken? Zu den Barmanen kam zum Beispiel die Schrift

Digitized by Google

erst spät und unter ihnen gab es nur sehr wenige Schriftsteller; das ist der Grund warum sie auf die Barmanen fast einflußlos blieb. Wortschrift widersteht Veränderungen, Lautschrift (syllabarische sowohl als alfabetische) folgt allen Wandlungen der lebendigen Rede mit größter Gefügigkeit, aber bewahrt auch die Lautung für die Folgezeit. Schwieriger vollziehen sich daher nun in der bloßen Aussprache Veränderungen. Man spricht hernach, wie man schreibt, wenigstens thut dies der lesende Theil des Volkes und da gleichwohl Umwandlungen vorgehen, so wird der Leser zum Vergleich der gegenwärtigen Form mit der älteren und dadurch zum Nachdenken über die Sprache selber veranlaßt.

Der häufige Gebrauch der Schrift in vielen Volksschichten sowie die Einwirkung viel gelesener Schriftsteller band die Sprache und entwickelte sie in einer bestimmten Weise. Wenn sonst ein jeder nach seiner Art spricht, so wie er es um sich hört und (ein volkstümliches Wort zu gebrauchen) „wie ihm der Schnabel gewachsen ist", so gab nun die vorliegende Ausdrucksweise der vorzüglichsten Köpfe anerkannte Muster. Durch die Schriftsprache erhob sich eine veredelte Form zur allgemeinen Rede, da wer gut sprechen wollte, die Vorbilder nachahmte. Das geschah zum Vortheil aller, denn das Sprachvermögen steigerte sich dadurch gleichzeitig. Die Sprachen wurden reicher und schöner; ja die Schriftsprache drängte schon vorhandene Mundarten zurück. einigte die Menschen in einer gleichen, forthin festgehaltenen Redeweise und hielt verwandte Stämme zu einer größeren Volkseinheit zusammen. Ein Blick auf die Geschichte der Griechen und der Deutschen, auf den Einfluß der Schriftsteller Roms und Paris', auf Dante und seine Nachfolger lehrt uns dies deutlich.

Vom Glauben geheiligte Bücher hielten unter manchen Völkern neben allen Umwandlungen der mündlichen Rede die Sprachform der Vergangenheit fest, die um ihretwillen fortdauernd gepflegt wurde. Wie neben die Volkssprache die Schriftsprache, so trat neben die lebende eine geheiligte Sprache, die eigentlich ausgestorben war, doch von Unterrichteten noch immer gehandhabt wurde. Des Lateins, der alten Kirchensprache, bedienen sich noch heute sogar gelehrte Männer! —

An die Schrift knüpfen sich ferner, auf sie stützen sich alle

Digitized by Google

größeren Gedankengebäude. Wo es keine Schrift gab, da ist auch kein ausgearbeitetes System der Gottesverehrung entstanden, wo die Sprache nicht geschrieben wurde, da ist überhaupt keine höhere Entwicklung vor sich gegangen. „Erst wer lesen kann, sagt ein Sprüchwort der Armenier, ist ein Mensch." „Das vernünftige Leben (καλως ζην) beruht auf Verständniß der Schrift" urtheilte noch besser der Sizilier Diodoros, der Geschichtschreiber.

Das Schriftthum ist die Welt des Gedächtnisses der Menschheit, das gemeinsame Behältniß des Wissens. Was in ihm niedergelegt worden, geht durch den Gebrauch Andrer keineswegs verloren, sondern wird dadurch vermehrt und vergrößert, geklärt und geläutert.

Wie die Schrift, weil sie die trennenden Zwischenräume unter den Menschen aufhebt, damit die Abwesenheit in Anwesenheit verwandelt und Vergangenheit zur Gegenwart macht, so bildet alles was in ihr niedergelegt und so aufbewahrt worden ist, den jederzeit verwendbaren und dennoch allezeit beständigen Gesammtbesitz des Menschengeschlechts und zwar denjenigen, welchen dieses selber sich erzeugt hat. —

So verkehrt es wäre, anzunehmen, daß die Erfindung des ersten zum Schreiben hinlänglichen Alfabetes nicht die Erfindung eines geistvollen Menschen gewesen sei, so verkehrt wäre es andererseits sich vorzustellen, daß die Erfindung der Schrift mit einemmale gegeben worden sei. Die Menschheit durchlief eine Reihe von Entwicklungsstufen, ehe es ihr gelang, ein so einfaches Mittel sich zurechtzulegen, wie dasjenige ist, dessen wir uns täglich bedienen. Auf mannichfache Weise behalf sich bis dahin der strebsame Mensch und versuchte Verschiedenes. Wir Spätgebornen kennen die Schrift nur als fertig, als vollendete Kunst; ihr allmähliges Werden ist in Dunkel gehüllt und gehört der frühesten Geschichte, von der wir keine Berichte besitzen, an. Mühsam läßt sich jedoch einiges Wenige aus dem dichten Nebel erkennen und wenn wir die Menschheit als ein einiges Ganze betrachten, gewahren wir auch, daß die Kunst des Schreibens von den rohesten Anfängen aus, die kaum den Gedanken der Schrift erkennen lassen, alle möglichen Stufen durchlaufen hat, bevor aus der Dämmerung das Alfabet aufblitzte.

Plump und unbeholfen waren die Anfänge, denn keineswegs einfach, sondern schwerfällig und künstelnd verfährt der noch Uner-

fahrene in seiner Einfältigkeit. Wenn zuerst in höher gestimmten Menschen das Bedürfniß oder der Wunsch sich regte, die eigenen Vorstellungen und Erinnerungen in's Andenken Anderer überzuleiten, befanden sie sich in der größten Verlegenheit, wie dies bewerkstelligen? Als die beste Art der Ausführung dünkte das Malen.

Im Anfange stand Malen und Schreiben zusammen, verbunden als eins. Wie viele Geschlechterfolgen mögen in's Grab gesunken sein, ehe die Lostrennung von Schrift und von Malerei erfolgt ist! Dann haben wir eine Gemäldeschrift vor uns, die mittelst Zeichnung von sichtbaren Gegenständen die Gedanken gibt, ohne deren sprachliche Darstellung zu enthalten. Dieser bloße Vorstellungen mittheilenden Satzschrift folgt eine Wortschrift, welche unmittelbar keine Gedanken, sondern zunächst nur Worte bietet, nur Worte malend zum Auge spricht, aber bestimmte Wörter in bestimmter Folge, eine Schrift die, weil der Schreibende bei gewissen Zügen gewisse Wörter sich dachte und Andere bei deren Anblick dasselbe sich wieder vorstellen, von diesen Andern entziffert und wirklich abgelesen werden kann, indem der Lesende die Züge, die ihm ein einzelnes Bild oder eine einzelne Vorstellung ausdrücken, in die entsprechenden Wörter umsetzte. Hernach tritt die Sylbenschrift, zuletzt die Alfabetschrift auf, deren Zeichen Töne angeben, indem sie eine gewisse zu ergreifende Mundstellung fordern. Diese kann nicht, gleich den Darstellungen der Dinge, allgemein verständlich sprechen, ist nur für eine bestimmte Sprache lesbar. Auch treten bei ihr an die Stelle der Zeichnungen bloße Zeichen. Wir gewahren mithin, daß der Mensch, nachdem er zuerst versucht hatte, den ihn bewegenden Gedanken in seiner Einheit ganz, als solchen abzubilden, auf die Lösung dieser Aufgabe verzichtend das Mittel der sprachlichen Darstellung wählte. Die anscheinend beschwerlichste und spitzfindigste Weise erwies sich dabei zuletzt als die einfachste und ergiebigste. Nachdem das Alfabet einmal vorhanden war, eigneten viele Völker es sich an. In ihrem Gebrauche wurde es mannichfach verändert, so daß verschiedene Schriftgattungen aus einer gemeinsamen Wurzel entsprossen und die Völker, wie in ihren Sprachen so auch in ihren Arten zu schreiben, von einander wieder trennten.

Gewiß bestand zwischen der Beschaffenheit der Schrift und der

gesammten Geistesbildung und Strebsamkeit derjenigen Völker, die sich gerade einer gewissen Form bedienten, ein Zusammenhang. Wo die Sprache schon zu einer größeren Vollkommenheit ausgeführt worden war, da werden die sie redenden Menschen auch das Schriftmittel ihr entsprechend ausgeprägt haben. Sicher wird wenigstens kein begabtes und sinniges Volk Wege einschlagen, die seiner Ideenentwicklung auf dem Stande, auf dem es sich gerade befindet, hinderlich sind — nachher aber hat wohl manches, indem es weiterhin die Bahn, in der es sich vermöge seiner Weise zu schreiben einmal befand, zu verfolgen genöthigt war, sich mit einem mangelhafteren Mittel behelfen müssen und darunter gelitten. Entschlägt sich des Eingewohnten schon der einzelne Mensch nicht leicht, so versteht sich ein ganzes Volk dazu schwer und selten. Oertlich bestanden demnach untergeordnete Schriftarten fort, die anderswo durch Fortschritte in Vergessenheit gesunken waren.

Anfangs lagen die Schwierigkeiten des Schreibens nicht sowohl im Verfahren des Ausdrückens der Gedanken, als in dem Aeußerlichen des Schreibens, in den stofflichen Behelfen und Trägern. Zuvörderst hing viel an der Herstellung bequemer Mittel für die leichtere Ausübung des Schreibens, damit man fertig schreiben konnte und viel. Die Form der Züge und die Schreibrichtung war hierbei ziemlich gleichgültig. Die Richtung, nach welcher zu der Schreibende arbeitete, hängt von der Willkür ab; ob der Tsineſe von oben nach unten, der Semite in der Quere, ein Volk von rechts an, das andere von links her schreibt, hat nicht viel zu bedeuten.

Für den Ausdruck der Züge war der Stoff und das Werkzeug maßgebend. Je nachdem der Schreiber sie mit dem Meißel einhauen mußte oder mit dem Grabstichel eingrub, ob er mit dem Griffel in Weiches ritzte, festen oder flüssigen Farbestoff anmalte, fielen sie anders aus. Die Beschaffenheit des Schreibwerkzeuges, die Weise es zu schärfen oder zu schneiden, die Art es in der Hand zu halten, bekam Einfluß auf die Züge, allein das wichtigste war der Beſchreibſtoff, nach dem sich ja das Schreibewerkzeug richtete, und dieser hemmte lange Zeit nicht wenig. Das Nächstliegende war — so dachte man — daß, wenn Geschriebenes abgelöst vom schreibenden Menschen und seiner Hinfälligkeit die Zeit überwinden

ſollte, wenn alſo die todte Schrift fortbeſtehen ſollte, ſie nur nach Maßgabe des ſie tragenden Stoffes beſtehen könne. Aus dieſem Grunde wählten die Menſchen die dauerhafteſte Maſſe, der ſie ihre Schrift einverleibten, die freilich auch die am ſchwerſten zu behandelnde war. Sie ſchrieben auf hohe Felsflächen und in Steine. Später griffen ſie zu den verſchiedenſten Mitteln, bis wir ſchließlich zu einem ganz leichten und höchſt gebrechlichen Träger der Schrift angelangt ſind, dem dünnen, raſch vergänglichen Papier, dem wir unſeres Sinnens und Forſchens Ertrag anvertrauen.

Die Fortſchritte lagen in den Zwiſchenſtufen nun darin, daß verſuchsweiſe verſchiedene tragende Stoffe ergriffen wurden — daß man häufiger ſchrieb, auch, ohne die Mühe zu ſcheuen, Sachen von anſcheinend minderer Erheblichkeit buchte — daß man darüber in der Wiedergabe der Gedanken (oder des Mittheilungsinhaltes als eines ſchriftlich auszudrückenden) ſich Gewandheit aneignete. Auf den erſten Stufen bezog ſich die Leichtigkeit des Schreibens vornämlich auf den Beſchreibſtoff. Auf viel höheren trachtete man nach Zeitgewinn durch die Geſchwindſchrift.

Bei gleichem Beſchreibſtoff verräth die übereinkömmliche Form der Schreibung die Stufe des Geſchmackes, die Einſicht und Willenskraft des Zeitalters, und entſpricht anderweiten Aeußerungen deſſelben und gehört mit zu der eigentümlichen Erſcheinung der Menſchen in ihrer Zeit.

Der bloße Umſtand, daß etwas aufgeſchrieben wird, ſichert allerdings noch keineswegs ſeine Erhaltung für alle Folge. Er gewährt blos die Möglichkeit dazu. Bleibt doch das Geſchriebene, weil es in der Form des Stoffes vorhanden iſt, der Einwirkung der Naturkräfte ſowohl als den Wandlungen der Menſchengeſchichte ausgeſetzt. Unzählbare Schriftſtücke ſind ja untergegangen in den Jahrhunderten. Je geringer die Sorgfalt iſt, welche die Menſchen auf die Bewahrung der Schriften, der Verkörperungen früherer Mühen, verwenden, deſto mehr geht dem Menſchengeſchlechte wieder verloren. Abhängig iſt der Beſtand außerdem von der Dauerhaftigkeit des Beſchreibſtoffs. Dem Zahn der Zeit widerſteht leider kein Stoff; der gebrechliche unterliegt ihm natürlich am eheſten. Faſt das geſammte Schrifttum der Aegypter, Griechen und Lateiner, welches auf Papyrus ſtand, iſt zu Grunde gegangen. Dauer hat

nur gehabt, was auf Leder umgeschrieben oder durch einen besonderen Zufall der Vernichtung entzogen wurde, wie die in den ägyptischen Gräbern eingesargten Rollen und die in Herkulanum verschütteten Papyrus. In Indien haben die meisten Bücher auch nur einen Bestand von einigen Jahrhunderten. Würmer zerfressen die beschriebenen Blätter, die hernach leicht zerbröckeln. Was dort erhalten bleiben soll, muß immer wieder von neuem abgeschrieben werden. Auch unser heutiges Papier ist dermaßen schlecht, daß unsere Bücher nach so und so viel Jahrhunderten wahrscheinlich allesammt dahin sein werden und von ihnen nur auf die Zukunft kommen kann, was Nachgeborne immittelst von neuem aufzulegen würdig gefunden haben werden. Daher hängt die Erhaltung mit von der Einsicht und dem Geschmack der Zeitalter ab und deren Wechsel ist von großem Belang. Auch die besondern Schicksale der Oertlichkeit sind entscheidend. Wenn verheerende Kriegsstürme Büchereien vernichten, Glaubenswuth sie zerstört, so kann es geschehen, daß schriftstellerische Erzeugnisse für immer aus der Welt verschwinden. Wie oft hat sich dies zugetragen! Schwere Verluste, an denen dann die Menschen allein selber Schuld trugen!

Alle Veränderungen in der Geschichte der Schrift und des Schrifttums begaben sich langsam. Mit der Kenntniß der Schrift war noch nicht etwa mit einemmale Schreibfertigkeit vorhanden; mühsam mußte erst die bequeme Verwendung erlernt werden, sehr viele und große Schwierigkeiten gab es zu überwinden, bis das Schreiben geläufig gemacht und in allgemeinen Gebrauch gekommen war; nur Einzelne lasen und schrieben anfänglich. Lange kannten nur wenige Völker die Schrift und unter diesen übten sie nur Wenige. Sobald in dem abgehenden Geschlechte der Bejahrten der heiße Wunsch rege wurde, den Jüngeren etwas zurückzulassen, was sie an die Vorzeit mahnte, entstanden Niederschriften. Die ersten Niederschriften waren vermuthlich Erinnerungsstücke: Namenreihen der Vorfahren, Inschriften auf Verstorbene und auf eigene Großthaten. Demnächst richtete sich die Schrift auf öffentliche Zwecke und hierbei leiteten vornämlich religiöse Antriebe. Gewiß erst spät bediente man sich ihrer zur absichtlichen Fortleitung von Gedanken, indem man in kleinen Abfassungen, dergleichen das

älteste Buch der hebräischen Schriften mehrere in sich enthält, Geschehenes wie man es sich vorstellte, und sodann, nachdem die Bahn gebrochen war, Gesetze, die Zeitfolge der wichtigen Begebenheiten, endlich selbst Gebete und Gedichte buchte. Auch nachdem Menschen sich mit der Schrift zu behaben wußten, war noch lange Zeit keine eigentliche Schriftstellerei vorhanden, blieb Schreiben immer noch ein großes Werk, das im Zusammenhange mit dem Glauben oder religiösem Wahne stand. Ein langer, langer Zeitraum lag zwischen dem ersten Schreiben und der fertigen Schriftstellerei, und gar bevor allgemeine Anwendung von ihr im täglichen Leben gemacht werden konnte. Geraume Zeit mußte man sich am Schriftausdruck abmühen, bis man es bei der Uebertragung der lebendigen Rede in die starre beständige Form zu Geschliffenheit brachte.

Der Gebrauch der Schrift geschah vom Herrscher, der seinen Ruhm an Felsen und Wänden verherrlichen läßt, der mit ihr seine Befehle gibt, und vom Priester, der heilige Gebete und zauberhafte Formeln niederschreibt. Entstanden buchartige Aufzeichnungen, so waren sie *namenlos*. In der Priesterschaft, in den priesterlichen Familien, in denen die Studien fortgeleitet wurden, war Lehre und Schrift etwas Gemeinsames; so trat aus ihr kein Einzelner mit seinem Namen heraus und es kam auch nicht sonderlich darauf an, wer der war, der eine verbreitete Erzählung aufzeichnete.

Die anfängliche Schreiberei sollte keine persönliche That sein. Ihr Urheber dachte nicht daran, *sich* kenntlich zu machen als den Schreiber. Benennungen wie „Bücher Mose's", gehören einer jüngeren Zeit an. Erst auf einer späten Stufe tritt mit dem Buche der *Buchverfasser* heraus.

Gleichwohl trägt in den ursprünglichen Aufzeichnungen die Schrift noch etwas Aeußerliches an sich von der besonderen Eigentümlichkeit des Verfassers; nämlich in der Handschrift, dem Schriftzuge des Urhebers. Doch ist dieses Eigenartige sehr gering und verwischt sich bald. Es kommen solche, die ein *Geschäft* daraus machen für Andere, welche das zu Schreibende gedacht haben, des Ausführens Mühe zu übernehmen. Der Steinhauer, der die Vorzeichnung im Felsen am Block ausführte, war nicht der eigentliche Schreiber, nur Helfer. Das Volk der Abschreiber, durch deren Hände ein Buch allsogleich weiter geht, übte eben nur gedankenlos ein Geschäft in

Digitized by Google

eingewohnten Formen. Noch mehr verallgemeinert der gleichmäßige Druck mit seinen stehenden Buchstaben. Jener geringe Anhauch des Persönlichen im Geschriebenen ist fortgeblasen, wenn es in der Welt sich verbreitet.

Der Eintritt der Schrift in den gemeinen Brauch der Menschen veränderte, zwar langsam aber durchgreifend, die Zustände der Gesellschaft. Die einzelnen Schritte dieser Veränderung geschahen unmerklich, aber waren folgenschwer. Wenn anfangs geschichtliche Erinnerungen und religiöse Satzungen fest und sicher für die Folge sich niederlegen liessen, die hinfort den kommenden Geschlechtern zum Anhalt dienten und in denen für sie ein Gegenstand der Belehrung gegeben war, hiermit also das im Sinnen und Handeln Gültige verstärkt wurde, so konnten weiterhin durch die Schriftsprache Befehle sowohl als Berichte vermittelt werden, zu Gunsten eines sich über Andere erhebenden Menschen und es ließ sich dadurch das Verhältniß der Abhängigkeit befestigen. Der entfernte Diener war nun dem Auge und Winke des Herrn nicht gänzlich entrückt, sondern konnte gemäß dessen Willen mit diesem sichtbaren Bande geleitet werden: folglich wuchs die Macht der Gewaltigen. Das Aufschreiben der bürgerlichen Gesetze geschah erst nach langer Zeit. Sehr allmählig gewann überhaupt der Schreibgebrauch Boden und Umfang, zuerst aber fand die Anwendung für allgemeine Zwecke statt. Gesetz, Glaube, Kenntniß trennten sich später von einander ab: jedes bekam ein selbstständiges Dasein und schuf sich ein eigenes Bereich. Auch ein ausgebildetes Glaubens- und Staatswesen behielt keine Dauer, wenn es der Schrift sich nicht bediente. Seine geregelte Ordnung knüpfte sich an sie; ohne sie zieht es als vorübergehende Erscheinung vorbei und fällt ins Dunkel der Vergessenheit. Anfangs stand die Schrift in des Glaubens Dienst, aber sie blieb in ihm nicht.

Ein weiter Abstand trennte die erste Ausübung des Schreibens von dem Abfassen von Büchern. Dieses setzte nicht nur fertige Handhabung der Schrift, sondern auch einen leichtern Beschreibstoff als Stein voraus. Erst als die Schreibfertigkeit gestiegen, die Kenntniß der Schrift allgemeiner geworden war, konnte sie zum Gebrauche des Einzelnen für seine Zwecke und zum Aussprechen persönlicher Meinungen, die Allen zum Angehör gegeben werden

Digitized by Google

sollten, dienen. Das Mittheilungsmittel zum Behufe wichtiger gesellschaftlicher Angelegenheiten fing nun an im Einzelverkehr nützlich zu werden. Schriftstellerei sowie Unterhaltung in Briefen, welche Befreundete in der Anhänglichkeit und alten Verbindung ungeachtet der Abwesenheit und Entfernung erhielten, kam auf und es wuchs damit das Gewicht des einzelnen Menschen.

Bücher wurden in dieser späteren Zeit abgefaßt ohne äußeren Anstoß und Bedarf, lediglich um dem inneren Drange zu genügen, um einem bloßen Geistesgebilde ein äußeres Dasein zu geben und um, abgesehen vom Nutzen, etwas zu schaffen, was durch seine Schönheit entzücke. Immer mehr verschiedene Zweige und Gattungen der Schriftstellerei lösten sich los aus der gemeinsamen Weise zu gesonderter Selbstständigkeit und eigenem Gange der Entwicklung. Die einzelnen Litteraturgattungen kamen auf, das Schrifttum wurde reicher.

Jahrhunderte, Jahrtausende vergingen aber, seitdem die Menschen in den Besitz der Schrift gelangt waren, bevor man dazu gelangte, und es geschah zuerst unter Hellenen und Tsinesen. Diese Völker waren die ersten, welche ein nicht priesterliches, ein so zu sagen bürgerliches Schrifttum besaßen. Bis etwa 3000 Jahr zurück gab es eigentliche Schrift wol nur in dem damaligen Tsina, das südwärts noch lange nicht seine heutige Ausdehnung hatte, in Aegypten und in Vorderasien zwischen dem Oxus, dem persischen Meere und dem Meer an der palästinensischen Küste, weiter westwärts allenfalls noch in den fönikischen Niederlassungen. Von diesem Zeitpunkt an hat sie sich erst in Süd- und Mitteleuropa, sowie in Nordafrika verbreitet.

Durch die Schriftstellerei wurde ein gesondertes Schrifttum geschaffen, welches das laute Denken des Volkes war. Geraume Zeit hing das Schriftstellern noch innig mit dem allgemeinen Wandel zusammen. Die Kunst, Gedanken schriftlich vorzutragen, ging einher neben der, vor vielen Menschen zu sprechen. Schriftstellerei war ungefähr soviel als Redekunst, wie die Profeten der Hebräer uns noch zeigen. Auf das laute Vortragen, nicht auf einsames Lesen und Studiren waren die Schriften berechnet. Nach und nach zog die Schriftstellerei immer weitere Kreise um

Digitized by Google

ſich, bis das Schriftthum für ſich allein eine vom gewöhnlichen Wandel abgeſchiedene Welt ausmachte. Als es dahin gediehen, da war ſchon eine Blüthezeit angebrochen, in der Gedanken und Vorſtellungen, welche die geiſtreichſten Männer des Volkes bewegt hatten, zum ſchriftſtelleriſchen Ausdruck gelangt waren und die von ihnen abgefaßten Werke außerordentlich Viele beſchäftigten.

Jedes gute Buch iſt ein Gedankengebäude. Längſt gewonnene Kenntniſſe und Anſchauungen ſchließt es in ſich neben ſeines Urhebers eigenem Meinen; wer ein Buch verfaßt, errichtet ein geiſtiges Bauwerk.

Ein ſchriftſtelleriſches Erzeugniß richtig zu würdigen, muß man die Perſönlichkeit des Schriftſtellers und die Lage, in welcher er ſich befand, ſowie die Beſchaffenheit der Leſewelt ſeiner Zeit kennen; man muß wiſſen, aus welchen Antrieben ſeine Arbeit entſprang und wie ſie bei ihrem Erſcheinen aufgenommen wurde. Aber man muß nicht minder die Stellung berückſichtigen, die ſie im geſammten Schriftthum einnahm.

Ein jedes Buch ſteht in zwei Bezügen. Es iſt hervorgebracht zu irgend welchem augenblicklichen Nutzen und befindet ſich in einem Verhältniß zu der Zeit ſeiner Entſtehung, allein es wird auch der Vortheil, den es an ſich, allgemein betrachtet, ſpäter noch gewähren kann, den Schwingen der geflügelten Zeit entwunden, weil der in ſeinen Blättern gleichſam gefeſſelte Sinn fernerhin fort und fort ſchafft. So wird Vergangenheit und Gegenwart verbunden. Das Buch gehört nicht der Vergangenheit an, *nachdem* es erſchienen und in ſeine Zeit eingegriffen hat: es wirkt als eine Kraft des Lichtes in die Zukunft, ſo lange als in ihm noch Erleuchtendes und Belebendes enthalten iſt, ſo lange es einen Werth haben kann für ein lebendes Geſchlecht.*) Un-

*) Schiller ſchrieb im Auguſt 1795 an Fichte: „Schriften, deren Werth nur in den Reſultaten liegt, die ſie für den Verſtand enthalten, werden, auch wenn ſie hierin noch ſo vorzüglich wären, in demſelben Maße entbehrlich, als der Verſtand entweder gegen dieſe Reſultate gleichgültiger wird oder auf einem leichteren Wege dazu gelangen kann: da hingegen Schriften, die einen von ihrem logiſchen Inhalte unabhängigen Effekt machen und in denen ſich ein Individuum lebend abdrückt, nie entbehrlich werden und ein unvertilgbares Lebensprinzip in ſich enthalten, eben weil jedes Individuum einzig, mithin unerſetzlich und nie erſchöpft iſt. So lange Sie alſo, lieber Freund, in Ihren Schriften

Digitized by Google

bestimmbar, unberechenbar ist die Gewalt eines Buches, sofern in ihm nachhaltige Wirkungsmacht überhaupt liegt; solch' ein Buch übt eine dämonische Kraft. Es spricht zur Allgemeinheit, berührt anders diesen Menschen nach seiner Gemüthsart als jenen, wirkt je nach Zeiten und Verhältnissen in gar nicht beabsichtigter Weise; zum Guten wie zum Schlimmen kann es ausschlagen.

In den Büchern ruht das Wissen und an ihnen stärkt sich der Geist des Menschen. Darum haßt sie der Barbar. Wie er sie schaut, vernichtet er sie, wenn er kann. Zum öftern hat es sich begeben, daß rohe Völker, welche über gebildetere herfielen, deren Bücherschätze zerstörten und diese damit ihrer geistigen Errungenschaften beraubten. Ohne die Stütze der Bücher hielt die Bildung und Gesittung niemals in lang andauerndem Unwetter vor. Auf dem verwüsteten Boden sproßte wol frisches Grün und neue Menschen wuchsen zum Ersatz für die Erschlagenen heran — aber nimmer waren die verbrannten Bücher zu ersetzen; sie fehlten und auf ihrer Brandstätte verweilte die Roheit. Die Quelle der Kenntnisse war versiegt. Gewaltherrscher und Glaubenswüthriche gingen wiederholt auf die Beseitigung der ihnen widrigen Bücher aus und schädigten mit ihren Unterdrückungsversuchen die menschheitliche Entwicklung. Sarazenen verbrannten die Pehlwischriften, die Tataren Hulagu's warfen in dem erstürmten Bagdad die Bücher in den Eufrat. Als der Fanatismus des Christentums sich erhob, so bald die in den Kirchengeschichten gepriesenen frommen Eiferer freie Hand gewannen, zerstörten sie die heidnischen Büchereien und verschuldeten in ihrer gläubigen Dummheit den Untergang herrlicher Geistesschätze der Griechen: mit dem Verbrennen der arabischen Bibliotheken in Granada und der mechikanischen Schriften

---

nicht mehr geben, als was jeder der zu denken weiß, sich aneignen kann, so können Sie sicher sein, daß ein Anderer nach Ihnen kommen und was Sie gesagt haben, anders und besser sagen wird — denn der Verstand schreitet bekanntlich ewig weiter und ist in keinem Punkte seiner Bahn ein Unendliches. Aber nicht so dasjenige, was die Einbildungskraft darstellt." Dieser Ausspruch ist aber nicht dahin zu verstehen, als käme für wahrhaft vorzügliche Bücher ein Tag, von dem an sie niemals mehr gelesen würden. Der Hinweis auf Geschichtswerke, auf die Schriften der Filosofen genügt, um ihn zu beschränken. Selbst veraltete Bücher aus anderen Gebieten muß der Geschichtschreiber einer Wissenschaft immer noch zu Rathe ziehen.

Digitized by Google

machten sie mehr als ein Jahrtausend danach — ein Zeugniß dessen, was von Einsicht und Wissen verlassene Frömmigkeit frevelt — den Beschluß und gewiß würden sie noch mehr, sie versuchten es ja wiederholt, zu Grunde gerichtet haben, wäre ihnen nicht von verständigeren und besseren Männern gewehrt worden.

Die Bücher sind äußerlich gewordene, in dauerhafter Gestalt auftretende Geistesthaten; sie sind es, welche den Fortschritt sichern, verbreiten, steigern und ein gemeinsames geistiges Leben der Menschheit herbeiführen. Im äußeren Wandel ist, wie das Wort dies schon besagt, die Gewalt das Waltende; die Mächtigen der Erde steiften von je sich auf die rohe Stärke, um Nebenmenschen zu knechten. In der Welt der Schriften hingegen lebt die Wahrheit der Gedanken und sie helfen am meisten, die Vernunft zur Herrschaft über das Menschengetriebe zu bringen. Ein Schriftsteller wird dadurch, daß er Bücher schreibt, eine Macht für sich. Aber einzig vermöge des Wahren, das eine Schrift enthält, lebt sie fort.

Der Grad ihres Eingreifens hängt freilich auch davon ab, wie sie benutzt wird. Werthvolle Aufzeichnungen werden, wenn auch nicht allemal sofort, doch sicherlich in gewissen Zeiten aufmerksame Leser finden. Einzelne Schriften, wie die des Aristoteles, haben, obwohl sie der strengen Wissenschaft angehörten, einen ungeheuren Einfluß vom Tage ihres Herauskommens bis zur Gegenwart geübt und werden ihn fort üben, andere haben die Vorstellungen von Völkern bestimmt, wie die homerischen Gesänge, die hebräischen und evangelischen Schriften, wie die Schriften von Kungtse, wie Mohammed's Koran; sie, Shakspeare, Schiller und manche andere sind unzähliger Menschen vertraute Lebensgefährten geworden. Die Leser dachten mit ihnen und hoben sich empor von ihren Schwingen getragen.

„Man schreibt lange, bevor man aufmerksam gelesen wird — sagt Johannes Müller, der große Geschichtschreiber — und man wird lange gelesen, bis man verstanden und beurtheilt wird: von da an bis zu Thathandlungen können noch Generationen kommen und gehen." Wer seine Zeitgenossen ergreifen will, muß sich eng an das grade Gültige anschließen oder die Neigungen und Vorurtheile der Menge theilen. Fast immer besteht ein Zwiespalt zwischen der gemeinen Betrachtung und der tieferen Erkenntniß.

Digitized by Google

Der Mittelmäßigkeit entspricht das Mittelmäßige am besten, und mittelmäßig ist die Mehrzahl der Menschen; am Hohen, das sie wenig versteht, geht sie kalt und scheu vorüber. Daher kommen fast immer Mittelmäßigkeiten in die Mode und sind ihrer Zeit die beliebtesten Schriftsteller, allein sie vermögen nicht auf die Länge sich oben zu erhalten; gar viele von diesen gerathen sogar schon während ihrer Lebensdauer in den Hintergrund. Hat hingegen ein hoher Geist in den Gefilden des geistigen Schauens sich vertieft und dadurch die Schranken, innerhalb deren sein Zeitalter eingepfercht ist, übersprungen, so darf er nicht auf augenblicklichen Beifall rechnen. Seine Worte gehen vielleicht am Ohre seiner theilnamlosen Zeitgenossen vorüber ohne einen Widerhall zu finden, wie vor dem Auge eines Reisenden die Bäume auf den Seiten der Landstraße vorüberziehen, sein Buch verstäubt, aber es vermodert nicht. Denke man an Takitus, den ein Jahrtausend beinahe gar nicht las und den in unserm Jahrhunderte der Tyrann Napoleon I. aus Furcht noch haßte! Johannes Scotus Erigena schrieb im Jahre 866; er wurde von den Theologen bekämpft und die von ihm angeregte filosofische Bewegung schien mit seinem Leben aus zu sein. Von seinen Schriften verlautet mehrere Jahrhunderte nichts. Auf einmal tauchten sie in Südfrankreich auf und Papst Honorius III. gebietet im ersten Drittel des XIII. Jahrhunderts sein Buch de divisione naturae in allen Büchereien aufzusuchen und die gefundenen Abschriften nach Rom einzusenden, damit sie in den Flammen vernichtet würden; sie müssen also einflußreich geworden sein und sie waren auch noch mächtiger als Papst Honorius. Die Scholastik lehnte sich an Scotus. Wie lange lagen im Abendlande Platon's Schriften begraben und vergessen, bis Marsilio Ficino in der zweiten Hälfte des XV. Jahrhunderts sich an ihnen weidete! Wie lange wurde er seitdem gelesen und doch nicht recht begriffen! Noch heute bewegt der Streit über seine Ideen die gelehrte Welt. Welche Wandlungen in den Ansichten knüpfen sich durch zwei Jahrtausende an des Aristoteles' Schriften! Sind es auch zuerst nur Einzelne, die ein inhaltschweres Werk lesen: sie ranken sich an ihm empor. Des ersten Denkers hohe Gedanken gehen in die Seele Anderer über und werden der Anfang zu neuen Gedankenreihen, zu einer weiteren

Digitized by Google

Entwicklung. Eines Tags vielleicht iſt ein ganzes Geſchlecht zu ihrer Aufname fähig und bereit. Das Wort, des Geiſtes Sohn, befruchtet den Kopf und befeuert das Herz.

Indeß geht doch nicht alles Geleſene ſo tief in das innere Leben ein, daß es ſich wie eigene Erlebniſſe und Erfahrungen befeſtigt. Fertige Anſichten bringt ja das Buch entgegen. Sind des Leſers eigene Meinungen noch im Gähren, ungeklärt, halbreif, wie leicht kann es da ſich fügen, daß er die Anſtrengung ſcheut, ſeine Gedanken ſich ſelber auszubilden, weil er dieſelben Gedanken anſprechend ausgedrückt vor ſich ſieht? Denkt er nicht weiter über das Geleſene nach, ſo frommt ihm wahrlich das bloße Leſen herzlich wenig. Ueber dem Bücherleſen kann ſogar das eigene Nachforſchen erlahmen, das aufmerkende Beobachten verdrängt werden, das ſelbſtthätige Denken leiden. Vielleſerei zerſtreut, ſtumpft ab, verflacht. Hingabe gar an den Genuß, welchen die mit leichten Bildern beſchäftigenden, den Geiſt nicht anſpannenden noch erhebenden, im Grunde nichtsſagenden Unterhaltungsſchriften gewähren, macht träg und verſchroben. Alſo auch Schaden richtet das Schrifttum oft an.

Wie ungleich ſind überdies die Schriftſteller! Wie gering verhältnißmäßig die Zahl der Hochbegabten! Als Großgeiſter ſind diejenigen zu betrachten, welches Neues von Belang mitzutheilen wußten und die Menſchen in den aufwärtsſteigenden Pfad mit kräftiger Hand leiteten. Wer voll von etwas iſt, der gebe von ſeiner Fülle. Darin liegt der Beruf zur Schriftſtellerei. Allein die große Mehrzahl der Schriftſteller ſtand faſt auf der Stufe der Handwerker; an jedes Werk, welches als ein urſprünglich Gedachtes (Original) zum Vorſchein kam, reihte ſich bald eine Menge von Abklatſchen und Nachahmungen (Copien und Varianten). Ohne das Reich des Wiſſens zu vergrößern haben unzählig viele Zwiſchenläufer aus dem, was ein großer Mann geſchaffen hatte, ſich ſoviel genommen, daß ſie in ihrer Zeit etwas Rechtes vorzuſtellen ſchienen; Paraſiten nannte ſolche Wiederkäuer Schiller. Für den Vertrieb des Trefflichen, welches ſchon vorhanden, aber noch nicht genügend bekannt war, zeigten ſie ſich immerhin dienlich: aber wie ſehr ſie von ihren Zeitgenoſſen geprieſen ſein mögen, gelten ſie doch für die Geſchichte ſo gut wie nichts.

Digitized by Google

Dem Einfluß seines Zeitalters vermag niemand sich zu entziehen; fördern kann es oder niederdrücken. Die Bücher entstanden unter seinen Einwirkungen, können ebenso erheben oder herabziehen. In ungünstigen Zeitaltern gedeiht ein dem belebenden Verkehr mit den Menschen allzusehr entrücktes, im Staube der Bücher vergrabenes Geschlecht von Buchgelehrten, in dem die Lebensfrische, Entschlossenheit und Thatkraft ertödtet ist. Mühselig keucht es unter der Wucht der Gelehrsamkeit. Dergleichen Schriftsteller halten sich bei dem Ballast auf und urtheilen nicht mit freiem Geist, sondern beugen sich unter dem Gewicht anerkannter Bücher; da wird die Begriffsmäßigkeit geschwächt, Unbestimmtheit tritt an die Stelle der Schärfe, starre Lehrsatzungen (Dogmatismus) werden in den Vordergrund gerückt und Dünkelhaftigkeit stellt sich ein. Gleichgültig schaut eine spätere Zeit ihre Werke an. Was in ihnen etwa geleistet wurde, darf in dieser Fassung nicht fortbestehen. In Zeitaltern allgemeinen Sinkens trachtet die Schriftstellerei nach künstlichen Reizen. Der gute Schriftsteller achtet vor allem auf die Sache selbst, die den Gegenstand seines Bemühens ausmacht, und erwartet davon, daß er diese zu der ihm möglichen Vollendung fördert, den Erfolg. Ein gesunkenes Schrifttum hascht hingegen nach allem, was auffallen, was überraschen, was augenblicklichen Eindruck machen kann. Der Gegenstand wird zur Nebensache, die Darstellung soll den Werth verleihen. Solche Schriftsteller gefallen sich in Uebertreibungen und in Ueberladung, reden springend und sprudelnd, wollen durch Witze und Täudeleien anziehen, denken durch eine gesuchte Ausdrucksweise, zierliche Wendungen und gekräuselte Redensarten ihren Schriften Ansehn zu verschaffen. Dergleichen Bücher lassen Leere und Ueberdruß zurück. Es sind verbildende, nicht bildende Bücher.

Eine strömende Quelle der Verderbniß wird endlich die falsche Schriftstellerei. Wie im Thierreich zahllose Geschöpfe in Sumpf und Unrath leben und gedeihen, so gibt es auch unter den Menschen viele, welche nur im Schlamme sich wohl fühlen und weil sie auf üblen Wegen wandeln, vom Schlechten gewinnen. Wohlthäter des Menschengeschlechtes sind die ächten Schriftsteller und deswegen gebührt ihnen ein entsprechender Einfluß auf das öffentliche Leben, Achtung und Ansehn: zum Abschaum der Mensch-

Digitized by Google

heit gehören dagegen die in Verſunkenheit verkommenen Schriftſteller. Holzhacken und Laſtentragen ſind ehrenwerthe Beſchäftigungen, allein mit Schriften vor die Welt treten, welche nicht der erkennende Geiſt richtig gefunden, ſondern ſchnöde Rückſicht und übles Streben diktirt hat, iſt Schimpf und Schande. Bedacht auf Abgeſchliffenheit der Form, die gemeinlich ſchwachen Seelen zuſagt und ſie täuſcht, davon ausgehend, daß „erlaubt ſei, was gefällt," führen dieſe Verlorenen einen Kampf wider die Wahrheit und wider die, welche dieſe ehrlich vertreten, verſchönern die Laſterhaftigkeit, indem ſie dem Schlechten den Reiz einſchmeichelnder Färbung verleihen, und zerſtören im Volke gute Grundſätze, Sittlichkeit und mannhaften Sinn.

Jedoch allen derartigen Büchern wohnt nimmer die Kraft des Beſtandes inne. Die Zeit nimmt nur das Edle auf ihre Schwingen. Gewiß verſinkt das Gemeine, das Schwerfällige, das Nachgeahmte. Indeß auch friſche Bücher wie junge Menſchen ſterben, ſterben, wenn ihnen nicht etwas Höheres eigen iſt. Von der unaufhörlich geſchaffenen Bücherſumme geht alsbald oder nach kurzer Friſt das Allermeiſte unter. Sowie die gewöhnlichen Bücher genoſſen und gebraucht ſind, verſchwinden ſie gleich den leichtverwelkenden Blumen. In Europa erſcheinen alljährlich viele tauſend Bände mit Gedichten, Schauſpielen, Erzählungen und Belehrungen: wie wenige beſtehen! Es iſt ein ſehr großes Mißverhältniß vorhanden zwiſchen der Fortdauer und der Sterblichkeit der Bücher. Die geringe Zahl aber, die ſich behauptet, grünt fort und ſchlägt von neuem friſche Triebe. —

Nachdem ſchon lange Bücher abgefaßt waren, befanden ſich die Völker im Beſitze eines Büchervorraths und ein *Leben in den Büchern* trat nun neben die bewegte Geſelligkeit. Da übte das Schrifttum abermals eine trennende Einwirkung. Aus den *alten* Schriften nämlich ſprach ein ganz anderer Sinn als der, welcher in der jeweiligen öffentlichen Meinung, in der Strömung und Mode des Tages wogte. Leicht gerieth mit jener in Widerſpruch, in Kampf, wer mit den Vorſtellungen der alten Bücher ſeinen Geiſt getränkt hatte. Unter den Hebräern zeigte ſich dieſe Erſcheinung zum erſtenmale. Die Propheten haben nicht geſiegt, aber die ſie beſiegten, die ſind auch unterlegen und die Macht,

die in den Büchern lag, bewährte ſich hinterher noch gewaltig, denn jene eifrige Pflege des Schrifttums, die achtungsvolle Sorge um den Inhalt der alten Bücher erhielt das Daſein eines ſtaatlich gebrochenen und vernichteten Volkes. Die Zähigkeit der Juden wäre unmöglich geweſen, wenn ſie keine Bücher gehabt hätten, die Anhänglichkeit an den Jehovakult und an die Nationalität würde immitten aller zerſtörenden Einflüſſe nicht Jahrhunderte überdauert und zu wiederholtenmalen die gleiche Probe beſtanden haben. Das Judentum legte das früheſte Zeugniß ab von der erhaltenden Macht des Schrifttums. Einige Zeit nachher erfolgte die Ausbreitung der Hellenen, nicht blos durch ihr Schwert, ſondern auch kraft der gewinnenden Macht, die in ihren Büchern ruhte. Tief dringen ſie ein innerhalb des ganzen ſemitiſchen Kreiſes wie in Italien. Gewiß beginnt unter ihnen, die doch unſterbliche Werke geſchaffen hatten, bereits die eigentliche Büchergelahrtheit, geiſtloſe Filologie mit ſammt dem ſtrohernen Auslegen alter Bücher. Den Alexandrinern wurden die Bücher ſelbſt als Bücher Hauptgegenſtand, während ſie doch nur Mittel ſein ſollen. Allein wie lange hielten Bücher das Hellenentum aufrecht!

In eben der Zeit, in welcher das Schrifttum eine bis dahin nicht gekannte Pflege in Alexandria und anderen griechiſchen Königsſtädten fand, machte ein Herrſcher der Tſineſen, der ſeines Volkes Sinnesart in andere Gleiſe zu drängen trachtete, den ungeheuerlichen Verſuch, die ſämmtlichen alten Bücher der Tſineſen, bis auf geringe Ausnamen zu vertilgen, weil er begriffen hatte, daß die Geſinnung und das alte Schrifttum zuſammenhingen. Er iſt freilich geſcheitert. —

Bücherſammlungen wurden die Aufſtappelungen des Wiſſens, Orte wo ſie ſich befanden, wurden geiſtige Meßplätze. Alexandrien war es, London wird es werden. Büchereien waren für die Bewahrung des hiſtoriſchen Theiles der Arbeiten und für die Fortſchritte des Menſchengeſchlechtes daſſelbe, was Schulen ſind, ja mehr, da die Lehrer unter dem Einfluſſe der Tagesrichtung ſtehen, die ſo manches vernachläſſigt und das Verwahrloſte ſchnell vergißt. Die alten Bücher hindern in Zeiten einſeitigen Geſchmackes das völlige Vergeſſen.

Aber freilich erſtreckt ſich die unmittelbare Einwirkung der

Bücher nur auf eine kleine Volksſchicht, die gelehrte. Im Grunde iſt es bis jetzt doch nur ein geringer Theil von der Volksgeſammtheit, welcher *wirklich* lieſt, noch wenigere beſchäftigen ſich *viel* mit Leſen oder leſen innerhalb ihres Berufskreiſes vollſtändig das neu zu Tage Kommende und das Alte: ward dies ja ohnehin mehr und mehr unmöglich. *Ideen*, die aus den Büchern ſich verbreiten ſollen, nehmen daher einen *langſamen* Lauf. Ein Buch wirkt zunächſt etwa auf das Tauſend ſeiner erſten Leſer, von denen noch dazu nicht alle ſeinen Inhalt auch in ſich aufnehmen. Weiterhin müſſen ſich ſeine Ideen allmählich auf dem Wege geſellſchaftlicher Berührungen, mündlicher Unterhaltungen, ſowie durch Wiederholungen und Nachahmungen in andern Büchern verbreiten. So finden ſie ſchwer auf dieſem Wege Eingang und es wird von ihrem Einfluß nur ein Bruchtheil des Volkes, gleichſam deſſen Oberfläche getroffen: die große Menge bleibt gewöhnlich unberührt, dieſen Ideen fremd oder wird nur wenig von ihnen getroffen. Zwar wird aus den Schriften faſt die ganze geiſtige Nahrung geſogen, aber es wirkt auch der Umſtand ein, daß viele *verſchiedene* Schriften neben einander hergehen und verſchiedene Kreiſe ziehen. Der Bildungsſtand iſt kein gleichmäßiger mehr, das frühere Zuſammenfallen des Lebens aller in gleichem Wiſſen und gleicher Sitte hatte ein Ende, ſeitdem es viele Bücher gab.

So wird mithin durch ſie das *geiſtige Gleichgewicht geſtört*. Ein gemeinſames Verſtändniß iſt nicht mehr vorhanden, gleiches Beurtheilen und Wollen hört auf. Es iſt eine Scheidung, eine Zerreißung eingetreten. Die Gebildeten d. h. diejenigen, welche Bücher leſen und aus ihnen Gedanken ſchöpfen, ziehen vorwärts, aber ſelber nach verſchiedenen Bahnen, die andern, d. h. die den Schriften fremd gebliebene Maſſe hält an, denn die Zwiſchenglieder die zu den Zielen jener führen, ſind ihr noch fremd und die Ziele deshalb unverſtändlich. Die Folgen dieſes Mißverhältniſſes, dieſer Spaltung des Volkes ſind Gewaltſamkeiten in den Aenderungen der Geſellſchaft, Umwälzungen und Rückſchläge. Aufgabe der *Zeitungen* wird es, wenigſtens im Hauptſächlichſten eine gleiche Strömung zu *bereiten*.

Wenn es auch zu viel behauptet wäre, zu ſagen, daß die

älteste Schriftstellerei aus dem Glauben geflossen sei, so steht doch außer Zweifel fest, daß priesterliche Männer die ersten Schriftkundigen, die ersten Schreiber, Schriftsteller und Bücherbewahrer gewesen sind. Schrift und Gottesverehrung gingen neben einander her. Nachmals traten sie auseinander. Schrifttum und Gläubigkeit rangen sodann. Im Mittelalter wiederholte sich das Nämliche greller noch einmal. Im Mittelalter war die Schreibkunst auf die Klöster beschränkt, die armselige Schriftstellerei größtentheils bloßes Auslegen und Breittreten älterer, noch dazu meist werthloser Schriften. Viele Bücher wurden im Mittelalter auch gar nicht für die Lesewelt, sondern nur für das eigene Stift geschrieben. Was übertroffen schien, ließ man fallen, schrieb man selten weiter ab. Der glücklichere Nachfolger löschte seinen Vorgänger aus. Eigentliches Bücherwesen und Lohnschreiberei kam erst mit den Universitäten wieder auf, aber von der alten Gebundenheit machten sie sich noch nicht los. Schriftstellerei brachten im Grunde erst die Humanisten von neuem in Aufname. Der Priester suchte damals noch das Schrifttum zu beherrschen, den Schriftsteller zu bevormunden (möchte es allerdings heute noch, wenn man ihn gewähren ließe). Die Kirche wollte die Bücher beaufsichtigen, wollte nicht zulassen, daß etwas geschrieben und verbreitet würde, was ihr mißfällig war, und verhängte über die Bücher die Censur.

Des Buchdrucks Erfindung stärkte in diesem schweren und langen Kampfe die Macht des Buches. Vergebens versuchten hernach auch weltliche Despoten die Censur zu handhaben. Seit 1789 mußten sie, wie heftig sie sich auch sträubten, das Eingreifen in das zu Druckende fahren lassen. Noch erläßt der Papst seine Verdammungssprüche und Verbote, aber die Welt hört nicht mehr auf den Greis im Vatikan.

Mit dem Buchdrucke lebte viel Altes, was im zu Grunde gehen war, wieder auf. Werke der vergangenen Zeiten wurden seitdem mit peinlicher Sorgfalt in zuverlässigen Ausgaben erneuert, und in wuchtigen Folianten die Gelehrsamkeit gehäuft. Vom Ende des XVI. Jahrhunderts druckte man lieber in Quart, und auch dieses große Format wich im XVIII. dem Oktav. Da wollte man ein Buch leichter bewältigen können. Anlangend den Inhalt, entsprechender Verlauf. Die Gedehntheit und Schwerfälligkeit,

sowie das bloße Wiederholen von ganzen Seiten früherer Bücher, nahm zusehends ab. Neben den dickleibigen Bänden erschienen übrigens schon im XVI. Jahrhundert auch auf die Zeitverhältnisse berechnete kleine, leichte Schriften (gewöhnlich in Quart, nur selten in Folio) die bei ihrer Bequemlichkeit weiter drangen, einen großen Leserkreis fanden, indeß auch schnell verschwanden. Aus ihnen gestalteten sich die Zeitungen, durch welche alle öffentlichen Vorgänge auf der Stelle mitgetheilt wurden; lange ohne Zuthat eigener Gedanken farb- und gestaltlos; seit kaum einem Jahrhundert ward in ihnen eine fortlaufende Besprechung der Tagesbegebenheiten eingeführt. Ebenso erschienen nun Zeitschriften, welche sich ausschließlich mit den neu erschienenen Büchern beschäftigten, kurz angaben, was in ihnen gesagt war, sie beurtheilten (was freilich oft ein bloßes Vorgeben der Zeitungsschreiber war) und sich der Oberflächlichkeit sowie dem Einreißen falschen Geschmackes in den Weg stellen wollten. Anregend waren alle diese flüchtigen Blätter für flüchtige Belehrung, aber auch schnell verwelkt.

Hiermit kam eine neue Gattung namenloser Schriftstellerei in Schwung, sehr zum Schaden der Gediegenheit des Inhalts. Das Nichthervortreten des Verfassers war die anfängliche Weise der Schriftstellerei gewesen. Einige Jahrhunderte vor Beginn der christlichen Zeitberechnung hatten Urtheilsunfähige namenlos umlaufende Schriften berühmten Männern irrig beigelegt, darauf waren Schriften herausgekommen, deren Verfasser sich hinter einem berühmten Namen, dessen Ansehen ihr Buch empfehlen sollte, geflissentlich versteckten. Nun, in neueren Zeiten, geschah letzteres zwar nur ganz vereinzelt, aber das Geheimbleiben ängstlicher Schriftsteller ward in anonymen oder pseudonymen Schriften gewöhnlich und für Flugschriften und Tageblätter beinahe zur Regel, ja war fast eine Nothwendigkeit geworden, gegenüber den Gewaltthaten der Despoten und dem Knechtssinn ihrer Richter.

Gleichzeitig fällt die Entstehung großer Sammelwerke. Anfänglich stellte man alle vorhandenen, ein bestimmtes Wissensgebiet betreffenden, kleineren, zerstreuten Schriften, deren man schwer habhaft werden konnte, in einem Thesaurus zusammen. Später verbanden sich Viele zur gemeinschaftlichen Abfassung eines alle Theile

Digitized by Google

eines Wissenszweiges umfassenden großen Werkes. Von Foliantenreihen kam man schließlich zu Realencyklopädien und Konversationslexicis im Umfang einiger Oktavbände. Auch in solchen Werken riß Namenlosigkeit ein. Ein Buch war sonst die Schöpfung, das geistige Eigentum eines Mannes: jetzo gab es ordnende Herausgeber und Mitarbeiter, die keine Vertretung vor der Welt hatten, die mit ihrer schriftstellerischen Ehre nicht einzustehen brauchten für das von ihnen in die Oeffentlichkeit Gegebene. In der Zeitungsschreiberei mochte die sehr gegründete Besorgniß vor den Verfolgungen der Gewalthaber und vor der Verderbtheit der Gerichtshöfe, selbst der Gesetzbücher, das Verhüllen der Verfasserschaft rechtfertigen; wo jemand Gefahren von dieser Seite sich nicht aussetzte, war Nichtnennung fast allemal ein Deckmantel für schlechtes, schlaudriges Arbeiten oder für anderweite Beweggründe, welche ächter Schriftstellerei fremd sind. Die Ausnamen sind zu zählen.

Die Feder ernährte bald Millionen und schuf im Staatshaushalt eine Seite der Volkswirthschaft. Außer den eigentlichen Schriftstellern leben von der Erfindung der Schrift und des Druckes die bloßen Abschreiber, die Papiermüller, die Schriftgießer, die Setzer, die Buchdrucker, die Buchbinder, die Buchhändler und Buchverleiher, die Herumträger von Büchern, Zeitungen und Anzeigen, so manche Künstler und noch sehr viele, welche Vorarbeiten für diese verschiedenen Berufszweige beschaffen. Ein wie großer Betrieb ist nicht das Zeitungswesen allein geworden, wie Vielen gewähren diese Eintagsfliegen Erwerb!

Seitdem, im Folge der Erfindung des Buchdrucks, die Bücher zu einem Gegenstand des Erwerbs geworden, riß aber auch Buchmacherei und Vielschreiberei ein. Kein Licht kann strahlen, das nicht auch Schatten würfe.

Während sich an der Herstellung und dem Verkaufe schriftlicher Erzeugnisse Unzählige bereichert haben, schien den Schriftstellern selbst, die doch Schöpfer und Seele dieses ganzen Betriebes waren, Dürftigkeit und Noth beschieden. Erst in jüngster Zeit haben ausgezeichnete englische, nordamerikanische und französische Schriftsteller aus ihrer geistigen Arbeit ein Vermögen herausschlagen können. In Deutschland noch nicht. Hier haben nur in seltenen Ausnamsfällen Schriftsteller, (und zwar dann nicht etwa

Digitized by Google

vorzügliche, sondern den Launen des Tages fröhnende), ein reichliches Auskommen errungen und ein Vermögen gewonnen. Die allermeisten, namentlich die besseren Schriftsteller Deutschlands müssen, wenn sie überhaupt von der Feder ihre Bedürfnisse zu bestreiten im Stande sind, in beschränkten, ja oft geradezu ärmlichen, vielfach auch ihre Hervorbringungen benachtheiligenden Verhältnissen leben. Bekannt ist, in welcher Armuth Dante und Tasso, Cervantes und Camoens, Savage und Dryden, Corneille und Jean Jacques Rousseau (deutscher Männer zu geschweigen) ihr Leben beschlossen haben. Von Samuel Buttler erzählt man, daß er verhungert sei. Chatterton ward aus Hunger Selbstmörder. Thomas Otway, der englische Schauspieldichter, bettelte zuletzt nach langem Hungern in einem Kaffeehause und als er dort einen Schilling geschenkt erhalten, lief er zu einem Bäcker, kaufte ein Brod und verschlang es in seinem Heißhunger so gierig, daß dies die Ursache seines frühen Todes wurde. Die Mehrzahl der Schriftsteller mußte ihren Unterhalt von anderweiten Geschäften suchen — und in Deutschland auch von diesen ihr Ansehen in der Gesellschaft. Denn obwohl Deutschlands Stolz und Ruhm sein Schrifttum ist und die Deutschen, eitel und verblendet, sich ein Volk von Denkern zu nennen lieben, so wiegen doch in Deutschland vornehme Abkunft, Titel, Amt und Geldsack weit schwerer als gute Gedanken. Bei der argen Geringschätzung schriftstellerischen Verdienstes in Deutschland ist denn auch den gedrückten deutschen Schriftstellern (bis auf vereinzelte Ausnamen) das Hochgefühl vor einem Volke, vor der gebildeten Welt, vor der Zukunft zu sprechen, meistens abhanden gekommen und ein allzudemütiger Sinn, der häufig in Niedrigkeit ausartete, eigen geworden. Größere Achtung genießen sie ja fast nur durch eine Professur, Beamtung oder anderweite gesellschaftliche Stellung, ja wer als „Litterat" ganz von Schriftstellerei lebte oder der periodischen Presse den Hauptheil seiner Kräfte widmete, war beinahe mit einer levis notae macula behaftet! Am 13. Oktober 1791 schrieb Körner aus Dresden an Schiller, indem er über Funk's Geschichte des Kaisers Friedrich II. sich äußerte: „Aber seinen Namen halte geheim. Schriftstellerei ist bei uns in Civil und Militär verrufen, und er muß jetzt auf's Avancement denken." Und in den dreißiger

Jahren dieses Jahrhunderts ließ ein viel gepriesener Verleger, Perthes, seine Freude über Oesterreich laut werden, „wo Habenichtse nicht nur nicht zum Sprechen, sondern auch nicht zum Schreiben kämen.“ Soldaten und Stallmeister, Junker und Jodler bildeten den Hof der deutschen Fürsten; hervorragende Schriftsteller waren von ihrer Umgebung ausgeschlossen; wenn es einmal anders war, wie in Weimar, so machte dies eine Ausname. Dennoch arbeiteten in Deutschland Tausende unverdrossen an der Mehrung und Bekanntmachung der Schätze des Geistes. Die Staatsgewalten sind der Schriftstellerei so feindselig wie nur irgend möglich gewesen; selbst das Erwerbsrecht der Schriftsteller haben sie verkümmert und die Ausbeute ihrer Leistungen zum Raube Unberechtigter gemacht. Erst nach der großen Umwälzung von 1848 wurde durch die deutsche Nationalversammlung das „geistige Eigentum“ förmlich anerkannt; die nachfolgende Unterdrückung hat es jedoch bis jetzt nicht zum vollen Gelten kommen lassen und es fehlt noch gegenwärtig nicht an Rechtsgelehrten, die es fort und fort bestreiten, aus Unwissenheit oder Beschränktheit.* Am meisten wird der Schriftsteller in Italien und Frankreich geschätzt. Jener stolze König Ludwig XIV. sagte zu Molière: „Erinnern Sie sich, daß ich immer eine halbe Stunde für Sie habe.“ Bayle's, des nicht mehr Frankreich angehörigen und mit den waltenden Mächten im Widerstreit gewesenen Gelehrten, letztwillige Erklärung erkannte der Gerichtshof von Tuluse als gültig an, indem der Oberrichter Senaux entgegen den Landesgesetzen aussprach: „Gelehrte gehören allen Ländern an, französische Schriftsteller bleiben auch außerhalb Frankreichs jederzeit Franzosen.“ Englands Minister waren in unsern Tagen sehr häufig Schriftsteller und ihre Bücher mehrten ihr Ansehen. Englischer Brauch ist, zur Aussteuer der Tochter eine Bücherssammlung zu fügen; in Italien werden zuweilen als Hochzeitsgeschenke kleine Schriften (Abhandlungen, nicht etwa blos Hochzeitsgedichte) gedruckt. Bei einer Trauung in Venedig vor etwa 10 Jahren wurden dem verbundenen Paare 12 Schriften

* Die Beweisführung habe ich in der „nach Beschluß des deutschen Schriftstellertages vom 20. August 1865“ veröffentlichten „Denkschrift über das geistige Eigentum“ geliefert.

gewidmet. Unter uns Deutschen sterben Millionäre mit Hinterlassung von Büchern kaum im Werthe von einigen Goldstücken. Ein paar Romane, ein paar Gedichtbücher mit Goldschnitt und ein paar Kupferwerke zum Auslegen im Empfangs- oder Wartezimmer ist alles, was diese Reichen während ihrer Lebenszeit sich angeeignet hatten!

Nachdem die Bücher und die Zeitschriften zu einem Gegenstande des Erwerbes geworden, gerieth — und auf dieser Stufe stehen wir, wenigstens in Deutschland, gegenwärtig noch — die Schriftstellerei in Abhängigkeit von den Geschäftsmännern, welche die Herstellung im Druck und den Verschleiß besorgten. Ein Ueberwuchten des Buchhandels fand statt, welcher nicht nur die äußere Seite des Schriftwesens übernahm, sondern auch die geistige zu beherrschen mit Erfolg trachtete und einen guten Theil des ganzen neuen Schrifttums mittelbar erzeugt. Das richtige Verhältniß verkehrte sich. Nicht daß die Schriftstellerei ihn beherrschte, daß ihre Güte bedingte: das Umgekehrte geschah. Seitdem es unmöglich geworden ist, eine Abfassung lebendig zu machen, es sei denn, daß sie unter die Presse gebracht werde, seitdem jede Ausarbeitung noch die Kosten der Drucklegung erfordert, die immer höher gestiegen sind, war der Schriftsteller auf die Hülfe eines Verlegers angewiesen, und dieser hatte selbstverständlich in der Regel den zu erzielenden Geldgewinn zum Leitstern. Massenhafter und wo möglich augenblicklicher Absatz war sein natürlicher Wunsch. Damit verrückten sich die Verhältniße in zweiter Folge noch mehr. Werke, welche die Erkenntniß fördern, finden wenige Abnehmer. Ungern entschlossen sich daher die Buchhändler zur Uebernahme, und wenn sie solche verlegten, stellten sie den Verkaufspreis hoch, was hinwiederum der Verbreitung Abbruch that. Wol ist behauptet worden, es sei kein gutes Buch ungedruckt geblieben — aber wie unbekannt mit den wirklichen Verhältnissen sind die, welche also schwatzen! Die gehaltreichen Werke eines Noel, Bisdelou und Anderer über Tsina blieben ungedruckt liegen; der große Denker Vico fand für seine widerlegenden Bemerkungen zu Grotius' Völkerrecht niemand, der sie drucken wollte, die Fortsetzung von Klose's gelehrten geschichtlichen Briefen „von Breslau" blieb fast ein Jahrhundert Hand-

schrift und viele, viele mit saurer Mühe abgefaßte Werke sind nicht erschienen, weil kein Buchhändler die Kosten wagen mochte. Die an sie gewandte Arbeit war verschwendet. Unterhaltende Schriften, ergötzliche Romane, Erbauungsbüchlein ließen sich bei einer größeren Menge vertreiben. Solche lockten die Buchhändler mehr und sie verkauften solche auch billig. Der Buchhandel lauschte ferner auf das Begehren der Massen und griff nach seinen Wahrnehmungen selbstthätig in die Geistesarbeit ein. Sogenannte Populariſirungen geringen Umfangs vergriffen sich besser als selbstständige Arbeiten. Die Buchhändler bestellten derartige Abfassungen. Der bellende Magen trieb viele Schriftsteller in ihren Dienst, die auf Bestellung, nach dem Leisten Bücher zusammenschusterten. Weiterhin züchteten Buchhändler sich litterarische Handlanger aus gänzlich Unberufenen, denen sogar die erforderliche Vorbildung abging. Ein bedeutender Verleger in Leipzig unterschied mit Recht seine schriftstellerischen Arbeiter in halbe-, drittels- und viertel-Gelehrte. Der Tischler und der Arzt hat einen Beruf, den er ausfüllt; berufsmäßig Bücher zu machen, darauf soll niemand ausgehen. Selten werden diejenigen, welche Autoren werden wollen, gute Schriftsteller werden: der Schriftsteller entsteht durch den inneren Beruf; er wird es, weil sein Geist etwas Erhebliches gefaßt hat, weil er Neues vorzubringen weiß. In unserem Jahrhunderte, seitdem die Geldmacht sich aus Gewinnsucht der Presse bediente, herrscht die geschäftliche Rücksicht. Halbgebildete, oberflächliche, feile Leute, die oft nur aus 10 Büchern das elfte zusammenstoppelten, hundertmal Gesagtes wiederkäuten, auf Freibeuterei und auf verwerfliche Reizmittel ausgingen, überschwemmten mit ihren Machwerken den Markt und drängten, ebensowol weil das Mittelmäßige immer in großen Kreisen anspricht als weil die vom Buchhandel veranlaßten Schreibereien seine Lieblingskinder waren, die er am eifrigsten vertrieb, die gediegene Waare in den Hintergrund. Die fade Kost, welche diese Buchmacherei den heißhungrigen Lesern vorsetzt, gibt weder Kraft noch Nahrung, verdirbt vielmehr den Magen und den Geschmack.

Selbst auf Beförderung des Aberglaubens wurde die Rechnung gestellt. In vielen Tausenden von Abzügen wurde ein un-

Digitized by Google

sinniger „Himmelsbrief" 1866 und 1870 unter die in den Krieg ziehenden Soldaten verbreitet, der sie vorgeblich gegen alle Verwundungen feien sollte. Seit dem Eintreten der letzten großen Reaktion in Deutschland läßt alljährlich ein norddeutscher Buchhändler, ich glaube, der Mann heißt Prinz, durch einen Candidatum theologiae (!) um den Sündenlohn von drei Thalern „des alten Schäfers Thomas seine Profezeiungen" für das kommende Jahr abfassen und in einem fremden Marktplatz, in Hamburg und Altona ausgeben. Er zieht 20,000 Abdrücke, die er als gewöhnlichen Bedarf betrachtet, ab und läßt den Satz für etwaiges Mehrverlangen, das auch oft nicht ausbleibt, stehen. Nicht immer kommt ihm freilich so starke Nachbestellung, wie 1865 als eine auf Schleswig-Holsteins Aneignung lüsterne Regierung wegen einer ihrem Begehren entsprechenden Stelle sein Büchlein zu Tausenden von Abdrücken kaufen und in jenem Lande ausstreuen ließ.* Neben all dem Verwerflichen findet zum Glück massenhafter Vertrieb mehr oder weniger belehrender Schulbücher statt. Von Erk's Schulliedersammlung sollen zum Beispiel bis 1868 eine Million und 224,000 Abzüge verbreitet worden sein. Eigentlich gelehrte Werke werden in Deutschland freilich beinahe nur von dem Kreise gekauft, der sie erzeugt. Daher ihr schwacher Absatz und die Schwierigkeit etwas in Verlag zu bringen.

Daß man die Macht der Presse, namentlich der Zeitungen, in jüngster Zeit zu begreifen anfing, hat, wenigstens in Deutschland, nicht dazu beigetragen, die Geringschätzung der Schriftsteller in Achtung zu verwandeln, rief jedoch in den Börsenleuten und Staatsmännern ein lebhaftes Bestreben hervor, das Wort, welches zur Aufklärung bestimmt ist, für ihre Zwecke behufs berückender Täuschung zu wenden. Die bewegende Kraft die ein selbstständiges Schrifttum äußert, konnte ja leicht verwerfliche Unternehmungen gefährden; also erkaufte man Federn, und fortan entschieden mithin selbstische Eingebungen über die in Umlauf zu bringenden Gedanken sowie über die Art ihres Vortrags. Unter

* Das mundete! Die 1871 erschienene „20. Profezeiung" verbot die österreichische Regierung, „weil in derselben das Vergehen der Verbreitung einer für die öffentliche Sicherheit beunruhigenden sogenannten Profezeiung, strafbar nach §. 308 des Strafgesetzbuches" enthalten ist.

Digitized by Google

den Staatsmächten sind hierin Napoleon III. und die preußische Regierung weiter gegangen, als früher je vorgekommen. Die Schrift wurde eine nachdrückliche Handhabe der Gewaltigen. Scharenweise haben sich französische und deutsche Schriftsteller mit schmählicher Verläugnung ihres Berufes in Dienstbarkeit gestreckt. Den Umfang der eingerissenen, um sich greifenden Fäulniß übersehen nur die Kundigen; der Schwarm der Ununterrichteten glaubt thöricht nicht ihrem Warnungsruf.* Wenn die Menge ein schleichendes Uebel merkt, ist es gewöhnlich zu spät, es noch zu heilen.

Bei diesen eingetretenen Wendungen würde die Gesittung Europas ernstlich bedroht und ein stufenweiser Niedergang der Bildung (ähnlich wie ein solcher im ersten Halbjahrtausend der christlichen Zeitrechnung stattgefunden hat) als unausbleibliche Folge zu gewärtigen sein, wenn sich die Hoffnung auf ihre Erhaltung und Steigerung nicht darauf setzen liesse, daß die gebildeten Völker glücklicherweise noch nicht in Einem Reiche (wie damals) unter Einem Herrscher vereinigt gleichem Zuge folgen, sondern daß es viele verschiedene, von einander unabhängige Brennpunkte der Erkenntniß gibt, und wenn man nicht darauf vertrauen könnte, daß die Macht der Ideen unendlich größer ist, als alles, was vom Irdischen seine Stärke zieht. Noch gibt es überall viele Schriftsteller, welche in unerschütterlichem Verlaß auf des Geistes Gewalt so wenig vor den herrschenden Männern wie vor gültigen Irrthümern sich neigen, sondern von dem geistigen Boden aus, auf dem der Schriftsteller seine Stellung zu nehmen hat, das irdisch Wirkliche bemessen und darum beflissen sind, immitten des wirren Getriebes verkehrter und selbstsüchtiger Bestrebungen das Vernünftige hervorzukehren und dessen Beschauung zu veranlassen. —

Die Erfindung des Buchdrucks theilte die Niederschriften je nach ihrer Bestimmung in zwei Gattungen. Was blos für den Haus- und Geschäftsgebrauch geschrieben wurde, unterschied sich von dem für die Oeffentlichkeit und Allgemeinheit bestimmten „Manuskript", welches mechanisch vervielfältigt werden sollte. Nicht

* Vgl. meinen Beitrag zur Geschichte des Zeitungswesens, „die deutschen Zeitschriften und die Entstehung der öffentlichen Meinung." Hamburg, Hoffmann und Campe 1866.

Digitized by Google

drei Menschenalter vergingen, so wurde der Druck auch für vorübergehende Zwecke angewendet, und nun trat auch für das Gedruckte die Verschiedenheit ein, daß die einen Schriftstücke für einen flüchtigen Augenblick, sogleich mit der Absicht baldiger Vernichtung geschaffen, die andern auf fortdauernden Bestand berechnet wurden. Ward einmal von einem Volke Schreiben und Lesen allgemein erlernt, so ward schnell Schreiben zu einer Lebensgewohnheit und für Geschäfte des Tages benutzt. Schon im Altertum war die Schrift eine Hülfe für den gewöhnlichen Verkehr geworden, ein Mittel, dessen die Regierenden sich bedienten, um Ordnung in Staatssachen zu erhalten, und eine Stütze für bürgerliche Geschäfte. Welche Vortheile gewährte gar der Druck! Der städtische Handwerker und Händler arbeitet jetzt mit gedruckten Anzeigen, Anschlägen, Anempfehlungen. Bis zu Visiten- und Speisekarten, welche letztere oft nur für ein einziges Gastmahl gedruckt werden, ging der Gebrauch des Druckes herunter. Zugleich steigerte sich der Briefverkehr außerordentlich. Aus der Gewohnheit zu lesen erwuchs ein Lesebedürfniß. Bücherverleihanstalten suchten es zu befriedigen, Lesegesellschaften wurden gebildet. Die müßigen Stunden sollten Bücher mit angenehmer Unterhaltung ausfüllen. Einen großen Aufschwung nahm demnach die unterhaltende Schriftstellerei in Büchern und Zeitschriften, denn auf sie richtete sich vornämlich die Buchmacherei. Allmälig werden die ungebildeten Massen Schicht um Schicht zum Lesen herangezogen. Die leichte Waare, von der sie jetzt befriedigt sind, wird ihnen später nicht genügen. Sie werden verlangen, was ihren Geist wirklich bereichert.

Immerfort nimmt der Litteraturschatz zu. Jedes Jahr erfolgt ein Zuschlag zur Masse. Kaum läßt sich der Zuwachs in Ziffern bestimmen. Setzen wir ihn zu hoch oder, was wir eher glauben möchten, zu niedrig an, wenn wir ihn gegenwärtig auf ein halbes hunderttausend größerer und kleinerer Bücher, die Zeitungen und Zeitschriften ungerechnet, veranschlagen? Was Ostasien auf den Markt bringt, entgeht uns so gänzlich wie den Tsinesen die Schrifterzeugnisse der abendländischen Völker. Gleichzeitig geht jedoch auch von dem bisherigen Bestande viel verloren. Von den alten Büchern erhalten sich diejenigen, welche noch einen

Digitized by Google

solchen Ruf genießen, daß der Buchhändler glaubt, mit ihrer Wiederauflage ein Geschäft zu machen im Handel; von den übrigen wird eine beträchtliche Anzahl in den öffentlichen Büchersammlungen vorräthig gehalten, manche sind überhaupt nur noch in wenigen Stücken vorhanden, viele, wol die Mehrzahl, indeß auch die ihrer Bedeutung nach geringsten, sind verbraucht und vernichtet. Die Lesewelt steht in der Gegenwart. Sie liest und bildet ihre Ansichten aus den in den letzten Jahren, höchstens während des letzten Menschenalters erschienenen Büchern, die sich noch im Verkaufe befinden; zu älteren greift sie nur, insofern sie als mustergültig berühmt sind. Die Franzosen und wol auch die Engländer gehen also um ein Jahrhundert weiter in ihrem eigenem Schrifttum zurück als die Deutschen. Außerdem sind einige Größen weit zurückliegender Zeiten, wie Dante und ähnliche, noch in den Händen, und kraft der Kirche die hebräischen und neutestamentlichen Schriften. Eine Auswahl griechischer, lateinischer, mittelhochdeutscher Bücher wird in den Schulen, wiewol gewöhnlich mit geringem Verständniß, gelesen und von den Lehrern studirt: die Mehrzahl der sogenannten Gebildeten berühren sie aber wenig. Was sonst vorhanden ist, macht die Beschäftigung der eigentlichen Gelehrten aus, welche die Träger der Ueberlieferung sind und den Zusammenhang im Bewußtsein der Menschheit bewahren.

Die Sprachen bilden eine Scheide zwischen den Völkern. Uebersetzungen haben dieselbe, wiewohl auf ungenügende Weise, zu beseitigen gesucht und wirklich manche allgemein verständliche Werke ersten Ranges zum Gemeingut der Gebildeten aller Völker gemacht. In neuester Zeit geschah ein Fortschritt von Belang. Es fingen nämlich Verfasser von Büchern, und zwar zuerst Franzosen, an, selber die Verbreitung ihrer Schriften bei verschiedenen Völkern in die Hand zu nehmen. Der erste, der dies in umfassender Weise that, war ein Kaiser, Napoleon III., der 1865 seine Geschichte Julius Cäsar's in acht Sprachen, französisch, deutsch, englisch, nordisch, italienisch, spanisch, portugisisch, russisch und ungarisch, ausgehen ließ. Victor Hugo folgte, wenn gleich nicht in derselben Ausdehnung, diesem Vorgang. In gleicher Richtung wirkten Zeitschriften, welche zu mehreren Völkern redeten. Bei diesen gab eine äußere Veranlassung den Anstoß: die Herstellung von Holz-

Digitized by Google

schnitten, die ja für Leser in allen Sprachen verwendbar waren. Ungefähr i. J. 1843 erfolgte ein Abkommen zwischen einzelnen der in England, Frankreich und Deutschland herauskommenden sogenannten, illustrirten, wöchentlich erscheinenden Zeitungen, demzufolge diese Abklatsche ihrer Holzstöcke mit Zeichnungen untereinander zu neuer Benutzung austauschten. Zu dem geeignet scheinenden Bilde ließ die Zeitung, welche es wiederholte, eine schriftstellerische Beigabe unter Zugrundlegung der in der andern Zeitschrift gegebenen Darlegung anfertigen. Im Jahre 1855 begann in Berlin eine für Weiber berechnete Mode- und Muster-Zeitschrift, welche ihren Zeichnungen unterhaltende Beigaben hinzufügte. Auch diese, die monatlich viermal erschien und es zu einer sehr großen Auflage brachte, veröffentlichte ihre Auseinandersetzungen sogleich in mehreren Sprachen. In beiden angeführten Fällen waren die Zeichnungen die Hauptsache, deren Herstellung in's Geld lief, das in Schrift Gegebene Beiläufer. Aber schon im Jahre 1840 ließ Dr. Coremans in Brüssel seine „Freie Presse" auf der einen Spalte hochdeutsch, auf der andern französisch erscheinen; dies so wenig, wie viel später das Vorhaben des Dr. Biallobloţky in Göttingen, eine Zeitschrift von Gelehrten aller Länder erscheinen zu lassen, fand Anklang. Diese einen bestimmten Zweck verfolgenden Versuche geschahen auf Kosten der wackern Unternehmer. Viel wollte es nicht besagen, wenn ausnamsweise einmal in einer gelehrten Zeitschrift eine in einer andern Sprache verfaßte Abhandlung Aufname fand: wol aber ist von Bedeutung, daß das im Jahre 1869 von dem dresdner Stenografen Professor Zeibig mit einem Amtsgenossen Krieg unternommene, „Panstenographikon, Zeitschrift für Kunde der stenographischen Systeme aller Nationen, Leipzig, Eduard Wartig," grundsätzlich Aufsätze in allen Sprachen wiedergibt. Die Ansätze zu einem Weltschrifttum sind genommen.

Schrifttum lautet die Bezeichnung für die Gesammtheit des mittelst Schrift Niedergelegten. Das Denken eines Volkes ist in ihm vereinigt und aus ihm wird demgemäß eines Volkes Sinnesart deutlich und hell. Ja es ist, indem Volk an Volk sich reiht, der Träger der Geisteswelt. Sein Inhalt macht die Bildung

aus. Es offenbart den Fortgang der Gedankenbewegung, insofern diese ein bleibendes Dasein bekommen hat und in Schriftdenkmalen vorliegt. Die Betrachtung des Schrifttums an sich richtet sich indeß nicht sowohl auf das von ihm Getragene, denn auf die Bücherwelt als solche und auf alles was zum Bücherwesen gehört. Von diesem Gesichtspunkte aus soll es hier erwogen werden. Die Entwickelung der menschlichen Erkenntniß, die Fortschritte der Ideen und ihrer Formen — ein Hauptvorwurf der allgemeinen Geschichte — ist nicht eigentlich die damit gestellte Aufgabe. Näher schon geht es die Geschichte der Bücher an und der Umfang des Schriftgebrauches d. h. der ganze Kreis der Aufzeichnungen eines Zeitalters, die Verbreitung des Lesens und Schreibens in einem Volke, die Ausdehnung, Richtung und Wirksamkeit seiner Schriftstellerei. So begreift es, insbesondere auch die äußerlichen Mittel, deren jedes Volk sich dabei bediente, sowie alle Verhältnisse die damit in eigentümlicher Weise zusammenhingen. Die äußern Beziehungen, welche auf das Schrifttum maßgebend wirkten, sind, dies darf man nicht vergessen, keineswegs ohne Einfluß auf das innere Leben und Weben der durch die Schrift festgehaltenen Geistesthätigkeit.

Dies alles werden wir in's Auge zu fassen haben. Ich wüßte nicht, daß von diesen Gesichtspunkten aus die Geschichte des Schrifttums bisher betrachtet worden wäre. Man hat geschrieben über die Kunst zu schreiben und über die Kunst Bücher zu lesen, (Vergl z. B. 1799, Asher 1858 u. A.), jedoch die äußerlichen Bedingungen, die zeitweiligen Umstände und jedesmaligen Weisen der Schriftstellerei, die Lage und die von ihr abhängige vorzugsweise Richtung der Schriftsteller haben die Gelehrten höchstens nebenher der Erwähnung gewürdigt. So eigentümliche Erscheinungen zum Beispiel werden hervorzuheben sein, wie die, daß von Deutschen lebensvolle Schauspiele verfaßt worden sind, bei deren Entwurf gleichwol von den Bedingungen einer Aufführung abgesehen worden war, Schauspiele, welche gar keine Bühnendichtungen sind, sondern lediglich zum Lesen bestimmte Bücherdramen, als von Lessing (Nathan), Göthe (Faust), Tieck, Oehlenschläger, Immermann, Platen, Grabbe, Oswald Marbach u. A. Manches wird hervorzuziehen sein, was für den großen Gang der menschheitlichen Entwickelung wenig in Betracht käme.

Digitized by Google

Eine Geschichte der Litteratur gibt es überhaupt erst seit etwa 4 höchstens 5 Menschenaltern. Was man vorher so benannte, war im Grunde nichts anderes, als eine nach dem Zeitenlauf geordnete Ansammlung von Lebensgeschichten der Schriftsteller und von Nachrichten über ihre Bücher. Als erste, verschiedenartige Versuche einer solchen, die aber dem jetzt erlangten Begriffe nicht entfernt entsprechen, dürften wol das Buch des Polydorus Vergilius aus Urbino de rerum inventoribus (1499, 1517) und die vier seit 1545 erschienenen Folianten von Konrad Geßner's Bibliotheca universalis seu catalogus omnium scriptorum in tribus linguis, graeca, latina et hebraica exstantium anzusehen sein. Seit 1656 lehrte am hamburger Gymnasium Lambeck die „Historia litteraria" und Morhof behandelte sie 1688 in seinem Polyhistor. Beurtheilend verfuhr zwar Reimmann in seinem Versuch einer Einleitung in die Historia litteraria insgemein 1708; er jedoch, wie Heumann in seinem Conspectus reipublicae literariae 1717, wie Gottlieb Stolle in seiner Anleitung zur Historie der Gelahrtheit 1719 und Andere, erhoben sich über den Standpunkt, den wie vorher bezeichneten, in kaum nennenswerthem Grade. Erst Voltaire's Einfluß machte dem bloßen Anhäufen ein Ende.

Seitdem ward die „Litteraturgeschichte" von zwei Gesichtspunkten behandelt. Entweder nämlich erwog man den Fortschritt der Wissenschaft, wie solches Johann Andreas Fabricius 1751 mit seiner (freilich noch von der veralteten Weise vielfach beherrschten) allgemeinen Historie der Gelehrsamkeit that. Auf diesem Wege gelangte man dahin, daß zuletzt der äußere Bestandtheil des Schrifttums gänzlich verschwand, wie in Hegel's Vorlesungen über die Geschichte der Filosofie und in Whewell's Geschichte der induktiven Wissenschaften. Oder man achtete lediglich auf die schöngeistigen Hervorbringungen, die in ihnen gelieferte Kunstübung und den in ihnen vorherrschenden Geschmack. Wachler setzte 1817 in Vorlesungen, die er auf der Universität Breslau hielt, diese Betrachtungsart in Beziehung zum Volksstamme, in seiner „teutschen Nationallitteratur." Hierüber kam man dahin, daß Gervinus mit dem Gange der deutschen Dichtung fast das deutsche Schrifttum überhaupt gezeichnet zu haben wähnte. Man war daher auf die bloßen Unterhaltungsschriften herabgekommen, die zu der niedrigsten

Gattung gehören, und gab durch deren Ueberschätzung den Vorstellungen eine schiefe Richtung. In der That gilt jetzt anziehende Schilderung erdichteter Liebeshändel als die würdige Fortführung eines großen Schrifttums!

Schon dieses Auseinanderfallen in zwei Einseitigkeiten dürfte dafür sprechen, daß die gewöhnliche, vereinzelnde Behandlung nicht richtig ist. Auf Erkenntniß und auf Genuß hinzielende Schriftstellerei ist in Verbindung zu bringen, allein dies genügt noch keineswegs; die wahre und allein richtige Behandlung löst die Geschichte der Litteratur von der Gesammtgeschichte überhaupt nicht ab, sondern betrachtet jede schriftstellerische That im Zusammenhang des großen Ganzen. Wie dies geschehen müsse, haben schon zwischen 1820 und 1830 Guizot, Villemain und Schlosser in ihren Darstellungen gezeigt. Sie gaben Muster, an die man sich zu halten hat. Aber ihr Verfahren können wir nur kennzeichnen; eine Durchführung in dieser Weise bleibt der allgemeinen Geschichte vorbehalten; nicht von diesem Werke ist sie zu erwarten. —

Die Schrift nennt Platon mit Recht eine ewig dauernde, unermeßliche Stimme: φωνην απειρον κατενοησεν ειτε τις θεος, ειτε θειος ανθρωπος „es ersann sie entweder ein Gott oder ein göttlicher Mensch". Das Buch voller Schrift ist das Leben des Gedächtnisses und der Tod der Vergessenheit, ein Gefäß mit Weisheit; jedermann mag es leeren und es bleibt dennoch gefüllt. Das Schrifttum ist die Darstellung aller Ausstrahlungen des geistigen Strebens, ein Spiegel aller bedeutungsschweren Thaten und Erlebnisse des Menschengeschlechtes, der Leib einer Gedankenwelt, welche beständig zunimmt. Göttern legte der kindliche Mensch die Erfindung des Schreibens bei.

Menschen die von der Schrift keine Kunde haben, wurden vom höchsten Staunen über sie ergriffen. Ueberall war das der Fall. Von den alten Preußen erzählte im XIV. Jahrhunderte Peter von Dusburg: „sie verwunderten sich außerordentlich, daß jemand mit Buchstaben einem Abwesenden seine Absicht auseinander setzen konnte", (mirabantur ultra modum, quod quis absenti intentionem potuit per litteras explicare). Von den Amerikanern berichteten Gomara und Richeom zwei Geschichtchen aus

Digitized by Google

den erſten Zeiten der Eroberung Amerikas. Gomara erzählt: ein Spanier habe ſeinen indiſchen Sklaven 12 Kaninchen (cuniculos) an einen fernen Freund überbringen laſſen, unterwegs habe der Sklave 3 davon aufgezehrt und der Empfänger hernach ſeinem Herrn in einem Brief für die erhaltenen 9 Stück gedankt. Der Herr befragte darauf den Diener, wie viel er abgegeben, „12" ſagte dieſer, worauf ihm der Herr entgegenhielt, aus dem Briefe wiſſe er, daß er nur 9 abgeliefert habe. Der Indier habe darauf ſeine Landsleute ermahnt „ſich zu hüten vor derartigen ſchwatzenden Papieren", (ut sibi a chartis ejusmodi loquacibus caverent). Die zweite Geſchichte betraf einen Peruaner. Ein Europäer ſchickte durch ihn an einen Freund einen Korb mit Früchten ſammt einem Briefe. Auf der Reiſe ſchmauſte der Peruaner einen Theil der Früchte; der Empfänger ſtellte den Peruaner zur Rede, der aber läugnete mehr empfangen zu haben; jener hält ihm die Worte des Briefes entgegen, der Peruaner erwiderte: der Brief lüge, das ſei kein Zeugniß. Darauf entläßt der Empfänger ihn an ſeinen Freund mit einer Antwort. Einige Tage ſpäter ſchickte der Herr ihn zum zweitenmale mit Früchten an jenen ab und bemerkte im Begleitſchreiben ganz genau deren Anzahl. Der Peruaner gedenkt diesmal ſicherer vorgehen zu müſſen und verſteckt den Brief unter einem Stein, bevor er von den Früchten naſcht. Natürlich weiß der Empfänger, daß er nur die Hälfte des Abgeſendeten empfängt; der Peruaner hält ſich ſeiner Sache aber ſo ſicher, daß er ſich auf den Brief, der nach ſeiner Meinung nichts geſehen haben konnte, beruft, „und nicht eher konnte der ſchriftunkundige Sklave von der Kraft der Schrift überzeugt werden, als bis ihm der Herr den Rücken mit einem Knüttel beſchrieben." (Neque antea docere potuit illiteratum mancipium, quid possent litterae, quam ab hero suo tergum ejus totum conscriberetur stylis ulneis.)*

* Auffälliger Weiſe enthalten eine ähnliche Erzählung die Kinder- und Hausmährchen, geſammelt durch die Gebrüder Grimm (Göttingen, große Ausgabe, 5. Auflage 1843, II. 442, kleine Ausgabe, 8. Auflage 1864, II. 391) in der Geſchichte von dem „armen Jungen im Grab", in welcher erzählt wird, daß ein böſer Bauer einen armen Jungen plagte: „Da ſchickte er ihn, heißt es, zum Richter, dem er einen Korb voll Trauben bringen ſollte, und gab ihm noch einen Brief mit. Unterwegs plagte Hunger und Durſt den armen Jungen ſo

Ein anderer Indianer, überraſcht, daß ein Brief einen Europäer von Dingen unterrichtete, die in der Ferne ſich begeben hatten, hielt dieſen Brief an ſein Ohr, um zu erproben, ob er ihm gleichfalls etwas ſagen werde[5]! Inſulaner der Mosquitoküſte nennen (nach Squier) Päße das Königspapier und „das redende Papier“. Die Delawaren und Irokeſen in Nordamerika machten ſich verſchiedene Erklärungen, wenn ihnen aus einem beſchriebenen Blatte oder gedruckten Buche etwas mitgetheilt worden war. Die einen meinten, das beſchriebene Papier ſelbſt, andere meinten, ein Geiſt rede mit dem Leſenden oder dem für den jenes beſtimmt war, heimlich und ſage ihm alles, aber ſo leiſe, daß es ſonſt niemand vernehmlich werde. Ein Brief dünkt ihnen daher, ſagt Loskiel[6], etwas ſehr Wichtiges, ſonderlich wenn er zugeſiegelt iſt. Die braſilianiſchen Indianer glaubten geradezu, das Papier ſpräche ſelbſt und hielten es für einen Zauberer.[7] Die Neger Guineas ſtahlen den Europäern Bücher und bewahrten ſie auf, um bei Beſtattungen Vornehmer von ihnen Gebrauch zu machen. Bei ſolchen Gelegenheiten nahmen dann ſowol Alte als Junge das Buch in die Hand und ſtellten ſich an, als ob ſie aus ihm ihre Geſänge anſtimmten. „Hiermit, ſagt Römer,[8] wollen ſie zu verſtehen geben, daß der Verſtorbene ſo klug als ein Europäer ſei, der in Büchern und Schriften leſen könne.“ Vielleicht iſt

heftig, daß er zwei Trauben aß. Er brachte dem Richter den Korb, als dieſer aber den Brief geleſen und die Trauben gezählt hatte, ſo ſagte er „es fehlen zwei Stück.“ Der Junge geſtand ganz ehrlich, daß er von Hunger und Durſt getrieben die fehlenden verzehrt habe. Der Richter ſchrieb einen Brief an den Bauer und verlangte noch einmal ſoviel Trauben. Auch dieſe mußte der Junge mit einem Brief hintragen. Als ihn wieder ſo gewaltig hungerte und duritete, ſo konnte er ſich nicht anders helfen, er verzehrte abermals zwei Trauben. Doch nahm er vorher den Brief aus dem Korb, legte ihn unter einen Stein und ſetzte ſich darauf, damit der Brief nicht zuſehen und ihn verrathen könnte. Der Richter aber ſtellte ihn doch der fehlenden Stücke wegen zur Rede. „Ach, ſagte der Junge, wie habt Ihr das erfahren? Der Brief konnte es nicht wiſſen, denn ich hatte ihn zuvor unter einen Stein gelegt.“ Der Richter mußte über die Einfalt lachen u. ſ. w.“ Ich bin geneigt, in dieſer Erzählung eine Nachahmung jener obigen aus den Büchern über Amerika irgendwie in's Volk gedrungenen Geſchichte zu halten. Wäre dieſe Annahme ſtichhaltig, ſo würde ſich die Folgerung ergeben, daß dieſe Erzählung ſehr jung iſt und erſt im vorigen, höchſtens im vorvorigen Jahrhundert entſtand.

Digitized by Google

es noch so heute.* Die Bewohner der Sandwitschinsel Hawaii hielten Schreiben für die bewundernswürdigste Kunst, deren Erlernung ihnen unmöglich sei; sie fragten den Missionar Ellis: ob sie den Menschen nicht durch einen Gott mitgetheilt sei.[9] Den überraschenden Eindruck der Schrift auf Personen, welche keine Vorstellung von ihr haben, lehrt am besten die Erzählung Mariner's kennen, eines Engländers, der auf eine Tongainsel gerathen war. Derselbe hatte im Jahre 1806 an gelandete Landsleute einen Brief abgeschickt, in welchem er ihnen Rathschläge gab und um seine Befreiung bat. Diesen Brief hatte der Häuptling der Insel Finow abgefangen. Mariner (oder vielmehr Dr. Martin, der uns aus seinem Munde die Mittheilung machte) erzählt nun[10]: als Finow den Brief in den Händen hatte, besah er ihn von allen Seiten; ganz unfähig die Wirksamkeit eines solchen Dinges zu begreifen, gab er ihn einem gegenwärtigen Engländer und verlangte zu wissen, was das Ding bedeute. Dieser übersetzte ihm Einiges daraus in einer den Häuptling befriedigenden Weise, aber die Möglichkeit einer solchen Gedankenmittheilung durch ein Stück Papier machte den königlichen Indianer stutzig. Er nahm den Brief abermals in seine Hand, forschte mit gierigen Blicken, allein der Brief sprach zu ihm nicht. Dann sann er stillschweigend eine Weile nach und befahl endlich den Mariner herbeizuholen. Als Mariner gekommen war, gebot er ihm etwas zu schreiben. Was er schreiben solle, fragte Mariner. „Schreibe mich" heischte der König. Dies that Mariner und der König ließ darauf einen Engländer herbeiholen, während Mariner sich umkehren, dem Eintretenden den Rücken wenden und anderswohin blicken mußte. Der Herbeigekommene las, befragt, was auf dem Papier stehe, sogleich richtig des Königs Namen. Mit Hast riß ihm der König das Blatt aus der Hand, schaute es mit höchstem Erstaunen nochmals an, drehte es um und um, beguckte es an jedem Flecke. Endlich rief er: „Das sieht weder mir ähnlich, noch irgend jemandem! Wo sind meine Augen? wo mein Kopf? wo meine Beine? Wie

* Mein ältester Sohn glaubte, bevor er lesen lernte, wenn er meine Frau oder mich etwas vorlesen hörte, wir thäten nur so als ob wir das Gesprochene von dem Blatte entnähmen, wüßten es aber eigentlich schon vorher und sprächen es aus dem Gedächtnisse.

iſt es auch möglich zu wiſſen, daß ich das bin?“ und mit ungeduldiger Haſt befahl er Mariner'n andere Dinge hinzuſchreiben, Perſonen, Orte und Sachen und gab dann das Geſchriebene dem andern Engländer zum Vorleſen. Drei bis vier Stunden beſchäftigte dies ihn und die anweſenden Indianer zu ihrem höchſten Erſtaunen. Der Häuptling machte ſich den Spaß kleine Liebesabenteuer ſeiner Hofdamen dem Mariner zuzuflüſtern, die dann von ſeinem Blatte der andere Engländer gewiſſenhaft laut ablas. Wie faſt verborgene Umſtände ihres Lebens auf's Papier kämen, faßten die Erſtaunten nicht. Der König glaubte mittlerweile durch ſein Nachſinnen eine Erklärung gefunden zu haben: es ſei ja möglich, daß für gewiſſe Dinge, die Schreiber und Leſer kennen, ein gewiſſes Zeichen, woran beide den Gegenſtand wiedererkennen, auf's Papier hingemalt werde. In der That lag dieſe Erklärung ihm am nächſten. Als ihm aber Mariner ſagte: er täuſche ſich, auch von Dingen die er niemals geſehen, könne er ſchreiben, ſo nannte der König ihm zum Aufzeichnen einen vor Mariner's Ankunft auf dieſer Inſel ermordeten Häuptling. Als auch deſſen Namen der Andere herlas, ſtieg des Königs Staunen; dies ſei die allerwunderlichſte Sache, ſagte er, die ihm in ſeinem Leben vorgekommen. Er nannte weiter den Namen eines einäugigen Häuptlings Tarky, den Mariner und die andern Engländer gleichfalls nicht geſehen haben konnten. Als „Tarky“ geleſen wurde, frug er ſogleich „ob er blind ſei oder nicht.“ Dies wußte nun freilich der Leſende nicht. Mariner ſuchte ihm begreiflich zu machen, daß er nur den Namensſchall, nicht aber die Perſon ſelber abgebildet habe, daß er dies beſonders ſchreiben müſſe. Der König diktirte alſo: Tarky blind auf ſeinem linken Auge — und die Verwunderung aller wuchs noch, als auch dies geleſen wurde. Mariner ſagte ihm: mit dieſem Mittel bringe man Nachrichten in weit entlegene Gegenden, ohne daß ſelbſt der Ueberbringer von ihrem Inhalte etwas erfahre, ja bringe man lange Geſchichten auf zukünftige Zeiten, ohne daß ſie „durch das Aufheben etwas von ihrer Friſche verlieren“ — dieſen Ausdruck hatte der König in ſeinen wunderlichen Ausrufen des Erſtaunens gebraucht. Dies ſei, ſagte der König, eine äußerſt edle Erfindung und er wünſche wol, daß er und alle Ehefrauen dieſe Kunſt verſtünden, weil dann ihre

Digitized by Google

Liebeshändel nicht so leicht entdeckt würden und er weniger Gefahr vor den Keulen eifersüchtiger Ehemänner haben würde — allein für die Tongainsel passe sie schlechterdings nicht. Denn von der Zeit ihrer Einführung werde nichts als Aufruhr und Verschwörung im Lande und er selbst vielleicht nicht zwei Monate lang seines Lebens mehr sicher sein!

Aehnliche Folgerungen haben europäische Gewalthaber auch gezogen.

Als die Kooſſa's in Südafrika schreibenden Europäern zugesehen und ein wenig vom Schreiben begriffen hatten, belegten sie es mit dem Ausdruck Bala, der in ihrer Sprache „zählen" bedeutet. Sie meinten mithin, der Schreibende zähle die Dinge. Lichtenstein, unser Gewährsmann hierfür, bemerkt dazu: „daß auch ein anderes als das quantitative Verhältniß sich durch Schriftzeichen ausdrücken lasse, ist ihnen, die sich täglich mit dem Zählen ihrer Viehheerden beschäftigen und ihrem Gedächtniß höchstwahrscheinlich dabei auch mit Zeichen zu Hülfe kommen, noch nicht begreiflich."[11] Beachtenswerth ist es hierbei, daß auch den Hebräern ein und dasselbe Wort sāfar schreiben und zählen bedeutete.

Wilden muß die ihnen unbegreifliche Wirkung der Schrift wol wunderbar vorkommen. Zauberzeichen und Wappen, selbst Namensunterschriften sind ihnen verständlicher. Beschriebenes betrachten sie mit Ehrfurcht und Scheu. Eine geisterhafte Macht besitzt es nach ihrer Vorstellung, dient als Werkzeug für Bezauberungen. Mehr als einmal haben sie daher Europäern Bücher und Papiere verbrannt, weil sie fest überzeugt waren, es werde mit ihnen Zauberei getrieben, es sollten durch dieselben Seuchen und anderes Unheil über sie heraufbeschworen werden.

Völker, welche schon zu einer gewissen Entwicklung gereift waren, haben, sobald sie Lesen und Schreiben kennen lernten, es gern ergriffen, doch geschah dies nicht von allen. Es hat in Europa Barbaren gegeben, in deren Augen Schreiben höchst schimpflich war.[12] Einfältige Lappen scheuen sich noch in unsern Tagen vor dem Lesenlernen![13] Alle Völker, welche den Buchstabengebrauch verachteten, blieben zurück und sanken, wenn schriftkundige auf sie stießen, in ein Knechtschaftsverhältniß zu diesen.

Ehrfurcht vor dem Geschriebenen erhielt sich auch nach der

Digitized by Google

Einführung der Schrift, solange der Schriftgebrauch kein allgemeiner war. Je seltener Schriftdenkmale waren, in desto höherem Ansehen standen sie. Die Bedeutung, welche das Buch überhaupt, an sich hat, kam dem einzelnen Schriftstücke, auch wenn es von untergeordneter Beschaffenheit war, zu gute. In jenen Zeiten seltener Ausübung des Schreibens genügte das bloße Vorhandensein einer Schrift schon zur Beglaubigung ihres Inhalts. Daß etwas geschrieben dasteht, verleiht ihm in den Augen der Menge Beweiskraft. Ist es gar alt, kennt niemand mehr seine Entstehung, so erscheint es in höherem Lichte und die Menschen sind dann leicht geneigt, es für göttlich zu halten. In einer späteren Zeit bekam das Gedruckte in den Augen des gemeinen Mannes ein ähnliches Gewicht. Es währte lange, bis das Sprüchwort sich einbürgerte „Lügen wie gedruckt". In unsern Tagen lassen sich die Menschen von Telegrammen befangen, deren Zuverlässigkeit doch äußerst gering ist. Soviel ergibt sich: lange verlieh die Arbeit des Abschreibens und Aufbewahrens dem, was dasselbe enthielt, eine erhöhte Geltung.

Mögen Völker vergehen, so wird nicht verloren sein — es sei denn daß ein absichtliches Vernichten von Menschenhand dazwischen trat — sondern vielmehr für alle Zukunft fort und fort schaffend weiter sich erstrecken, was sie am großen Werke menschheitlicher Ausbildung gefördert und geschaffen hatten, wofern sie ein Schrifttum erzeugt haben, worin es niedergelegt wurde.

Digitized by Google

Zuſtand der Schriftloſigkeit.

Es iſt nicht leicht, ſich in den Zuſtand der Schriftloſigkeit eines Volkes zu verſetzen, der doch der erſte war, und den alle älteren Völker durchmachten, den Zuſtand, bei dem lediglich die verfließende Rede Träger des Geiſtigen war,

Auch in ihm gibt es Entwicklung und Glück, aber der Bedeutung des Menſchen ſind bei weitem engere Grenzen geſteckt. Es iſt in ihm weder ein ſo hoher Aufſchwung der eigenen Kraft des Geiſtes, noch eine ſolche weite Ausdehnung der Wirkungsmacht über andere Menſchen möglich, als auf einem Stande des Schrifttums. Der Menſch muß gegenwärtig ſein bei allem, wo er Einfluß üben ſoll, oder wenigſtens erſt vor kurzem gegenwärtig geweſen ſein, ſo daß die Erinnerung an ſein Dageweſenſein noch in voller Stärke lebt: es fehlt ihm das Mittel, ſeine Anweſenheit zu erſetzen, als Entfernter noch zu wirken. Der Abweſende galt ſehr wenig oder nichts. Ich wage nicht zu ſagen, wie weit dieſes Gefühl der Machtloſigkeit, wie weit der Gegenſatz zwiſchen dem gebieteriſchen Eindruck des Anweſenden und der Ohnmacht des Abweſenden auf die Erſcheinungen des Lebens gewirkt hat, ob es beitrug, beſonders auf Mehrung der Leibesſtärke Bedacht zu nehmen, ob es grauſamer ſtimmte gegen den überwundenen Feind, weil die Früchte des Sieges verlor, wer ſie nicht auf der Stelle pflückte, ob es dahin führte, die religiöſen Vorſtellungen in der Art zu ſtärken, daß an ihnen ein Zauberbann gewonnen ward, der die Willkür verſtrickte, wo keine gegenwärtige Gewalt dieſe niederpreßte?

Gewiß ſtand in ſchriftloſer Lage der Menſch dem Thiere inſofern näher, als der Augenblick noch vollere Gewalt auf ihn übte und die Einwirkung der Vergangenheit, die ihm eine Ge-

Digitized by Google

doppeltheit des Seins gibt, ausnehmend ſchwach war. Weil kein Feſthalten, kein Binden und Bleiben des Geiſtigen erwirkt werden konnte, ſo lebte der Naturmenſch ganz für den gefühlten Augenblick und alles verfloß mit der verrinnenden Zeit. Wie der dauernde Strom des Waſſers riß ſie hinweg und glättete wieder zu ebenen Flächen. Geſucht ward alſo auch nur das Vollgefühl der Stunde. Weil es nichts gab als was alle gleichmäßig kannten oder woran, ſoweit es geiſtiger Art war, alle Antheil beſaßen, ſo gab es auch nur ſehr mäßige Verſchiedenheiten unter den Menſchen. Sie lebten unter dem richtenden Einfluſſe der Natur, der Ortsverhältniſſe und des ſonſt Gegebenen; ihre Lebensart war ſo ziemlich die gleiche und ebenſo ihr Sinnen und Können. Beinahe nur das Maß der Leibesentwicklung in Anſehung der Stärke und Geſchicklichkeit brachte (neben der von der Räumlichkeit bedingten, abweichenden Ausſtattung der Völker) Verſchiedenheit — Verſchiedenheiten von äußerſt vergänglicher Natur. In Lebensgewohnheiten, im Meinen und Sinnen herrſchte allgemeine Uebereinſtimmung. Weil alle unausgebildet waren, gab es keine Bildung, und weil man nichts kannte als was man ſah und hörte, richtete ſich das geiſtige Leben auch nur auf die helle Gegenwärtigkeit und ſtrebte ſelten und wenig über ſie hinaus. Denn man kannte ja nur dieſe, und was man nicht kennt, erweckt keine Gedanken, keine Begier und kein Streben.

Nur was äußerlich geſchaffen wurde und ſtehen blieb, nur die Einſichten und Geſchicklichkeiten, die in der Familie von den Aeltern zu den Kindern übertragen wurden, nur Ueberlieferungen von Mund zu Mund, die der Entſtellung preisgegeben waren, verknüpften mit der Vergangenheit. Das Anſehen der Greiſe war demzufolge groß und die Erfahrung wurde mehr als in den Zeiten, in denen aus Büchern Kenntniſſe gewonnen werden konnten, geſchätzt. Die Jugend hörte gern dem Alter zu, welches von dem zu erzählen wußte, was gegenwärtig nicht mehr war. In einzelnen Erzählungen, im Andenken an Geſchlechterfolgen der Vorfahren lebte Weniges aus der Vergangenheit fort, und weil deren Nachwirkung im Bewußtſein der Lebenden ſo gar gering war, wurden Sinn und Streben auch nicht ſehr auf die Zukunft gerichtet.

Digitized by Google

Nächſt der Stärke und Geſchicklichkeit, welche die Leiden fern hält und Genüſſe verſchafft, waren es offenbar zwei Vorſtellungen, welche zu bewegenden Antrieben wurden. Die eine bezog ſich auf die Selbſtheit und deren Hervortreten, auf die Erhöhung der Perſönlichkeit, ihre Uebergewalt und den Ruhm, der am Aufſehen hing, welches jemand unter ſeinen Nebenmenſchen erregte: die andere hingegen gründete ſich auf die Abhängigkeit des Menſchen, der dem Naturlauf untergeordnet eine dunkle Macht über ſich fühlte, dieſe fand alſo ihren Schwerpunkt in der Religion. Weil nun in letzterem Bezuge Uebereinſtimmung des Glaubens Vieler gegenüber dem ſtets rein perſönlichen Ruhmſtreben der Einzelnen herrſchte, wurde ſie hauptſächlich zu einer beſtimmenden und richtenden Gewalt. Diejenigen, welche die Glaubensvorſtellung vorzugsweiſe pflegten und davon zu der Einbildung kamen, ein Verſtändniß erreicht zu haben, vermöge deſſelben an der geheimnißvollen Macht Antheil zu erlangen, mithin Einfluß auf die waltenden Götter zu beſitzen, ſchieden ſich aus als ein bevorzugter Beſtandtheil: die Zauberer, Prieſter oder Geiſtlichen.

Die Gedankenthätigkeit äußerte ſich im Anſchluß an beide Weiſen. Wie das bewegende Gefühl ſich im Worte kund gab, ſo auch in ihm die Mittheilung des erlebten Merkwürdigen, ſo die Verehrung des Göttlichen und der Verſuch, mit deren Beihülfe es zum Zauber zu bringen.

Allein da nichts Beſtand hatte, da nichts unabhängig vom Menſchen feſtzuſetzen war, ſo ließ ſich auch nichts der Willkür und dem Wandel entrücken. Bald geſtaltete die ſpielende Fantaſie das Gehörte um; die Erzählung merkwürdiger Begebenheiten ward im Munde der Menſchen eine Sage von bunten ſchillernden Farben, bald war auch Geſchehenes gänzlich vergeſſen. Das Gedächtniß war nicht ſo ſtark und treu, wie man ſich vorſtellt. Alles alſo ward verändert. Um einen Gedanken in beſtimmter Weiſe, um eine Erinnerung, ſo wie ſie zuerſt war, bleibend zu erhalten, gab es nur ein Mittel, nämlich den zu behaltenden Ausſpruch aus der Maſſe der Reden vermöge ſeiner Einverleibung in eine ungewöhnliche eigene Form herauszureißen und zu beſondern, oder den zu wiederholenden Hergang auch an gewiſſe Bräuche zu knüpfen, die man nur bei dieſer Gelegenheit anwendete. Sollten

die urſprünglichen Umriſſe nicht verzogen und im ferneren Denken und Umbilden in andere umgeſetzt werden, ſo mußte das Feſtzuhaltende kraft ſeiner Form, in ſeiner Verſchmelzung mit dieſer, deren Erſatz Anſtrengung verurſacht haben würde, dem Gedächtniſſe eingeprägt werden. Die Form konnte den Inhalt trotz aller Störungen unverletzt erhalten. Nur ſo, im Metrum, im Parallelismus der Glieder, in rhythmiſcher Faſſung blieb er richtig und feſt haften. Die Stellung der Wörter war dem Wechſel entzogen, die Sätze waren gebunden. Geſangsmäßige Behandlung im Vortrage geſellte ſich dazu. Der Streit, ob lyriſche oder epiſche Poeſie die älteſte ſei, iſt müſſig. Neben Heldenliedern ſtanden religiöſe Geſänge und Verſe. Das Gedicht war ein Körper von Worten. Mittelſt einer beſtimmten Einfaſſung des Gedankens ſuchte man alſo dem Gedächtniß zu Hülfe zu kommen: die gebundene Faſſung trug hernach den Wortlaut. Geſchichtliche und religiöſe Lieder oder Sprüche, Geſetze und Lehren nahm man im Gedächtniß auf, das in ihrer abgeſchloſſenen, gleichartigen Form eine Stütze finden ſollte, die dem Erinnern nachhalf und den verändernden Zuſatz abwehrte, die vor dem Verfließen der Umriſſe ſchützte. Dergeſtalt gebunden wanderte das einſt Geſagte im Kopfe fort. Deshalb lernten in Indien nach altem Herkommen auch noch im Schriftalter, ja bis zum heutigen Tage, die Frommen ihre heiligen Lieder auswendig, um ſie herſagen zu können. So mußten die ägyptiſchen Prieſter die Anordnungen und Lieder ihres Berufes im Gedächtniß haben, ſo die keltiſchen, ſo die parthiſchen Prieſter. Zu Glaubenshandlungen hatten die alten Römer (und wol alle Italiker) Lieder. Die Agathyrſen in den Südgegenden Oſteuropas, die Turdetaner am Quadalquivir ſangen ihre Geſetze.[1] Der griechiſche Ausdruck für „Geſetz", Nomos, ſcheint ebenfalls dafür zu ſprechen, daß was die Griechen in der älteſten Zeit als feſtſtehende Ordnung betrachtet wiſſen wollten, von ihnen in Verſe gebracht worden iſt. Die meiſten ſchriftloſen Völker, welche ſich kräftig entfalteten, ſchufen ferner Heldenlieder, um Thaten in der Vorſtellung vorzuführen, wie z. B. die alten Deutſchen.[2] Carminibus antiquis, quod unum apud eos memoriae et annalium genus est, ſagt Takitus von den Deutſchen,[3] d. h. ihre einzige Weiſe der Erinnerung und der Geſchichte beſteht in Liedern.

Geſchichtliche Lieder zur Feier ihrer Helden tragen noch jetzt Kalmücken und Kirgiſen vor. In Hawaii lernten die Europäer Recitative kennen, welche die alten Erinnerungen und die Reihe der Königsgeſchlechter bis auf den heutigen Tag lebendig erhielten. Alſo pflanzte der Geſang dasjenige fort, was nicht in Vergeſſenheit gerathen ſollte, und es war deshalb das Aufbringen eines neuen Versmaßes oder einer neuen Sangweiſe ein Ereigniß von Belang. Sänger waren die Träger des Alten.

Namen, die gewiſſen Oertlichkeiten beigelegt wurden, ſowie das Anordnen der jährlichen Wiederkehr der Feier eines Tages, an dem ſich Großes, Entſcheidendes begeben hatte, mit einem beſtimmten Gepränge, ſollten gleichfalls dazu dienen, Vorgefallenes aus dem Gedächtniſſe nicht ſchwinden zu laſſen.

Doch wie die Verhältniſſe des Verkehrs der Verrückung entziehen, wie verhüten, daß die Zukunft in Frage ſtellte, was die Gegenwart binden wollte? Man ſann auf ſinnliche Erinnerungsmittel und ſchuf dazu Formeln und Handlungen, die als Gebräuche feſtſtanden, mit dem Zwecke, den Vorgang, auf den es ankam, der Ungebundenheit und Unbeſtimmtheit einer gewöhnlichen Unterhaltung zu entnehmen, das Gewöhnliche, was man vergißt, auszuſchließen. Ein Vertrag ſollte nicht formlos bleiben, ſondern in einer einmal beſtimmten Weiſe vor ſich gehend die Thatſache, den Gegenſtand, die Bedingung, die Perſonen des Abſchluſſes ſo in Schärfe herausheben, daß der Vorgang, indem er ſich von der Menge gleichgültiger, alltäglicher Hergänge auffällig unterſchied, länger im Andenken einer Anzahl herbeigezogener Menſchen haftete, die ihn nachmals bezeugen ſollten. Die alten Römer haben das Formelweſen am ſchärfſten ausgebildet, was für das ſpäte Allgemeinwerden des Schriftgebrauchs unter ihnen zeugt. Die Quiriten hatten Verbal- und Litteralverträge mit formulirten feſten, ausſchließlich anwendbaren Fragen und Antworten: da durfte auf Spondes? kein Promitto folgen, auf „Gelobſt du?“ kein „ich verſpreche“. Ein verfehlter Ausdruck machte in Rom das Anbringen einer Klage nichtig. Man umgab ſonach in alter Zeit die Handlung mit Kennzeichnendem. In derartigen Redensarten (mehr war's im Grunde nicht) pflanzte ſich die Rechtskenntniß in Rom fort.

Aehnlich, doch nicht ſo ſtark, war es bei den Deutſchen. Bei wichtigen Anläſſen, als z. B. der Setzung eines Grenzſteins zwiſchen Feldmarken, wurden in Deutſchland viele Unbetheiligte verſammelt, und namentlich eine Anzahl Knaben, damit noch in ferner Zeit Zeugen des Vorganges am Leben ſeien, und auf daß die Kinder auch gehörig daran dächten, wurden ſie auf die neugeſetzten Steine „geſtaucht", unverſehens mit den Köpfen an einander geſtoßen, „geſtutzt", und endlich tüchtig an den Ohren geriſſen, „gepfetzt" oder geohrfeigt, darauf aber auch mit Leckerbiſſen erfreut.

Das alles waren Verſuche, einem Bedürfniſſe zu genügen, weil man nicht verſtand, das Andenken an geſchehene Handlungen mittelſt der Schrift feſtzumachen. Sie reichten nicht aus, und ſo ſannen die Menſchen noch auf andere Mittel, die als Hülfe für das Gedächtniß dienen könnten. Das geiſtige Streben gelangte aber nicht ſobald auf den rechten Weg. Erſt nach vielen Windungen näherte es ſich ihm. Mehrere Vorſtufen wurden betreten, bevor dies glückte.

Vorſtufen.

1.

Gegenſtände als Mahner.

Der Sinn richtete ſich nun zuvörderſt auf Dinge, die als Merkzeichen dienen ſollten. Ein Haufen Steine ſollte die Grabſtätte eines Angeſehenen kenntlich machen für die Folgezeit. Von Nordafrika bis nach Skandinavien begegnen wir Steinbauten, welche in Folge dieſer Sitte errichtet wurden. Auch um an die Begebenheiten, die an einer gewiſſen Stätte ſich zugetragen hatten, zu erinnern, wurden Denkmäler von Steinen gemacht. Der alten Hebräer Geſchichte bietet von den Tagen Abram's an zahlreiche Beiſpiele der Aufſtellung von Steinen, an denen ein volkstümliches Andenken haftete, ja der Brauch, Siegesſäulen zu ſetzen, iſt bis zum heutigen Tage geblieben. Noch im Jahre 1424 wurde in Prag von den Huſſiten ein Steinhaufe zuſammengetragen, um

Digitized by Google

die Erinnerung an einen Ausgleich zu erhalten[1] und das letzte Vorkommniß dieſer Art gehört der Gegenwart an, es iſt das Steindenkmal, welches die deutſchen Turnerſchaften zu Ehren ihres Gründers Jahn in der Haſenhaide bei Berlin zuſammentrugen.

Einen Schritt weiter thaten die Menſchen, als ſie beliebige Sachen als Wahrzeichen ergriffen. Die Helden der homeriſchen Lieder ſehen wir ihre Rüſtungen tauſchen, um einen Freundſchaftsbund abzuſchließen. Wenn in der Griechenwelt zwei Männer verſchiedener Staaten ein Gaſtfreundſchaftsverhältniß eingingen, geſchah dies entweder durch den Austauſch von Gegenſtänden oder durch Zerbrechen eines ſolchen, von dem jeder einen Theil an ſich nahm. Dieſes Geſchenk des Gaſtfreundes wurde ſorgfältig aufbewahrt und in der Familie vererbt; kam einmal ein Mitglied in den Fall, den Gaſtfreund im andern Lande in Anſpruch zu nehmen, ſo wies er ſich durch Vorzeigen des alten Geſchenkes aus. War es ein abgebrochenes Stück, ſo mußte es zu demjenigen paſſen, welches jener beſaß. Etwas Aehnliches war der Römer tessera hospitalis. Die Skandinavier pflegten zur Beglaubigung einer Botſchaft irgend eine Sache, die dem Empfänger ein Wahrzeichen vom Abſender vertreten mochte, anzuwenden. Ein ſolches als Vollmacht vorzuzeigendes Stück hieß bei den Isländern Jarteikn, bei den Schweden Jardteckn. Zu welchem ausgedehnten Gebrauch von dieſem Behelfe die nordamerikaniſchen Indianer kamen, werden wir ſpäter betrachten.

Man blieb dabei nicht ſtehen. Man gebrauchte gewiſſe Dinge, welche an ſich nichts beſchrieben, nichts auseinanderſetzten, als Sinnbilder, die nicht dasjenige vorſtellen ſollten, was ſie wirklich waren, ſondern etwas Anderes in Folge eines übereinkömmlichen Verſtändniſſes bedeuteten. Ein Stab z. B. diente als Abzeichen der Gewalt. Selbſtverſtändlich wählte man zum Sinnbild nur einen ſolchen Gegenſtand, bei dem das beabſichtigte Verſtändniß wenigſtens nahe lag. Setzen die Schwarzen auf die Gräber der Männer einen Bogen, auf die Gräber von Weibern einen Mörſer, ſo iſt der darin liegende Bezug auf die Beſchäftigung jedem Vorübergehenden deutlich und er weiß daher, was er an der betreffenden Stelle zu denken hat. Für öffentliche Zwecke und

zur Sicherung des Besitzrechtes wendete man insonderheit Sinnbilder an: da bedurfte man ja am meisten einer Stellvertretung der Schrift. Die Verleihung von Eigentum oder Gewalt erfolgte sinnlich, augenfällig und vermöge des Wahrzeichens dauernd durch die Darreichung einer Sache. Die alten Deutschen vollbrachten wichtige Geschäfte mit bildlichen Handlungen. Bei der Uebergabe eines Hauses hieb der Gerichtsbote einen Span von der Thürpfoste ab und händigte ihn dem neuen Eigentümer ein: dieser Span stellte als Theil des Hauses dieses selbst vor. Bei Uebertragung von Land mit Bäumen wurde ein abgebrochener Zweig von einem dieser Bäume dem in den Besitz Eintretenden überreicht, für eine Wiese eine Scholle mit Gräsern. Dergleichen Stücke hob der Besitzer auf und durch sie erhielt sich in der Familie das Andenken an den Kauf; sie galten als Beweisstücke des Erwerbes. Kirchen haben solche bis in die neueren Zeiten bewahrt.[2]

Im Handelsleben verfiel man, um künftigem Streit über die Höhe von Schulden vorzubeugen, auf verschiedene Mittel. Die westafrikanischen Händler bedienen sich in dieser Absicht noch in unseren Zeiten zweier kleiner Beutel, worein Maiskörner in der ausgemachten Zahl gelegt worden; den einen nimmt der Gläubiger an sich, den andern der Schuldner.[3]

Derlei ist im schriftlosen Zeitalter aufgekommen, manches davon auch erst in der Zeit, in welcher es zwar Schrift schon gab, ihre Kunde jedoch auf wenige Auserwählte beschränkt war und die Volksmasse an ihr noch keinen Theil hatte. Was einmal geschaffen wurde, hat, falls es überhaupt von Werth ist, lange Dauer. Die Behelfe, welche in der schriftlosen Zeit ersonnen wurden, verschwanden mithin keineswegs mit ihr zugleich, sondern überlebten sie vielmehr und erklären eigentümliche Erscheinungen im Schriftalter. Vieles, was bräuchlich war, blieb nämlich, indem die Völker das Altgewohnte nicht leicht aufgaben. Wir haben dies schon an einigen Beispielen gewahrt und werden bald mehrere kennen lernen. Der deutschen Sitte, Knaben zur Zeugenschaft zu nehmen und sie an den Ohren zu reißen (woher der alte Name „Ohrenzeuge" wol rührt) geschieht noch im Jahre 1263 bei dem baierischen Stamme Erwähnung,[4] und sie soll sogar noch im vorigen Jahrhunderte[5] in einigen Gegenden Deutschlands bestanden haben. Im XIII. Jahr-

Digitized by Google

hunderte ſcheint ſie indeß ziemlich allgemein erloſchen. Aus dem Formelweſen, welches in Ermangelung der Schrift entſtanden war, bildete ſich bei den alten Römern und, wenn gleich in minderem Umfange, auch bei den Deutſchen eine eigene Rechtsſprache aus, welche die Einführung der Schrift geraume Zeit überlebte und ſogar auch die ſpätere Ausdrucksweiſe noch ſtark färbte. Auch die Sinnbilder hatten Beſtand und nur ſehr allmählig, als das rechte Verſtändniß vergeſſen war, verfielen ſie dem Spiele der Einbildung und wurden damit willkürlich und weſenlos.

Es war ohne Zweifel ſchon ein namhafter Fortſchritt, als die Menſchen ſich bleibender Gegenſtände bedienten, um Erinnerungen feſtzuhalten, und ein weiterer geſchah, als ſie an Gegenſtänden Zeichen anbrachten, dazu geführt durch beſtimmte Bedürfniſſe.

In Italien pflegten die alten Bewohner an den Grenzſteinen gewiſſe Zeichen anzubringen, welche die Oertlichkeit, auf welche der Stein gehörte, anzugeben beſtimmt waren, damit ſie nach einer Verrückung des Steins nicht mehr paßten. In den Stein eingeriſſene Kreuze bedeuteten die Nähe eines Kreuzweges, Striche, Löcher, Bleiaufſätze die Nähe eines Grabens oder Baches, eingeritzte Bilder von Rindsklauen oder Roßhufen: Quellen und Gewäſſer, an die das Vieh zur Tränke kam, Adlerköpfe, Wolfs- oder Bärenpranken: Berge, Bäume, Haine. Der Stein ſelbſt ſtand auf verborgenen Anzeichen, nämlich auf Kohlen, auf Aſche, Kalk, Gyps, Scherben und ſelbſt Geldſtücken. Solche Bezeichnungen, die den Beſitz ſchützen ſollten, ſuchte man auch — worauf gleich näher eingegangen werden ſoll, — durch prieſterliches Zuthun und religiöſen Zauber zu kräftigen.[6]

Weit verbreitet war die Sitte, den Betrag von Schulden durch Striche oder Einſchnitte in einen Stab, der hernach in ſeiner Länge geſpalten wurde, zu vermerken. Die verſchiedenen Seiten konnten verſchiedene Gegenſtände und Werthe bezeichnen. Die eine Hälfte des Stockes nahm der Ausleiher, die andere der Borger an ſich. Wenn dann die beiden ineinander paſſenden Holzſtäbe zuſammengefügt ein längliches Viereck herſtellten, ſo war der Beweis über die Höhe der zu zahlenden Summe geführt. Mit ſolchen Kerbhölzern behalfen ſich weit von einander wohnende Stämme,

wie die afrikaniſchen Bonny, wie die Ainos im japaniſchen Tarakai oder Krafto, wie die finniſchen Tſcheremiſſen, die Tſchuwaſchen und Wotjaken im öſtlichen Rußland auf Kaſan zu, wie die Arnauten in der Türkei und gewiß noch viele andere Stämme. Amerikaner bemerkten ebenſo durch Einkerbungen in ein Holz die Zahl der Tage, die z. B. bis zum Beginn einer Unternehmung noch verlaufen ſollten; jeden Tag der Zwiſchenzeit ſchnitten ſie eine Kerbe hinweg. Bei den deutſchen Stämmen wurden Kerbhölzer allgemein angewendet. „Ankerben" iſt ein deutſches Wort geblieben. Wir gewahren ihren Gebrauch daher überall, wohin deutſche Gewohnheiten ſich erſtrecken, in Novgorod,[7] in England und Frankreich. Da ſolche Kerbhölzer im Mittelalter lateiniſch taleae, tallia hießen und man, alter Gewohnheit folgend, die Steuern auf Brettchen angab, auf welche man oben den Namen des Abgabenpflichtigen, darunter die Steuerſumme ſchrieb, ſo bekam tallia ſchon im XI. Jahrhundert die Bedeutung von Steuer. In dieſem Sinne bürgerte ſich das Wort taille unter den Franzoſen ein. In England hieß im XIII. Jahrhundert das Steuerbuch tallagium. In England, welches ſo ſteif bei alten Sitten ſtehen bleibt, hat bis in unſer Jahrhundert hinein die Schatzkammer Kerbhölzer als Quittung gegeben; freilich genügten ſolche nicht mehr ganz; erſt ſchrieben die Beamten auf das Kerbholz die Quittung, ſpäter gaben ſie ein Papier mit geſchriebener Quittung als Beigabe zum Kerbholz,[8] endlich haben ſie das überflüſſige Kerbholz nicht mehr mit gereicht. In abgelegenen Gegenden Europas hat ſich unter ſchriftunkundigen Bauern der Gebrauch des Kerbholzes immer noch erhalten.

In dem Beſtreben das Eigentum außer Zweifel zu ſtellen, brachte man ferner gewiſſe Zeichen auf, welche eine Perſon oder Familie kennzeichnen und das, was ihr gehörte, als ihr zuſtändig ausweiſen ſollten. Solche Merkzeichen oder Marken erweiterten ſich zum Wappen von Stämmen. Die Tſcherkeſſen machten beſtimmte Zeichen ihren beſten Raſſepferden auf den Leib. Die Beduinen pflegen ihren Kamelen das Abzeichen ihres Stammes und ihrer Familie mit einem glühenden Eiſen auf die linke Schulter oder den Hals einzubrennen.[9] Eigentumsmarkirung von Thieren iſt überhaupt ſeit alten Zeiten bräuchlich. Die nord-

Digitized by Google

amerikaniſchen Indianer brachten auf ihren Streitkolben das Merkzeichen an, welches den Stamm kenntlich machte, zu dem der Träger dieſer Waffe gehörte.[10] Unalaſchkas Bewohner haben beſondere Gemeindezeichen, die auf ihren Speren ſichtbar ſind. Haben ſie mit ihrem Sper einen Wallfiſch getroffen und treibt die Brandung dieſen an's Ufer, ſo erkennen die Strandbewohner, die ihn finden, diejenige Gemeinde, deren Mitglied das Thier erlegt hat und theilen mit ihr die Beute.[11] Unter den ugriſchen Stämmen der Kaſaner Gegend erwählte ſich der Einzelne ein beliebiges Zeichen, das ſeine Unterſchrift vertritt.[12]

Den ausgedehnteſten Gebrauch von der Marke haben die Deutſchen gemacht und daher ſich ihrer noch im Schriftalter allgemein bedient. Beliebige, einfache oder zuſammengeſtellte Striche, etwa ein Kreuz oder ein Haken, ein Stab mit einigen Querſtrichen, ein Viereck, ein doppelt durchſtrichenes Dreiſeit, ein Kreuz mit ein paar Strichen, oder ein Kreuz an einem Kreiſe, oder ein Kreuz in einem Kreiſe oder Viereck dieſe theilend, ſowie ähnliche einfache Zeichen drückten eine gewiſſe Perſon aus, dienten als Vertretung der Perſon, welche ſie gemacht hatte, und galten als Wahrzeichen des von ihr angetretenen Beſitzes. Die Marke bewies ihr Anrecht an den Gegenſtand, auf dem ſie ſich verſand. Sie hieß auch „die Merke", „das angeborne Zeichen", denn es vererbte in der Familie, „die Hausmarke" (Husmerke), denn ſie bezeichnete die Zugehörigkeit zu einem Hausſtande oder Hauſe, „Handzeichen", „Handgemal", weil es als Namensunterſchrift galt, ſie hieß auch Bolmärke, altnordiſch Bumark, in Dännemark und Ehſtland Bomärke, in Island Logmark. Indem das gewählte Zeichen einen Gegenſtand zum Beſitz derjenigen Perſon, die es führte, ſtempelte und ſomit das Eigentum verſchiedener Perſonen unterſchied, wurde es in der Familie oder von dem Gutsnachfolger beibehalten und nahm die Natur eines Wappens an. Mit dieſem Perſonenzeichen — faſt immer demſelben für eine Familie — wurde Eigentum aller Art bezeichnet; bald wurde es eingeſchnitten, bald eingebrannt, bald angemalt. Der Senner ſchnitt es in das Ohr des Schafes oder der Ziege, braunte es ein am Schenkel des Roſſes oder am Horn der Ziege. Auf den frieſiſchen Inſeln wurden (wenigſtens in ſpäterer Zeit, wol als Erſatz des Einbrennens,) den auf ge-

meinsamer Flur weidenden Schafen Leinwandläppchen mit diesem Kennzeichen um den Hals gebunden. Auf Geschirr und Geräth, auf Weißzeug und gefälltem Holze, auf Schiffen und Grabsteinen und anderem wurde es angebracht. Die „Risse" auf Holzschlag wurden von den Gesetzen noch im XVI. Jahrhundert als gültige Holzzeichen anerkannt.[13] Die Danziger und andere norddeutsche Kaufleute drückten seit dem XIV. Jahrhunderte ihre Marke auf ihre Waaren und Bücher. Seit der ersten Zeit des XVIII. Jahrhunderts haben die Handelsherren diesen Gebrauch aufgegeben, dafür sind Fabrikzeichen allgemein geworden, die zuerst bei den Papiermüllern als sogenannte „Wasserzeichen" angenommen wurden, deren ältestes aus dem Jahre 1310 nachgewiesen ist.[14] Auf dem Hause zeigte der Bauer in Norddeutschland und Skandinavien seine Marke am Giebel oder an der Hausthüre oder dem Hofthore, auch an Lauben und Windfahnen. Wo ein jährlicher Wechsel der Wiesen stattfand, diente die auf ein Stäbchen oder Holztäfelchen eingeschnittene Hausmarke zum Verlosen, so im schleswigschen Föhr, auf der Insel Usedom[15], und noch jetzt wird in Dörfern bei Stralsund und im Meklenburgischen das Heu der Gemeindewiesen den Austheilungsberechtigten durch Loosen mit ihren Hausmarken zugetheilt. Es besteht eine Dorfschaft in Oxfordshire, in welcher sich die alte Markenverfassung theilweise erhalten hat: dort hat jede Hufe ihre eigene Marke, alle Marken werden vor der Heuerndte in einen Hut geworfen und die Bauern ziehen ihr Loos.[16] In Deutschland geschah ehedem, und bis in's X. Jahrhundert nachweislich, die Abtretung einer Liegenschaft unter andern Bräuchen auch mittelst Ueberreichung eines mit der Hausmarke versehenen Stabes oder Zweiges (festuca): dies vertrat die Anhingabe des mit ihr Gezeichneten und verlieh das Recht, hinfort diese Marke zu führen. Bei der Ausfertigung von Urkunden, welche Grundbesitz übertrugen, geschah es auch, daß die Abzeichen auf das Urkundenblatt gelegt wurden und der Veräußerer dieses mit sammt denselben vom Boden aufhob, ja mitunter wurde an die Urkunde die gemarkte Gerte angehängt. Auch darin erhielt sich alter Gebrauch in dem Schriftalter, welches denselben missen konnte, noch fort. Die Gesetze der Schweden unterschieden im XIII. Jahrhundert die persönliche „Märke" von

Digitized by Google

der Hausmarke für ein Grundstück, welche von ihnen Bol genannt wurde.[17]

Solche Zeichen wurden auch auf dem Schilde geführt und vertraten, ihrem Sinn entsprechend, die Unterschrift des Namens.[18] Im rügischen Mönchgut wurden mit den Handzeichen öffentliche Urkunden versehen als den Wahrzeichen der Willenserklärung. Noch heute gebraucht sie der schwedische Bauer in Eibofolke[19] als Unterschrift. Gleicher Natur mögen die Zeichen sein, mit welchen Steinmetze und bildende Künstler Werke als von ihrer Hand gefertigte bezeichneten; eine Gewohnheit, die schon bei den Römern vorkam.

Die meisten Nachrichten über den Gebrauch der Marken haben wir aus Island. Was wir daher erfahren, mag auch in andern Gegenden gegolten haben. Dort mußte jeder seine Marke auf der Volksversammlung bekannt machen. Es war unzulässig ein Zeichen zu wählen, welches bereits ein Anderer führte. Auf wissentlichen Gebrauch der Marke eines Andern verhängte das isländische Gesetzbuch Gragas Verbannung von der Insel. Alles Vieh mußte von seinem Besitzer mit seiner Hofmarke spätestens acht Wochen nach Sommersanfang bezeichnet sein; an gekauftem Vieh sollte das alte Zeichen, das es schon an seinem Leibe trug, dem eigenen möglichst gleich gemacht werden. Die Harpunen der zusammenthätigen Wallfischfänger mußten ebenfalls mit der Marke gezeichnet sein, damit kein Streit darüber aufkomme, wer den Fisch erlegt habe.

Im Ganzen ist der Gebrauch der Marke seit dem Anfang des vorigen Jahrhunderts, weil überflüssig geworden, bis auf ausnamsweises Vorkommen verschwunden; Nachklänge haben sich aber gleichwol erhalten. —

Im niedrigen Stande folgen die Menschen ganz ihren Trieben und Bedürfnissen, so wie diese sich regen. Da es immer das Nämliche ist, worauf diese hinweisen, da der Befriedigung allemal eine Pause nachfolgt, bis sie von neuem eintreten, so bewegt sich ihr Thun fortwährend in demselben Kreise und bleibt ein abgerissenes; schon das Zeichen eines Fortschrittes, d. h. ein Beweis geistiger Anstrengung ist es, wenn ihr Handeln zusammenhängender wird und Sorge für die Zukunft zu gewahren ist. Das Vervoll-

kommnungsstreben des Menschen äußert sich auf dieser Stufe in der untersten Weise, als Eitelkeit und Putzsucht, als Ruhmdurst, der sich im Prunken, in der Ueberhebung, in Versuchen zu solcher sich zu berechtigen, kund gibt. Bei der großen Abhängigkeit, in welcher der Mensch sich von der Natur befindet, weil er bei seiner großen Unkunde Stoffe und Erscheinungen sich beinahe gar nicht dienstbar machen kann, sondern allen ihren Einwirkungen fast widerstandslos erliegt, befängt sein Gemüth ein unverständiger Aberglaube, der sich an alles heftet. Er hat sich noch keine Einsicht in die Naturvorgänge erworben; wie er nichts versteht, begreift er auch keine Erscheinung als eine nothwendige. Alles kommt ihm demzufolge willkürlich vor, und wo er dem ihn Berührenden selber kein Handeln, keinen Willen beilegt, da wähnt er, daß es in Abhängigkeit von einer ihm verborgenen Kraft sich gerade so verhalten habe. Dieser Wahn beherrscht seine Vorstellungen. Ueberall glaubt er göttliche oder zauberhafte Einwirkungen wahrzunehmen. Alles dünkt ihm begeistet. Auf dieser Bahn geräth er mit der Zeit dahin, daß er auf Grund unvollständiger und mißverstandener Wahrnehmungen gewissen Erscheinungsformen eine bestimmte Beziehung auf jene ihm unbekannten Mächte beimißt und daß er gar sich einbildet, er vermöge auf gewisse Weise einen bestimmenden Einfluß auf sie zu üben. Alsdann knüpfte sich nach seiner Vorstellung eine zauberhafte Macht an Formen oder in einer bestimmten Art gehaltene Handlungen, die von ihm selber ausgehen, und er meint, daß an ihnen eine göttliche Wirkung hafte, mit ihnen ein zauberhafter Einfluß walte.

Eine solche übernatürliche, bindende Bedeutung wurde unter anderm dem Knotenschürzen beigemessen, d. h. also dem Verwickeln, so daß etwas nicht sogleich aufzulösen war, dem Knoten, der daran erinnerte, daß hier schon vorher ein Mensch gewesen war. An den Knoten haftet ein Zauber. Dieser Wahn ist uralt. An einer heiligen Fichte der alten Griechen gab es eigentümlich geknotete Bänder[20] und die im römischen Reiche sich herumtreibenden Gaukler behaupteten: wenn man in einer auf einen andern Menschen gerichteten Absicht Knoten schürze, so entstünde daraus eine diesen verpflichtende Kraft.[21] Auf verschiedenen Inseln der Südsee machte (und macht wol noch) ein Knoten

Digitized by Google

tabu, d. h. sacroſanct, gefeit, ſtellt das damit Bezeichnete unter göttlichen Schutz und entzieht es menſchlicher Willkür. Es befindet ſich in einem Banne. Ein Fremder ſoll den Gegenſtand, an dem ein Knoten angebracht iſt, nicht berühren, ſonſt ſetzt er ſich einer Rache der Ueberirdiſchen aus. Wer ſein Recht an eine Sache, ſein Eigentum bezeichnen will, wer zum Beiſpiel beabſichtigt, eine Kokospalme als die ſeinige kenntlich zu machen, damit kein anderer Menſch ſie beſteige und ausbeute, der ſchürzt an ihr, etwa aus Baſt, einen Knoten. Rollen von weißem Zeuge (Tappu), die an einem gedrehten (wol geknoteten) Strick aus demſelben Stoffe an einer Stange herabhängen, verbreiten in Nukahiva die geheimnißvolle Gewalt des Tabu über die bezeichnete Stelle, z. B. einen Begräbnißplatz. Melville, ein in Nukahiva entlaufener nordamerikaniſcher Matroſe erzählt, daß ihm der Häuptling eines Thales eine Pfeife ſchenkte, deren Kopf mit einem aus Gras geflochtenen Bande „geziert" war (wie er ſich ausdrückte), und daß er keinen Eingebornen dahin habe bringen können aus ihr zu rauchen, weil ſie tabu geweſen ſei. Es werde auch in Nukahiva oft ein Brodfruchtbaum oder eine Kokospalme mit einem Kranz um den Stamm auf eigentümliche Weiſe „verziert" und alsdann ſeien ihre Früchte, ja ſogar der Boden, auf den ihr Schatten falle, der allgemeinen Benutzung entzogen. Ebenſo erzählt von den Radakern Otto von Kotzebue, daß ſie mittelſt Knoten von Pandanusblättern ihren Beſitz bezeichnen und daß an deren Beſchaffenheit der Eigenthümer erkannt werde, und dies beſtätigend berichtet Chamiſſo: „der wildwachſende Pandanus ſcheint ein gemeinſchaftliches Gut zu ſein; ein Bündel Blätter dieſes Baumes, Zeichen des Eigentums, an den Aſt gebunden, woran die Frucht reift, ſichert dem, der ſie entdeckt hat, ein Recht darauf. Die Kokosbäume ſind ein Privateigentum. Man ſieht öfters die, ſo in der Nähe der Wohnungen mit reifenden Früchten beladen ſind, mit einem um den Stamm derſelben durch Zuſammenknüpfen der entgegengeſetzten Blättchen befeſtigten Kokosblatt verwahrt"; Chamiſſo's Zuſatz: „das durch Rauſchen das Hinaufklettern verrathen ſoll" iſt ſein eigner, etwas flacher Erklärungsverſuch, der, wie ſich von ſelbſt verſteht, abzuweiſen iſt. Denn wofern in der Nähe der Beſitzer ſteht, ſo daß die rauſchenden Blätter ſeine Aufmerkſamkeit

erregen können, wird er ohnehin das Besteigen seines Fruchtbaumes nicht zulassen. Es ist vielmehr die mystische Weihe, die mit der Knüpfung vermeintlich hervorgebracht wird, welches Andere zurückhalten soll.

Für diese unsere Auffassung spricht auch entschieden, daß Insulaner der Südsee, wenn sie ein heiliges Loosen, welches das Bevorstehende ihnen enthüllen sollte, vornahmen, als Zukunftsloose Blattstreifen wählten, in welche sie Knoten geknüpft hatten.

Die Zauberer der Finnen und Lappen hatten Riemen oder Stricke, in die sie drei Knoten schürzten, und sie behaupteten, mittelst derselben den Wind zu beherrschen. Sie boten den an ihren Küsten landenden Seefahrern noch im XVI. Jahrhundert an, ihnen für Geld Wind zu machen. Sobald sie den ersten Knoten auflösten, werde ein mäßiger Wind sich erheben, wenn sie den zweiten auflösten, werde der Wind stark werden, und wenn sie gar den dritten lösten, ein Sturm entstehen, in dem kein Seefahrer sein Schiff regieren könne.[22] Im XVIII. Jahrhunderte gewahrte Högström während seines Aufenthaltes in Lappland von diesem Aberglauben nichts mehr.[23]

Sogar bei den alten Deutschen kam die Knüpfung von Zauberknoten vor. Die Gerte, welche bei der Uebergabe eines Grundstückes dem in's Eigentum Eintretenden als Zeichen des Besitzes zugestellt ward, hatte (ob stets, wissen wir nicht) Knotungen. Sie heißt in dem Veroner Formelbuch festuca nodata.[24] Noch in den Tagen, in welchen längst die Schrift Eingang gefunden hatte, behalfen sich Zeugen eines Vertrages, welche nicht schreiben konnten, damit, daß sie eigenhändig an der Urkunde einen Knoten knüpften. Diese Sitte war so allgemein, daß auch wol ein Zeuge, welcher selbst unterschrieb, überdies noch einen Knoten schürzte und daß in der ersten Hälfte des Mittelalters das Wort „Knotenknüpfer" (nodatores) den Sinn von „Zeugen" bekam. Noch besitzen wir einige Urkunden mit Sigel und Unterschrift, an denen ein Riemen hängt, in den verschiedene Knoten geknüpft sind, so eine Urkunde aus der Normandie von 1050,[25] eine des Severuskloster in der Gascogne vom Jahre 1125,[26] eine Urkunde der Abtei St. Fontevrauld in Orleans,[27] welche dies beweisen.

Knotungen versetzten sonst gute Christen in Schrecken, als

heidniſches Werk, das zu ihrem Schaden ziele. Wir wiſſen von den Frieſen, daß wenn ſie in Tauen ſolche wahrnahmen, ſie dieſe für Hexenknoten hielten, die in ſchlimmer Abſicht hingelegt worden ſeien; ſie anzurühren ſcheute ſich der Frieſe. Er meinte, wer auf einen Knoten träte, verfalle dem Untergange.[28]

Wir ſind hier auf eine höchſt merkwürdige Uebereinſtimmung in einem keineswegs natürlich und leicht ſich ergebenden Gebrauche, der gewiſſe eigentümliche Vorſtellungen vorausſetzt, bei weit von einander ſeßhaften Stämmen geſtoßen und fragen uns verwundert wie es möglich war, daß Südſeeinſulaner und Finnen, Griechen und Deutſche dieſelbe abergläubiſche Meinung hegten. Es regt ſich hier die Vermuthung, daß wir vielleicht einer Spur ihres uralten Zuſammenhanges begegnen, einem Ueberreſt aus den älteſten Zeiten, als die Stammväter dieſer Völker noch zuſammen ſaßen. Der Verlauf unſerer Unterſuchungen wird uns noch einige dahin deutende Fingerzeichen kennen lehren. Knoten zu ſchlingen, um Berechnungen anzuſtellen, iſt eine häufig vorkommende Sitte, auf die wir hier nicht weiter eingehen, lieber da zurückkommen wollen, wo von der Knotenſchrift die Rede ſein muß; was hier hervorzuheben iſt, beſteht in der heiligenden Bedeutung, die den Knoten beigelegt wurde.

Als ein eben ſolch' zauberhaft wirkſames Zeichen galt bei Verſchiedenen auch das Kreuz. Die Aegypter hielten es als Darſtellung der vier Richtungen hoch. Die Hebräer ſcheinen mit ihm, ihrem Buchſtaben Tau, diejenigen kenntlich gemacht zu haben, welche der Würgengel verſchonen ſollte, und auch ſeiner als Unterſchrift ſich bedient zu haben.[29] Die Eingebornen Kumanas in Amerika maßen dem Zeichen des Kreuzes eine geheimnißvolle Kraft gegen Geſpenſter bei.[30] Die Hochhaltung des Kreuzeszeichens iſt älter als die Entſtehung des Chriſtentums.

Auf dieſem Standpunkt des Fetiſchismus haben ſich die meiſten, wenn nicht alle Völker einſt befunden. Die Geſtalten ihrer Fetiſche ſchnitzten oder malten manche Wilde, wie z. B. die Antillenbewohner, die Kongoneger auf ihre Waffen und Geräthe, doch wol, da ihnen das Einſchneiden große Mühe verurſachte, nicht zum Spaß, Spiel oder Schmuck, ſondern vermuthlich in der Abſicht, von des Fetiſches Macht vermöge ſeines Abbildes etwas

auf den mit ihm behafteten Gegenstand zu übertragen. Ja, um die eigne liebe Person zu schützen, malten sie den Fetisch auch auf ihren Leib. „Es scheint bei ihnen, erzählt von den Kongonegern Degrandpré,[31] eine religiöse Gewohnheit zu sein und wird von den Priestern verrichtet, die es sich theuer bezahlen lassen.“ Der Mafuk oder Obermäkler und Finanzminister dieser Neger äußerte gegen Degrandpré: diese Ceremonie solle dazu dienen, Schutz gegen Wind, Tiger, Fische und anderes Uebel zu verschaffen.

2.

Die Hautmalerei.

Bemalung des Leibes war Brauch der alten Aithiopen, der Agathyrsen[1] an der Maroſch, der Gallier[2] und Britten.[3] Afrikaner und Amerikaner, Kaffern und Beduinen, Eskimos und Aleuten, Alfurus der Molukken und Eingeborne des Gefährlichen Archipels, Neuseeländer, Australier und Tahitier liebten und lieben noch ihres Leibes bunte Anmalung. Wol alle Indianer Amerikas zum Beispiel hatten Hautmalerei im Brauch.

Unterliegt es keinem Zweifel, daß die Färbung des Körpers als Schönheitsmittel oder Schminke angewendet wurde, wie denn zum Beispiel das gelbglänzende Ansehn, welches die Weiber im Gefährlichen Archipel (der Pomotugruppe) bekommen, wenn sie mit Gelbwurz und Kokosnußöl ihren Leib angestrichen haben, von ihnen für Schönheit gehalten wird, mag auch die Bemalung des Körpers darum vorgenommen worden sein, weil sie sich vortheilhaft erweiset als Schutz gegen das Ungeziefer, das in heißen Ländern eine so arge Plage ist, so entsteht doch die Frage, ob hierin des Bemalens alleiniger Zweck zu finden ist und jeder sich Anmalende ganz nach seinem Belieben seinem guten oder schlechten Geschmacke folgen durfte. Ueberschauen wir den Befund.

Eine übereinstimmend durchgehende Richtschnur in der Hautmalerei läßt sich bei den verschiedenen Völkern nicht gewahren. Der ganze Körper wurde bald mit einer Farbe angestrichen, bald doppelfarbig bemalt, dann wurden wieder die verschiedenen Gliedmassen verschiedenfarbig oder auch nur ein einzelnes Glied ab-

Digitized by Google

weichend angeſtrichen oder auch blos ein Theil des Leibes. Die Gallier malten ſich weiß an.[4] Die Bewohner der Oſtſeite Südamerikas färbten das Geſicht vom Munde aufwärts hellroth oder blauſchwarz, dagegen gelbroth den Leib bis zum Vorderarm ſowie die Waden, oder aber den halben Leib ſchwarz.[5] Die Engeräckmung oder Botokuden malen entweder den Leib bis zum Ellenbogen und Knie oder des Leibes Halbſcheid ebenfalls ſchwarz, die Feuerlandsbewohner hellroth, weiß und ſchwarz, und zwar mit vieler Sorgfalt.

Ferner findet ebenſowohl ein Uebertünchen breiter Körperflächen mit einer Farbe, als eigentümliche Ausführung einzelner Zeichnungen auf dem Leibe ſtatt. Es werden auf ihm Punkte, Striche, Streifen, ſogar Figuren und Bilder gemacht, theils eintönig, theils buntfarbig. Die Bewohner des Gefährlichen Archipels malen ſich auf jeder Bruſt einen rothbraunen Fleck von der Größe eines Thalers bis faſt zu der eines Tellers.[6] Die Auſtralier pflegen ſich mit Kalkerde weiße Kreiſe oder Striemen auf den Leib zu ſtreichen, etwa ſo daß von der rechten Schulter bis zur linken Hüfte ſchräg über Bruſt und Bauch ein breites weißes Band wie ein Wehrgehenk läuft. Ein ebenſolcher Strich geht von der Stirn zur Naſenſpitze um das Auge herum, auch um Arme und Beine ziehen ſich weiße Ringe; an den beiden Seiten laufen weiße Striche: der ſchwarze Kerl ſieht beinahe wie ein Gerippe aus.[7] Die Auſtralier färben ſich aber auch mit Ocker und Kohle, ihre rothe Erde miſchen ſie unter ein Fett, welches eingerieben wird. Am König-Georgsſund malen ſie das ganze Geſicht und die Haare roth oder auch Geſicht und Oberleib; im nordöſtlichen Theile ziehen ſie in der Breite zweier Finger einen rothen Strich von einem Ohr zum andern über Wangen und Naſe fort.[8] Die Fuchsindianer, die Dakotahs und Schwarzfüſſer in Nordamerika färben meiſt den Kopf roth. Die erſteren malen auch noch auf den rothen Grund der Stirn ein gelbes oder weißes Band, auf Mund und Kinn eine gelbe Hand, die Dakotahs hingegen ſetzen dahin einen ſchwarzen Punkt und um die Augen weiße Flecke oder aber auf jeden Backen weiße Kreiſe mit ſchwarzen Flecken. So zeigt ſie die Schilderung von Reiſenden. Indeß beſchränkte ſich ihre Malerei keineswegs auf dieſe Formen. Ein

Digitized by Google

Dakotah hatte auf seinen zinnoberrothen Wangen Parallellinien. Man sah Leute vom Stamm der Schwarzfüsser, welche zum gerötheten Obergesicht ihr Kinn blau gefärbt und einen Streifen von der Stirn über die Nase herabgezogen hatten, andere sah man, welche das ganze Antlitz schwarz überzogen und dazu die Augenlider roth gestreift hatten, noch andere Schwarzfüsser liessen das Gesicht ungefärbt und hatten sich blos einige Streifen darauf gemacht und den Rand der Augenlider angestrichen, gelb oder roth. Die brasilianischen Kamakanindianer fand Maxmilian von Neuwied[9] verschiedenartig angemalt. Ihre Weiber hatten nämlich zwischen den Brüsten schwarze Striche im Halbkreise und ähnliche Striche auf andern Leibestheilen, sowie im Antlitz. Die Anführer hatten sich am Leibe roth bemalt, und über jedem Auge einen rothen Halbkreis gezogen, sonst den Kopf, die Vorderarme und die Füße unbemalt gelassen. Wilkes[10] sah im Feuerlande einen Stamm, der das Gesicht mit rothen und schwarzen Streifen bemalte. Diese Stämme übten also eine einfache Malerei. Bei den Guanaraunos in Südamerika am Orinoko bemerkte Appun,[11] daß die Weiber sich sorgfältiger anmalen, als die Männer, was um so auffälliger ist, da gewöhnlich die Weiber Besorger des Antünchegeschäfts sind und ihre Kinder, sich und die Männer anfärben. Ihr Gesicht erhielt, wie uns Appun gleichfalls mittheilt, durch eine feine rothe oder schwarze Linie, die sich von den Mundwinkeln nach den Wangen hinzog und in runden Verschlingungen endete, sowie durch einen rothen Strich unter den Augenbrauen, „ein interessantes Aussehen." Auch macht derselbe Beobachter die beachtenswerthe Bemerkung: ihre farbigen Zeichnungen „glichen in ihren bald sich kreuzenden, bald runden Figuren den Tättowirungen der Marquesaner." Aehnliches hören wir von den Arowaken, die zwischen dem Essequibo und dem Mazaroni in der Nähe der Guanaraunos wohnen. Ihre Bemalung wird von den Frauen mit großer Sorgfalt ausgeführt und stellt Schlangen, Vögel, auch andere Thiere und allerhand Figuren dar. Das Gesicht bekommt rothe, gelbe und weiße Striche. Man konnte, heißt es[12]: die Figuren, auch diejenigen, welche Thiere darstellen sollten, eher für aneinanderhängende hebräische Buchstaben ansehen, weil sie alle aus eckigen starken oder feinen und parallel

Digitized by Google

laufenden Strichen beſtanden. Gerade, gezackte und geſchlängelte Linien waren über den Grund gemalt. Es geht aus dieſen Angaben hervor, daß die Kunſt einen Gegenſtand abzuzeichnen und in kenntlichen Formen abzubilden, auf einer höchſt niederen Stufe ſtand. Wir ziehen hieraus für unſere ferneren Betrachtungen die weitere Folgerung, daß manche Figuren, welche uns gar nichts vorzuſtellen ſcheinen, dem Auge der Wilden als Bilder erſcheinen. Außerdem wird noch von den Arowaken angegeben, daß ſie ſich anders malten, ſobald ſie Feſtlichkeiten zu feiern im Begriffe ſtanden, als wenn ſie ſich anſchickten Europäer zu beſuchen.

Eine beträchliche Verſchiedenheit fand mithin in der Art der Anmalung ſtatt und obgleich dieſe unzweifelhaft Schmuck und Ausputz vorſtellte, ſo finden ſich doch merkwürdiger Weiſe einige Spuren, daß die Wilden hin und wieder an die unterſchiedliche Hautmalerei eine Bedeutung knüpften. Während manche Völker ſich ſtets geſchmückt zeigten, färbten ſich andere nur bei gewiſſen Veranlaſſungen, wie z. B. die Mechikaner, die es thaten wenn ſie große Feſte feiern wollten. Der Auſtralier Bemalung iſt verſchieden ſowol nach den Anläſſen, als nach den Stämmen. Sie ſcheint ihnen, gleich unſeren Nationalfarben zu dienen, um den Stamm zu bezeichnen, dem die Perſon angehört: Lortſch hat zwar beſtimmt beſtritten, daß ſie das Unterſcheidungszeichen verſchiedener Stämme ſei, indem ſie in demſelben Stamme wechſele, allein dieſer Einwurf könnte ſich dadurch erledigen, daß die Bemalung eine andere für den Tanz, eine andere für den Kampf, eine andere zu freudigen als zu traurigen Vorkommniſſen iſt. Zu Tänzen während des Vollmonds beſtreichen ſie Rippen, Geſicht und Arme mit weißem Thon, auch wenn ſie andere Stämme beſuchen bemalen ſie ſich; im Zorne und zum Kampfe bemalen ſie ſich dagegen roth,[13] ihre Lanzen aber ſtreichen ſie weiß an. Nach mehreren anderen Angaben[14] wäre jedoch die Auftragung von weißem Thon ihr Zeichen der Trauer nach Todesfällen, ein weißer Streifen quer über die Stirn und die Wangen herab bei Männern, in breiten Flecken bei Weibern. Weiß bemalen ſich auch die Guineaneger zu den Beſtattungsfeierlichkeiten Vornehmer.[15] Bei den Makuſchis in Guiana herrſcht die Sitte,

daß am Tage nach dem Tode eines der Ihrigen seine Angehörigen den ganzen Leib bemalen, seine näheren Verwandten nur Arme, Beine und Füße, entferntere blos Hände und Füße.[16] Die Kalifornier bemalten sich zu Freudenfesten am ganzen Leibe gelb und roth. Bei der Tanzgesellschaft der Kamakans in Brasilien sah man die Weiber mit Streifen im Gesicht und übrigen Körper verziert; über jeder Brust hatten sie halbbogenförmige, concentrische Kreise gemalt.[17] An der Krukküste zeichnet den freien Neger ein schwarzer Strich aus, der auf seinen Nasenrücken gemalt ist.[18] Die Bhilla im Vindhjagebirge, welche sich bei gewissen Anlässen farbige Stirnzeichen machen, bezeichnen einen neuen Häuptling der seine Herrschaft antritt, auf der Stirn, der Zehe oder dem Daumen in gewissen Zügen.[19] Solch' Zeichen heißt Tika. Bei den meisten Völkern gehört zur Kriegsrüstung Bemalung, wie namentlich unter den Negern: erzählt doch schon Herodotos von den Aithiopen,[20] daß so bald sie in den Kampf ausziehen wollten, sie den Leib halb mit Gyps halb mit Mennig anstrichen. Die Kaffern pflegten sich in Kriegszeiten den ganzen Leib mit rothem Thon einzureiben, beschmierten aber dabei zugleich ihr Antlitz mit weißen und mit rothen Streifen.[21] Die Engeräckmung oder Botokuden sah der Prinz von Neuwied theils schwarz, theils roth und anders als gewöhnlich im Gesichte bemalt, in's Gefecht gehen.[22] Das ist ihre Nationalfarbe.

Roth scheint die gewöhnliche Kriegsfarbe zu sein. Schon die alten Iberer und Kartager trugen gemeinlich in der Schlacht ein rothes Gewand.[23] Den Spartanern war ein solches für den Kampf ausdrücklich vorgeschrieben.[24] Auch Roms Konsuln trugen sich in Kriegszeiten roth[25] und seine Triumfatoren färbten ihren Leib roth. Ein Mißverständniß ist wol der Grund, welchen einige alte Schriftsteller dafür angegeben: diese Farbe solle eine gewisse Würde verleihen, den Feinden mehr Schrecken einjagen und die blutenden Wunden ihnen verheimlichen.[26] Mehr zu beachten dürfte der Gebrauch der Römer sein, Jupiters Bildsäule an Festtagen mit Mennig roth zu färben.[27] Sicherlich sollte die fremdartige Farbe ein schreckhaftes Aussehen verleihen, allein die vorwaltende Absicht bei dem Bemalen ging vermuthlich über diesen Zweck hinaus. „Die unerschrockensten Abiponer,

Digitized by Google

ſagte der über dieſen Stamm des mittleren Südamerika am Rio Negro ſo wohlunterrichtete Dobrizhoffer,[28] treten ihrem Feinde ganz nackt, wiewol immer mit bemaltem Geſicht unter die Augen." Warum beſchränkten ſie die Malerei auf das Geſicht?

Die jungen Alfurus auf Wahai müſſen bekanntlich als Brautgeſchenk einen von ihnen abgeſchnittenen Menſchenkopf oder mindeſtens einen Kopftheil von einem Erſchlagenen darbringen. Iſt dem Alfuru eine Mordthat gelungen, dann erſt darf er ſein hölzernes Schild mit weißen Muſcheln, ſeine Leibbinde und ſein Röckchen mit Zeichnungen verſehen. Gleiche Unſitte haben die Alfurus anderer Inſeln. Bickmore, der die Molukken bereiſte, gibt an, daß dieſes Zeichen eines Sieges ein Kreis iſt (der vielleicht einen Kopf vorſtellen ſollte); er ſah einen Alfuru, welcher vier ſolche Kreiſe hatte und auf ſie nicht wenig ſtolz war. „Man könnte, bemerkt Ida Pfeiffer,[29] dieſe Zeichen füglich den alforiſchen Militärorden nennen, denn ſie werden nur nach glorreichen Thaten verliehen, wenn die Hände des Siegers Menſchenblut vergoſſen haben." Die Mittelamerikaner färbten beim Auszuge in den Krieg ihr Geſicht roth und nachdem ſie einen Feind umgebracht hatten, ſchwarz, „was ſie ſonſt nie thun, ſagt Waſer,[30] und ſie behalten dieſe Farbe, ſoviel ich mich erinnern kann, bis zum neuen Monde, welcher nach der vorgenommenen That folgt." Roth, die Farbe des Blutes, heißt die ſymboliſche Kriegsfarbe der nordamerikaniſchen Indianer,[31] aber Triumpfzeichen machen ſie mit anderer Farbe. Maximilian von Neuwied erzählt[32] von nordamerikaniſchen Stämmen, daß ein junger Mann, der noch niemals einen Feind erlegt hatte, wenn er bei einem Kriegszuge der erſte iſt, der einem Gegner das Leben nimmt, beſonderer Auszeichnung gewürdigt iſt. Er darf ſich dann einen Wolfsſchwanz anbinden und um ſeinen Arm mit beliebiger Farbe eine ſchief gewundene Linie mit drei ſie in entgegengeſetzter Richtung kreuzenden Querbinden anmalen. Iſt es ihm geglückt, ſeinen Kameraden voraus den zweiten Feind zu erſchlagen, ſo malt er ſein linkes Bein rothbraun, hat er den dritten getödtet, ſo kommen auf ſeinen Arm zwei Langſtreifen mit drei immer gepaarten Querbinden, und er bindet ſich mehrere Wolfsſchwänze an. E. D. Neill beſchreibt die Triumpfzeichen der Dakotahs im fernen Weſten. Die, welche einen Skalp gewonnen

Digitized by Google

haben kehren schwarz bemalt heim. Eine Adlerfeder mit einem rothen Fleck bedeutet, daß ihr Träger einen Feind todgeschlagen hat, ist sie eingekerbt oder beschnitten und am Rande oder an der Spitze geröthet, so ist sie das Zeichen für eine abgeschnittene Gurgel. Eine schwarze Hand auf einem Tuche ist ebenfalls der Ausdruck für die Ermordung eines Feindes, eine rothe Hand besagt blos die Verwundung eines Feindes.[33]

Die Heldenthaten wurden demzufolge auf dem Oberleibe durch symbolische Malerei ausgedrückt und gewisse Bemalungen dienten zu Kundmachungen. Die Art des Bemalens stand demnach keineswegs ganz und gar in jedermanns Willkür.

Aber mit dem bisher Erörterten hat es nicht sein Bewenden. Wissen wir doch schon, daß der Kongoneger sich Fetische auf seine Haut malen läßt.[34] Der Guineaneger malt sich alle Wochen an dem Tage, an welchem er geboren worden ist, seinem wöchentlichen Festtage, Leib und Gesicht weiß an: offenbar in demselben Glauben, in welchem amerikanische Jäger sich äußerten, der Anstrich mit Roth schütze sie vor bösen Geistern.[35] Wenn die in den Kampf ausziehenden Neukaledonier Ringe um ihre Augen ziehen, so thun sie dies, wie sie gestanden haben: damit sie die fliegenden Steine besser sehen könnten. Es bedarf aber überhaupt keiner ausdrücklichen Zeugnisse, um anzunehmen (weil diese Annahme sich aus ihrer Geisteslage ergibt), daß wenn rohe, sehr niedrigstehende Völker in Färbungen und bunte Figuren eine Bedeutung hineintrugen, diese Bedeutung im Zusammenhange mit abergläubischen Vorstellungen stand. Nach der Gemüthsverfassung und Weltanschauung solcher Völker konnte und kann es nicht anders sein. Haben doch selbst gebildetere Völker, wie z. B. die alten Aegypter den Farben eine geheime Beziehung zu den göttlichen Mächten, die sie am blauen Himmel schauten, beigelegt.

Betrachten wir die nordamerikanischen Indianer, so gewahren wir, daß sie für Kriegs- und Zaubertänze, für abergläubische Bräuche immer eine andere, besondere Anmalung im Gebrauche hatten.

Wenn einem Siuhindianer obliegt, eine Mordthat zu rächen, so geht er mit geschwärztem Angesichte umher; jeder sieht ihm

Digitized by Google

dann an, daß er über Rachegedanken brütet. Ein von Blutrache bedrohter Häuptling hatte Flecke und Streifen von weißer Thonerde der Kreuz und Quer über Nacken, Brust, Rücken und Lenden. Ein Europäer fragte ihn: ob dies etwas Besonderes bedeute. Wegwerfend und verächtlich lautete seine Antwort: „Nein, nicht daß ich wüßte; aber ganz nackt kann man doch in seinem Hause nicht sitzen, das wäre ja höchst unschicklich. Ihr Europäer habt ja Schlafröcke und wer weiß was an. Das ist unsere indianische Gewohnheit.“ Man würde sich täuschen, wollte man ihm auf's Wort glauben, denn an der Nacktheit nahm der Indianer sicherlich keinen Anstoß; er scheute sich nur dem Europäer sein Geheimniß zu verrathen. Besseren Bescheid bekam Kohl auf seine Frage von einem Indianer des Siuhstammes, der einen grellgelben Ring um das Auge hatte; dieser antwortete aufrichtiger: „er habe ihn sich zum guten Anzeichen gemacht, denn er sei auf der Reise und müsse sich Nachts auf's Gras schlafen legen und da sei ein gelber Ring um die Augen wider Kröten, Schlangen und anderes Giftige sehr gut.“ Auch Wagner und Scherzer neigen sich zu der Ansicht, daß nach der Vorstellung der nordamerikanischen Indianer die Gesichtsbepinselung eine Schutzwehr gegen böse Geister abgeben solle. Läßt sich ein Indianer Nordamerikas taufen, so muß er auf das Färben seines Gesichts verzichten und seine Büchse mit dem grünen, blauen und gelben Farbenpulver und dem Pinsel an den Priester abliefern;[36] die Bekehrer argwöhnen wol mehr als bloße Eitelkeit bei dem Gebrauche des Färbens. Mungo Park gewahrte auf seiner Reise,[37] daß als starke Sandwinde wehten, alle mauriſchen Frauen in seinem Lager ihre Füße und Fingerspitzen mit einer dunkeln Safranfarbe malten. Es fiel ihm auf und er bemerkte dazu: „ich konnte aber nie recht dahinter kommen, ob es blos zur Zierde oder aus religiösen Vorstellungen geschehe;“ wir gehen gewiß nicht irre, wenn wir die letztere Anname aufnehmen.

Lassen wir nicht außer Acht, daß auch im Abendlande, auf weit höheren Stufen, den Farben eine sinnbildliche Bedeutung beigelegt wurde. Gaben die Maler nicht beinahe stets dem wiederauferstandenen Christus ein rothes Kleid und der Madonna einen blauen Mantel? Blau sollte an den Himmel erinnern, roth

Digitized by Google

und blau an die göttliche Liebe, an die Weisheit und Unsterblichkeit. Ein mystisches Spiel wurde mit den Farben getrieben.

Wie in die Farbe so wurde in die Form ein Sinn willkürlich hineingelegt. Die Ornamentik der alten Zeiten darf man nicht blos aus dem Gesichtspunkt der Schönheit und des Geschmackes würdigen. Auch an die Verzierungen hefteten sich mitunter allerlei Einbildungen.

Gemalte Figuren schienen besonders geeignet einen Bezug zu den unbekannten Mächten, welche über den Menschen walten, zu gewähren. Mittelst solcher Figuren vermeinte man Heilmittel gegen Krankheiten und Blicke in die Zukunft zu gewinnen. Doch wie sie nutzbar machen? Die mittelasiatischen Schamanen und die lappischen Zauberer malten mit rother Farbe allerlei Figuren auf eine Haut, spannten diese auf, so daß sie eine tragbare Trommel machten, die sie sorgfältigst aufbewahrten. Sollte von ihr Gebrauch gemacht werden, so legten sie darauf einen Metallring mit angehängten kleineren Ringen oder Kettchen, schlugen unter religiösen Gesängen mit einem Rennthierhorn auf dieselbe und wahrsagten je nach dem Bildern, auf welche der Ring sprang. Eine solche Wahrsagetrommel hieß in Lappland Gobdas.[38] Als Schrift ist was auf diesen Trommeln steht, nicht anzusehen, jedoch wegen der Willkürlichkeit der Zeichen, denen eine Bedeutung beigelegt wurden, dürfen die Zaubertrommeln nicht völlig unbeachtet bleiben.

Digitized by Google

Die Aetzschrift

(Tättowirung oder Tatuirung).

Die Bemalung des Leibes, die Hautmalerei, war, wie uns dünkt, die Vorbereitung zur Aetzschrift. Ueber diese Stufe gelangte man zu jener, und zwar schon in den ältesten Zeiten. Aber zwischen der eigentlichen Aetzschrift und der Bemalung gab es noch ein Mittelglied.

War einmal die Vorstellung vorhanden, daß die Farbe den schütze, der sie sich aufgetragen hatte, und daß die angemalten Figuren zauberische Kräfte in sich trügen, so mußte auch der Wunsch sich regen, dieses Vortheils und Vorzugs dauernd theilhaft zu werden. Allein nach wenigen Tagen war der Auftrag verwischt, die vermeinte Wirkung dahin. Einige amerikanische Indianerstämme versuchten die aufgetragene Farbe durch einen Firniß zu festigen, um allezeit geschminkt zu bleiben.[1]

Hatte der Mensch anfänglich aus reiner Tändelei beliebige Umrisse in den Sand, in die Erde gemacht, so vergegenwärtigten ihm dieselben später, wenn er sie wiedererblickte, das Frühere und riefen unter Umständen Hergänge, Absichten, Pflichten in sein Gedächtniß zurück. Diese beliebigen Züge bekamen für ihn eine Bedeutung. Von diesem Mittel etwas festzuhalten machte er in der Folge einen bewußten Gebrauch, d. h. er trug in Bilder, Zeichen, Farben, in manche Verzierungen, mit denen er mühsam seine Geräthe ausstattete, einen Sinn hinein, so daß die Zeichen hinfort nicht mehr rein willkürlich waren.

1. Das Mankaverfahren.

Vom Bemalen des Leibes ward nun der Uebergang gemacht zum Einbrennen, Einschneiden, Einätzen solcher etwas vorstellenden

Zeichen in den Leib, damit sie unverlöschliche Merkmale menschlichen Willens und Gedankens blieben, zeitlebens dem Körper eingegraben seien.

Wie die Völker des Altertums Thieren Zeichen einbrannten, um diese damit zum unbestreitbaren Eigentume zu stempeln, so haben sie auch Sklaven Hörigkeitszeichen eingebrannt, (Stigmata): und noch in unserm Jahrhunderte wurden schweren Verbrechern Brandmale eingeprägt; unser Wort „Brandmal" hat ja davon seinen figürlichen Sinn. Zum Einbrennen waren ausgeschnittene Metallstempel erforderlich: diese besaßen die Wilden nicht.

Sie behalfen sich mit tiefen Einschnitten, welche Narben zurückliessen. Diese Sitte hatten viele Völker. Die Tungusen um Ilimsk im Bezirke Jenisseisk machen sich mehrere Einschnitte in's Gesicht, in die sie blaue oder schwärzliche Farbe einreiben.[2] Unter den Afrikanern herrscht der Brauch das Stammzeichen oder Wappen dem Körper einzuverleiben, und zwar bei den Bewohnern der Westküste wie bei denen der Ostküste. In einem Theile von Guinea hat jede Gegend, ja jeder bedeutendere Ort sein besonderes Abzeichen, das alle Eingebornen an sich tragen. Den Kindern werden diese Zeichen eingeschnitten. Der jetzige König von Dahomey Gelele trägt eben so gut wie seine Unterthanen das Dahomezeichen an sich: drei kurze, senkrechte, gleichlaufende Einschnitte über den Augenbrauen. Die Innerafrikaner im östlichen Sudan, in Bornu und am Quorraniger haben ihr Wappen am Munde. Die Bornuesen ziehen drei oder vier kurze, schräge Striche auf jede Seite des Mundes, die von oben her zu dem Mundwinkel neigen. Die der Stadt Kano unterscheiden sich dadurch, daß sie ihre 4 Striche höher auf die Wange und weniger schräg stellen, so daß dieselben nicht an die Mundwinkel stoßen. Ein Zweig der Quorras, die Sakatus oder Sokkatus, nahmen 5 Striche, den mittelsten wagrecht zum Mundwinkel, zwei schräge darüber, zwei darunter, die zusammenstoßen, die von Jarriba am untern Niger setzen neben den Mundwinkel 3 wagerechte und über diese 3 oder 4 senkrechte Einschnitte; bei den Dawara's bilden Striche auf beiden Seiten des Mundes eine schräg auf stehende Feder: Die Taqua auf der Goldküste machen

Digitized by Google

ſich nur zwei oder drei Striche zum Munde. So unterſcheiden ſich dieſe Stämme. Südlicher am Golf von Benin haben die Kalabari eine andere Stelle des Leibes zum Wappenſchild gewählt. Auf Bruſt und Bauch zeichnen ſie zwei aneinanderſtoßende Rauten, die ſie mit Parallelſtrichelchen ausfüllen. Die Ibuer am Quorra ziehen über jedes Auge einen Pfeil, deſſen Spitze nach der Mittelſtirn gerichtet iſt. Die Mundſchola's im ſüdlichen Innern ziehen ihre Striche gleichlaufend über Backen und Schläfe. Die Arombos in Innerafrika haben das ganze Geſicht von kleinen Streifen durchzogen; einige haben auf jeder Backe 3 lange Striche, welche Baſtian denjenigen ähnlich fand, mit denen die Hadſchis am rothen Meere bei ihrer Rückkehr von der Pilgerfahrt zu den heiligen Stätten der Muhamedaner ſich bezeichnen. Südlich vom 5° S. B. ſoll dieſer Brauch aufhören allgemein zu ſein, indeß findet man ihn noch hin und wieder unter den Kongonegern; dort ſind Kreiſe über den Augen das Abzeigen, doch bezeichnen ſie auch ihre Bruſt, während für die Männer auf der Sierra Leonaküſte Stirn und Schläfe die Stellen ſind. Die Majomba (3°41 S. B.) haben ein Band ſchmaler Narben von jeder Schulter bis zur Mitte der Bruſt. Auf der Oſtküſte Afrikas herrſcht dieſer ſeltſame Brauch wieder. Stammzeichen zeigt **Tafel I. n. 1.** von Mudſchanas, **2.** von Fantis und Aſchantis, **3.** von Mundſcholas, **4.** von Sakkatus, **5.** von Jarribemännern, **6.** von Jarribefrauen, **n. 7.** von Ibuern, **n. 8.** von Kongonegern.

Um dieſe Wappen auffälliger hervortreten zu laſſen, ſind die Neger auf Erhöhung der Narben bedacht, und je höher dieſe ausſtelen, deſto ſtolzer auf ſie. Wahrſcheinlich brachte man durch Einreiben von Sand in die Wunde künſtliche Warzen hervor. Die Njambano (ſüdlich vom 24° S. B.) haben ihre Freude an der Reihe erbſengroßer Pickel, die von der Mitte ihrer Stirn bis zur Naſenſpitze läuft. Auf der Weſtſeite Afrikas werden in der Stadt Kambindas am Kongofluße beſonders künſtliche, arabeskenartige Zeichnungen ausgeführt. Die heutigen Braſilianer nennen daher dieſe Zeichen, an denen die eingeführten Negerſklaven unter einander ihre Stammesangehörigkeit erkennen, Kambindas.[3] In Angola ſtellen die Einſchnitte Kreuze, Sterne und Halbkreiſe dar. Auch auf der Sierra Leonaküſte werden die Weiber im Geſicht,

auf dem Rücken, Bruſt, Unterleib, Armen mit allerlei erhaben vortretenden Figuren gezeichnet.

In Kimbunda, im ſüdlichen Innerafrika, ſind die Männer davon verſchont, aber den Weibern wird, und zwar meiſt kurz nach ihrer Hochzeit, am Unterleib und der Schamgegend, auch wol auf einem Schulterblatt oder auch beiden eine Zeichnung, die gewöhnlich eine Blume vorſtellen ſoll,[4] mit Meſſern eingeſchnitten und die blutende Wunde mit dem Staub einer Pflanze beſtreut; in Folge davon entſtehen auf der Haut dickwulſtige Narben: je größer dieſe werden, deſto größerer Werth wird auf ſie gelegt. In der Regel ſchnitt man die Züge breit ein, damit die Vernarbung recht ſtark ausfiel. Die Neger der Sierra Leonaküſte trugen zuerſt mit einem in Holzaſche getauchten dünnen Stäbchen das Muſter auf, ſchlitzten dann nach dieſer Vorzeichnung mit Nadeln die Haut auf und rieben in die Wunde den Saft einer Baumfrucht. Dieſes Verfahren heißt in ihrer Sprache Sora oder Socella.[5] So iſt das Geſicht des Negers von Narben durchfurcht, welche dem einen quer über das Antlitz, dem andern die Wangen entlang laufen oder gar als eine Reihe von Warzen vom Haarſchopf über die Stirn bis zur Naſenſpitze ſich erſtrecken.

Man kam hierbei noch auf ein anderes Verfahren. Allen Kafferinnen wird nämlich ein Pfriem 2 bis 3 Linien unter der Oberhaut durchgeſtoßen und die Haut über dem Pfriem danach aufgeriſſen. Auf dieſe Weiſe kommen ſie zu Reihen gleichweit von einander abſtehender Narben. Rücken, Arme und der Theil zwiſchen den Brüſten ſind die Stellen für dieſe Ausführung.[6]

Von den Negern wiſſen wir noch (was mit dem Gebrauche übereinſtimmt, den die tättowirenden Völker machen), daß die Einſchnitte nicht blos die Zugehörigkeit zu einem Stamme, ſondern auch Anderes bezeichneten. Unter den Suſuern beſtand ein Geheimbund, der Semo hieß. Die Aufname junger Leute in denſelben erfolgte in einem Walde mit Weihen und mit Einritzungen in den Unterleib, an denen jedes Mitglied erkennbar war.[7] Wir erfahren noch mehr. Diejenigen Betſchuanen in Südafrika, welche einen Feind erſchlagen haben, laſſen ſich bei ihrem Siegesfeſte von den Prieſtern zum Andenken an ihre Ueberwältigung des Feindes einen langen Schnitt in den Ober-

Digitized by Google

ſchenkel von der Hüfte bis zum Knie machen. Lichtenſtein ſah Männer mit 5 und 6, einen ſogar mit 11 ſolchen Einſchnitten.[8]

Bei den Amerikanern, wie bei manchen andern Stämmen hat die eigentliche Tatuirung die rohe Weiſe der Einſchnitte verdrängt. Indeß kommt ſie doch unter ihnen noch vor. In Braſilien müſſen ſich Mädchen nach dem erſten Eintreten der monatlichen Reinigungen dieſen Verletzungen unterwerfen. Thevet beſchreibt den Hergang als Augenzeuge folgendermaſſen und Lery hat ſeine Ausſage beſtätigt: dem auf einen flachen Kieſelſtein geſtellten Mädchen wird mit einem Acutizahn die Haut oben von den Schultern an herunter auf dem Rücken in Form eines Querkreuzes und mit noch andern Schnitten aufgeritzt, ſo daß das Blut überall hervorrieſelt. Die Wunden werden darauf mit Kürbisaſche dergeſtalt gerieben, daß ſie dieſe Merkmale niemals verlieren. Die Antillenbewohner ritzten ebenfalls mit einem Acutizahn den Leib derjenigen jungen Leute auf, welche unter die Kriegsmänner aufgenommen werden ſollten, und rieben gefärbtes Waſſer in die Wunden.[9]

Die Bewohner von Tanna, einer Inſel im Archipel der neuen Hebriden, haben dieſelben Sitte und bedienen ſich, um Einſchnitte zu machen, ſowol ſcharfer Muſcheln als des Bambusrohres. Der Obertheil des Armes und der Bauch ſollen die Hauptſtellen ſein, die ſo getroffen werden; die entſtehenden Farben „auf welche ſie ſich nicht wenig einbilden, ſagt Forſter, ſtellen Blumen und andere ſeltſame Figuren vor."

Am beſten berichtet ſind wir über das Gebahren der Auſtralier in dieſem Stücke. Sie machen, was mit gewiſſen Bräuchen verbunden ſein ſoll,[10] mit ſcharfen Muſcheln oder Kieſeln tiefe Riſſe in die Haut und halten dieſe Aufritzungen eine Zeit lang offen, ſo daß lange ſtarke Narben, fingerdicke Schwielen entſtehen. Sie färben die Einſchnitte nicht, aber ſuchen manchmal die Vernarbung dadurch zu erhöhen, daß ſie Sand in die Wunden bringen. Solche Riſſe machen ſie ſich über die Bruſt, auf den Schultern, am obern Armgelenk und dem Oberarm, von den Schultern bis zum Ellbogen, auch, aber ſeltener, auf den Lenden, den Beinen und dem Rücken. Frauen bekommen wenigere und nur kurze Einſchnitte auf dem Rücken und über den obern Theil ihrer Brüſte.[11] Eine Reihe gleichlaufender aus ſtarken Schwielen beſtehender Striche tritt

hervor. „Die Haut, welche diese Fleischwellen bedeckt, hat das glatte Aussehen einer Narbe," sagt Haygarth.[12] Es kommt vor, daß die Haut an diesen Stellen um einige Zoll erhöht ist, „sie sieht aus, sagt Arthur Phillips,[13] wie eine mit Luft angefüllte Blase, die mehr als einen viertel Zoll im Durchschnitt hält," und der ebenerwähnte Haygarth bemerkt: „der Anblick des Ganzen ist für ein europäisches Auge in hohem Grade widerlich." **(Abbildung: Tafel I. n. 9—11.)**

Den jungen Australiern werden ferner bei dem Eintritte in die Mannbarkeit zwei nebeneinander stehende Vorderzähne mit einem Steine ausgeschlagen: so gekennzeichnet darf er ein Weib freien. Um dieselbe Zeit, in welcher damit die Erklärung seiner Männlichkeit geschieht, werden mehrere breite Einschnitte in seine Brust nnd seine Schultern gemacht. Nach Meyer's Angabe geschieht dies an zehn oder zwölfjährigen Knaben, nach Collin's zwischen den 12. und 15. Jahre, nach Schürmann im 15., nach Gerstäcker erst im zwanzigsten. Diese Abweichungen in den Berichten deuten darauf hin, daß es kein festgesetztes Alter für die erste Skarifizirung gibt, sondern der Zeitpunkt im Belieben steht, womit auch Haygarth's Erzählung übereinstimmt, daß ein Schwarzer, welcher längere Zeit unter Europäern gelebt hatte, diesen eines Morgens mit sehr wichtiger Miene die Eröffnung machte, er müsse sich auf einige Tage entfernen, indem er jetzt in's männliche Alter getreten und es nun hohe Zeit geworden sei, daß er sich die Zähne ausschlagen lasse. Gerstäcker, auf dessen Mittheilungen besonderer Werth zu legen ist, weil ihm die Benutzung des vom Protektor der südaustralischen Indianer Moorhouse seit 1839 geführten Tagebuches vergönnt war, macht folgende Angaben.[14] Nachdem die Knaben etwa im 14. Jahr der Beschneidung mit einer Reihe von Bräuchen unterworfen worden waren, wird etwa mit dem 20. Jahre der vierte Altersgrad angetreten, welcher Wilyana heißt. „Seine Auszeichnung besteht darin, daß dem jungen Mann Rücken, Schultern, Brust und Arme tättowirt werden. Ngulta wird er dabei während der Operation genannt, Jellam bombatta wenn die Wunden zu eitern anfangen, Tarkanje wenn sie grade geheilt sind, Mangkawitja wenn sich die Einschnitte zu heben anfangen, und Bartanna, wenn sie ihren höchsten

Digitized by Google

Punkt, jetzt eine Zierde des vollen Mannes, erreicht haben." Schürmann beschreibt den Hergang, welcher den Jüngling zum Wilyalkinyis macht, den er mit angesehen hatte, näher.[15] Mit verbundenen Augen müssen die jungen Leute sich auf Knie und Hände werfen, so daß ihre Rückseite in gerader Richtung liegt. Diese wird zuerst mit Blut beschmiert, dann werden in diesem Blutflecken Striche gezogen, hierauf mit spitzen Steinen die Einschnitte gemacht: einer in der Nackenmitte und zwei Reihen von der Schulter zur Hüfte, deren Linien etwa einen drittel Zoll von einander abstehen. Solches geschieht während eines Gesanges und zwar ohne daß Weiber zusehen dürften: die Neugierige geriethe in Todesgefahr. Die Wilkyalkinyis erhalten gleichzeitig einen neuen Namen. Der fünfte Grad, zu dem nur alte Männer gelangen, heißt Burka und gibt die Befugniß, alles zu essen, während denen der unteren Grade manches zu genießen versagt ist.

„Jeder Stamm, fährt Gerstäcker in seiner Schilderung fort, hat dabei einen Unterschied in der Formation dieses Tättowirens; manche machen Risse über die ganze Brust, manche Kreise, manche Halbkreise." Ihr Stammeswappen scheint hiernach das Zeichen zu sein, was ihnen auf den Leib gezeichnet wird. Ja, die Zeichen dürften vielleicht noch mehr bedeuten, denn Phillips erzählt von einem Australier, der eine große Narbe auf der Stirn, auf dem Fuß und an vielen Leibesstellen zeigte, und „nicht wenig stolz auf die Anzahl derselben zu sein schien." Gewiß ist, daß die Australier großen Werth auf ihre Einschnitte legen. Und da Meyer[16] noch mittheilt, daß sie dieselben nicht blos als Schmuck, sondern auch als wirksame Mittel betrachten, Schmerzen zu mindern und in der Waffenführung größere Geschicklichkeit zu gewinnen, Sper und Schild gewand zu handhaben, so werden wir zu der Anname geführt, daß ihnen die Australier eine gute Wirkung geheimnißvoller Natur beimaßen.

Der Name für diese Einschnitte, auf welche der Australier sich soviel einbildet, lautet Manka.

In Afrika hat die Verbreitung des Islams dieser Bezeichnungsweise der Person mittelst Einschneiden in den Leib Abbruch gethan. Die Muhamedaner erachten sie nämlich für verboten,

obwol ſie unter den Arabern in der Heidenzeit galt und immer noch, wie Maltzan angibt, die in Mekka Geborenen durch drei Einſchnitte in der rechten Wange gekennzeichnet werden und obgleich manche Hadſchis dies auch jetzt thun, — Einſchnitte, die alſo wahrſcheinlich auch Mohammed an ſeinem Leibe trug. Die Sitte iſt aufgegeben in Afrika von den Nuba,[17] von den Akräern in Guinea und anderen Stämmen. Der däniſche Arzt Iſert erzählt, zu ſeiner Zeit (1783) ſei unter den Akräern nur noch ein einziger alter Mann übrig geweſen, „der gewiß über die neunzig iſt," welcher deren Nationalzeichen, ein kleines Kreuz auf jedem Backen, an ſich trug.[18] Zu Fernandopo werden nur Kindern zur ſchweren Strafe Einſchnitte noch gemacht.[19] Auf der Oſtſeite ſollen die Wangika das Bezeichnen mit Einſchnitten ſchon ganz aufgegeben haben, und unter den Wazaramo und Wakhutu nur Einzelne noch derartige Narben haben. Dieſe Sitte oder Unſitte iſt mithin im Weichen.

Neben ihr kam übrigens das Einbrennen von Wahrzeichen im weſtlichen und öſtlichen Afrika, in Südindien und Südamerika vor. Die Denka im Nilland z. B. brennen ſich mit glühendem Eiſen ein Zeichen auf die Stirn.

Schneiden in die Haut und Aufreißen derſelben, welches wulſtige Schwielen zurückließ, war vermuthlich eine ältere und rohere Weiſe der Hautſchrift als das Tättowiren oder Punktiren und Färben, in welchem man eine künſtlichere, fortgeſchrittenere Behandlungsart erkennt. Leider haben die Reiſenden das Einſchneiden ſowol als das Einpunktiren mit dem gleichen Namen Tättowiren belegt, ſo daß uns Verwechslungen beider leicht begegnen können. Aber ſie ſind auseinanderzuhalten. Für das Einſchneiden fehlt eine Benennung: vielleicht lieſſe ſich das auſtraliſche Manka dafür empfehlen. Viele Völker ſind vom Manka zum Tatuiren übergegangen: umgekehrt iſt es ſchwerlich vorgekommen. Den Uebergang von jenen zu dieſen dürfte das Durchnähen der Haut gemacht haben, welches unter Indianern im Miſſiſſippigebiet und andern Nordamerikanern, unter Grönländern und Tſchuktſchen Brauch iſt. Mit einer pfriemenartigen Nadel oder Ahle fahren dieſe unter der Oberhaut weg und führen dann durch den geöffneten Kanal einen mit Ruß oder Kohlenpulver und

Thran getränkten Faden, oder eine Sehne, welche wieder herausgezogen wird. Der Farbeſtoff bleibt unter der Haut zurück in der Wunde und ſchimmert blau durch.

2. Tatuirung.

Ein ausgebildeteres Verfahren war das Tatuiren. Etwas weiter vorgeſchrittene Völker kamen zu dieſem. Die roheſten Stämme haben nichts von dem allen. Der ſchmutzige Buſchmann tättowirt ſich nicht, macht ſich keine Einſchnitte, bemalt auch nicht ſeinen Leib.[1] Auch die rohen Batta's in Sumatra kennen nach Junghuhn's Verſicherung weder das Einſchneiden noch das Einpunktiren. Vom Durchnähen der Haut mag vielleicht der Uebergang gemacht worden ſein, und Wilde, welche ſich früher Einſchnitte in den Körper machten, mögen dieſes ſchmerzhaftere und minder ausgiebige Verfahren aufgegeben haben gegen das Tättowiren, welches mannichfaltige und reiche Formung zuließ. Unter denen, welche das Manka beibehielten, kommt das Tättowiren gar nicht oder nur ſpärlich vor. Blos ausnamsweiſe iſt das Tatuiren wahrgenommen worden bei den Tanneſen[2] und den Mittelafrikanern. An den Bakwirifrauen im äquatorialen Afrika ſah Richard Burton blaue Striche die ausgerupften Augenbrauen erſetzen. In Afrika hat man es hie und da neben dem Einſchneiden gefunden. So machen z. B. die Takuani und Meſenna am Zambeſifluß ſich auf Stirn und Bruſt ſowol Einſchnitte als Punkte. Die von Angola ziehen einen Kreis von Punkten über die Augenbrauen. Auch bei den nordamerikaniſchen Jägerſtämmen ſcheinen beide Arten üblich geweſen zu ſein, bei ihnen iſt indeß das Manka vor der Tatuirung gewichen und wurde nur ſelten angewendet zu der Zeit, da die Europäer ſie kennen lernten. Wenn von den Tunguſen Erman berichtet, daß ſie ihre ſechs- bis achtjährigen Kleinen tatuiren, Georgi aber angibt, daß ſie die Haut durchnähen, ſo darf man vielleicht ſchließen, daß beides nebeneinander unter ihnen in Uebung war.

Die Tatuirung beſteht im Einpunktiren in die Haut. Das Verfahren iſt zwar im allgemeinen überall das Nämliche, doch gelangten die Südſeeinſulaner zu einer kleinen Verbeſſerung in ihm.

Zuerſt wird mittelſt eines Holzſtäbchens die einzuverleibende Zeichnung auf die Haut mit Aſche oder Farbe gemacht, dann wird ſie eingeſtochen, tritt darauf Blut und Lymfe durch die Oeffnungen, ſo wird dieſes abgewiſcht und in ſie ein Farbenteig eingerieben. Zum Einſtechen oder Aufreißen von kleinen Strichen bedienten ſich die Abiponer, die Einwohner von Darien, die alten Mechikaner ſpitziger Dornen, die nordamerikaniſchen Indianer der Feuerſteinſpitzen, die ſie in Holzſtäbe faſſen, und zwar nehmen ſie je nach den auszuführenden Figuren Spitzen von verſchiedener Größe. Zum Einreiben in die blutenden Oeffnungen wird in der Regel gepulverte Kohle genommen, die mit Waſſer oder auch Oel angerührt wird. Die Südſeeinſulaner verwenden dazu die Aſche oder den unter einem flachen Steine aufgefangenen Qualm der Lichtnuß, auch den Ruß der Amannuß, des Holzes von der Kaurifichte, der Blätter von dem Tiſtrauch. Hinterindier nehmen Kienruß von Seſamöl mit Fiſchgalle, die Amerikaner oft eine Schotenfrucht oder den Saft der Pflanze Caruto, die Aleuten ſchwarzen Thon, die Beduinen Ochſengalle und Spießglanz. Die Mauren Numidiens durchſtechen mit Nähnadeln die Haut und reiben, nachdem die verletzte Stelle aufgehört hat zu bluten, in ſie ein feines mit Spießglanz vermiſchtes Pulver nach und nach ein.

Am kunſtreichſten verfuhr das Volk der Südſee, indem es zum Tatuiren ſich ein eigenes Werkzeug anfertigte, welches einem Kamm oder einem Rechen ähnelt. Die Neuſeeländer haben Meißel von Gräthen oder hartem Holz, die bisweilen faſt einen Viertelzoll breit waren. **Tafel VI. n. 21** zeigt ihr Tättowirgeräth. Das ſpitzige Werkzeug ſteckt ſchief in einem Heft. Die Bewohner der Schifferinſel ſchneiden Menſchenknochen kammartig, die Sandwitſchinſulaner beſetzen ihr einen viertel Zoll breites Werkzeug mit einer Menge kleiner Fiſchgräthen, die Tahitier haben mehrere Werkzeuge in einer Länge von 3½ bis **4** Zollen, die mit ſpitzen Knochen und Haifiſchzähnen bewaffnet ſind, und eine Spitze oder mehrere bis zu zwölf faſſen. Die Freundſchaftsinſulaner beſetzen ihren Meißel mit 6 bis zu 60 Zähnen. Die Nukahiver, deren Geräth **Tafel VII. n. 22** zeigt, beſetzen ebenſo kurze dünne Stöcke mit Haifiſchzähnen oder ſtecken in ein fingerdickes Bambusſtäbchen unter einem ſpitzen Winkel den Flügelknochen des Tropikvogels. Dieſe Knochen bieten, an

dem einen Ende kammartig verschieden ausgezackt und zugespitzt je nach Bedarf bald halbmondförmige, bald gradlinige, breite oder schmale Tatuirspitzen; einige, für zarte Theile bestimmte, gehen in eine feine Spitze aus, andere enthalten mehrere Spitzen als Reihe oder wie eine Säge, sind auch zu ganzen Figuren zusammengestellt, so daß ein Hammerschlag genügt, die Figur in die Haut zu treiben. Melville sah in Nukahiva auch gebogene Stiele, die ihm bestimmt schienen, in die Krümmungen des Ohrs gesteckt zu werden.

Der Tättowirer der Südseeinsulaner zeichnet zuvörderst die Umrisse mit Kohle oder rother Erde auf der Haut vor, falls er nicht so geübt ist (was allerdings manche vermochten) aus freier Hand die Figuren zu treffen; drauf setzt er den Kamm oder Stiel mit den Zähnen auf die Haut dem Muster gemäß, hält mit der linken Hand den Stiel, während Zeigefinger und Daumen dieser Hand das Werkzeug nach Erfordern richten. Seine Rechte gibt nun fortwährend mit einem kleinen Stäbchen leichten Holzes schnelle und starke Schläge auf den Stiel, welche die Zahnspitzen in die Haut eintreiben; das bei jedem Schlag und Einstich vorquellende Blut und die Lymfe wischt er mit Flachs oder Zeug vorsichtig ab und reibt darauf das Färbemittel, welches er flüssig in einer Kokosschale bei sich hat, ein. Es kommt auch vor (namentlich auf den Markuesas-Sandwitsch- und Gesellschafts-Inseln ist dies zuweilen der Fall)[3], daß die Spitzen des Tättowirwerkzeuges schon vor dem Aufsetzen auf die Haut in den färbenden Stoff eingetaucht werden.

Der zu Tatuirende liegt gewöhnlich auf der Erde, etwa mit dem Kopf im Schoße seines Bearbeiters ruhend. Die nordamerikanischen Indianer am oberen See brachten ihn vorher in starken Schweiß durch Aufgießen von Wasser auf glühende Steine in seiner Nähe, nach welchem Schwitzbade er in's Wasser springen mußte, um die Poren besser zu öffnen und die Haut empfänglicher zu machen. Das Eintreiben der Spitzen schmerzt nur ein wenig im ersten Augenblick: indeß gibt es Körperstellen, namentlich am Lippenrand, den Augenwinkeln, der Nasenwand, an denen es sehr heftigen Schmerz verursacht. Ein Mädchen in Tahiti wimmerte und weinte während des Tatuirens und wurde endlich widerspenstig, aber die Weiber hielten sie nieder und der Tättowirer

blieb ungerührt bis er nach einer Stunde mit seinem Werke fertig war. Manche lassen sich am Boden festbinden, damit sie, wenn die Qual zu arg wird, außer Stande sind, die Einätzung zu unterbrechen. An der tatuirten Stelle entsteht, hauptsächlich in Folge der eingetriebenen Farbe, eine leichte Entzündung und Anschwellung, ein Schorf, worunter, wenn er nach einigen Tagen abgefallen ist, die Figur blaufarbig erscheint. Mitunter, wenn zu viel tättowirt worden ist, tritt Rothlauf, Geschwulst und Fieber ein, ja es ist in Neuseeland vorgekommen, daß auf zu lange fortgesetztes Tättowiren der Tod erfolgt ist. Deshalb pflegt man größere Muster nicht mit einemmale auszuführen, sondern setzt, nachdem man Weniges gemacht hat, aus und nimmt erst nach einigen Tagen die unterbrochene Arbeit wieder auf; so verstreichen manchmal über der Vollendung einer größeren Tatuirung mehrere Monate. Der getroffene Hauttheil bleibt in dieser Zeit dicker und eitert, worauf man ihn zuweilen mit Muschelschalen öffnet.

Die Musterung auf der Haut tritt bläulich oder blauschwarz hervor, caeruleum, wie Käsar sich ausdrückt. Gerstäcker sagt: „die Indianer bedienten sich früher nur der blauen Farbe für sich selber; ich habe nie einen mit einer rothen Zeichnung gesehen," und dies findet darin eine Bestätigung, daß beinahe alle Reisenden die von ihnen gesehenen Figuren entweder als blau oder als schwarz, niemals anders bezeichnen; Ausname macht J. Long, der selber von Indianern am nordamerikanischen Oberen See bei seiner Aufname unter sie tättowirt wurde. Dieser sagt: es seien die Nadeln, mit denen der Häuptling in seiner Hütte ihn tatuirt, in Zinnober eingetaucht gewesen, in einige Stellen habe derselbe Schießpulver eingerieben, was eine Abwechslung von roth und blau hervorgebracht habe.[4] Rothe Tatuirung wird sonst nur von den Barmanen erwähnt. Mariner gibt an: auf der braunen Haut der Tonganer sehe die Zeichnung schwarz, auf der Haut eines Europäers glänzend blau aus. Blau und dunkelblau heißt die Tatuirung der Amerikaner, Ostjaken und Tungusen, der Osterinsulaner, Tahitier, Nukahiver, Araber[5], schwarz hingegen die der Abiponer, Westindier und Grönländerinnen.[6] Ein stark tatuirter Maori sieht in der Ferne aus wie mit einer blauen Maske bedeckt. Die äußerliche Wirkung einer das Gesicht ein-

nehmender Tatuirung beſteht darin, daß durch ſie die Kennzeichen des Alters verdeckt und verwiſcht werden, indem ſie Runzeln ſowol wie Schmutz nicht gewahren läßt. Jüngere Perſonen erſcheinen älter, Alte ſehen jünger aus — allein nicht darum unterwerfen ſich die Wilden der Einpunktirung.

Das Tatuiren heißt auf den Schifferinſeln Ta-tatau[7], auf den Freundſchafts- und Geſellſchaftsinſeln Tatau, Tatu, Ta-tattoio[8]. Dieſer Name iſt ein Nachhall des Geräuſches tat, tat, tat, welches das Aufſchlagen auf das Tättowirzeug, das gewöhnlich im Triolentakt geſchieht, verurſacht. Den Neuſeeländern iſt dieſer Ausdruck unbekannt; bei ihnen heißt es E Moko oder kurzweg Moko.[9] Zufolge Dumont d'Urville's Angabe bedeutet dieſes Wort eigentlich die in die Wunde hereingebrachte Farbe; ſie ſagen demnach „Färbung" für Tättowirung und Moko erhielt danach in ihrer Sprache den Sinn von „Zeichen". Die Pelewinſulaner heißen es Melgott.[10] Die Nukahiver nennen gewiſſe Gattungen ihrer Zeichen Kake und Mata. Die Papuas nennen es Pa.[11] Die Tunguſen heißen ihre Tatuirzeichen Guldir.[12]

Wo das Tatuiren zu einer größeren Entwicklung gelangte, da gab es Männer, welche aus dem Einpunktiren ein Geſchäft machten und es ausſchließlich vollzogen. Wie es indeß Völker gibt, bei denen keine berechtigten Tatuirer vorhanden geweſen ſind, wie z. B. unter den Bewohnern der Sierra Leonaküſte (laut Winterbottom's Verſicherung, die ſich aber vielleicht nur auf das Mankaverfahren bezog) jedweder der dazu geſchickt iſt, die Zeichen in die Haut graben kann, ſo ſcheint auf manchen Inſeln der Südſee das Punktiren der Mädchen Sache der Weiber geweſen zu ſein. Auf der niederen Stufe des Tatuirens iſt dies wie ſpätere Anführungen zeigen werden, entſchieden der Fall geweſen. Bei vielen Südſeeinſulanern gab es jedoch beſtimmte Tatuirer, die allein dazu befugt waren; der Betrieb war alſo dort, wie wir ſagen würden, zunftmäßig. Dieſe Tatuirmeiſter von Beruf waren ſehr angeſehene Männer, ſelber ſtark tatuirt, und wahrſcheinlich Prieſter oder Häuptlinge. Wird doch auch einmal ausdrücklich angegeben, daß der Tohunga oder Prieſter die Tatuirung verrichtete. Zum Lohn für ſeine Arbeit erhielt der Tatuirmeiſter, nach übereinſtimmenden Verſicherungen der Reiſenden, reiche, höchſt anſehnliche Ge-

Digitized by Google

ſchenke oder einen vorher ausbedungenen Preis, der immer ſehr hoch iſt. Er wurde nicht nur, ſo lange an der Tatuirung noch gearbeitet ward, mit allen Arten von Lebensmitteln im Uebermaß verſorgt, ſondern auch weiter mit Gaben bedacht. Der Vater eines zu zeichnenden Knaben ſchlachtete dem Tatuirer mehrere Schweine oder beſchenkte ihn mit den feinſten Matten. Kurz, das Tatuirtwerden kommt theuer zu ſtehen. Auf Neuſeeland ziehen die Tatuirer von Gegend zu Gegend, um die erforderlichen Muſterungen vorzunehmen.[13] In Tahiti lautet des Tatuirers Name Tahua.[14]

In hohem Grade auffällig iſt die Uebereinſtimmung ſo vieler Völker in dieſem ſich doch keineswegs gleichſam von ſelbſt ergebenden Gebrauche.

Den Völkern, welche zu einer größeren Bildung gediehen, blieb das Tatuiren zwar nicht gänzlich fremd, aber ſie kannten es höchſt wahrſcheinlich nur in ſeinen erſten Anfängen, und gaben es auf. Blos dürftige Spuren weiſen auf ſeine Anwendung in ihrem Kreiſe. Aber den Niedrigſtehenden iſt es eigen.

Ein Theil der alten Bewohner Europas tättowirte. Dies thaten die Sarmaten, unter denen ſich die Männer ausſchließlich tättowirten[15], die Thraker und Illyrier[16], die Agathyrſen[17] und Daker, endlich auch die Pikten[18] oder Gebirgsgalen (Kaledonier) und die Britten[19], zwei galiſche Stämme. Ja es erhielt ſich die Tatuirung in England bis in's Mittelalter hinein. Noch im Jahre 787 verbot und verdammte ſie in Northumberland die Kirchenverſammlung zu Kalkut als dem Seelenheil gefährlich:[20] deſſenungeachtet hatten ſelbſt jene nach Deutſchland überſiedelten iriſchen Mönche, welche man „die ſchottiſchen Mönche" nannte, Tättowirung an ihrem Leibe.[21]

In Afrika zeigen die alten Malereien von Tep in Aegypten, daß der lichtgemalte Menſchenſchlag, der ſich nur in Thierfelle hüllte, Tättowirnng hatte.[22]

Die rohen Man im ſüdlichen Tſina auf Hinterindien zu tatuirten ſich an der Stirn. Die Tſineſen kannten auch im Nordoſten Stämme, welche dieſer Sitte huldigten, und ſie beſaßen für „tättowirte Leute" einen eigenen Ausdruck: Wentſchin. Als Taïpe nach Japan kam, fand er die Inſel von tättowirten Barbaren bewohnt.

In der Gegenwart gilt noch Tättowirung bei wilden Stämmen

Digitized by Google

Vorderindiens, die für Abkömmlinge der alten Urbewohner anzusehen sind, wie bei den Khyen im Gebirgsland.[23] Die Weiber der wilden Khond's sind zwar nur nothdürftig bekleidet, aber ihr Gesicht ist tatuirt. Im westlichen Hinterindien tatuiren die Marama, welche vom Nabel bis zum Knie sich bezeichnen.[24] Von ihnen soll dieser Brauch nach Kambodscha übergegangen sein: man darf wol behaupten, daß er in ganz Hinterindien vorkommt. Der Mankettastamm der wilden Dajaker in Borneo tättowirt sich, ebenso die Bewohner der westlich von Sumatra liegenden Pageinsel u. a.

In Kleinasien wurden ehemals bei den Mosynern die Söhne der Edeln am Vorderleib tatuirt, aber Xenofon, der diese Nachricht gab, bemerkte auch, daß die Mosyner das ungebildetste von allen Völkern war, durch deren Land er und seine Griechenschar gezogen.[25] In Syrien trugen die Verehrer der Mondgöttin als Weihezeichen eingedrückte Male am Halse oder an der Handwurzel. Bei den Nachbarn der Hebräer muß Tatuirung ein abergläubischer Gebrauch gewesen sein, da sie vom mosaischen Gesetz verboten wurde.

Im Morgenlande ist das Tättowiren nur bei den Weibern, die ja stets alte Sitten länger bewahren, noch bis zur Gegenwart geblieben. Die Perserinnen lassen sich auf Stirn, Handoberfläche, Brust und Waden stereotype eckige Vögelgestalten und Blumengewinde, um den Nabel einen Veilchenkranz einpunktiren von der Weiberzunft der Halzen, die Geschäft in Aberglauben machen, Amulettenkram und Fetische besorgen und in geheimem Wissen bewandert zu sein vorgeben. Die Halzen bedienen sich dazu des Hammers, abgestumpfter Nadelbüschel und verschiedenfarbiger Flüssigkeiten. Die Beduinenmädchen in Syrien lassen sich zuweilen Arm und Gesicht, Lippen und Brüste tättowiren, etwa auf jeden Busen einen Stern und auf die Mitte der Brust einen Palmbaum. Die Araberinnen und die niedern Weiber in Aegypten lassen sich Stirn, Backen, Kinn punktiren.[26] Auf diese Theile, auch zuweilen auf Lippen, Arm, Brust, Unterleib stechen die Zigeunerinnen den Mädchen der unteren Stände in Aegypten im Alter von 5 bis 6 Jahren mit zusammengebundenen Nadeln Figuren ein und reiben in die Wunde Ruß oder Indigo.[27] Araberinnen in Kaïro haben *denselben* senkrechten Strich von der Unterlippe über das Kinn

Digitized by Google

herab, welcher an Bewohnern der Nordwestküste Amerikas gesehen wurde.[28] Die Maurinnen im alten Numidien lassen sich mit Nähnadeln Figuren über den Augenbrauen einstechen; in diesem Lande lassen sich auch die Männer über den Armen, über der Handwurzel und in der Magengegend tatuiren.[29]

Fast über ganz Amerika war diese Aetzschrift verbreitet, obwol sie nicht in ausgedehntem Umfang geübt wurde. Die höher entwickelten Peruaner und die Bewohner des Chaco im Argentinischen Gebiet übten und üben sie nicht. In Anfängen zeigt sie sich (so scheint es nach unseren Vorlagen, vorbehältlich besserer Kunde) bei südamerikanischen Wilden. Die Guaranis in Brasilien bedienen sich ihrer nur wenig. Bei den Bewohnern der Ostküste Südamerikas ist sie so selten, daß Prinz Maximilian von Neuwied dort nur einmal eine kleine Figur im Gesicht eines jungen Coropo-Indianers erblickte.[30] In Guiana fanden indeß Schomburgk[31] und Appun[32] wiederholt Tatuirung. So bemerkt Schomburgk, daß das weibliche Geschlecht der Warrau allgemein an den Mundwinkeln einige krumme Linien macht, was diesem „einen charakteristischen, doch nicht uninteressanten Ausdruck verleiht", und daß die Kinder bald nach der Geburt tatuirt werden. Appun theilt mit, daß die im Orinokodelta wohnenden Arawakas sich nicht bemalen, aber die Augenbrauen ausrupfen und an deren Stelle einen geraden Strich tatuiren mit einigen nach der Stirn zu aufsteigenden Linien, sowie einige Bogen an den Mundwinkeln, die einem an den Spitzen eingerollten Schnurrbart ähneln, und daß die Arawakenweiber nur am Orinoko tatuirt sind und zwar auf Armen und Beinen mit sich durchkreuzenden ebenmäßigen Strichen. Etwas entwickelter und ausgedehnter als an der Küste ist die Tatuirung im Innern bei den Abiponern und Stämmen des Amazonenstromes, sparsamer wieder auf den Antillen und der Landenge Darien.[33] Bei den alten Bewohnern Jukatans war sie im Schwange. Ausgebildet ist sie bei den nordamerikanischen Jägern, in Virginien,[34] Luisiana, Florida, Kanada u. s. w. Die Kalifornier und die mitternächtigen Stämme tatuiren sich nur wenig, auch nicht mit so künstlichen Figuren, manche nördliche Stämme gar nicht, dafür bemalen sie meist ihr Antlitz.

Tättowirung haben die rohesten Afrikaner in den Bergen südlich

Digitized by Google

von Sennaar, die beinahe wie das Vieh dahin leben[35], und die höher stehenden Bewohner der Sierra-Leonaküste, bei welchen letzteren, falls Winterbottom recht berichtet hat[36], bei den Weibern noch das Einschneiden, um Narben hervorzubringen, das Mankaverfahren gilt, Tatuirung aber Sitte der Männer geworden ist, die an der Stirn und den Schläfen sich Male einpunktiren. Im Kaffernlande haben alle Weiber eine tatuirte Haut zwischen den Brüsten und auf den Armen.

Tättowirung kommt ebensowol bei den Negerstämmen, die ein so sonniges Land bewohnen, wie bei den Völkern des Nordstrichs vor. Die in den Waldungen herumziehenden Tunguſen tättowiren sich, indeß nicht mehr alle. Die Tunguſen des Amurlandes machen sich nur aus einigen Punkten ein Kreuz auf die Stirn. Die Ostjaken, namentlich die Ostjakinnen, die Grönländer, die Tschuktschen und Alëuten, die Bewohner der Insel Koniak bei Aliaschka und endlich das weibliche Geschlecht der Innuit oder Eskimos haben Tatuirung. An den Ainos sah Kruſenstern tatuirte Hände. Beechey fand an der amerikaniſchen Küste sämmtliche Frauen und Mädchen der Eskimos tatuirt, und Back beschreibt tatuirte Frauen, die im äußersten Norden des amerikaniſchen Binnenlandes lebten. Hall sah da vorzugsweise die Frauen, nur vereinzelt noch Unverheirathete, auf Stirn, Wangen und Kinn mittelst des Durchnähens gezeichnet. Indeß haben keineswegs alle Nordasiaten diesen Brauch. Auch wo er im hohen Norden bestand, mußte seinem Umfang die Bekleidung, zu der die scharfe Kälte zwang, Abbruch thun.

Die malaiisch-polyneſische Rasse hat gleichfalls Tatuirung. Die Insulaner des stillen Meeres üben sie fast allgemein, jedenfalls auf den meisten Inseln, wo das Manka nicht besteht. Auf einzelnen Inseln hat man allerdings die Eingebornen ohne Tatuirung gefunden, wie 1839 die der Minervainsel oder Clermont de Tonnerre[37], wie 1853 die der Innitinsel oder Insel Savage[38], wie in Nawado und auf den Marianen:[39] doch steht dahin, ob es diesen Insulanern völlig unbekannt blieb oder ob es nur selten von ihnen angewendet wurde; die Seefahrer bekamen doch nur eine verhältnißmäßig geringe Anzahl Menschen zu Gesicht und konnten sich irren. Auch bei den dunklen Stämmen, wie den Mallikollern auf den neuen Hebriden, soll es fehlen.[40] Die schwarzen

Digitized by Google

Bewohner des Malaienlandes ſcheinen es überhaupt nicht zu haben, braune Malaien kennen es aber. Tatuirung herrſcht bei den Bewohnern der Filippinen und Karolinen, der Admiralitäts-, der Freundſchafts-, der Schiffer-, der Geſellſchafts- der Sandwitſch-Gruppe, in Neuſeeland wie auf der Markweſasinſeln, in Neukaledonien und Neuirland, wie in Radak und anderen, allerdings ungleich. Die Sandwitſchinſulaner üben es nicht ſo häufig wie die von Tahiti und Tonga. Am verbreitetſten und ausgebildeteſten iſt es gefunden worden bei den Neuſeeländern und weit ab von dieſen, 7—800 Meilen entfernt, bei den Markweſasinſulaner (Mendanas Archipel) in Nukahiva.

Es iſt das Tatuiren nach alledem ungleich verbreitet, aber im niedern Lebensſtande, auf den Anfangsſtufen der Bildung, wenn gleich nicht durchgängig, doch ſehr häufig vorhanden. Diejenigen Völker, welche weder Manka noch Tatuirung kannten, haben wie es ſcheint, weder heilige Plätze noch Zaubermänner oder Prieſter gehabt. Im allgemeinen darf man die Leibesbezeichnung durch Stiche oder Einſchnitte als eine gewöhnliche Erſcheinung der Wilden betrachten.

Ueberſchlagen wir die Völker, welche ſolche an ſich zeigen, ſo leben ſie auf einen großen Theile des Erdballs, jedoch nicht in ununterbrochenen Strecken. Wo gab es Verbindung zwiſchen den Polyneſiern und den Bewohnern des heißen Afrika oder der mitternächtigen Gegenden? Zwiſchen dieſen Völkern beſtand gar kein Verkehr, allerhöchſtens ein innerhalb gewiſſer Kreiſe ſich bewegender, der zur Uebertragung dieſer Sitte nicht ausreichen konnte. Wilde Stämme Indiens, die ſeit Jahrtauſenden neben hochgebildeten Völkern, von ſolchen umgeben, hauſen, gehören zu den tatuirenden. Niemand wird behaupten wollen, daß die Sitte des Manka und des Tatua etwas natürlich und von ſelbſt ſich Ergebendes und aus dieſem Grunde allgemein ſei. In der Art der Ausführung und der Zeichen beſtehen ſowol merkwürdige Uebereinſtimmungen, die freilich zufällige ſein könnten, als viele Abweichungen. Das Ueberraſchende des Zuſammentreffens in der Hauptſache bleibt. Alle dieſe Erwägungen dürften dahin führen, anzunehmen: die Entſtehung und das Aufkommen dieſer Sitte falle in die früheſten, älteſten Zeiten des Menſchen-

Digitized by Google

geſchlechts, noch vor die weite Zerſtreuung der Menſchen. Wir haben, wenn dieſer Schluß ſicher iſt, im Tatuiren eine der älteſten Entwicklungen der Menſchheit vor uns, einen der erſten Schritte in ihrer aufſteigenden Bahn.

Stellen wir den tatuirenden Völkern diejenigen gegenüber, welchen dieſes Verfahren, an ſeinem Leibe unvertilgbare Merkmale zu machen, fremd war, ſo ergibt ſich, daß Tatuiren nicht übten eine Anzahl ganz tiefſtehender Stämme und die Mittelaſiaten, ſammt den aus Mittelaſien ausgezogenen Stämmen der Tſineſen und Arier. Die Spuren der Tatuirung, die ſich bei letzteren vorfinden, ſind dermaßen dürftig, daß ſich ohne Bedenken annehmen läßt, ſie möge von außen zu ihnen eingedrungen und nachgeahmt oder von den älteren Landeseingebornen, die ſie überſchichteten, auf ſie übergegangen ſein. Jedenfalls iſt das Vorkommen der Tatuirung unter den Ariern ein höchſt ſpärliches. Und grade dieſe Völker, welchen die Tatuirung nichts heimiſches war, ſind diejenigen geweſen, welche über die Bilderſchrift hinweg den Ausdruck der Sprache in ihren Schriftſyſtemen zu erreichen getrachtet haben, während die tättowirenden Völker über ſinnbildliche Schrift nicht hinausgerückt ſind.

Ob Tatuirung wirklich Aetzſchrift genannt werden darf, geht aus dem bisher Vorgeführten noch keineswegs hervor. In ihrer entwickeltſten Weiſe hat ſie ſich aber unverkennbar zu einem Uebergange zur eigentlichen Schrift geſtaltet. Wir erkannten bereits, daß Einſchneiden von Figuren in den Leib, theilweiſe ſogar ſchon das Bemalen, ſowol das Wappen oder die Stammesangehörigkeit, als die Männlichkeit und Mannbarkeit, ja ſogar vollbrachte tapfere Thaten augenfällig angab, und daß beides mit abergläubiſchen Vorſtellungen in Zuſammenhang gebracht wurde. Dies alles gilt auch von der Tatuirung. Hierbei blieben aber die tatuirenden Völker nicht ſtehen. Ihnen machte das Punktiren die Eintragung einer Menge verſchiedener Figuren möglich und indem ſie dies ihnen zu Handen ſeiende Mittel in mannichfacher Beziehung für ihre Zwecke verwendeten, erhöhten ſie ſeinen Werth dergeſtalt, daß es eine Bedeutung bekam, wie ſolche in manchen Fällen der Schrift eigen iſt. Am meiſten iſt dies, ſoviel wir wiſſen, bei den Neuſeeländern und Nukahivern der Fall geweſen, gewiß auch bei

Digitized by Google

anderen Polyneſiern; wir ſind nur zufällig grade über jene, namentlich über die Nukahiver näher berichtet.

Auf Nukahiva nun iſt das Tatuiren eine öffentliche Handlung, die eine beſtimmte Stellung, eine Obliegenheit oder Bevorzugung dem Leibe eines Menſchen für jedermann kenntlich und für dieſe Perſon unabläugbar einzeichnet. Wenn dort zum Beiſpiel in ſchwerer Nothzeit Hungernde von einem begüterten Manne zu Tiſchgenoſſen angenommen wurden, ſo erwuchſen für die mit ihm Speiſenden und von ihm Ernährten gewiſſe dauernde Verbindlichkeiten gegen ihn, ihren Gaſtgeber und Wohlthäter. Ueberließ Einer dem Andern eine Ruderſchaufel oder ein großes ſtarkes Boot — es war das gleichſam ein Beneficium — ſo entſprang für den Beſchenkten die Verpflichtung, zum Entgelt dafür jenem im Kriege beizuſtehen oder unterzutauchen bei dem gefährlichen Haifiſchfang oder mitzuhelfen an der Herſtellung eines Tanzplatzes und dergleichen mehr. Mit augenblicklich begehrten Gaben erfolgte ſonach die Miethung des Bedürftigen zu ſpäteren Dienſtleiſtungen. Aus Tauſch und Kauf ergaben ſich gleichfalls ähnliche Verhältniſſe. Nun konnte, was heute ausgemacht wurde, morgen beſtritten werden. Welches Mittel beſaßen die Wilden, das einmal getroffene Uebereinkommen hinfort in Wirklichkeit aufrecht zuhalten? Welches, um zu verhindern, daß ſpäterhin ein Widerſpenſtiger ſeiner Verflichtung ſich entzog und unbekümmert um ſeine Schuldigkeit nach eigenem Gefallen ſeines Weges ging? Kein beſſeres, als ihm die Schuldverſchreibung, durch die er den Schmaus oder die Streitkeule erkauft hatte, auf die Haut unauslöſchlich einzuätzen! Wie konnte er hernach das Abzeichen der eingegangenen Verbindlichkeit, den augenfälligen Beweis ſeiner Dienſtpflicht abläugnen? Leicht war das alsdann nicht mehr. Die Genoſſen, die Geſellſchaft würde ihn dazu angehalten oder ihn ausgeſtoßen haben. Er vermochte ſeiner ſchuldigen Gegenleiſtung ſich kaum zu entziehen.

Und es bindet nicht blos die Geſellſchaft, ſondern auch und noch weit mehr Furcht vor den unſichtbaren Mächten. Denn Menſchen von niedriger Geiſtesbildung ziehen alles Hervortretende in das Gebiet des Religiöſen oder Zauberhaften hinüber. Der ſchwache Verſtand ſieht Symbole und Myſterien, wo er nicht be-

Digitized by Google

greift. Poiret glaubte schon in der Tättowirung der numidischen Mauren eine Art abergläubischer Charaktere bemerkt zu haben,[42] und hatte gewiß Recht. Melville, der vier Monate unter den Nukahivern zubrachte, kam zu der Ueberzeugung, daß Tatuirung „eine Religionsformel sei."[43] An dem Eintatuiren haftet ein Zauber. Eine heilige Weihe, die zu dem Eingraben unvergehbarer Zeichnungen hinzutritt, kräftigt die Wirkung und wirft zugleich Angst in das abergläubische Gemüth.

Weil sonach das Tatuiren eine höchst bedeutsame Handlung war, knüpften sich an seine Vorname bestimmte Gebräuche. Auf Tahiti gingen ihm allerhand abergläubische Verrichtungen voran, auf manchen Inseln der Südsee werden Lieder gesungen, so lange die Einpunktirung geschieht. Bei manchen Nordamerikanern erfolgte sie unter fortwährendem Klingeln mit einem Schellenbrettchen, welches vermuthlich störende böse Geister scheuchen oder gute herbeirufen sollte, und ebenfalls während des Gesanges von Liedern. Wie es scheint war meist dem Neutättowirten ein Verbot gewisser Speisen und Getränke eine Zeitlang auferlegt. Bei den Abiponern durfte ein solcher die älterliche Hütte nicht verlassen und mehrere Tage nichts außer einigen kleinen Früchten zu sich nehmen. Die brasilianischen Mädchen wurden nach ihrer Tatuirung in Hängematten derart eingewickelt, daß sie von niemand erblickt werden konnten. Der Nukahiver mußte sich nach der Tatuirung in einer bestimmten Hütte abgesondert von dem übrigen Volke aufhalten, und nur gewisse Personen hatten in dieser Zeit Zutritt zu ihm; auch er unterlag in seinen Speisen einer festgesetzten Ordnung. Kämen Weiber zur Tättowirung von Männern hinzu, so magerten die Tatuirten ab, war der Glaube. Darum erschlugen die Australier Weiber, die zusehen wollten. Bei vielen Stämmen durfte die Tatuirung oder das Manka weder von jedem Beliebigen noch an einem willkürlich gewählten Orte vorgenommen werden, sondern war gebunden an eine geheiligte Stätte, an den Tempel oder eine besonders dazu bestimmte Hütte, oft die des Häuptlings, und durfte nur von einem priesterlichen Manne verrichtet werden. Bei den Alfuru's Wahais, die das Einschneiden haben, durfte die dazu bestimmte Hütte außer dem Einschneider und dem zu Bezeichnenden blos der Häuptling betreten. Ida Pfeiffer erzählt, daß wenn

die Alfurukinder in ihrem zehnten Jahre die Einschnitte bekommen sollen, sie vorher mit Palmwein berauscht und in trunkenem Zustande in die Mankahütte oder den Tempel gebracht werden. Erwachen sie, so werde ihnen gesagt, „der gute Geist habe das an ihnen gethan." Auf den Karolinen war die Tatuirung an das Eintreffen gewisser göttlicher Zeichen geknüpft. Bevor der Tatuirer an sein Geschäft ging, rief er die göttlichen Mächte zu Gunsten der zu Tatuirenden an. An einer Art von Pfeifen oder Zischen in der Luft vermeinte er die göttliche Einwilligung zu vernehmen. Blieb das Anzeichen aus, so — war es mit dem Tatuiren nichts, denn wenn der Tatuirmeister es dennoch vollzogen hätte, so wären nach seiner Meinung die erschrecklichsten Folgen zu gewärtigen gewesen. Alsdann würde das Meer die Insel überströmen und das ganze Land zerstören! So hing es von dem priesterlichen Manne ab, wem er die Einätzung vergönnte. Bei den meisten Polynesiern durfte die Tatuirung nur in einem templum im Sinne der Etrusker und alten Römer, oder in einem Tempel nach unserem Sinn geschehen und der Platz, wo sie geschah, war tabu, wie auch der Tatuirte, so lange des Tatuirens unmittelbare Folgen währten, tabu, „gefeit", war. In Neuseeland drei Tage. Das Tabu ist bekanntlich eine weitgreifende Eigentümlichkeit der polynesischen Civilisation. Tabu nun oder tapu ist ein Wort, welches „gründlich bezeichnet" bedeutet.[44] Sein Stamm ist ta, „zeichnen" ein Wort, welches offenbar von dem Geräusch des Tatuirens, tat, herkommt, pu trägt in sich verstärkenden Sinn; erst in abgeleiteter Bedeutung gilt tabu für „geweiht, geheiligt, heilig und untersagt." Durch die Zergliederung des Wortes Tabu werden wir also darauf geführt, daß dem Tabuwesen die Tatuirung *voranging* und daß es zum Theil durch sie mit entstand. — Mit den Weibern wurden übrigens nicht soviel Umstände gemacht. Ihre Punktiruug geht in Nukahiva nicht in einem Tabuhause und ohne sonderliche Gebräuche vor.[45]

Die Tatuirung drückte demnach in einer unter göttlichem Schutz stehenden Weise die Stellung der Menschen aus. Sie erhält demzufolge auch das Andenken einer Verbindlichkeit, wovon wir bis jetzt sprachen. Ihre Zeichen sind zum Theil Sinnbilder einer Uebereinkunft. Sie ist eine Symbolik des Vertrages und man könnte

Digitized by Google

ſie eine Hieroglyfik nennen. Denn da ſie in ihrer entwickeltſten Weiſe nicht blos für die paar vorhin erwähnten Vorkommenheiten, ſondern auch noch in vielen anderen Fällen diente, ſo beſtand ſie aus einer größeren Menge von ſtehenden, gemeinverſtändlichen (uns freilich unverſtändlichen) Zeichen und Figuren behufs des beſtimmten Ausdruckes einer Reihe von Verhältniſſen. In der That wären die Tatuirungen völlig wirkungslos geblieben, wofern nicht in ihren Zeichen eine ſtehende und gangbare Bedeutung gelegen hätte, wofern jeder nach Beſchaffenheit ſeines Geſchmacks und ſeiner Laune ſich, wie es ihm im Augenblicke grade gefällig war, Figuren hätte machen laſſen können, wofern man nicht für die gleichen Fälle gleiche Abzeichen angewendet hätte. Daß dem aber wirklich alſo war, darauf hin leiten mannichfache Andeutungen in den ſo überaus ſpärlichen Angaben der Reiſenden; wo dieſe mangeln, bei Zweifelhaftem, wird es immer angemeſſen ſein, derjenigen Erklärung Gehör zu geben, welche Sinn und Verſtand in etwas Sonderbares bringt, hingegen eine ſolche zurückzuſchieben, die auf Unſinn und bloſſe Willkür hinausläuft.

Wir ſind demnach vielleicht berechtigt, in der Tatuirung die rohen *Anfänge einer bildlichen Schrift* zu erkennen, ſie für eine Art von Schrift zu halten, welche unſern emblematiſchen Darſtellungen und Deviſen (deren Zuſammenſtellung den erſten Band von Radowitz' geſammelten Schriften ausmacht) bei weitem näher ſteht, als unſeren Buchſtaben — indeß immer doch noch Schrift iſt. Denn Schrift iſt ohne Zweifel vorhanden, ſobald ſich *an gemachte Zeichen eine Bedeutung anknüpft*, welche aus deren Bilde zum Auge nicht ſo unmittelbar wie ein Gemälde ſpricht, daß ſie jedwedem Menſchen, ohne beſondere Vorausſetzungen zu bedürfen, verſtändlich wäre, eine Bedeutung, welche vielmehr erſt durch den Sinn der Menſchen übereinkömmlich hineingetragen wird. Und dies iſt ja, wenn gleich auf einen engen Kreis von Beziehungen beſchränkt, in Anſehung der Tättowirungen der Fall. Schreiben konnte in ſeinen erſten Anfängen unmöglich für den gewöhnlichen Gedankenaustauſch beſtimmt ſein; es konnte nur für beſonders Erhebliches zum Behuf ſeiner zweifelloſen Feſtſtellung angewendet werden. Was alſo läßt ſich vom niedern Staude der Völker, vom erſten Eintreten der Schrift anders er-

warten, als daß Schriftzeichen nur für die wichtigsten Bezüge des Menschen, zur Kennzeichnung seiner persönlichen Stellung, in Gebrauch waren, daß die erste Schrift nicht entfernt dazu geeignet war, ein Buch mit ihr zu schreiben? Man schrieb eher auf Menschenhaut als auf Eselsfelle. Der Tättowirmeister der Wilden ist ihr Notarius publicus, nicht etwa ein bloßer Putzmacher, sondern ihr Urkundner.

Die Bedeutung der angenommenen Zeichen ist indeß unabhängig von der Tatuirung, denn Tilesius von Tilenau hat in Nukahiva wahrgenommen, daß die in Gefäße, Geräthe und Werkzeuge eingegrabenen Zeichnungen zum Theil die nämlichen waren, die auf den lebendigen Leib gebracht wurden. Er hat Musterungen, die ihm in den Tättowirungen begegnet waren, im Schnitzwerk wiedererkannt, das man im ersten Augenblicke geneigt sein müßte, für bloße Zierrath zu halten. Es waren ebenso heilige Zeichen, gleichviel wo angebracht, Hieroglyfen, wie gesagt, im eigentlichen Sinne. Uebrigens müssen und wollen wir in Rücksicht auf die Dürftigkeit der Nachrichten unsere Behauptungen dahin einschränken, daß Tatuirung in vielen Fällen das Wesen der Schrift in sich getragen habe; jedoch ob solches in allen ausnamslos der Fall gewesen sei, vermessen wir uns nicht zu entscheiden.

Doch steht uns noch ein Zeugniß von gewaltiger Kraft und höchstem Alter zur Seite. Da die Tatuirung gefeit, ein heidnischer Brauch war, verbot sie Mosche dem Volke Gottes. „Und Einschnitte um einen Todten sollt ihr nicht machen in eueren Leib und Aetzschrift sollt ihr an euch nicht machen", oder wie Luther übersetzte: „noch Buchstaben an euch pfetzen", gebot das dritte Buch Mosis, der Leviticus. Diese Stelle nennt das Einstechen oder Einbrennen in die Haut Koko (קעקע) und ist die älteste Nachricht, die uns, von den stummen ägyptischen Wandgemälden abgesehen, über die Tatuirung gegeben ist, und dieses älteste Zeugniß nennt sie ausdrücklich eine Schrift (כתבת).[46]

Sollte noch immer ein Zweifel an der Richtigkeit der hier aufgestellten Behauptung walten, so wird diesen wol die Erwähnung einer jungen neuseeländischen Sitte schwächen. Seit ihrer Bekanntschaft mit den Europäern haben die Neuseeländer

Digitized by Google

nämlich die Tatuirzeichen ihrer Wangen oder ihres ganzen Gesichts als Unterschrift angewendet. Die Häuptlinge haben bei Verkaufsverträgen mit den Missionären oder bei anderen Gelegenheiten, wie die Europäer ihren Namen, so ihr Moko auf das Papier gezeichnet.[47] **Tafel XI. 56** zeigt die Unterschrift eines Häuptlings von Mukou (38° S. Br.) Namens E' Gnogni, wie er sie selber in Holz geschnitzt hat, **n. 57** die des Kowiti, Häuptlings der Waimate oder Maunganui, endlich **Tafel XI.** drei Unterschriften von Häuptlingen der Inselbai am nordöstlichen Ende Neuseelands, **n. 62** die das Wakateri, **n. 61** die des Titore, **n. 60** die des Hara.

Der Ausgang der Aetzschrift war von der an willkürliche Zeichen geknüpften Bedeutung genommen, wobei die rege Einbildung aus den hingezeichneten Zügen die Vorstellung von Dingen geschöpft haben mag, die wir nicht im Stande sind herauszuerkennen. Es sei gestattet, daran zu erinnern, daß auch Graf della Marmora in Turin die Spirale in den Verzierungen aus alten Zeiten als ein religiöses Sinnbild ansah und daß in den an foinikischen und skandinavischen Geräthen und Steinbildern, Paalstäben und Felsanzeichnungen vorkommenden Bogen, Ringen, Rädern, Rauten, Spiralen und Zickzacklinien der Bronzezeit ein schwedischer Gelehrter, Swen Nilsson[48] weder bloße Verzierungen noch zufällige Formungen erkennt, sondern Sinnbilder, „welche alle eine tiefsymbolische oder mystische Bedeutung haben." Dieselben Figuren, sagt er und vermuthlich mit Recht, müssen überall dieselbe religiöse, allegorische Bedeutung gehabt haben. Er glaubt z. B. in dem einen Zeichen eine strahlende Sonne zu erkennen und erinnert daran, daß ein Kreis mit einem Punkt in seiner Mitte noch heute das gangbare Zeichen für die Sonne ist.

In religiöse Vorurtheile waren die Menschen verstrickt. Was über das Gewöhnliche hinausging hatte in ihren Augen eine tiefere Begründung, Zusammenhang mit Unsichtbaren. Also waren auch die frühesten Anfänge der Schrift gänzlich in das Religiöse eingewickelt, oder, schärfer gesagt: durch eine Erweiterung der mit dem Religiösen zusammenhängenden Bräuche entstanden die ersten rohen Schriftversuche.

Dieſe bedeutungsvollen heiligen Zeichen wurden mitunter auf äußeren Gegenſtänden, auf Kriegskeulen, Ruderſchaufeln u. ſ. w. angebracht, aber da ihr Hauptbezug dem Menſchen galt — dieſem ſelbſt einverleibt. So ward die Aetzſchrift vornämlich Hautſchrift.

Es war die Kenntlichmachung der weſentlichen Bezüge eines Menſchen, welche das Tättowiren bezweckte. Stammesangehörigkeit, Standesabzeichen, bedingende Lebensverhältniſſe fanden einen Ausdruck, indem ſie vermittelſt der eintatuirten Zeichen anſchaubar am Körper hafteten. Die Eingebornen Amerikas hatten Nationalwappen, nach denen die verſchiedenen Stämme auch wol benannt waren, feſtſtehende Bilder, welche von keinem eigenmächtig verändert werden durften.[49] Dieſes Stammeszeichen, ihr Totem, pflegten ſie (buntfarbig, ſagt eine Quelle) mit der Aetzſchrift auf ihren Leib zu bringen. So tatuirte der Stamm der Oſchibway einen Kranich auf die Bruſt.[50] In Südamerika hatten ſämmtliche Abiponer auf der Stirn ein Kreuz, zwiſchen den Augenbrauen vier gegitterte Querſtriche und von den Augenwinkeln gegen die Ohren hin zwei kleine Striche ſchwarz eingezeichnet; Dobrizhoffer, der achtzehn Jahre unter dieſen Wilden geweilt hatte, gibt an, daß mittelſt dieſes Zeichens ſie ſich als Abiponer von andern Stämmen unterſchieden. (Siehe eine Abiponerin **Tafel VII. 25.**) Die Indianer auf der Nordweſtküſte Amerikas erkennen an der Tättowirung Freund oder Feind.[51]

In gleicher Weiſe bedienten ſich die Neuſeeländer gewiſſer im Geſicht eintättowirter Muſter zur Stammesbezeichnung;[52] einige Abweichungen in ihnen unterſchieden die Stämme. Auch die Negervölker werden wie durch das Manka ſo durch eine gewiſſe Art ſich zu tättowiren von einander unterſchieden.[53] Wie die am Akanſas in Luiſiana wohnenden Indianer den Franzoſen Boſſü als „ihren Mitbürger" annahmen, punktirten ſie ihm die Geſtalt eines Rehbocks auf den einen Schenkel,[54] und als dem amerikaniſchen Pelzhändler und Dollmetſcher Long ein Häuptling der Tſchippewähs am Oberen See Waffenbrüderſchaft d. h. Aufname in den Stamm angeboten und Long ſie angenommen hatte, mußte er ſich auch der Tatuirung einer Figur unterziehen und erhielt darauf einen neuen Namen.

Digitized by Google

Unter den Typie Nukahivas befand sich ein von seinem Schiffe fortgelaufener nordamerikanischer Matrose Namens Melville, welcher von ihnen sehr gut gehalten worden war. Dieser erzählt, eines Tages sei er hinzugekommen, wie jemand tatuirt wurde (d. h. er war auf den Tättowirungsplatz gegangen), sogleich habe der Tättowirer sich in lebhafter Freude über ihn selbst hergemacht und sein Gesicht tättowiren wollen; als Melville dies nicht zuließ war seine „Trauer unbegrenzt;" andere Indianer drängten in Melville sich doch zu fügen und „waren auch außer sich vor Schmerz", als er sich losriß. Melville ahnte nicht, daß die guten Nukahiver gemeint hatten, er habe die Absicht gehabt, sich in ihren Stamm aufnehmen zu lassen, sondern wähnte, „der leidenschaftliche Künstler wolle seine Kunst auf die Probe stellen" und ängstigte sich sehr, daß die Nukahiver unabläßig in ihn drangen, sich doch ja tättowiren zu lassen, in der Meinung, „der Tättowirmeister habe eine Verschwörung gegen sein Gesicht eingeleitet und werde nicht eher ruhen, als bis sein teuflischer Plan gelungen wäre." Da Melville gewahrte, daß seine hartnäckige Weigerung Unwillen erregte, entschloß er sich seine Arme darzubieten, allein der Tättowirmeister wies den Arm entrüstet zurück, und setzte „seine Angriffe auf das Gesicht" fort, der Häuptling aber bedeutete ihn, selbstverständlich müsse zuerst das Gesicht tatuirt werden, und zwar stehe ihm die Wahl frei zwischen 3 wagerechten Balken oder 3 senkrechten Streifen oder sogar einem Dreieck.

Gewisse bevorrechtigte Familien, die wir den Adel nennen mögen, hatten auf mehreren Inseln der Südsee eine besondere Tatuirung, wie von den Sandwitschinsulanern Morineau, von den Tahitiern de Blosseville bezeugt, von den Neuseeländern Dumont d'Urville, der von einem Eingebornen hörte, daß zu gewissen Musterungen lediglich die Familie Korokoro berechtigt sei.

Die Stellungen, in welche der Mensch eintritt, verleiht und drückt das nämliche Mittel aus. So begleitet Tättowirung den Lebensgang, obwol in verschiedenem Maße bei den verschiedenen Völkern, soweit sich nämlich nach den Angaben der hierauf unaufmerksamen Reisenden urtheilen läßt.

Bei den afrikanischen Mandingos wird dem neugebornen Kinde, nach der feierlichen Namengebung, die Haut an mehreren

Stellen punktirt.[55] Die Mechikaner tatuirten gleichfalls ihre Kinder in dem ersten Lebensjahre.

Tatuirung war gleichsam eine Volljährigkeitserklärung. Sie bezeichnete den Jüngling als mannbar geworden und heirathsfähig, als wehrhaft gemacht und berechtigt in der Gemeinde zu gelten. Mittelst ihrer wurde er auf den Inseln der Südsee unter die Männer aufgenommen. In Tahiti geschah die erste Einpunktirung im 12. oder 13. Lebensjahre,[56] mithin um die Zeit der beginnenden Geschlechtsreife, nach Ellis freilich gemeinlich schon im Alter von acht bis zehn Jahren, nach Wilkes dagegen zwischen dem 14. und 18. Jahre. So abweichend äußern sich die Gewährsmänner in Besonderheiten! Auf Ponapi geschah sie nach Cheyne zwischen dem 10. und 12. Jahre. Daß die Nukahiver den Körper tatuiren liessen, sobald sie die Jahre der Mannbarkeit erreichten, bezeugen Krusenstern[57] und Langsdorff,[58] und dieses gilt ihnen als eines der wichtigsten Ereignisse ihres Lebens. Der Tättowirte bekam dabei einen neuen Namen. Ohne gewisse Zeichen an ihrem Leibe zur Schau zu tragen, galten die Jünglinge Tahitis und der benachbarten Inseln nicht als Erwachsene. Auf den Schifferinseln (Samoa) geschah das Tättowiren gewöhnlich an einer Anzahl junger Leute im Alter von 16 Jahren zugleich, und so lange ein Bursche nicht tättowirt war, wurde er als unreif und unmündig betrachtet.[60] Sicherlich war es auf Nukahiva und den übrigen Markwesasinseln nicht anders. Auch auf den Freundschaftsinseln „hält man es für sehr unmännlich, nicht tättowirt zu sein, so daß sich jedermann, sobald er erwachsen ist, diesem Gebrauch unterwirft. Die Frauen haben es jedoch nicht nöthig, obgleich sich Einige auf der inneren Seite der Finger Zeichen machen lassen. Die Männer würden es für sehr unanständig halten, nicht tättowirt zu sein", versichert Mariner.[61] Bei den Barmanen würde ein untatuirter Mann weibisch genannt werden, wird uns mitgetheilt.[62] — Spätere Abänderung des bisher geführten Eigennamens scheint bei manchen Stämmen von neuer Tättowirung begleitet gewesen zu sein. Ein nordamerikanischer Häuptling ließ in dieser Absicht sich oberhalb des Kinns die Umrisse einer Wassereidechse einpunktiren und hieß statt Wawundochwalend von nun an Twakachschawsu oder Wassereidechse.[63]

Digitized by Google

Auch weiterhin gab sich die Lebensstellung, Rang und Titel in unserm Sinne, durch die Tättowirung kund. Von den Thrakern theilte schon Herodotos mit, die „Wohlgeborenen" seien tättowirt,[64] die übrigen nicht. Eingeritzte Figuren bekundeten mithin bei ihnen den höheren Stand. Von den Agathyrsen gibt Pomponius Mela an,[65] daß die Angesehneren stärker tatuirt gewesen seien, wie daß alle sich gleicher Zeichen bedient hätten, und von der tättowirenden Pikten „fleckigem Adel" (maculosa nobilitas) spricht der Auszüge aus älteren Schriftstellern gebende Isidorus von Sevilla.[66] Das Nämliche haben die Erdumsegler und Entdecker der Inselwelt in den letzten Jahrhunderten und in der Neuzeit vielfältig wahrgenommen. Gewisse Familien und Personen fanden sie durch Tatuirung ausgezeichnet, welche die Achtung ausdrückte, die Andere ihnen zu zollen verbunden waren. Unter den Australiern sollen die alten Befehlshaber eigentümliche Zeichen an sich tragen. Von den Südseeinsulanern erzählt Lutteroth auf Grund der französischen Berichte: ehemals habe man den Rang der Tahitier nach Zahl und Form dieser Zeichnungen bestimmen können. Wenn der Erdumsegler Bougainville sagt: die Tahitierinnen streichen sich den Hintertheil blau an und das ist ein Zeichen, daß sie vornehmer sind, ebenso thun die Männer, so meinte er Tatuirung.[67] Aus Nukahiva bezeugt Krusenstern, daß die niedrigen Klassen weniger und mehrere Leute aus diesen gar nicht tatuirt waren; „der König, der Vater des Königs und der Hohepriester waren die einzigen fast ganz schwarz tatuirten, bei denen man keinen Theil des Körpers finden konnte, der nicht in dieser Art geziert wäre; das Gesicht, die Augen und auch ein Theil des Kopfes, an welchem das Haar weggeschoren war, sind tatuirt." „Sehr gering geachtet sind auf Nukahiva die Nichttättowirten, sagt Rodriguet; sie gehören der untersten Schicht der Bevölkerung[68] an." Auf den Tongainseln wurde hingegen der priesterliche Häuptling, der Gottessohn, Tuitonga, niemals tättowirt.[69] Gelüstete ihm nach Tättowirung, so konnte er sie daheim nicht erhalten, sondern mußte nach der Hamoainsel überschiffen, um dort die Leibesschrift zu erlangen. Auf der Radakinsel Egmedio fand Kotzebue[70] dagegen den Häuptling am ganzen Körper tatuirt; gewöhnliche Leute hatten nur auf Brust und Rücken Zeichen, vornehme auch

an den Seiten und auf den Armen. Die Neuseeländer verbanden gleichfalls mit den Tättowirungszeichen Vorstellungen von Auszeichnung, Würde und Rang. Geringe Leute wurden auch unter ihnen gar nicht tatuirt. Je mehr Neuseeländer tatuirt waren, desto mehr Ehrerbietung genossen dieselben. Die Männer waren im Gesicht, an den Hüften und am Leibe tatuirt, einige bis an's Knie, nur die angesehensten Anführer durften Kinn, Oberlippe und Stirn bezeichnen lassen.[71] Tättowirung war folglich ein Anzeichen der Häuptlingschaft, obschon Yate angibt[72] daß manche Häuptlinge wenig oder gar nicht, mancher Sklave sehr stark tättowirt gewesen sei. Dies könnte befremden, wenn uns nicht ein anderer Berichterstatter, Brown, mittheilte,[73] daß die Sklaven andere Zeichen hatten. Merkmal der neuseeländischen Priester war, nach Savage, nur ein kleines Viereck über dem rechten Auge. Die Angabe, daß im Gegentheil die Brasilianer und Karaïben für ein Zeichen der Knechtschaft halten, wenn das Gesicht dergestalt (mit Tatuirung) gezeichnet ist, dürfte ebensowenig ein Widerspruch sein, sondern nur auf eine bestimmte Gattung von Tättowirmustern sich beziehen, durch welche umgekehrt ein Abhängigkeitsverhältniß ausgedrückt wurde.[74]

Mit tapfern Thaten wurde die Tättowirung erworben und sie verschaffte, wie es scheint, gleichwie ein Orden, berühmten Kriegern Vorrechte. Der streitbare Mann vermochte die Vorrechte zu erringen, die sonst nur hohe Geburt verlieh. Unter den nukahivischen Typies, unter denen Melville lebte, war nach seiner Aussage ein großer Held „der am schönsten tättowirte und am mühsamsten entstellte Mensch im ganzen Thale."[75] Die jungen Neuseeländer durften sich erst dann tättowiren lassen, wenn sie Kämpfe mitgemacht, Muth und Geschick im Kriege[76] an den Tag gelegt hatten. Vor dem 20. Jahre wurden sie daher selten zu dieser Ehre zugelassen. Selten war ein Neuseeländer mit Tättowirungen bedeckt, der nicht auch die Lebenshöhe bereits überschritten hatte.[77] Auf den Sandwitschinseln hatten die Krieger sehr zusammengesetzte Musterungen an sich. Auch niedere Leute gewannen sie, wenn sie sich als Tapfere hervorgethan hatten. Häuptlinge machten das Andenken an einen von ihnen siegreich durchgeführten Feldzug auf ihrem Leibe für die Folgezeit sichtbar. Unter den alten

Bewohnern Jukatans war einer desto angesehener, je mehr er tatuirt war; wir erfahren, daß sich daselbst um 1466 ein Priester mit Zeichen den Arm beschrieb, die ihm in der Meinung seines Volkes ein größeres Gewicht verliehen.[78] Von den nordamerikanischen Indianern berichtet Loskiel aus den Aufzeichnungen der Bekehrer Spangenberg und Zeisberger,[79] daß sie Schlangen-, Vögel- und andere Figuren sich Putzes halber in die Haut ritzen und einbeitzen, und sagt: „Mancher ist am ganzen Oberleib so voll davon, daß er von weitem mit einem Harnisch bedeckt zu sein scheint; bisweilen erwerben sie sich durch diesen Schmuck einen besondern Namen, worauf sie stolz sind." Der Schmuck wird's wol nicht bewirkt haben, sondern ihre Thaten, die sie zu diesem Schmucke berechtigten. Aus den Tättowirzeichen eines narbenbedeckten Lenapeindianers in Nordamerika, dessen Haut mit einpunktirten Figuren so über und über geschmückt war, daß kein freier Fleck an seinem Leibe übrig geblieben war, lasen seine Stammesgenossen voll Bewunderung seine Heldenthaten heraus.[80] Dieser Mann, welcher hochbetagt 1756 starb, sagte nach seiner Taufe, er habe seine Thaten im Dienste des bösen Geistes verrichtet. Auf den Zaubereinfluß seiner Zeichen sollte wahrscheinlich diese seine Rede hindeuten. „Wenn, sagt Rodriguet, wie man auf Nukahiva allgemein glaubt (comme on le croit en général) die Tättowirung das Leben der mit ihr Geschmückten erzählt, oder wenn sie wie ein Wappenbild rühmliche Andenken verewigt, so erzählte die des Häuptlings Hiha nach ihrer Zusammensetzung (complication) Wunderdinge." Ansehen, Einfluß hing nach alledem an der Tättowirung. Sie gab kund, was jemand war, was er gethan hatte, welche Vorrechte ihm zukamen.

Auch in der Absicht das Andenken eines Verstorbenen zu feiern wurde hin und wieder tättowirt. Tahitier, Sandwitschinsulaner liessen sich nach dem Tode eines nahen Anverwandten oder eines angesehenen Häuptlings tatuiren. Domeny de Rienzi führt mehrere Fälle der Art aus Hawaii an. Vermuthlich knüpfte irgend eine abergläubische Vorstellung sich an den Akt.

Ueberhaupt Bezüge des Lebens merkte die Tättowirung an. Die Mitglieder der Arreoybande auf Tahiti oder die Tänzer erhielten bei dem Eintritt in den Bund gleichfalls eigentüm-

liche Merkmale auf ihren Leib. Bei den Nukahivern besiegelte ein Tättowirungszeichen den Eintritt in die Gefolgschaft eines Mächtigen. Krusenstern, welcher in einem Mißverstand ihrer Verhältnisse solch' einen Verband eine Tischgenossenschaft nennt, sagt[81]: „die Mitglieder dieses Klubs unterscheiden sich durch verschiedene auf ihren Körper tatuirte Zeichen." Wie endlich dauernde Verbindlichkeiten auf Grund von Beneficien vermöge der Tatuirung kenntlich gemacht und befestigt werden, das hat von denselben Nukahivern Tilesius dargethan, ist bereits erwähnt worden und wird weiterhin bestimmter angegeben. Tilesius von Tilenau, ein ausgezeichneter Naturforscher, welcher die wissenschaftliche Abtheilung der Krusensternschen Erdumseglung leitete, hat von allen, die uns Nachrichten über das Tättowiren gaben, am klarsten gesehen. Nach seinem Zeugnisse wurden auf Nukahiva auch Verträge zwischen den Oberhäuptern auf deren Haut eingetragen.

Für das weibliche Geschlecht boten sich minder häufig Anlässe, indeß erfahren wir, daß dieses gleichfalls und nicht aus Putzsucht, sondern um der anhaftenden Bedeutung willen die kleine Marter des Einätzens ertragen mußte. In Südamerika tättowiren einige Guaranistämme und die Araukaner in den nördlichen Pampas ihren jungen Mädchen, sobald sie mannbar geworden sind, einige Linien auf der Brust und den Armen ein;[82] bei eben dieser Gelegenheit punktiren die Scharruas einige blaue Striche in den oberen Theil des Gesichts,[83] gleiches thun die Indianer von Schako.[84] Unter den Abiponern geschieht es[85] bei dem Eintritt der monatlichen Blutungen; die mit einem Dorne das Mädchen zerfleischende Alte sagte ihr: „wirst du dich still halten, so sollst du so schön werden als die Schönheit selbst" und sie glaubten, daß ihre Töchter zur Ertragung der Geburtsschmerzen (zum leichteren Gebähren?) dadurch vorbereitet würden. Die Brasilianer tättowirten ebenfalls ihre Mädchen in der Zeit der ersten Reinigungen.

Die polaren Völker halten es nicht anders. Von den Grönländern erzählt David Cranz:[86] „diese ziemlich schmerzhafte Operation verrichtet die Mutter an der Tochter schon in der Kindheit, aus Furcht, sie möchte sonst keinen Mann kriegen." Bei den Grönländerinnen und Eskimomädchen erfolgt die Tättowirung nach Parry[87] im zehnten Lebensjahre oder später „um sie als Weibe

Digitized by Google

zu empfehlen.“ Unter den Ainos auf der Insel Krafto oder Jeso erblickte Satow nur an den verheiratheten Frauen eine Tatuirung; dieselbe lief rund um den Mund herum.[88] Bei den Korjaken sind es nur die Weiber, die immer alte Bräuche am längsten erhalten, welche noch die Tättowirung haben. Männer und Mädchen lassen ihre Haut wie sie ist, aber nach ihrer Verheirathung wird die Frau tatuirt und alsdann jedes Jahr mehr Zeichnung hinzugesetzt, so daß alte Korjakinnen über und über tatuirt sein sollen. Schneiden sich doch auch afrikanische Weiber, wie wir z. B. von den Kimbundafrauen vernahmen, kurz nach der Hochzeit Figuren in den Unterleib. Wir erwarten hiernach auf den Inseln der Südsee Gleiches anzutreffen. In der That wird auf Tahiti den Weibern als Anzeige der eingetretenen Mannbarkeit das Bein eine Spanne oberhalb der Knöchel tättowirt, (siehe **Tafel VII. 27**), in Raietea die Lende mit breiten Bogen.[89*] Die Hand der heirathenden Nukahiverin bekam das Zeichen des Ehevertrages eingeätzt; ebenso ward auf den Fidschiinseln eine Neuvermählte tatuirt. Da Weiber weniger im Verkehr stehen, seltener Verbindlichkeiten eingehen und einen minder thatenreichen Wandel führen, als die Männer, so wird ihr Leib auch nicht in gleichem Maße mit Aetzschrift bedeckt. Gleichwol bemerkt auch von den Abiponerinnen Dobrizhoffer: „die am meisten gezeichnet und zerstochen ist, diese ist die vornehmste

* Johann Reinhold Forster erzählt, daß bei Cook's zweiter Anfahrt an Raietea ein dortiger Häuptling O-Toha fast täglich auf's Schiff gekommen sei. „Einst, fährt Forster fort, als er seine Schwestern in einem Kahne ebenfalls auf das Schiff zu steuern sah, zeigte er mir die jüngste und verlangte: ich möchte, wenn sie auf's Verdeck käme, zu ihr sagen Weheine-puwa. Dies that ich ohne zu wissen, was die Folge sein könnte. Sogleich hob die ältere Schwester der jüngeren die Kleider auf und zeigte, daß sie mannbar wäre. Nachdem sie diese Ceremonie zwei bis dreimal wiederholt hatte, wollte sie es nicht noch einmal thun. Ich erkundigte mich hierauf genauer nach der Bedeutung dieser Handlung, konnte aber nur so viel erfahren, daß es auf diesen Inseln eine Art von Unehre sei, noch nicht mannbar zu sein, und daß die schwarzen, breiten, bogenförmigen Streifen auf den Lenden bei vorhandenen Zeichen der Mannbarkeit einpunktirt und als Ehrenzeichen angesehen werden. Wirft man daher einem Mädchen vor, daß sie diese Zeichen noch nicht besitze, so leidet es ihre Ehre nicht, den Spötter bei seiner irrigen Meinung zu lassen. Er muß durch den Augenschein überführt werden.“ Andere Gewährsmänner geben an, daß auf den Pelewinseln nur tatuirte Mädchen heirathen dürfen.

und aus dem ansehnlichsten Geschlechte; hingegen gehört die unstreitig zu den gemeinen oder gefangenen, welche nur mit drei oder vier schwarzen kleinen Linien bemerkt ist." In Tokelau hat man die Weiber viel stärker tatuirt gesehen als die Männer; sie hatten fünf Striche auf der Unter- und der Oberlippe, die beim Schließen der Lippen aneinanderreichten, und außerdem um den Hals herum 2, 3, sogar 4 Ringe von aneinandergesetzten Fischbildern gleich einer Schnur.[90] Wir wissen freilich nicht, ob nur der Zufall den Reisenden keinen stark tatuirten Tokelaumann vor die Augen geführt hat. Merkwürdig ist Mariner's Angabe (falls sie richtig ist), daß auf den Fidschiinseln nur die Weiber und nicht die Männer tättowirt sind. Auf den Fidschiinseln wird die Tättowirung auch nur von Weibern verrichtet. In dem von Samoa aus bevölkerten Vaitupu werden Männer gar nicht, Weiber nur an den Achseln und der Schamgegend punktirt.[91] Hier wäre also das Nämliche eingetreten, wie bei den Korjaken. Auch unter den Kayns, den Bewohnern der Berge zwischen Arrakan und Awa, sollen sich blos die Mädchen und auch blos im Gesicht tatuiren. Diese Beispiele würden auf Abname der Sitte des Tatuirens hinweisen.

Aus dem Vorgeführten ergibt sich, daß die Zeichen der Tatuirung stehend waren und daß im allgemeinen diejenigen Berichterstatter Recht haben, welche versicherten, daß die Tatuirung nicht erblich sei.[92]

Der Bezug auf religiöse Vorstellungen tritt uns überall entgegen. Ein Zauber ruht auf den eintatuirten Zeichen. Tättowirten doch die Antillenbewohner die Gestalten ihrer Fetische oder Zemes ihrem Leibe ein[93], sicherlich in demselben Wahne, in welchem Neger sie auf ihren Körper malen. Die Spanier betrachteten, als sie Amerika entdeckten, diese Figuren mit Entsetzen als ebensoviele Bilder des Teufels. Es ist ein uralter Brauch, daß derjenige, welcher einem Gotte dienen wollte, sich diesem gleichsam zu eigen machte, indem er ein auf ihn bezügliches Zeichen seinem Leibe einbrannte oder einätzte: dadurch bekundete er sich als dessen Angehöriger und Verehrer. In diesem Sinne wird zu verstehen sein, was Mosche zu seinem Volke spricht. „Und es sei dir zum Wahrzeichen an deiner Hand und zum Denk-

Digitized by Google

mal zwischen deinen Augen, damit die Lehre des Ewigen sei in deinem Munde, daß mit gewaltiger Hand dich der Ewige geführt hat aus Mizraim", in diesem ruft der Seher Jeschoje (Jesaias): „der Heide wird sich mit seiner Hand dem Jehova bezeichnen." Wenn er schildern will, daß Gott beständig Jerusalems gedenkt, ruft er aus wie mit dessen Stimme: „Siehe, auf den Händen habe ich dich eingeätzt, deine Mauern sind mir beständig vor Augen,[94] und so meinen die Psalmisten, Gott habe sich ein Merkzeichen gemacht für die Sünden der Menschen: „Du siehest und du schauest Unheil und Kränkung; es stehet in deinen Händen."[95] Mir macht niemand mehr Kummer, schreibt der Apostel Paulus an die Galater, denn ich trage die Zeichen (Stigmata) des Herrn Jesus in meinem Körper."[96] In gleicher Weise sagt die Offenbarung Johannes':[97] Verschonet „bis daß wir stempeln die Knechte unseres Gottes auf ihren Stirnen", und glaubt in den Gesichten zu schauen das große Thier und wie „allen, den Kleinen und den Großen, den Reichen und den Armen, den Freien und den Sklaven Malzeichen gemacht werden an ihre rechte Hand oder an ihre Stirn", aber die so „das Merkzeichen seines Namens" angenommen haben, finden keine Ruhe mehr. Trotz des mosaischen Verbotes der Aetzschrift wurden also dennoch in religiösem Bezuge Tättowirungen auf Hände und Stirn gemacht. Sklaven trugen noch in später Zeit an ihrem Körper den Namen ihres Herrn, Soldaten den ihres Anführers, so auch Völker den ihres Gottes. Bei den Wilden ist nun diese abergläubische Sitte im Schwange geblieben.

Auf der Insel Tobi dürfen den heiligen Fleck am Ende der Insel nur Priester und stark tatuirte Personen betreten.[98]

Bastian berichtet,[99] daß in manchen Gegenden des inneren Afrikas jedes Kind unmittelbar nach der Geburt auf dem Unterleibe tättowirt werde, um es damit einem bestimmten Fetische zu weihen. Die Fidschiinsulaner hatten den Glauben, eine Frau, die sich nicht tättowirt habe, bleibe nach ihrem Tode verdammt. Hiermit stimmt vollkommen der Glaube der Eskimos, denn ihre Frauen tatuiren sich nach der Versicherung Hall's,[100] „damit sie in der nächsten Welt als solche betrachtet würden, die gut gewesen seien." In Birma und Pegu schreibt man dem Tättowiren gradezu

Digitized by Google

eine Wunderkraft gegen Feinde zu.[101] Dieſe Hinterindier und die Talain, die Kyen glauben ſich dadurch gegen Verwundungen zu ſchützen. Der Zauberknoten, welcher in den Südſeeinſeln auf dem Schenkel der Prieſter und der Häuptlinge eingeätzt iſt, warnt vor den üblen Folgen der Nichtbeachtung des in den Zeichen Liegenden, warnt vor Ungehorſam.

Daß endlich die Neuſeeländer Tatuirungszeichen des Geſichts anſtatt ihrer Unterſchrift anwendeten, iſt bereits oben (S. 103) beigebracht worden. Ein neuſeeländiſcher Häuptling Tupekupa pflegte zu ſagen, wie Dumont d'Urville mittheilt, daß ſein Name durch eine ſeiner eigentümlichen Muſterungen ausgedrückt ſei.[102] Jeder Stamm, jede Familie, jeder einzelne Tatuirte ſoll in Neuſeeland durch ein beſonderes Muſter, einen abſonderlichen Zuſatz unterſchieden geweſen ſein; um beſtimmte Perſonen kenntlich zu machen wurde auch ihr Moko in Holz geſchnitzt. Und dies iſt nicht etwa ausſchließlich neuſeeländiſche Sitte. Denn die Oſtjaken haben in den Tributbüchern das nämliche Zeichen, welches ihnen auf dem Hautgelenke eingeätzt iſt. „Es gilt, ſagt Pallas, der das mittheilt,[103] wie bei andern ſchriftunkundigen Völkern Sibiriens auch gerichtlich als ihre Unterſchrift."

Zum tieferen Eindringen gewähren uns die Belehrungen von den Reiſenden keine genügende Unterlage, weil ſie die Tatuirungen allzuflüchtig betrachtet haben. Hatten dieſelben in ihren Augen doch nur den Werth eines Ornaments! Zur Verſtändigung mit den Landeseingeborenen fehlte den Reiſenden ausreichende Sprachgewandheit, den Wilden hinlängliches Zutrauen zu den weißen Männern. Selbſt in dem Falle, daß Europäer eine richtige Auffaſſung gewonnen hätten, würde es ihnen ſehr ſchwer gefallen ſein, genauere Einſicht in die Tättowirzeichen ſich zu verſchaffen, weil die Wilden alles mit einem Zauber Zuſammenhängende geheimnißvoll behandeln und abſichtlich in Schleier und Dunkel hüllen.

Was blieb uns bei dieſer Mangelhaftigkeit in den von den einzelnen Reiſenden gegebenen Nachrichten übrig, als zu verſuchen, ob dieſelben durch eine vergleichende Zuſammenſtellung ſich einigermaßen in's rechte Licht ſtellen laſſen? Das Vergleichen und Verbinden der von verſchiedenen Völkern auf ziemlich gleichem Bil-

Digitized by Google

dungsstande erhaltenen Kunden gewährt doch, indem die abgerißenen Bruchstücke von eingehenderen Wahrnehmungen aneinandergefügt sich ergänzen, ein ungefähres Bild des Ganzen.

Es erhellt, und wol unbestreitbar, daß die Tatuirung nichts willkürliches war, und daß die Wilden mit Stolz auf die Musterungen auf ihrem Leibe hinwiesen. Wollte doch Herodianos wissen, daß die alten Britten darum keine Kleidung tragen möchten, damit die ihrem Körper eingeätzten Bilder und Gestalten geschaut würden.[104]

Wir werden es erklärlich finden, daß bei der Zusammenhangslosigkeit und Zerstreutheit der tättowirenden Völker in der besonderen Ausführung des auf gleichem Grunde Ruhenden die größten Verschiedenheiten und Abweichungen unter den einzelnen Völkern vorkommen — entstanden sind. Wundern müßten wir uns, wenn es anders sich verhielte. Gleichwol sind Spuren einer Gleichmäßigkeit bei manchen Insulanern der Südsee vorhanden. Wie weit die Figuren verschiedener Völker übereinstimmend waren, vermögen wir schon aus dem Grunde nicht zu sagen, weil die Reisenden sich ja überhaupt noch nicht näher mit ihnen beschäftigt haben: der erste Eindruck, der Vergleich des Gegenwärtigen mit dem nur noch in dunkler Erinnerung lebenden früher Gesehenen, konnte ihnen wol nur Mannichfaltigkeit und Verschiedenheit entgegentreten lassen. Indeß machte doch Krusenstern eine wichtige Bemerkung. „Es findet, sagt der treffliche Mann,[105] in der Art des Tatuirens eine Uebereinstimmung zwischen den Neuseeländern und Nukahivern statt. Sie bezeichnen nämlich den Körper nicht mit einzelnstehenden gradlinigten Figuren oder Thiergestalten wie auf den Sandwitschinseln, sondern sie malen in der vollkommensten Symmetrie zusammenhängende Verzierungen in concentrischen Ringen und Bändern auf denselben, die in der That die Gestalt des Körpers verschönern.“ Dieser Ausspruch bezieht sich aber nur auf die Beschaffenheit der Bilder, denn im übrigen unterscheiden sich die Neuseeländer von den Nukahivern dadurch, daß sie nicht so feine Punkte machen, sondern mit dem Meissel, wie Dumont D'Urville sagt,[106] wahre Furchen eingraben. Hiermit stimmt der Bericht von Cook's erster Reise, in welchem es von den Neuseeländern heißt, daß sie sich außer dem

Moko „noch gewiſſe gemeinlich ſchneckenförmige Furchen oder Linien auf dem Geſicht eingraben laſſen, ſo wie man etwa die Rinde eines jungen Baumes einzuritzen pflegt“ — was, ſofern wir dieſe Stellen recht verſtehen, darauf hindeuten würde, daß die Neuſeeländer beides, das Einſchneiden und zwar im Geſicht, und das Einpunktiren nebeneinander anwendeten. In den Muſterungen gab es große Mannichfaltigkeit, denn derſelbe Bericht Cook's bemerkt von den Neuſeeländern: „ihre Einbildungskraft iſt ſo fruchtbar in Erfindung neuer Muſter, daß unter Hunderten bei genauer Beſichtigung nicht zwei völlig gleich gefunden wurden.“[107] Umgekehrt berichtet, ohne damit, bei rechtem Verſtändniß, in Widerſpruch zu ſtehen, Arago, daß auf den Karolinen alle Häuptlinge gleichen Ranges auch gleiche Muſter auf ihrem Leibe trügen.[108]

Rückſichtlich der Theile, welche mit Tättowirung beſchrieben wurden, wird man diejenigen, welche gemeinlich tatuirt wurden von denen, welche ſeltener an die Reihe kamen, unterſcheiden müſſen, ſowie man auch auf die Körperſtellen zu achten hat, welche ſtets von ihr freigelaſſen blieben. Zwiſchen den eingeätzten Zeichnungen ſtehen gewöhnlich glatte Streifen unverletzter Haut. Wo Tättowirung beſonders entwickelt und im Schwange war, da dienten auch alle Hauttheile zur Beſchreibung, und ſo ſah man Südſeeinſulaner (**Tafel II.** und **III.** zeigt die Vorder- und Rückſeite eines Nukahivers) und ſogar Nordamerikaner (wie namentlich beim Stamm der Drios im ſüdlichen brittiſch Guiana nahe der Quelle des Wanamu) über und über tättowirt. Allein zu derartiger Auszeichnung brachten es wenige. Nur einzelne Männer wurden geſehen, welche nicht nur auf ihrem ganzen Leibe, ſondern ſelbſt auf dem Schädel und dem Zeugungsgliede tatuirt waren.[109]

Die Barmanen, Talain und Kyen bedecken mit Aetzſchrift gewöhnlich die Gegend vom Nabel bis zu den Knieen und wenden ſie ſeltener auf dem Oberleib und den Armen an. Die Kaynsmädchen tatuiren blos das Geſicht. Die Manketta in Borneo bedecken mit Tättowirung den ganzen Leib, laſſen aber das Geſicht frei. Ein Volk wählt dieſen, ein anderes jenen Körpertheil zum beſchreiben. Die Kaffern tatuiren ſich nicht im Geſicht, ſondern nur auf Bruſt, Rücken und Armen,[110] ihre Weiber zwiſchen den Brüſten und auf den Armen:[111] doch ſind wir unſicher, ob es ſich hier

Digitized by Google

wie bei dem Folgenden nicht um Einschnitte handelt. Die Weiber in Angola tatuiren Rücken und Schulter, die in der Sierra Leonaküste Lebenden haben Figuren auf der Brust und dem Rücken, dem Unterleibe und den Armen. In Numidien tatuiren die Männer die Magengegend, die Arme und die Handwurzeln; die Weiber machen sich über den Augenbrauen einen Stern. Manche Beduinen tatuiren die Arme, die Beduininnen des Stammes Serhhan Arme, Brüste und Wangen, die des Stammes Ammur außerdem noch die Fußgelenke, andere die Stirn, Schläfe und Lippen, die Araberinnen am Libanon Hände und Busen. Den Amerikanern bot in der Regel der Oberleib die Stellen für die Aetzschrift. Die nordamerikanischen Schwarzfüßer tatuirten den Oberarm in seiner Breite. Kalifornier sah Gerstäcker 1850 [112] meist nur mit schmalen von den Lippen zum Kinn heruntergehenden Streifen gezeichnet. Die Weiber in Kanada tatuirten Hüften und Hinterbacken. Ein Chastayweib sah Kane im Gesicht abwärts von den Mundwinkeln und Ohren tatuirt. Auf den Radakinseln werden den Kindern an Lenden und Armen, seltener im Gesicht Gruppen von Strichen eintatuirt, unter denen Chamisso etlichemale das Bild des römischen Kreuzes herauserkannte; Erwachsene hatten über Schulter und Brust ein am Nabel zugespitztes Dreiseit, das aus kleineren verschiedentlich verbundenen Strichen bestand; ähnliche wohlgeordnete Horizontalstriche waren auf dem Bauch und dem Rücken. Die Tahitier tatuirten hauptsächlich die unteren Körpertheile, Hinterbacken und Hinterschenkel, sodann die Arme und Lenden, auch wol überhaupt Bauch, Brust, Rücken und Hände, selten aber und dann nur mit einigen leichten Kreisen oder Sternen das Gesicht, welches auch die Tonganer nicht sehr beschrieben. Auf einer Insel bei Tahiti (22° 27′ S. Br.) hatten die Eingebornen nur schmale Kreise um die Arme und Beine und in den Achselgruben ein handbreites Zeichen, dessen Ecken eine zackige Linie bildeten. Die Bewohner der Osterinsel tatuiren Hände, Brust, Bauch und Schenkel. Auf den Freundschaftsinseln kommen auf jeden Arm drei runde Flecke von der Größe eines Guldens aus lauter ineinander gestellten Kreisen bestehend, und andere Zeichen auf den Unterleib und die Schenkel. Die Nukahiver sind über und über tatuirt. Melville beschrieb mehrere tatuirte Nukahiver

aus einem von der Landungsſeite abgelegenen Thale. Ein Häuptling hatte einen Strich quer über das Geſicht in gleicher Richtung mit den Augen, ſeine Frau auf den Beinen Spirale, ein anderer Häuptling im Geſicht zwei ſchräge Streifen, die vom Mittelpunkt ſeines kahlen Scheitels über beide Augenlider bis ein wenig unter die Ohren reichten, wo ſie ſich mit einem andern Streifen vereinigten, der von einem Ohre zum andern quer über die Oberlippe, wie die Baſis eines Dreiecks (vergl. oben S. 117) lief; dieſer Mann hatte alle Glieder tatuirt. Ihr Oberprieſter trug ſeine geheimnißvolle Tatuirung auf der Bruſt. Ein anderer Nukahiver zeigte auf ſeinem Rückgrath gut ausgeführt den ſchlanken, ſpitzigen, wie mit Diamanten beſetzten Stamm des Artubaumes, von dem nach beiden Seiten ſchön gebogene Aeſte ausgingen, an denen Laub herabhing. Noch andere hatten quer über das Geſicht auf den Augenlidern laufende Striche, einer einen großen länglichen Fleck auf ſeinem Rücken, andere in der Augenhöhle zwei regelmäßige Vierecke. Seine beiden funkelnden Augen blickten (ſagt Melville) aus dieſen hervor wie zwei in Ebenholz gefaßte Diamanten. Die Beſchreibung anderer Nukahiver aus dem Stamme, der den Küſtenſtrich an der Landungsſtelle bewohnte, wird ſpäter gegeben werden. — Im Gefährlichen Archipel, der Pomotugruppe ſah Wilkes einen Inſulaner, der nur auf ſeiner linken Bruſtſeite tatuirt war.[113] Die Heidah auf der Königin Charlotteinſel verwenden Arme, Hände und Rücken zur Tatuirung nach R. Brown. Die Bewohner der Markweſas- und Sandwitſchinſeln bedecken das Geſicht mit Aetzſchrift wie die Neuſeeländer. Der Neuſeeländer Schenkel aber waren vom Einpunktiren ganz ſchwarz: einige freigelaſſene Streifen brachten den Eindruck hervor als trügen ſie geſtreifte Beinkleider. Sie ſollen zuerſt die Lippen tatuiren, dann das Antlitz, die Wange, hernach Bruſt, Arme, Hände, Schenkel und Geſäß, letzteres aber wol ſelten, denn Cook gibt an, daß ſie das Hintertheil frei lieſſen. In Tikopia (12° S. Br.) bekam das Geſicht der Inſulaner nur einige kleine Bilder von Fiſchen, aber ihre Bruſt ward mit Tatuirung dermaßen bedeckt, daß ſie einem „Bruſtharniſch von der eleganteſten Zeichnung" verglichen wurde.[114] Der Sohn eines Häuptlings von der zu der Filippinen gehörigen Inſel Meangis war zwiſchen den Schultern, vom Magen abwärts, auf den Vorder-

schenkeln, um die Arme und Füße tatuirt. Um letztere und auf den Schenkeln hatte er große Ringe gleich Armbändern, auf und zwischen den Schultern Figuren aus Strichen, Vierecke und Laubwerk „mit bewundernswürdiger Kunst nach einem guten Verhältniß gemalt."[115] Ein Häuptling in Puynepet, einer Insel der Karolinengruppe, war nur an Armen und Beinen aber sehr zierlich tatuirt.[116]

Die Weiber behalten im allgemeinen den größeren Theil des Leibes von Einzeichnungen unbedeckt. Auf den Gesellschaftsinseln haben sie meist nur gewölbte Bogen um die Hüften und Ringe wie umschlingende Zierbänder an den Armen, Händen und Fingern, auch und zwar sehr gewöhnlich über den Fußknöcheln; andere Körpertheile der Weiber blieben frei. Ihre erste Tatuirung kam auf die Schenkel.[117] Auf den Fidschiinseln sind meist nur Halbmonde oder runde Flecken auf beiden Backen des Gesäßes. Die Bewohnerinnen der Radakinsel tättowiren nur Schultern und Arme, die der Sandwitschinseln Arme und Hände. Zufolge Morineau's Mittheilung haben alle Weiber auf den Sandwitschinseln um das rechte Bein ein gewürfeltes Muster, welches er ein Damenbrett nennt, und außerdem häufig das Innere der Hand mit Ringen, Halbmonden, Sternen und anderen Figuren bedeckt, einige sogar die Zunge tatuirt. In Vaitupu fand man die Weiber nur an den Achseln und der Schamgegend, in Nukufetau aber über den ganzen Leib punktirt; in erstgenannter Insel sind es, wie schon erwähnt, nur die Frauen, die noch das Tatuiren üben, während es die Männer aufgegeben haben, in Nukufetau ist es aber noch bei den Männern im Schwange geblieben. Die Weiber Nukahivas tatuiren meist blos an der Hand; wenige nur hatten einige Streifen längs der Arme oder einige Ringe, die sie gleich Armbändern umgaben; in seltenen Fällen waren auch die Spitzen der Ohrläppchen und die Lippen, Kinn und Augenbrauenwinkel tatuirt. Auf den Freundschaftsinseln war ihre Tättowirung ausgedehnter: sie zog sich etwa zwei Zoll oberhalb des Kniees bis fast drei Zoll über den Nabel und die meisten hatten auf jeder Seite der Schamlefzen einen Strich und ein paar Punkte auf den Händen sowie die 3 runden Flecke um die Arme, welche an den Männern zu sehen waren. Auf den Schifferinseln bekommen die Weiber nur einen oder ein

Digitized by Google

paar Striche auf die Hände und den Leib, ihr Antlitz bleibt verſchont. Die Maorifrauen in Neuſeeland ziehen nur einige Striche über das Kinn und färben die ganze Unterlippe blau oder geben ihr drei kurze Striche, demnächſt kommen daran die inneren Winkel der Augenbrauen. Eine beſondere Ehre iſt es für ſie künſtlichere Muſterungen auf den Rücken und Rumpf zu erhalten. Am Charlottenſund haben die Weiber blos die Lippen tatuirt und einen einzigen Fleck auf dem Kinn. Die Heidaweiber der Charlotteninſel bekommen nur leichte Striche auf die Wangen.

Die Tunguſen tatuiren ihr Geſicht, die Oſtjaken nur ihr Handgelenke. Die Oſtjakinnen tättowiren den Rücken ihrer Hände, den Vorderarm und das Schienbein. Die ſtets bekleideten Eskimoweiber ſind im Geſicht, auf dem Mittel- und Goldfinger, ſelten auf der Bruſt, die Grönländerinnen ebenfalls im Geſicht, auch wol an Händen und Füßen tättowirt. Die Weiber in Unalaſchka punktiren ein wenig ihr Geſicht.[118] Back fand in Amerika im 66 Grade Norder-Breite um den mittlern und vierten Finger ſowie im Geſicht tättowirte Weiber.[119] Alle dieſe Angaben haben freilich nur bedingte Geltung; ſie hingen von den Zufälligkeiten ab, welche gewiſſe Perſonen grade den Reiſenden entgegenführten. Sorgfältigere Beobachtungen können möglicherweiſe zu andern Beſtimmungen hinführen.

Die mißlichſte Aufgabe iſt ohne Zweifel die Beſchreibung der Tättowirzeichen, weil die vorhandenen Unterlagen, einige oberflächliche Schilderungen und ein paar Nachzeichnungen, in keiner Weiſe dazu, geſchweige ſchon zu Entzifferungsverſuchen ausreichen. Der erſte Eindruck, den ſie machen, iſt der von zahlreichen, verwickelten Zügen aus graden und gebogenen Linien und aneinandergereihten Punkten, die mit Stickereien und Stickmuſtern oder auch mit Arabesken zu vergleichen ſind. Wir ſchauen wunderliche Figuren und Schnörkel, auf mannichfache Weiſe ſich durchkreuzende und verſchlingende Züge, Kreiſe und Halbkreiſe, Zickzackſtreifen und ſchneckenförmige Windungen, eckige Geſtalten und würfelförmige Felder. Allein die Tatuirung ſtellte höchſt wahrſcheinlich beſtimmte Figuren dar. Nach und nach aufgeſetzt beſteht ſie aus Gruppen von Zeichen. Hören wir die Aeußerungen unſerer Berichterſtatter

ab. Dobrizhoffer bemerkt an der abiponiſchen Tättowirung „genaues Ebenmaß der Linien und vollkommene Gleichheit der Züge“, Kruſenſtern bewunderte an der nukahiviſchen die „in vollkommenſter Symmetrie zuſammenhängenden Verzierungen“, die radakiſche lobte Chamiſſo als „kunſtreich zierlich“ und ſchildert ſie als regelmäßige Zeichnung. Die ungemeine Sauberkeit, mit welcher die Striche, Winkel und Kreiſe gezogen ſind, fällt an den Maoris auf; die neuſeeländiſche hielt darum Brown faſt für ein Syſtem und rühmt Yate als von ſchönſter Regelmäßigkeit; die Windungen und Bogen ſeien richtig und tadellos. Aus reiner Kunſtſinnigkeit und ächtem Schönheitsgefühl entſprang dieſe Regelmäßigkeit ſicherlich nicht: vermiſſen wir doch in ſo vielem andern das Walten des Schönheitsſinnes, wo es vorauszuſetzen wäre, ſie erklärt aber ſich einfach, wenn ſie darin geboten war, daß nicht willkürliche Formen, ſondern gewiſſe überlieferte Figuren und bedeutungsvolle Geſtalten aufgezeichnet werden mußten. Mariner merkt von den Freundſchaftsinſulanern an: „ſie haben gewiſſe Muſter und Formen mit verſchiedenen Namen, unter denen ſie nach Belieben wählen“: in dem letzten Beiſatze irrte er ſich vermuthlich; ſie ergriffen wol nur grade dasjenige von ihren Muſtern, welches nach dem jedesmaligen Zwecke der Tättowirung gewählt werden mußte. Noch beſtimmter lauten die Ausſagen Polack's über die Neuſeeländer.[120] Die Muſter, ſagt er, ſind in einer außerordentlichen Verſchiedenheit vorhanden, werden in ihren Zügen mit ängſtlicher Genauigkeit aufgetragen, und ſcheinen, ungeachtet ihrer Verſchiedenheit, ſeit undenklicher Zeit zu beſtehen. Aber es wird wol nicht in Abrede zu ſtellen ſein, daß die meiſten Inſeln der Südſee ihre beſtimmten, ihnen eigentümlichen Muſter anwendeten: im allgemeinen jedoch tritt die Gleichförmigkeit dieſer ſeltſamen Bilder uns entgegen. Wir erfahren, daß dieſe Zeichnungen nach gewiſſen Regeln ausgeführt wurden, daß jede Laune dabei ausgeſchloſſen und die Richtung einer jeden Linie beſtimmt war, daß jede Figur ihre Benennung hatte, und daß dieſe ſo ſeltſamen Bilder öfter beſtimmte Gegenſtände darſtellten.[121] Langsdorff berichtet von Nukahiva: „Jedes einzelne der Zeichen, aus denen ganze Figuren gebildet werden, ſowie auch jede Figur hat eine gewiſſe Bedeutung, z. B. Männer,

Digitized by Google

Fiſche, Schildkröten u. ſ. w. und iſt mit einem beſtimmten Namen bezeichnet."[122] Ueberdies wiſſen wir, was gar nicht beſtritten werden kann, daß ſie erſt nach und nach auf den Leib getragen wurden, daß nur ältere Männer, und zwar auch nur Häuptlinge, Prieſter und große Krieger über und über mit Muſterungen bedeckt waren, ſowie wir wiſſen, daß ſtark Tatuirte in hohem Anſehn bei ihren Landsleuten ſtanden und bei Feſten gewiſſe Vorrechte genoſſen. Wir erfahren, daß ſogar Figuren auf ſchon vorhandene Figuren eingeätzt wurden: was doch wol nur geſchah, weil ihre Auftragung nöthig dünkte und keine geeignete leere Stelle am Leibe ſich für ſie mehr bot, nichts alſo übrig blieb als durch ſie ein werthlos gewordenes Abzeichen zu erſetzen. Langsdorff berichtet von Nukahiva, bei der erſten Tatuirung der heranreifenden Knaben würden blos große Hauptverzierungen an Bruſt, Armen, Rücken, Schenkel und Füßen angebracht, kleine Nebenzierrathen aber in den folgenden Jahren nach und nach hinzugeſetzt, ſo daß der Mann erſt in ſeinem 30—35 Jahre über und über mit ſeinem Hauptſchmucke — dafür hielt nämlich auch Langsdorff die Aetzſchrift — prangt. Mit zunehmendem Alter werden noch immer neue Figuren in und über die ſchon vorhandenen einpunktirt, ſo daß ein angeſehener bejahrter Chef über den ganzen Körper ein ſchwarzblaues negerartiges Anſehen hat, obgleich die natürliche Farbe der Eingeborenen noch weißer und heller iſt, als die der Malaïiſchen Raſſe gewöhnliche. In dieſem Zuſtande iſt die größte Schönheit der Tättowirung für uns Europäer verloren, indem eine Figur durch die andere gleichſam verwiſcht worden und man nur undeutlich die Grundcontouren bemerkt."

Werfen wir noch einmal den Blick auf die Tatuirung der Bewohner verſchiedener Inſeln der Südſee.

Wir haben, weil unſere Vorlagen darauf zunächſt hinführen, von Einätzen in die Haut geſprochen, aber wir dürfen nicht außer Acht laſſen, daß dieſe Zeichen oder manche von ihnen unabhängig von ihrer Einpunktirung eine Bedeutung in den Augen der Südſeeinſulaner in ſich trugen und daß ſie auch eingeſchnitzt wurden in Holz und angebracht auf den Streitkeulen, Stelzen, Rudern und Trommeln, am Schnabel der Kriegsfahrzeuge und auf den hölzernen Etuas der Begräbnißplätze.[123]

Um dem Leſer den Eindruck eines tättowirten Menſchen zu

geben, zeigt **Tafel IV.** einen nur mäßig tättowirten Mann, das Bild des eine Schleuder haltenden auf Nukahiva gebliebenen Engländers Roberts, von dem Tileſius[123] viele Auskunft erhielt, und **Tafel II.** und **III.** Vorder- und Rückſeite eines über und über tättowirten nukahiviſchen Prieſters und Anführers*, **Tafel V.** einen andern angeſehenen Nukahiver und **VI. 17** das Bruſtbild eines Nukahivers.

---

* **Beſchreibung Roberts Tafel IV.:**

Die halbe Stirn der linken Seite des Geſichts, entlang des Naſenrückens, am Naſenflügel und auf dem oberen Backen abſchneidend bis an's Ohr, die linken Schläfe bedeckend iſt ein dunkles Feld. Die rechte Stirnſeite iſt von einem dunklen Streifen durchſchnitten; von dem rechten Auge, an deſſen äußerm Ende dieſer aufhört, gehen nach allen Seiten kurze Strahlen aus. (**Tafel IX. 49**). Auf dem Backen wie auf dem Kinn ſind kleine Querſtreifen. Von der rechten Schulter über die Bruſt hinweg zur linken ziehen ſich vier Querſtreifen in gleichem Abſtande von einander. Der unterſte und breiteſte Querſtreifen begränzt zum Theil ein bis zur halben Bruſt gehendes verſchobenes Viereck, das mit Kreuz und Querſtreifen gefüllt iſt. Auf der rechten Seite gehen von dieſem Viereck zwei Halbbogen aus, welche auf dem oberen Theil des rechten Armes enden. Auf dieſen Halbbogen enden zwei breite Querſtreifen, welche ein großes, die rechte Schulter umſchließendes Oval durchſchneiden; dieſes Oval beſteht aus vier Rändern; der äußere Rand iſt nach innen gezähnt und hat weiter nach dem Halſe zu zwei kleine Halbringe aufgeſetzt. Kurz über den Ellbogen auf der äußeren Seite des rechten Armes iſt ein Oval, welches ein kleineres Oval umſchließt. Unter dieſem Oval bis kurz vor Anfang der Handwurzel zieht ſich auf der äußeren Seite des Armes ein längliches Viereck hin, deſſen Inneres in ſchmale, breite und gemuſterte Querſtreifen getheilt iſt. Auf dem oberen Theile der Innenſeite dieſes rechten Armes iſt ein längliches Viereck; dieſes Viereck umſchließt ein nach innen geöffnetes Oval; dieſes Oval umſchließt wieder drei andere, ebenfalls nach innen geöffnete Ovale. Unter dieſem Viereck (auf der innern Seite des rechten Armes) findet ſich nochmals dieſe Ovalgruppe, es beträgt die Zahl der Kreiſe hier nicht vier, wie oben, ſondern nur drei, doch ſcheint nach oben noch ein Stück eines vierten angeſetzt. Ueber die linke Schulter ziehen ſich zwei kurze parallele Bogen mit dicken Enden. Auf dem oberen Theile der inneren Seite des linken Armes iſt ein nach innen geöffnetes Viereck; dieſes Viereck umſchließt drei in einander ruhende Kreiſe, welche gleichfalls nach innen geöffnet ſind. Unterhalb des Ellbogens, auf der inneren Seite des linken Armes iſt ein längliches, querliegendes Viereck; dieſes Viereck iſt am Rande mit kleinen Halbringen verſehen und durch eine Kreislinie in zwei Haupttheile getrennt; jeder Abſchnitt iſt mit einem Kreiſe bedeckt, in deſſen Innern ein Punkt. Unterhalb dieſes Vierecks, nach der Hand zu, befindet ſich, ein in einem Winkel gekrümmter Balken, welcher mit dem Viereck, durch verſchiedene

Digitized by Google

Bei den Nukahivern heißt eine wagerechte, die Augen überziehende Binde Hiamoë und ist die erste Tättowirung, die der

---

Zeichen in Verbindung steht. Unterhalb dieses Balkens zieht sich ein Querstreifen. Dieser Querstreifen wird von einer parallelen Linie durch zwei kleine Halbkreise getrennt. Unter dieser Linie, die Handwurzel berührend, ist ein nach innen geöffneter Kreis, welcher zwei, ebenfalls nach innen geöffnete Kreise umschließt. Auf der äußeren Seite des linken Armes zieht sich ein länglicher Bogen (Oval) hin. Ueber die Magengegend ziehen sich zwei parallele Bogen und werden schräg von einem breiten Streifen durchschnitten, welcher unterhalb der rechten Brust beginnt und auf dem mittleren Theil des Leibes gegen den Nabel hin endet. Ueber diesem Bogen ist eine kleine, einer Tabakspfeife ähnliche Figur. Auf dem oberen Theil der Außenseite des rechten Beines ist ein großes, nach innen geöffnetes Oval, dieses Oval umschließt drei andere nach innen geöffnete Ovale. Dieses große Oval wird ober- wie unterhalb von Zeichen begränzt. An diese Zeichen reiht sich, nach dem Knie zu, ein kleineres Oval an, welches ebenfalls nach innen geöffnet ist. Dieses Oval umschließt wieder zwei andere nach innen geöffnete Ovale. An der äußeren Seite des rechten Schienbeines ziehen sich noch drei Parallelbogen (Ovale) hin.

Beschreibung des Nukahiver's von großem Ansehen: Vorders.; Tafel II.

Die Stirn und der vordere Theil des kahlen Schädels ist mit sich kreuzenden Bogen bedeckt; von der Nasenwurzel aus zieht sich über die Augenbrauen bis an die Ohren eine dicke Linie; quer über die Nase, zwei Streifen; von den Schläfen aus, über den äußeren Rand des Backens und das Kinn, geht ein schmaler Streif, von ineinander eingreifenden, sich jedoch nicht berührenden Zähnen. Abgerechnet einen kleinen Zwischenraum unter dem Kinn bis zum Kehlkopf, bedeckt den Hals ein Feld gekreuzter Linien. In einigem Abstand geht über den Brustanfang ein größerer Bogen mit Zauberknoten (**Tafel VIII. 39.**). Dieser Streif wird in gleicher Entfernung von einem zweiten Streifen umgeben, welcher aus länglichen Vierecken zusammengesetzt ist. Er begränzt ein größeres Feld auf der mittleren Brust, mit sich kreuzenden Linien bedeckt; zu beiden Seiten dieses Feldes sind mehrfach berandete Ovale, welche der Länge nach getheilt sind und in ihrer innern Hälfte zwei Kreise haben, die kleinere Kreise umfassen und an Stäbchen sich anschließen. Unterhalb der Ovale und dem Feld der mittleren Brust, ist ein breiter Streifen, in griechischem Muster (die Bahn, wie ein Streif von **Tafel VIII. 31.**), unter diesem Streifen ist ein zweiter Streif, würflig gemustert (**Tafel VIII. 33.**) Dieser Streif begränzt ein würflig gemustertes, großes Feld, welches zwei dicke nach unten gekrümmte Halbringe (Hufeisenartig?) einschließt. Dieses Feld nimmt indeß nicht die ganze Breite der Brust ein: ein schmaler Streifen begränzt es nach jeder Seite; neben diesem Streifen, unmittelbar unter dem Brust-Ovale ist ein kleineres, querliegendes Oval, welches einen dunklen Kreis umschließt; unter diesem Oval ziehen sich nach dem Rücken vier würflig gemusterte Streifen hin. (**Tafel VIII. 33.**) Die Taille begränzt ein nach unten gekrümmter Streifen, mit schrägen Strichen;

Digitized by Google

Leute von Rang, die zweite heißt Pakehe und beſteht in einem vom rechten Auge zur linken Backe gehenden Streifen (barre).

---

an dieſen Streifen ſchließen ſich bis an den Nabel fünf Streifen an, von denen der erſte würflig gemuſtert, der zweite aus ineinander eingreifenden ſich nicht berührenden Zähnen, der dritte aus aufrechtſtehenden Stäbchen, der vierte aus länglichen Vierecken und der fünfte aus durcheinandergeworfenen dicklichen Halbringen, (Hufeiſen) beſteht. Dieſe fünf Streifen bedecken nicht die ganze Breite des Leibes; zwei von der Taille aus abwärtsgehende Streifen, beſtehend aus umgekehrt aufſtehenden Zähnen (**Tafel VIII. 42.**) trennen dieſe fünf Streifen von 3 Streifen, welche nach der Hüfte ſich hinziehen und von denen der oberſte aus ineinander eingreifenden, ſich nicht berührenden Zähnen beſteht, der mittelſte aus verſchlungenen Bogen, der unterſte aus länglichen Vierecken. Den ganzen übrigen Theil des Unterleibes bedeckt in voller Breite ein größeres Feld von länglichen Vierecken. Auf der Achſel befindet ſich ein größeres Oval, welches zwei andere Ovale umfaßt, von denen der Rand des inneren Ovals gemuſtert iſt. Zwiſchen dem Oval auf der Achſel und dem Oval auf der Bruſt iſt ein gemuſterter Streifen aus Ringen, welche ſich um Stäbchen ſchlingen (vgl. die Mitte von **Tafel VIII. 31.**) und Figuren in griechiſchem Muſter beſtehend. Unmittelbar unter der Achſel iſt ein breiter Streif, beſtehend aus Zähnen, welche mit ihren Spitzen aufeinander ruhen (**Tafel VIII. 34.**). Die innere Halbfläche des Armes, von dieſem Streif bis zur Daumwurzel, durchſchneidet ein ſchmaler Streif. So weit ſind beide Arme gleich, aber ſie ſind auf der äußern Seite der getheilten Fläche verſchieden, beide ſind zwar ſtreifig gemuſtert, mit runden und ovalen Kreiſen und mannichfachen Zeichen verſehen, aber auf dem rechten Arm unterſcheidet man Streifen, die theils würflig gemuſtert (**Tafel VIII. 33.**), theils ineinander greifende ſich nicht berührende Zähne, theils ineinander verſchlungene Vierecke, theils mit ihren Spitzen aufeinander ruhende Zähne (**Tafel VIII. 34.**), theils Ringe um ein Stäbchen ſich ſchlingend (**Tafel VIII. 31.** Mitte), theils Zähne auf einer Linie aufſtehend, mit einer Reihe Punkte, welche ſich über ihnen hinzieht (**Tafel VIII. 42.**), theils aufrechtſtehende Stäbchen mit Quadraten an beiden Enden (**Tafel VIII. 40.**), theils verſchlungene Bogen (**Tafel VIII. 32.**), theils Zauberknoten ſind. Die ähnlichen Streifen des linken Armes ſind jedoch weit mehr durch mannichfache Zeichen unterbrochen. Die innere getheilte Fläche beider Arme beſteht ebenfalls aus Querſtreifen, welche durch Ringe unterbrochen werden, die zwei kleinere umfaſſen und ſich um das Ende von Stäbchen ſchlingen (**Tafel X. 51.**). Den oberen Theil jedes Beines bedecken fünf aufrechtſtehende, würflig gemuſterte Streifen; neben ihnen nach der äußeren Seite zu befindet ſich ein Bogen aufrechtſtehend und gleichfalls würflig gemuſtert. Unterhalb dieſer Streifen iſt eine Querbinde in griechiſchem Muſter, abwechſelnd Vierecke umſchließend. Unter dieſer Binde, auf der Mitte des Beines befindet ſich ein unvollkommenes Menſchenantlitz in einem gemuſterten Kreiſe (**Tafel VII. 23.**), dieſer Kreis ruht in ſeinem oberen Theil in einem würflig gemuſterten Felde, welches nach der innern Seite des Beines zu durch

Digitized by Google

Dieſe Angaben macht Rodrigues; nach ihm heißt die gleichmäßige Tättowirung (la tatouage uniforme) des ganzen Geſichtes Mataépo. Wenn er aber ſagt, daß jeder Stamm ſeine beſondere

---

ein anderes Feld mit verſchiedenen Zeichen unterbrochen wird. Der untere Theil dieſes Kreiſes ruht in einer Querbinde mit aufrechtſtehenden Stäben; die Bahn des Kreiſes berührt zwei Linien. Dieſe Linien begränzen eine Querbinde von ineinander eingreifenden ſich nicht berührenden Zähnen. An dieſe Querbinde ſchließt ſich darunter eine zweite Querbinde, welche würflig gemuſtert iſt. Unterhalb der Mitte dieſer Binde, nach dem Knie zu, iſt ein Kreis der Länge nach getheilt, deſſen innere Hälfte drei dickliche Halbringe (wie Hufeiſen), deſſen äußere Hälfte ſechs dickliche Halbringe enthält. Der Kreis ruht in der Mitte von drei Querbinden, von denen die oberſte Binde aus dicklichen Halbringen (Hufeiſen), die mittelſte aus aufrechtſtehenden Linien und die unterſte Binde aus würfliger Muſterung beſteht. Ihnen folgt nach dem Knie zu eine breitere Querbinde, beſtehend aus kreuzweis gelegten Stäbchen, die von dem nächſtfolgenden durch einen Streifen getrennt ſind. Auf dem Knie befinden ſich je zwei größere Ovale, welche ſich auf der Knieſcheibe aneinander anſchließen; beide Ovale ſind mit ſich kreuzenden Linien bedeckt und umſchließen in ihrer Mitte einen dunklen Ring. Unterhalb von ihnen befindet ſich ein Bogen, umſchließend ein Feld, welches nach dem Knie zu, alſo nach oben, von jenen beiden Ovalen begränzt wird; dieſes Feld iſt in zwei Hälften getheilt, von denen jede mehrere querliegende Balken und dicke Halbringe umfaßt. Von der Spitze des Bogens bis an das Fußblatt geht ein ſchmaler Streif, welcher das Bein nach ſeiner Länge in zwei Hälften theilt. Zu beiden Seiten dieſes Streifens, unmittelbar unter dem Bogen, ſind zwei dicke, durch einen Stab verbundene Halbringe auf jedem Beine, welche ſich über zwei großen Kreiſen befinden; die Kreiſe ſind querdurch getheilt und enthalten kleine hufeiſenförmige Figuren. Zu beiden Seiten des Streifens, welcher über das Schienbein geht, unter dieſen Kreiſen, ſind vier Reihen größerer Quadrate; ein Quadrat um das andere enthält zwei gegeneinanderſtehende pilzförmige Figuren oder auch dickliche durch einen Stab verbundene Halbringe. Unter dieſen Quadraten kommen mehrere Reihen kleiner Quadrate, welche ſich über den Fuß, faſt bis zu den Zehen hinziehen. Dieſe Quadrate ſind mit ſehr mannichfaltigen Zeichen bedeckt, welche, theils ähnlich den vorigen, theils rund, eckig oder oval ſind. Vor den Zehen zieht ſich eine Querbinde hin, welche aus Zauberknoten beſteht; von dieſer Querbinde aus bis auf die Hälfte der Zehen geht eine Zackenlinie. Auf der Wade befindet ſich ein größeres Oval, welches ein kleineres Oval umſchließt, deſſen Rand würflig gemuſtert. Von dem oberen Theil des Schenkels nach dem inneren Beine zu, und von da in einer Rundung über das Knie und dem oberen Theil der Wade geht ein dunkler Streifen. In größerer Entfernung von dieſem Streifen geht ein zweiter dunkler Streifen, parallel mit dem erſten, auf der äußeren Seite des oberen Beines.

Tättowirung habe, ſo dürfte ſich dies auf gewiſſe Abzeichen beſchränken. Falls Dumont D'Urville recht verſtand, ſo ſtufte ſich die Tatuirung der Neuſeeländer in fünf Graden ab, die

---

Beſchreibung der Rückſeite. (Tafel III.)

Die Haare ſind in ein Büſchel, ähnlich einem Horn, zuſammengebunden, von dem hinteren Theil des Schädels ziehen ſich in Handbreite grade und wellenförmige Streifen bis zur Halswurzel herab, der übrige Theil des Halſes (auch deſſen Vorderſeite) iſt ein größeres Feld, mit kleinen Querſtrichen verſehen. Im Mittelpunkt des Rückens befindet ſich ein unvollkommenes Menſchenantlitz mit zwei großen Rundungen (Augen?) auf einem breiten dunklen Streifen, welcher dem Rückgrath entlanggehend am Halſe, wie auch unterhalb des Schulterblattes ſich theilend an einzelnen Stellen würflig gemuſtert, auf dieſe Weiſe die Schultern begränzt. Auf beiden Schultern iſt ein kleiner Kreis, deſſen eine innere Halbfläche dunkel, während die andere eine kleine hufeiſenförmige Figur enthält, von ihm nach unten ſich verlängernd, ſowie ihn umſchließend, gehen mehrere Linien bis unter den Arm, wo ſie ein bis zur äußeren Schulterperiſerie gehendes dunkles, nur am Rand gemuſtertes Feld, umſchließen, ſowie auch ein kleineres würflig gemuſtertes Dreieck über der Schulter; außerdem befindet ſich in ihrer untern Begränzung noch ein kleinerer Kreis. Auf jeder Achſel ſind drei einander umſchließende ovale Ringe, von dem äußeren geht ein ſchmaler ſchräger gemuſterter Streifen nach dem Ellbogen, einen anderen den Arm umſchließenden durchſchneidend; unterhalb des Ellbogens bis an die Fingerſpitzen der äußeren Handfläche iſt der Arm mit mannichfaltigen Zeichen bedeckt. An der ganzen inneren Seite des Armes zieht ſich ein breiter gemuſterter Streifen hin, durch Ringe unterbrochen, welche in ſich kleinere Kreiſe einſchließend mit gleichartigen Ringen durch Stäbe verbunden ſind. Ueber der Hüfte nach dem Rücken zu, befindet ſich ein mit Würfeln bedecktes, nach oben durch einen dunklen Rand begränztes Feld, mit zwei gegeneinanderſtehenden durch einen Stab verbundenen Hufeiſen. In dem Winkel, zwiſchen dieſem und der Biegung des Rückenſtreifens unter der Schulter, befindet ſich ebenfalls eine hufeiſenförmige Figur, den unteren Theil dieſes Feldes theilweis begränzend, wie den oberen Theil des Schenkels berührend, befindet ſich ein großer Ring, in welchem ein zweiter Ring, breiter mit Zeichen, welche jedoch auf der anderen Seite des Körpers verſchieden ſind, ruht, und in dieſem Ring liegt in gleicher Entfernung ein Kreis, ebenfalls mit Zeichen beſchrieben; von dem äußeren Ringe aus, unter der Hüfte vorbei ziehen ſich parallel zwei Linien. Auf der inneren Seite des oberen Beines iſt ein Oval, welches zwei kleinere Ovale umſchließt; von dieſem Oval gehen zu beiden Seiten zwei parallele Streifen (wie Armband mit Stein) aus. Oberhalb dieſer Streifen auf der äußeren Seite iſt ein ſchräglliegendes Oval, welches ein anderes Oval umſchließt. Auf den beiden Seiten der Wade iſt ein großes Oval, welches ein anderes umſchließt; über den ganzen Theil des oberen Beines zieht ſich ein ſchräger Strich, in der Kniekehle endend.

nach einander, je nach Verdienst und Auszeichnung erworben wurden.[124]

Die Tatuirung der Neuseeländer zeigen auf unsern Tafeln eine Reihe von Abbildungen. **Tafel VI. 19** weist das tatuirte Gesicht des maorischen Häuptlings John Hickney, wie es 1845 aussah, **Tafel XII. 63** das des Häuptlings von Waipoa Namens Haufatu, **Tafel XII. 64** das des Häuptlings Urua-wero („Rothhaar") am Ostkap oder Wai Apu, **Tafel XI. 58** das des Tangieri, Hauptes der Naungakahia, **Tafel XI. 59** das des Araitehuru-Priesters Namens Te Hainga am Hokiangafluß, **Tafel XII. 67** gibt das Muster einer Gesichtstättowirung, **Tafel XII. 65. 66** zwei Ansichten eines von Tilesius theuer erworbenen und von ihm in die Klemm'sche Sammlung geschenkten ausgedörrten Kopfes, der Trofäe des neuseeländischen Kriegers, der ihn vom Rumpfe seines besiegten Feindes trennte, eine Trofäe, welche Mokomokai heißt. Die neuseeländischen Tatuirungen bestehen aus gleichlaufenden Strichen und Bändern, aus Spiralen und Schneckenlinien, aus Kreisen, welligen und gezackten Linien, auch aus Thierbildern, vorzugsweise aus Nachbildungen schlangenartiger, welche Schouten (wol irrig) für Sinnbilder ihrer Schädlichkeit hielt. Den Weibern werden nur eine kleine Spirallinie an jeder Seite des Kinnes oder die Figur einer umgekehrten Krone gleich am Kinne, ein paar Linien an jeder Lippe, an beiden Mundseiten einem Leuchter ähnelnde Figuren und eine Halbkreisfigur über den Augenbrauen oder zwei Striche von der Länge eines Zolles an der Stirn und an jeder Seite der Nase eintatuirt.

Einfacher ist die der Tahitier. In Tahiti wie in Tonga haben nur Wenige eine größere Menge von Zeichen auf ihrem Leibe. Gerstäcker trägt von Tahiti die Tättowirung, welche **Tafel XI. 55** zeigt, auf dem rechten Arme am Ansatz des Deltoïdeus-Muskels, und beschreibt einen Tahitier folgendermaßen: „an dem obern Theil seiner Schenkel bis über den halben Rücken hinauf zog sich eine Anzahl vollkommen regelmäßiger Monde, etwas größer als ein Doppelthaler etwa und mit verschiedenen Kreisen, Linien und Ringen durchzogen;" Ringe haben sie häufig auf den Schenkeln gezeichnet, auch Quadrate, Rauten, Sterne und grobe Umriße von Kränzen, Bäumen, Thieren und Menschen tättowirten sie ein.

Digitized by Google

Cook bemerkte beſonders unter den Muſtern ein „Bruſtſchild“, welches Taumi genannt wurde und auch auf den Sandwitſchinſeln vorkommen ſoll.[125] Die Figuren, welche Forſter an Bewohnern der Freundſchaftsgruppe ſah, fand er künſtlicher als die in Tahiti geſchauten.

Die Bewohner der Oſterinſeln tragen auf dem Oberhalſe vom Ohr bis zum Unterkiefer krumme Linien, auf jeder Wange zwei breite rechtwinklig zu einander ſtehende Streifen und übrigens im Geſicht noch gebogene Linien; ihre Weiber haben Bogen auf der Stirn, dem Ohrrand und der Lippe, außerdem bekommen ihre Beine einen dichten Beſatz mit ſchmalen Linien von der Hüfte bis an's Knie. Forſter fand die Schenkel „felderweiſe oder nach würfligförmigen Figuren und in einem Geſchmack punktirt, dergleichen wir noch nirgends bemerkt hatten.“

Rarick, Häuptling der Radakinſeln zeigt auf der Bruſt (**Tafel VI. 16**) das ſogenannte griechiſche Muſter; vom Hals geht durch daſſelbe über die Mitte des Oberleibes herab bis zu einer quergeführten gebrochenen Linie ein Streif; wo er ſich dieſer naht, enden auch zwei von den Achſeln ſchräg heruntergeführte Doppellinien. Auf dem Rücken laufen von oben nach unten Reihen von graden und gebrochenen Linien.

Moerenhout bemerkt, die Tatuirung der Neuſeeländer beſtehe aus kleinen, regelmäßigen Strichen im Geſicht, die der Markweſasinſulaner aus breiten in die Quere gezogenen Bändern; etwas weniger breit und weniger wohlgezeichnet ſei die der Bewohner der Gambierinſeln; auf den Geſellſchaftsinſeln ſei ſie geſchmackvoller und zeige oft Gewächſe, Thiere und ſelbſt Menſchen.

Roher als die Zeichnung auf Nukahiva und Neuſeeland war die der Sandwitſchinſulaner und Palliſer. Die erſteren zeichnen reihenweiſe übereinanderſtehende Thiergeſtalten.

„Der Häuptling der Rarakainſel (von der Pomotugruppe 15° S. Br. 144 W. L.), ſagt Wilkes 1839: war ein alter Mann, ſtark tättowirt auf Bruſt und Armen, was ihm das Ausſehen eines blau und braungefärbten Schachbretts gab; andere hatten große Roſetten auf ihren Beinen und horizontale Streifen auf dem Rücken, die ſich zu beiden Seiten des Rückgraths beträchtlich ausdehnten und nach verſchiedenen Muſtern kunſtreich gearbeitet waren.“

Digitized by Google

Tafel X. 52 zeigt einen Pomotuinſulaner. Die Zeichnung der Bewohner von Rotuma iſt (Leſſon zufolge) weſentlich von der gewöhnlichen polyneſiſchen verſchieden, indem der Obertheil des Leibes mit zarten Zeichnungen, leichten Bildern von Fiſchen und Gegenſtänden bedeckt iſt, während auf der Magengegend, dem Rücken und den Schenkeln „verworrene und unregelmäßige Maſſen“ angebracht ſind. Auch die Tatuirung derjenigen Völker, welche den Heerd der Karoliniſchen Bildung ausmachen, unterſchied derſelbe Leſſon von der bei den andern Polyneſiern gebräuchlichen Art; er gibt aber freilich nicht mehr hierüber an, als daß auf den Karolinen „ſie im allgemeinen in großen Maſſen vorhanden bei verſchiedenen dieſer Inſulaner den Rumpf ganz bedeckt.“

Unter den Neukaledoniern iſt das Tatuiren nicht allgemein, doch kommen bei ihnen Zickzackſtreifen auf Armen und Beinen vor.

In ihrer Rohheit machten die Auſtralier durch Einſchnitte an ſich nur Reihen gleichlaufender, aus ſtarken Schwielen beſtehender Linien, drei oder vier auf dem Schulterblatt, oder auch in der ganzen Länge der Arme und Beine und von der Achſel aus Arm- und Beinlinien verbunden durch je eine gewundene Linie, dazwiſchen auf der Bruſt ein ſchräges Kreuz, unter dieſem zwei Ringe, und ähnlich (**Tafel I. 9—11**): wie viele Formungen ergab dagegen das Punktiren.

In Nordamerika haben die Krihindianer eine oder zwei Striche nach der Beugung der Unterkinnlade. Die meiſten Kalifornierinnen haben am Vorderhals von dem Kinn bis zur Bruſt und auf den Achſeln kunſtloſe, einfache Lang- und Querſtriche, bei einigen ſieht man eine doppelte oder einfache Linie, die an beiden Mundwinkeln nach den Seiten des Kinns läuft; bei andern ſind blos in der Mitte des Kinns einige nach unten ſich concentriſch vereinigende Streifen angebracht. So beſchrieb ſie Langsdorff im Jahre 1806.[126].

Die Tunguſen im Walde haben auf jeder Wange entweder eine oder zwei bogenförmige Linien, die entweder einfach oder gezähnt ſind. Nicht alle, ſondern nur wenige Tunguſen ſind mit gleichen Linien auf Stirn und Knien gezeichnet.

Von den Polarvölkern tragen die Oſtjakinnen einige

Digitized by Google

gleichlaufende Reihen der Quere nach über die einzelnen Glieder jedes Fingers gezogener Linien. Das Geſicht von Weibern in den äußerſten Nordgegenden Amerikas fand Back ſo tättowirt, daß von den Naſenflügeln ſechs Striche quer über jede Wange gezogen waren und achtzehn (oder drei) Striche vom Mund über das Kinn und den unteren Geſichtstheil liefen; eine Figur, wie Fichtenzweige oder dem Lerchenbaum vergleichbar, bildeten acht oder zehn kleinere von jedem Augenwinkel aus ſeitwärtsgehende Linien, endlich war auch ein Winkel gezeichnet durch acht von der Stirn aus zwiſchen den Augenbrauen hindurch, auf der Naſenmitte zuſammenlaufende Linien.

Die Zuſammenhangsloſigkeit dieſer Nachrichten bezeugt noch das Stadium einer erſt beginnenden Unterſuchung. Späterhin dürfte ſich wol zeigen, daß manche Zeichen verſchiedener Stämme übereinſtimmen und aus den beſchriebenen bald einzelnſtehenden, bald dichten, theils gradlinigen, theils ringförmigen, theils mannichfaltig verſchlungenen Strichen werden beſſer unterſtützte Forſcher muthmaßlich ebenſo gut regelmäßige Figuren herauserkennen, wie aus den concentriſchen Ringen und Bändern, den Längenſtreifen und dem ovalen Wadenbild der Nukahiver. Zu den näher beſtimmbaren Figuren gehört noch das römiſche Kreuz, welches die Nukahiver (eingezeichnet vom Nacken bis zum Ende des Rückenwirbels), die Radaker, Abiponer (in ihrem Totem) u. a. haben; das Dreieck, welches die Radakindianer tragen (im Nabel die Spitze, in der die kleinen verſchiedentlich gewundenen Striche von Schultern und Bruſt zuſammenlaufen), das Schachbrett der tahitiſchen Männer, das Gitter oder der Roſt im abiponiſchen Totem, die Räder der Nordamerikaner.

Um wenigſtens den Anfang eines Erklärungsverſuches zu machen, möchten wir den Vorrath von Tättowirzeichen in zwei Gattungen zerfällen, nämlich in einfache und in zuſammengeſetzte, welche letztere aus der Verbindung mehrerer Zeichen entſtanden ſind. Weiter möchten wir ſie in vier Ordnungen zerlegen, je nachdem die Zeichen:

1) Abbildungen von Gegenſtänden ſind, oder

2) Abbildungen von Bäumen, Thieren oder Theilen des Menſchenleibes, (wie z. B. die Eidechſe vgl. oben S. 126). Solche

Digitized by Google

lieben die Birmanen, Talain und Kyen, die ſich Bilder von Thieren einätzen, auch fabelhafte Vögel- und Dämonengeſtalten auf ihrem Leibe tragen; aber die Nukahiver punktiren auch Pflanzen, Fiſche, kriechende Thiere ꝛc. — oder

3) einfache Striche und Streifen, ſeien dieſe gerade, ſeien ſie krumm gezogen, Bänder, Kreiſe, Spirale, Wellenlinien, oder endlich

4) aus ſolchen Strichen zuſammengezogene Figuren, welche gewöhnliche mathematiſche Formen oder arabeskenartige Geſtalten bilden. Zeichen dieſer letzten Gattung ſind jedenfalls am ſchwierigſten beſtimmbar.

Eine lebendige Einbildung (der gleich, welche am geſtirnten Himmel Thierbilder ſchaute) war allerdings erforderlich, da verſtändliche Bilder herauszuleſen, wo unſere Nüchternheit nur ein Liniengewirr erblickt, war aber allezeit die Eigenſchaft kindlicher Völker. Wo die Kunſt des Zeichnens ihre unbehülflichen Anfänge erſt macht, da ergänzte die unzulänglichen Umriſſe das ſchauende Auge.

In der Abſicht, unſererſeits die ſchwebende Frage zu fördern, haben wir elf Tafeln Tättowirungen zuſammengeſtellt. **Tafel II** bis **Tafel IX** gibt (mit Ausname von **Tafel VI. 16. 18—21, VII. 25—27**) und **X. 51. 53. 54** Tättowirungen von den Markweſas-Inſeln (Nukahiva), **Tafel VII. 26. 27, XI. 55** tahitiſche, **Tafel X. 52** eine aus dem Geſährlichen Archipel, **Tafel IX. 50, VI. 18—20, XI. 56—62, XII. 63—67, XVI. 102** neuſeeländiſche, **Tafel VI. 16** von den Radakinſeln, **Tafel I. 9—11** auſtraliſche, und **Tafel VII. 25** abiponiſche. Zur eingehenden Erörterung eignen ſich unter dieſen am meiſten die der Markweſasinſulaner, ebenſowol darum, weil es den Anſchein hat, daß die Abbildungen mehrentheils in der wirklichen Größe ausgeführt ſind, als auch aus dem Grunde, weil wir ſie ſo genauen Zeichnern wie Langsdorff und Tileſius verdanken. Die beiden Muſter **Tafel X. 53. 54, XI. 55** ſind auf unſere Bitte von der Haut Friedrich Gerſtäcker's durch den Künſtler Herbert König und den Naturforſcher Profeſſor Reclam abgezeichnet worden. **X. 53. 54** ſind auf den Markweſasinſeln gemacht, Erſteres geht auf der linken Seite von der Mitte der

Schulterhöhe über das Schlüſſelbein, bis zur Bruſtwarze. Das Zweite **XI. 55**, in Tahiti iſt auf dem Oberarme, auf dem Anſatz des Deltoidensmuskel gemacht. Auf ſein Verlangen wurden ihm alteinheimiſche Muſter eingeätzt. Wir ſehen darunter einen Fiſch, womit ſich die Behauptung von Tileſius, daß das einzige Thierbild, welches die Nukahiver anwendeten, die Schildkröte ſei, um ſo mehr widerlegt, da auch Forſter auf Bruſt, Bauch und Händen häufig Fiſche einpunktirt ſah.[127]

Gewiſſe Bilder ſind deutlich erkennbar: Bäume auf der tahitiſchen Zeichnung, **Tafel XI. 55**, welche gleichfalls von Gerſtäcker's Haut abgezeichnet wurde, ein Fiſch und Federn und Zähne, **Tafel X. 53**, ein Menſchenantlitz, **Tafel VII. 23**, zwei übereinanderſtehende Reihen von Zähnen, **Tafel VIII. 34. 42.** Daß in dieſer letzten Deutung wir nicht fehlgehen, beweiſen die Zähne auf **Tafel X. 53** und die von Wilſon 1783 genommene Abbildung,[128] eines hölzernen Trinkgeſchirres der Pelewinſulaner, deſſen Verzierungen unverkennbar aneinandergereihte Zähne darſtellen; die eine Schnur daſelbſt gleicht dieſer Zeichnung ſehr. Auch heißt das Zeichen **VIII. 42**, Nihe oder Niho Piata und Niho bedeutet auf nukahiviſch „der Zahn". Eben ſolche Zähne enthalten **Tafel VII. 23, VIII. 31. 44.** Die letztgenannten Bilder ſind zugleich Beiſpiele der Ineinanderſetzung verſchiedener Zeichen zu einem ganzen Zeichen. Ein ebenſo ſchlagender Beleg für dieſe Annahme iſt **Tafel VII. 23**, indem das Geſicht mit einer Binde von Zeichen umwunden iſt. Ein vergleichender Blick auf die Tafeln zeigt mehrfach in verſchiedenen Bildern gleiche oder ſehr ähnliche Beſtandtheile. Angegeben wird nun, daß zwei Zeichen **Tafel VII. 23** und **Tafel VIII. 39** mit Zauberknoten ſchreckten. In ihrem Uebereinſtimmenden ſind alſo Zauberknoten enthalten und dieſelben oder ähnliche Züge enthalten noch verſchiedene andere Tättowirungen in ſich. Solche Zauberknoten alſo, kleine Quadrate oder Knäuel auf verbundenen Stielen der Art, wie **Tafel VIII. 28** herausgehoben iſt, enthalten viele Tättowirungen in ſich. Wir gewahren ſie in großer Verſchiedenheit, einfach und in doppelter Reihe in einander verſchlungen, aufwärts und abwärts gerichtet (**Tafel VIII. 30**) mannichfach aufgeſetzt, mit ihrem Stiele unmittelbar auf der Baſis

Digitized by Google

ſtehend (**Tafel VIII. 43**) oder auf einem vortretenden Unterſatze ruhend (**Tafel VIII. 29. 30**), von ſchrägen Stielen (**Tafel VIII. 30**) oder von Bogenlinien (**Tafel VIII. 39. 43**) getragen, gruppirt zu zweien (**35**), zu je dreien (**29. 39. 44**), in einem Syſtem von vieren in zwei Gruppen getheilt (**43**) und in einem Syſtem von ſieben (**30**). In denſelben Vorſtellungskreis möchten wir die Figuren rechnen, welche oben und unten ein Viereck haben, welche entweder durch einen Strich am rechten Ende verbunden ſind (**Tafel VIII. 40. 35**) oder durch einen Strich in der Mitte, nach Art der großen römiſchen **I** (**Tafel VIII. 45**). Dieſe kommen allein (**Tafel VIII. 40. 45**) und in Zuſammenſtellungen vor (**Tafel VIII. 35. 36**). **Tafel IX. 47** zeigt in einer großen Figur ein ſolches halbes Zeichen, wie **VIII. 35** fahnenartig und nach links am Stiele. An alle dieſe abweichenden Darſtellungen wird ſich aber gewiß ein verſchiedener Bezug der Vorſtellungen angelehnt haben. Die übrigen Figuren laſſen ſich auf Kreiſe und eckige Grundformen zurückführen: ſie ſind Würfelungen von ſchwarzen und lichten Quadraten, (**Tafel VIII. 33**), längliche Vierecke, einzelne oder zuſammengeſtellte, ſchwarze und lichte abwechſelnd mit einander verbunden und von gleicher oder von verſchiedener Größe (**Tafel VIII. 33. 32. 36. 37. 38**), neben einander oder umfaßt und ineinandergeſtellt (**Tafel IX. 47. 48**) mit Zinnenmuſterung („à la Grècque", **Tafel VIII. 31**) in Fünfecken (**Tafel VIII. 29**) oder Sechsecken (**Tafel VIII. 37**). Achtecke endlich ſieht man, in denen ein Kreuz ſteht (**Tafel VIII. 38**). Sodann ſind es Bänder und Bogen (**Tafel VIII. 39, IX. 46. 47. 48**), lichte und helle, größere und kleinere beiſammen, ſowie Rundgeſtalten. Unter letzteren machen ſich drei Arten beſonders bemerkbar: Hufeiſenformen (**Tafel VIII. 41, IX. 47. 48, XXIII. 114**), welche in ähnlicher Weiſe wie Zauberknoten eingeſetzt ſind; durch Stäbe mit einanderverbundene eiförmige Kreiſe (**Tafel VIII. 31**) und endlich mehrere ſich umfaſſende, nach innen geöffnete eirunde Ringe (**Tafel XXIII. 115**). Daneben zeigen ſich Verſchlingungen entgegengeſetzter Halbbogen (**Tafel VIII. 32**) und ſich umfaſſende Halbkreiſe (**Tafel VIII. 38, X. 53**). Wahrſcheinlich eignete jeder ſolchen Geſtalt eine ähnliche Bedeutung wie den Zauberknoten an; in der vorhandenen Ausbildung ſind aber die

Digitized by Google

meiſten bekannten Figuren aus mehreren Beſtandtheilen zuſammengeſetzt und in dieſer Zuſammenſetzung auf Wirkſamkeit für ein beſtimmtes Verhältniß berechnet.

Die Bedeutung der Tättowirzeichen war jedenfalls das maßgebende. Aber wie wenig wiſſen wir davon! Etwa Folgendes. Ein gewundenes Band auf dem Arme, an der innern Seite erſt mit einem ſchwarzen, dann mit einem lichten Streifen beſetzt, die ſich nach außen wiederholen, aber dort in Abſtänden unterbrochen von Kreiſen, auf welchen ſtets drei Zauberknoten ſtehen, **VIII. 39)** eine Figur mit Namen Oka und ein zweites, genannt Uma Oka, ein Menſchenantlitz (einen mächtigen Geiſt oder die Sonne darſtellend, denn Uma bedeutet nukahiviſch „Sonne"), umfaßt von einem breiten Bande mit acht Büſcheln Zauberknoten **(Tafel VII. 23)** auf Schenkel, Bruſt und Rücken. gehörig, wurden von den Prieſtern und Häuptlingen Nukahivas getragen und galten als gewaltige, Gehorſam erheiſchende, Ungnade und Tod dräuende Zeichen. Wir ſehen Uma Oka auf beiden Schenkeln des **Tafel II** abgebildeten Nukahivers. Ein ſchräggeſtelltes Viereck auf der Bruſt (ſiehe **Tafel IV.**) etwa 6 Zoll lang und 4 Zoll breit, Kake genannt, zeigt hingegen bei den Nukahivern die Angehörigkeit in's Gefolge, das Unterworfenſein unter einem Geleitsherrn, die Kriegsfolge und Abhängigkeit an, oder iſt, wie Tileſius ſagt: Aufname- und Verbindlichkeitszeichen der Hungerklubs- oder Tiſchgenoſſenſchaften der Könige, Prieſter und Bemittelten, eintättowirt bei der Aufname in ſolche. Langsdorff meinte zwar, es werde jedem bei einer Gaſterei in Nothzeit Anweſenden ein „beliebiges" Zeichen tatuirt, fügte indeß hinzu: „jeder dieſer mit gleichem Bild tättowirten Indianer iſt in der Folge vermöge eines Tabu's verbunden, Gleiches mit Gleichem zu vergelten, wenn er bei der ſparſamen Jahreszeit noch Ueberfluß an Lebensmitteln haben ſollte." Jedenfalls bezog ſich aber ſeine Verpflichtung auf den, der ihm in der Nothzeit das Leben gefriſtet hatte. Noch vier, fünf andere Figuren, der Nukahiver erklärte Tileſius 1828 ebendafür, nämlich: „vom Auge ausgehende Ausſtrahlungen von Punkten **(Tafel IX. 49)** und einen breiten vom Ohr aus am äußern Auge vorübergehenden Kreisabſchnitt, welcher mehrfach durch Längenſtreifen verſchiedener Breite getheilt iſt, von denen ein mittlerer und der des äußerſten

Digitized by Google

Randes mit Querſtrichen ausgefüllt iſt (**Tafel IX. 46**), ferner am Arm und auf den Rippen mannichfach gegliederte Querbalken, von denen entweder ein bandartiges Kreistheil nach oben oder zwei ähnliche Kreistheile nach unten ausgehen (**IX. 47. 48**). Dieſe Zeichen heißen Kake, Apago (oder Opogo? **IX. 46**) Mata Toitoë und (**IX. 49**) Mata Epo. Ihre Bedeutung wird nicht ganz die gleiche geweſen ſein, ſondern verſchiedenen Obliegenheiten gegolten haben. Der tättowirte Mann auf **Tafel IV.** trug außer dem Viereck (ſoweit ſich ſehen läßt) nur die beiden erſten; **IX. 47** und **48** beziehen ſich im beſondern auf Kriegsdienſt. Zauberknotenzeichen auf den Armen Namens Tehou (**Tafel VIII. 36. 29**) und Namens Eukake (**VIII. 30**) deuten Verbindlichkeiten gegen die Prieſter an. Auf Kriegsverhältniſſe bezogen ſich die Zeichen Enata-Kake (**Tafel VIII. 41**) und Enata-uo (gewürfelte Streifen **Tafel VIII. 33**) (Tehou-Kake **VIII. 29** und **36** und Eukake **Tafel VIII. 30**) Querbinden mit getheilten Balken und Zauberknoten im Innern und gemuſtert mit hellen und lichten Würfeln. Enata heißt nukahiviſch: „Menſchen“. Enata-kake erinnert an das Erſchlagen und Verſchmaußen eines Feindes, iſt alſo ein Siegeszeichen. Enata-uo (**Tafel VIII. 33**) fordert auf und verpflichtet zur Antheilname am nächſten Kampfe. Zwei Reihen Zähne, mit einer punktirten Linie berandet, Nihe piata, (**Tafel VIII. 42. 34**), die ein Muſter bilden, verpflichten ihren Träger zu dem gefährlichen Untertauchen beim Haifiſchfange — gegenüberſtehende ſich durchgreifende Bogen in einem Bande über länglichen niedern Vierecken (Häuſer vorſtellend?), das Eata-tehaë (**Tafel VIII. 32**) hingegen, zum Häuſerbau. Auch ein anderes kunſtvolleres auf dem Arme eingeätztes Zeichen: in einem Viereck vier, in einem Kreuz ſich vereinigende eirunde Kreiſe, kleinere Kreiſe in ſich ſchließend und umgeben von vielen kleineren Zeichen, in ihnen wiederholt (**Tafel XXIII. 115**) verbindet den Mann zur Dienſtleiſtung namentlich beim Hausbau. Auf die Friedensbeſtimmungen deutete Weha-kake und Tapubai-Kake, ſie ſprechen namentlich die Obliegenheit zur Arbeit an der Herſtellung der Tanzplätze aus. Erſteres (**Tafel VIII. 31**) zeigt in der Mitte auf dunklem Grund eine Reihe durch Stäbe verbundener Ringe; der eine Rand hat ein Geländer von verbundenen,

Digitized by Google

weitabſtehenden Halbquadraten oder Muſterung à la Grèoque, der andere Rand zeigt eine Reihe von außen nach innen gekehrter Zähne, welche dachförmig einen Pilz bedecken. Tapubai-Kake's (Tafel **VIII. 37** und **38**) ſind Binden, von denen die einfachern eine Reihe gegenüberſtehender Sechsecke und Quadrate, größere und kleinere auf beiden Seiten ungleich abwechſelnd, ſo daß immer ein größeres einem kleinern gegenüber ſteht, enthält, die künſtlichere Binde im ſchwarzen Mittelſtreif Achtecke hat, welche in einem durchgehenden Stabgeflechte Kreuze in ſich faſſen; die lichten Randſtreifen haben an die dunkle Gränze der Mitte anſtoßende Halbkreiſe mit einem halben Kerne. Tileſius ſah dieſelben Zeichen auch auf Stelzen und hält Weha-Kake für das Bild eines Tanzplatzes, und die beiden andern für Abbildungen, **VIII. 37** der Area gymnaſtika der Nukahiver, **VIII. 38** ihrer Stelzenbahn. Das Zeichen Teioe-hinenâu (**VIII. 35**), ein Symbol des Hochzeitsſchmauſſes oder der Hochzeit, ſcheint Männer anzugehen; zwei andere Zeichen, **X. 51**, **XXIII. 114**, das eine, eine Gruppe ſpiralförmiger nach oben ſich verlängernder Linien um einen offenen Kreis, Tumuimu genannt, das andere, welches nach Langsdorff Ehonu „Schildkröte" heißt, in einem Viereck mit Hufeiſen und andern kleinen Zeichen zur Bretzelform ſich zuſammenwindende Spirale, welche in der innern Verſchlingung fünf Zauberknoten trägt, wurden Weibern eingeätzt, um ſie an ihre ehelichen und häuslichen Verpflichtungen zu mahnen. **Tafel VII. 24** zeigt die Hand der ſchönen nukahiviſchen Fürſtin Katanuah nach Langsdorff's ſorgfältiger Abbildung;[129] ſie wurde, nach Tileſius, bei ihrer Verheirathung mit dem Häuptlinge ſo tättowirt. Melville kannte als Zeichen junger Typiemädchen auf Nukahiva 3 kleine Punkte auf jeder Lippe nebſt 2 gleichlaufenden auf jeder Schulter, ungefähr 3 Zoll langen und ½ Zoll abſtehenden Strichen, deren Zwiſchenraum mit zart ausgeführten Figuren ausgefüllt war, und als Zeichen eines geſchloſſenen Ehebundes außerordentlich ſorgfältige Tatuirung der rechten Hand und des linken Fußes.[130]

In Neuſeeland ſind die Tättowirzeichen auf Stirn, Kinn und Oberlippe (nach Rutherford's Angabe) ſolche, deren nur ausgezeichnete Anführer theilhaftig werden konnten, und zwar bekamen ſie (zufolge Savage's Angabe) an jeder Seite des Kinns eine

Digitized by Google

kleine Spirale, an jeder Lippe ein paar Striche und über den Augenbrauen (mithin auf der Stirn) eine halbkreisförmige Figur. Prieſter kennzeichnete d. h. ihnen verlieh die prieſterliche Gewalt ein kleines Viereck über dem rechten Auge. In Tahiti diente ein kleiner Fleck auf der innern Seite jedes Armes gerade über dem Ellbogen als Merkmal der Auszeichnung, anzeigend, daß mit dieſem Manne gewiſſe Gebräuche vollzogen ſeien, in Folge deren er Speiſen berühren dürfe, ohne dieſelben dadurch „raa oder heilig" d. h. verboten zu machen.[131] Das „Schachbrett" auf den Beinen tahitiſcher Männer wurde als Anzeichen vorzüglich hohen Ranges und der Obergewalt über andere Inſulaner erklärt.[132] Steht es, wie nach dieſen langen Auseinanderſetzungen wol behauptet werden darf, feſt, daß jedes Muſter ſeine beſtimmte Bedeutung in ſich trug, ſo wird es uns verſtändlich, daß dem Seefahrer Dumont d'Urville ſein Berichterſtatter, der Neuſeeländer Tuai mittheilte, auf die nämlichen Zeichen werde mehreremale im Leben zurückgegriffen und manchmal dieſelben vier, ſelbſt fünfmal von neuem eingeätzt.[133]

Auf Tahiti vernahmen die Miſſionare auch eine Sage über die Entſtehung des Tatuirens. Des Gottes Taaroa Söhne, wurde ihnen geſagt, waren die erſten, welche ſich tättowirten, und das erſte Tättowirzeichen war das, welches Taomaro heißt. Mittelſt deſſelben verführten ſie ihre Schweſter, die Hinaereeremonoi, welche in Keuſchheit leben ſollte und eingeſperrt gehalten wurde. Beide Söhne Taaroa's Matamataaru und Tiititipo blieben die göttlichen Vorſteher des Tättowirens: es ward vollzogen in ihrem Tempel, bei ihren Bildern, und vor dem Beginne riefen Gebete ſie an.

Eine ſeltſame Rede über die Einführung des Tatuirens geht unter den Barmanen um.[134] Eine alte Königin habe mit Betrübniß bemerkt, daß die Weiber vernachläſſigt würden; da habe ſie durch ihren Gemal gebieten laſſen, daß die Männer ihre Schenkel tatuiren ſollten, damit die Weiber den Reiz lichter Schenkel vor ihnen voraus hätten, — eine alberne Deutung, die hinlänglich zeigt, daß der Sinn der ſtehen gebliebenen Sitte verloren war.

Die Bekanntſchaft mit den Europäern vereinfachte das Verfahren, verdrängte es aber auch. Neger, Amerikaner, Inſulaner nahmen nun öfter anſtatt der Dornen, Fiſchzähne und Steine ein-

Digitized by Google

getauschte Nadeln und Stahl und rieben statt Kohle Schießpulver ein. Aber die Annahme von Bekleidung und mehr noch das Eindringen fremdartiger Vorstellungen untergrub die alte Sitte. Sowie bei den Insulanern der Südsee neue Anschauungen, die besonders Eindruck gemacht hatten, in die Musterungen geriethen, (sollen doch Bilder von Compassen und Sextanten eintatuirt worden sein) mußte Verwirrung einreißen. Die Tatuirung gerieth auf den Abweg, auf welchem sie zu bloßem Schmucke herabsank, wohin es im Morgenlande bereits gekommen war. Wol schlugen die Tatuirer zuweilen Europäern auf ihren Begehr tatuirt zu werden, die Vorname der mit Religiösem zusammenhängenden Einpunktirung, die eine bestimmte in solchen Fällen gar nicht passende Bedeutung hatte, ab, anderemale jedoch bequemten sie sich dazu, wählten indeß beliebige Bilder, wie Anker, Flaggen, Schiffe. So verfiel seit einem Jahrhundert das Tatuiren. Als Otto von Kotzebue 1824 nach Tahiti kam, fand er die jüngeren Leute untatuirt.[135] Auch auf den Sandwischinseln glaubte Morineau wahrzunehmen, daß es im Schwinden sei. Fast scheint es freilich, als sei schon ein paar Menschenalter vor der Ankunft der Europäer das Tatuiren im Weichen gewesen, da die Erdumsegler zu Inseln kamen, in denen nur noch die Weiber sich tättowirten, die Männer es wahrscheinlich bereits aufgegeben hatten. Wo die Europäer sich festsetzten, kam es rasch in Abname. Auf allen Missions-Niederlassungen wurde es geradezu verboten. Mit dem Heidenthum zugleich verbleicht es. In Nordamerika war es um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts nur noch bei einigen Indianern üblich, obwol es ehedem (auch nach Heckewelder's Versicherung) bei ihnen sehr gebräuchlich gewesen war.

Wenn sich der Matrose zum Andenken an seinen Besuch einer Insel, daselbst beliebige Zeichen von den Eingeborenen einätzen ließ, so war der Sinn davon weiter nichts, als sich schmücken.

Und doch kannten die Abendländer selbst einen spielenden Gebrauch des Einätzens, der sich aus alten Zeiten herschreibt. Viele deutsche Handwerker trugen ehedem (manche vielleicht noch jetzt) Zunftzeichen am Arme, Fleischer z. B. das Bild eines Ochsenkopfes und eines Messers. Christen, die nach Jerusalem gepilgert waren, trugen als Wahrzeichen oftmals ein auf dem Arme einge-

brauntes Kreuz. Während in Westfalen und in Tirol das Landvolk ab und zu noch eine Einpunktirung zur Zier vornahm, wurde sie in England als Strafe für aus dem Heere ausgestoßene Soldaten, denen auf der rechten Brust ein B. C. d. h. bad character tatuirt wurde, angewendet. Liebende bezeichnen sich wol noch für einander und in der Gluth der Begeisterung schrieb man selbst seinen Körper einer Idee zu. Als der König von Schweden Bernadotte starb, konnte man auf seinem Leibe die eingefleischten Worte lesen: Liberté fraternité égalité. Solche Anwendung unter Europäern war indeß doch nur eine vereinzelte, zusammenhangslose, unwesentliche; die einzige noch allgemeinere offenbart, daß es in alten Zeiten nicht unbekannt, bei vorgeschrittener Bildung aber tief herabgesunken war, denn im Brandmarkungsmale dient es zum Schänden!

Der erste Versuch für das Bedürfniß zu sorgen, welchem die Schrift genügt, ist immer, wie dürftig er sei, ein Zeugniß für das Vorwärtsstreben des Geistes. Der Anfang ward freilich gemacht auf die roheste und unbehülflichste Weise; das Aufzuschreibende hing mit der Sprache noch nicht unmittelbar zusammen, das Verfahren war ein äußerst langsames und sogar schmerzhaftes, und gleichwol konnte es nur in sehr beschränktem Umfange Anwendung finden und Nutzen schaffen — aber es war doch ein Anfang.

Haben wir uns in der eigentlichen Bedeutung des Tatuirens nicht getäuscht, ruhte wirklich in den Tättowirzeichen ein uns verborgener Sinn, so wird zu erwarten sein, daß von den vielen Völkern, die es übten, doch wol das eine oder das andere von dieser Grundlage aus noch einen weiteren Schritt zur Ausbildung des Schreibens gethan haben wird, so ist anzunehmen, daß irgendwo die der Aetzschrift innewohnenden Grundsätze ähnlich aber in vollkommenerer Weise angewendet worden sind. In der That machen wir — unter den eingeborenen Völkern Amerikas Wahrnehmungen, welche unsere Muthmaßung bestätigen.

Digitized by Google

3. Redende Gegenstände.

In der Tatuirung war der Grundsatz gegeben, daß Zeichen bedeuten. Es war nicht allemal erforderlich den Leib zu beschreiben. Zum Ausdruck wie zum Erwecken bestimmter Gedanken erwiesen sich äußere Zeichen dienlich. Beliebige Gegenstände konnten füglich als Erinnerungsmittel gebraucht werden zum Hervorrufen gewisser Vorstellungen, die entweder an ihren Anblick sich leicht knüpften oder ihnen übereinkömmlich beigelegt zu werden pflegten; in beiden Fällen waren sie geeignet, zur Schau getragen oder in die Ferne gesendet den in dem nämlichen Anschauungskreise Stehenden bestimmte Nachrichten und Winke zu geben. Schreibunkundige bedienten sich daher öfter sichtbarer Gedankenzeichen in Gegenständen von sinnbildlichem Werthe. Für Nichteingeweihte oder in anderen Gedankenkreisen Lebende waren dergleichen zu Zeichen gewählte Dinge ohne andere Bedeutung als die gewöhnliche, die sie an sich selbst hatten. Wenn nordamerikanische Indianer eine rothgefärbte Streitaxt an einen andern Stamm überschicken, so mögen wir allenfalls errathen, daß sie eine Drohung, eine Kriegserklärung ausdrücken soll; es erinnert dies an das Herumsenden eines Spers als Aufgebot zum kriegerischen Auszug bei den Hochschotten und den Skandinaviern: daß aber für die Nordamerikaner eine mit Federn und Haaren geschmückte Tabackspfeife das Sinnbild der Uebereinstimmung und der Freundschaft, eines abgeredeten Handelsgeschäftes, eines Bündnisses oder des abgeschlossenen Friedens ist, würden wir nicht wissen, wofern es uns nicht mitgetheilt wäre. Da man nur in Ruhe Taback schmaucht, da nach indianischer Sitte das Anbieten einer zu rauchenden Pfeife eine freundschaftliche Begegnung ist, so wird der besondere Sinn uns immer noch leicht erklärlich, wie gleichfalls der schottische Brauch, einen Feuer-

brand, dessen Enden in Blut getaucht sind, herumzusenden als Kriegszeichen, als Aufgebot. Allein es wurden Gegenstände auch gebraucht, welche verschiedenen Deutungen Raum liessen. Als der Perserkönig Dareius im Skythenlande Krieg führte, schickte ihm der Anführer der Skythen einen Vogel, eine Maus, einen Frosch und fünf Pfeile. Was sollte dies heißen? Dareius meinte, sie wollten sich ihm übergeben, denn die Maus lebt in der Erde und nährt sich von derselben Frucht, wie der Mensch, der Frosch lebt im Wasser, der Vogel ist an Schnelligkeit dem Pferde zu vergleichen, und mit den Pfeilen überlieferten sie ihre Wehr; Gobryas dagegen legte die Gaben dahin aus und traf wol so ziemlich ihren Sinn: „werdet ihr Perser nicht Vögel, welche durch die Luft davon fliegen oder Mäuse, die sich unter der Erde verbergen oder Frösche, die im Wasser sind, so entrinnt ihr nicht diesen Geschossen."[1]

Noch weniger vermöchten wir aus eigener Einsicht zu enträthseln, welcher Sinn in den verschiedenen Farben der Federn liegt, welche die nordamerikanischen Indianer an ihren Friedenspfeifen anbrachten, und was ihre Anordnung bedeutet. Jene Indianer aber verstehen sich darauf und wissen wohl, was damit ausgesprochen sein soll.

Farbigen Steinchen und Kugeln wurde in Ostasien, Knoten von den Tsinesen und Japanesen in ihrer ältesten Zeit, von den Bewohnern der Südseeinseln noch in neueren Tagen Bedeutung beigelegt. Tsinesische Gelehrte geben an, daß unter den mittelasiatischen Thukiu die Fürsten Befehle, Heerden in eine andere Gegend zu treiben, sie zu sammeln oder zu zerstreuen, Pferde auszuheben und auch anderweite Anordnungen, die für einen Stamm von Hirten geboten waren, mittelst geschnittener Holzstückchen unter Beigabe eines Pfeiles mit goldener Spitze erliessen und dazu in Wachs ein Sigel mit einigen Zeichen drückten.[2]

Knoten zu schürzen, um unser Gedächtniß anzuregen, damit es sich auf etwas, was bei dem Schürzen besprochen wurde, besinne, ist noch gegenwärtig Sitte. Ein Taschentuch vertritt alsdann die Schreibtafel. Des nämlichen Mittels bedienten sich schriftunkundige Völker. Der geschlungene Knoten ist ein blosser Mahner: was er eigentlich besagen soll, liegt nicht in ihm, aber den Knoten

Digitized by Google

bestimmte Bedeutung zu geben, dazu trieb jene das drängende Bedürfniß. Abergläubische Nebenvorstellungen, die nicht selten an das Verknüpfen von Knoten sich lehnten (vgl. oben Seite 50—53), waren alsdann nicht maßgebend. Ein Beispiel des einfachsten Gebrauches bietet uns wieder der Perser Dareius, der, um eine bestimmte Frist zu bemessen, seinen jonischen Bevollmächtigten einen Strick mit 60 Knoten einhändigte und sie anwies, jeden Tag einen aufzuschürzen — wie wenigstens die Griechen sich erzählten.[3] Zu Bezeichnungen wendeten die Tsineſen in den Anfängen ihrer Geschichte Knoten an und die sibirischen Bratyki und die Burätten in Tsinas Nachbarschaft bedienen sich ihrer noch immer als einer Art roher Schrift.[4] Auf den Messen in Astrakan vertreten noch in unseren Zeiten zusammengeknotete Netze, in denen Zahlwerthe ausgedrückt werden, das Aufschreiben. In den Ländern der afrikanischen Sklavenküste wurde das Knoten mit beigelegtem Sinn dahin ausgebildet, daß es zu Mittheilungen in die Ferne angewendet werden konnte,[5] was Mannichfaltigkeit im Formen und übereinkömmliches Verständniß voraussetzt. Geknotete Strohstriemen hatten die dort Wohnenden in häufigem Gebrauch, bevor sie von den Guadscha Trudo überzogen und heruntergebracht wurden, indeß dienen noch immer in Angola als schwacher Schriftbehelf in verschiedenen Formen geknotete Stränge von Stroh und mittelst solcher machen auf dem Markt von Loando die Eingeborenen ihre Berechnungen mit den europäischen Händlern: um einen Vertrag zu bekräftigen, zerreißen sie einen Strohhalm. Auch manche Südseeinsulaner legten in die Knotungen einen Sinn. Frezier theilte mit, daß die Kundigen unter ihnen das Geheimniß ihres Gebrauches streng bewahrten und nur eine geringe Anzahl es besaß. Der Vater offenbarte es seinem Sohne erst kurz vor seinem Tode.[6] In Hawaii[7] führte vor einem Menschenalter der Steuereinnehmer seine Rechnung mit einem Strickwerk von vier bis fünfhundert Fäden, die durch Knoten, Schlingen und Büschel von verschiedener Gestalt, Größe und Farbe unterschieden waren. Für jeden Abgabepflichtigen gab es eine bestimmte Stelle an solchem Stricke, aus der sich genau entnehmen ließ, was und wieviel ihm an Schweinen, Hunden, Taro, Sandelholz u. s. w. zu entrichten oblag. — Bedenkt man die Art und das Alter solcher Knotenschürzungen

und daß dieſelben gemeinlich zu Berechnungen angewendet wurden, ſo drängt ſich die Vermuthung auf, es möge dieſes Knotenſchürzen zu der Auffaſſung des Zahlenwerthes nach der Stellung hingeleitet haben.

Sinnige Auffaſſung der Natur, inſonderheit der Pflanzenwelt zeigte ſich hierbei öfter. Wenn die Kinder Iſraels dem ſiegenden Jeuſcho (Joſua) Palmzweige entgegentrugen, ſo bekundete das Jubel und Preis. Und eben das bedeutete das Gebot für das Laubhüttenfeſt zur Erinnerung an den Auszug aus Aegypten, an ihm Palmzweige zu brechen.[8] Noch heute kennzeichnet ein Lorberreis den ruhmreichen Sieger, noch heute wird der Sarg eines geehrten Verſtorbenen mit Palmen geſchmückt, wenn gleich aus dem Gedächtniß verſchwunden iſt, daß dieſe eine Anerkennung kund geben ſollten. Allemal liegt eine Symbolik zu Grunde, welche für ein Verhältniß einen äußerlichen Ausdruck ſuchte, dabei auf übereinkömmlichen Verſtändniß fußend.

Im Morgenlande wurden, und gewiß ſchon zu einer Zeit, wo Buchſtabenſchrift noch nicht verbreitet war, verſchiedene kleine Gegenſtände, wie Holz, Stroh, Salz, Brod und andere in einem Tuche zuſammengebunden, um gemeinſam eine Gedankenreihe kundzugeben; jedwedes Stück trug dann ſeine beſondere Bedeutung. Meiſtens war wol aus Gleichniſſen, zu denen die bilderreiche Ausdrucksweiſe der Morgenländer ſtark neigt, der Sinn geſchöpft. Auf den Molukken wählte man zum geheimen Bezeichnen vorzugsweiſe Blumen und Früchte. Die Benutzung der Blumen war ohne Zweifel weit verbreitet in Südaſien, wo (ganz anders als in unſerm kalten deutſchen Lande) Blumen etwas Gewöhnliches und allgemein Geſchätztes ſind. Es lag nahe, Blumen zum Ausdruck von Gedanken zu wählen.

Unter der Pflege ſchreibunkundiger, verliebter und verſchmitzter Weiber, die in der Langenweile ihrer Einſamkeit eine Unterhaltung ſuchten, entſtand im Verfolge dieſes Weges die ſogenannte Blumenſprache, richtiger Blumenſchrift, die an die Stelle des Briefs den duftigen Strauß ſetzt, um in Angelegenheiten des Herzens vertrauliche Mittheilungen zu machen und zu empfangen, allenfalls auch eine verhaßte Nebenbuhlerin zu beſchimpfen. Ueber die Mauer geworfen oder an der verhüllenden Kleidung getragen

sprachen die Blumen, Früchte und Blätter. Die Nelke sagte: „Deinem Reize kann ich nicht widerstehen", der Aprikosenzweig betheuerte: „Ich bete dich an" und die Aprikose bat: „Erhöre mich doch endlich", die Muskatblüte rief: „Bei dir nur ist Seligkeit", das Lorberblatt fügte hinzu: „Wo wahre Liebe ist, muß kalte Bedenklichkeit weichen" und die Feige sprach: „Lieben ist süß, doch süßer noch ist, geliebt zu werden."

An einem solchen Strauße gab schon die Stelle, an welcher er getragen wurde, eine Beziehung, noch mehr die Folge der Zweige und Blumen. Den Anfang machte die erste Blume rechter Hand — gemäß der Schreibrichtung der Araber. War die Blume nach rechts geneigt, so bezog sich die betreffende Aussage auf den Redenden („ich"), war sie nach links geneigt, auf den Angeredeten („Du"), war die Blume umgekehrt eingesteckt, mit ihrem Stiele nach oben, so verkehrte dies ihren Sinn in sein Gegentheil. Eine Rosenknospe mit Dornen und Blättern sprach: „ich liebe, aber ich fürchte", eine Rosenknospe ohne Dornen meinte: „alles ist zu hoffen", eine Rosenknospe ohne grüne Blätter: „alles ist zu fürchten."

Dergestalt wählte Sinnigkeit den Schmuck der Pflanzen zum Darlegen von Empfindungen und Gedanken, verliebter Sehnsucht und schwärmerischer Wünsche. Der kindische Hang der Mädchen gefiel sich in der Verkünstelung dieser verblümten Ausdrucksweise, welche ihre Einbildung beschäftigte. In den Harems wurde die Blumenschrift großgezogen, der „Selam"* — so „den Gruß" nannte man den sprechenden Kranz oder Strauß — gebunden und versandt.

Der Selam würde indeß allen Kundigen verrathen haben, was Geheimniß bleiben sollte, wofern man bei solcher Einfachheit

---

* Das Wort ist alt. Die Aramäer gebrauchten es für „Heil" und „Wohlergehen" (שְׁלָם Daniel 3, 31; 6, 26. Esra 5, 7), die Hebräer (שָׁלֵם, שָׁלֵם) in verwandtem Sinne für Freund und wohlwollend sein, und in einem Epigramm des Meleagros (Anthologia graeca ad Palatini codicis fidem edita Lipsiae 1819, VII. epigramm 419) heißt es:

εἰ μεν Συρος εσσι Σαλαμ, ει
δ' ουν συ γε Φοινιξ
Ναιδιος, εἰ δ'Ελλην Χαιρε, το δ'αυτο φρασον.

stehen geblieben wäre. Deshalb wurde durch ein weiteres Verfahren der Sinn mehr verdeckt und den Pflanzen die ihnen beigelegte Bedeutung wieder entzogen, damit sie versteckter redeten. Es wurde nämlich das Reimwort des Namens der gezeigten Blume oder Frucht mittelst derselben angeschlagen und dem Empfänger anheimgegeben zu den bezeichneten Reimwörtern sich passende Sätze auszufüllen oder diesem Reim entsprechende hinzuzudenken. Vornämlich waren es Dichtersprüche, an welche der Empfänger dabei denken sollte, denn im Umkreise arabischer Bildung konnte man Vertrautheit mit den Dichtergrößen voraussetzen.

Bezog sich die Rose zum Beispiel auf einen Vers „Ich weine, lache Du Rose" so sollte sie damit etwa für den Satz gelten: „Dein Leid verändert meines Lebens Lose". Gangbare Redensarten und Verse aus allgemein bekannten Gedichten wurden auf diese Weise in's Gedächtniß gerufen und der Lust am Räthsel-Errathen war Stoff gegeben; zugleich waren Ausreden gewonnen, wenn es das Unglück wollte, daß ein unrechtes Auge auf diese Blumenschrift fiel. Im Falle der Entdeckung war die Möglichkeit einer veränderten Deutung offen und der Selam blieb ein Räthsel, zu dem nur die im Einverständniß Stehenden den Schlüssel besaßen. Der ergriffene Gegenstand drückte mithin einen kurzen Satz aus, aber ohne Errathen ging es nicht ab.

Diese Blumensprache oder Blumenschrift ist als Dollmetscher der Liebe im Umfang der Türkei üblich und verbreitet. Der hochverdiente Hammer erlangte über sie von Armenierinnen und Griechinnen Aufschluß, und gab ihn uns. Wenn er jedoch versichert, daß der Selam nur in der Türkei, nicht im übrigen Morgenlande gebunden werde, so mag dies vielleicht von jener zweiten, entwickelteren und verkünstelten Art der Anwendung gelten, allein sprechende Blumensträuße kennt man in Südasien bis zu den ostindischen Inseln. Die Europäer ahmten, als Spielerei, ja auch nur die ältere erste Weise nach. Uebrigens sei noch bemerkt, daß die unter uns gangbaren Anweisungen zur Blumensprache vollkommen werthlos, weil willkürlich, über die wirkliche Blumensprache nicht unterrichten.

Digitized by Google

4. Zeichnungen.

Das Darſtellen eines Gegenſtandes in ſeiner Abzeichnung auf einem dauerhaften Träger, wie Stein oder Holz, brachte mit dem Bilde die Vorſtellung des Gegenſtandes zu Menſchen, die nicht augenblicklich zur Stelle waren. Es lag daher ſehr nahe, zu unternehmen mit nachahmenden Gemälden Abweſende zu benachrichtigen, und viele Völker haben in der That auf den unterſten Stufen der Geſittung derartige Verſuche gemacht, ohne übrigens über dieſen rohen Anfang hinauszurücken.

Als älteſte Probe von ſolchen Zeichnungen kann vielleicht ein jüngſt (1865) in einer Furfoozer Höhle (im Namürſchen) neben Rennthierknochen gefundener flacher viereckiger Stein gelten, in den 5 ſenkrechte Striche ſauber eingeriſſen ſind, die ein ſechſter rechtwinklich kreuzt. Damit ſollte vermuthlich eine Zahl ausgedrückt werden.

Auf Felsflächen hat man an verſchiedenen Orten Gekritzel aus alten Zeiten wahrgenommen, welches ſicherlich undeutliche Umriſſe von Geſtalten geben ſollte. Die älteſten Bewohner der Mongolei und Sibiriens gruben in beinahe unerſteigliche Felſen Geſtalten von Menſchen, Thieren und verſchiedenen Gegenſtänden. In den Höhlen der Hottentotten ſah Barrow auf den glatten Seiten Zeichnungen von Thieren und von holländiſchen Bauern in mannichfachen Stellungen, die ihm darauf berechnet ſchienen, Stammgenoſſen Nachrichten mitzutheilen. Antilopen und ein Zebra fand er richtig und treu gezeichnet; Barrow erkannte aber auch noch andere Thiere. Die Umriſſe waren ausgemalt mit Kohle, Thon und Ocker; dabei waren in einer langen Reihe einige Kreuze, Kreiſe, Punkte und Linien gezeichnet, „als ob ſie etwas bedeuten ſollten“.[1] Wie die Buſchmänner am Kap, ſo

machten auch die Auſtralier in ihren Höhlen Zeichnungen.[2] Auf den Salomonsinſeln, auf den neuen Hebriden und Pitcairn ſind darſtellende Ausmeißelungen an Felſen wahrgenommen worden.

Darſtellen der Gegenſtände machte da den Anfang des Schreibens. Malerei und Schrift waren auf dieſer niedern Stufe der Entwicklung zuſammen und verbunden, eins. Erſt eine höhere Bildung trennte beide von einander. Das einzige uns bekannte Beiſpiel einer höheren Verwendung, ſeitens der Inſulaner, wobei die Malerei ein wirkliches Schriftgemälde gibt, iſt wol auf Rechnung europäiſcher Anregungen zu ſetzen, nämlich der von Freycinet mitgetheilte Brief eines Häuptlings der weſtlichen Karolinen, auf Papier aus dem Anfang unſers Jahrhunderts, in welchem die Abſicht für überſendete Muſcheln Angeln einzutauſchen dadurch ausgedrückt wurde, daß in der Mitte des Blattes ein Mann mit offenen Armen, links Muſcheln, rechts Fiſchhaken dargeſtellt waren.

Digitized by Google

Schriftbehelfe der nordamerikanischen Indianer.

Die erste Weiterentwicklung der gegebenen Behelfe, um Mittheilungen in die Ferne des Raums und der Zeit zu machen, ist bei den Jägerstämmen Nordamerikas zu gewahren, und zwar nach zwei Richtungen hin. Der Zeit nach ist es allerdings schwerlich die früheste, denn unsere Kunde von ihr stammt erst aus den Zeiten, in denen Europäer sich in Nordamerika ansiedelten. Viertehalbtausend Jahre vorher waren Tsinesen und Aegypter bereits im Besitze einer entwickelteren Schrift. Indeß haben wir gute Gründe anzunehmen, daß die Amerikaner schon im frühen Mittelalter, nämlich vor dem Aufkommen der toltekischen Hieroglyfik, ihre uns bekannte gemeine Schriftweise übten. Geblieben ist sie ihnen, während Anderes unterging, bis zur Gegenwart.

Auf gleicher Grundlage wie die Blumenschrift ruhte eine symbolische Schriftart der nordamerikanischen Indianer, der Leni-Lenape, Ahuandate (oder Huronen), Mengwe (oder Irokesen) und anderer Stämme für den öffentlichen Gebrauch. Als bedeutungsvolle Gegenstände dienten ihnen nämlich an den Küsten gefundene Muschelschalen von weißer, brauner, violetter oder in's Schwarze fallender Farbe. Aus diesen sägten sie heraus viereckige Stücke von einem Viertel oder Fünftel Zoll Länge und einem Achtelzoll Breite, rundeten sie auf einem Schleifsteine oval ab, schliffen sie dünn und glatt wie Glas und durchbohrten sie alsdann. So waren sie geeignet bei vorkommendem Bedarf an einen Faden, einen dünnen Lederriemen oder starken Bindfaden (auch an Draht) aneinander gereiht zu werden zu einer Schnur. Mehrere solche Schnüre befestigten sie reihenweise übereinander zu einem Gürtel, zuweilen vier bis sechs Muschelschnüre, wenn so viele erforderlich waren zu dem Ausdruck einer bestimmten Gedankenreihe. Denn

Digitized by Google

ein solcher Gürtel vertrat die Stelle einer Urkunde. Anstatt der Muscheln verwendeten sie auch zu demselben Behufe und in derselben Weise mehrere kleine Holzstücke, welche gleich geschnitten, aber verschieden gefärbt waren. Weil die Zurichtung der Muscheln viele Mühe verursachte, Muscheln auch nicht überall vorräthig waren, so bedienten die Indianer derselben sich seltener, als der stellvertretenden Brettchen, bis der Handelsgeist der Engländer, die sie ihnen in Menge nett und sauber lieferten, ihnen zu Hülfe kam. Seit dieser Zeit verdrängten die Muschelschalen die Holzstücke fast ganz[1]. Die Muscheln waren so geschätzt, daß sie unter den Nordamerikanern ehedem auch die Stelle des Geldes vertraten; schwarze oder violette standen dabei in doppeltem Preise. Da in der Sprache der Irokesen die Seemuschelschalen „Wampum" („Wampom", „Wampam") lauten, so werden diese sprechenden Schnüre Wampumgürtel genannt. Andere Benennungen sind Peak (was vielleicht, da es uns Engländer mittheilen, Pik zu sprechen ist) und falls sie sehr klein sind Ronoak. Abbildungen geben **Tafel XIV. 73** und **XII. 68.** Sie waren von verschiedener Länge und Breite, häufig 5 Ellen, manchesmal eine Klafter lang. Mit ihrer Wichtigkeit nahm ihre Länge zu. Die Muschelschnüre fielen demnach von sehr verschiedenem Umfange aus, und zuweilen gehörten zu einem Geschäfte mehrere von abweichender Länge. Kunstreich wurden sie von Indianerinnen geschlungen. Gemäß dem Sinne, den sie ausdrücken sollten, wurden die einzelnen Stücke derselben verschiedenartig durchbohrt und aneinandergefügt.

Die Färbung der Muscheln trug eine Bedeutung: dunkle gaben Bedenkliches und Hartes zu erkennen, schwarze oder vielmehr braune und violette warnten vor Gefahr oder enthielten eine ernste Mahnung, die an Drohung streifte, oder auch einen nachdrücklichen Verweis; weiß zeugte von Güte und verhieß Wohlwollen, Frieden und Freundschaft, roth verkündigte allemal Krieg, denn roth heißt die Kriegsfarbe. Im Falle den Anfertigern weiße Muscheln mangelten, so wurden die schwarzen Schalen (gleich der Friedenspfeife) mit Kalk oder Thon geweißt.

Gewisse Figuren wurden ferner in ihnen dargestellt oder der Vorstellungskraft angedeutet. Ein oder zwei Reihen von weißem Wampum, welche durch die schwarzen und zwar in

Digitized by Google

der Mitte vom obern Ende zum untern herlaufen, deuteten[2] auf Landstraßen von einer befreundeten Völkerschaft zur andern und zeigten an, daß die Stämme in gutem Einvernehmen mit einander stehen und freundschaftlichen Verkehr unterhalten. Weiße Reihen hingegen zwischen Schwarzen gingen auf befreundete Stämme zwischen Feinden. Ein schwarzer Gürtel mit rother Farbe bestrichen und in ihm die weiße Figur einer Streitaxt bezeichnete nach einer Angabe die Kriegserklärung, laut einer andern Angabe war der „Kriegsgürtel" schwarz und enthielt das rothe Anzeichen einer Axt. Zusammen mit einem Stück Tabak einer andern Völkerschaft zugeschickt, forderte er diese zur Bundesgenossenschaft im Kriege, zur Hülfsleistung auf. Zwei dunkle, zusammengelegte Hände im weißen Gürtel machten die Botschaft des Friedensabschlusses. Endlich hatte auch die Länge und Breite der Gürtel, sowie die Art, in welcher der Gürtel vom Sprecher gehalten wurde, einen bestimmten Sinn bekommen. Nicht ein Stichwort allein, sondern Mehreres zugleich konnte durch verschiedene Stellen des Gürtels angekündigt werden. Europäische Schriftzüge auf Pergament oder Papier, die in Bezug zum Gürtel standen, wurden in neuerer Zeit mit diesem zusammengeheftet.

Solche Wampumgürtel sendeten also die Stämme einander zu; sie gaben mittelst derselben öffentliche Erklärungen und beglaubigten das Wort des Botschafters. Hatte in der feierlichen Versammlung eines andern Stammes der abgesendete Sprecher eine wichtige Eröffnung gemacht, so schloß er mit Ueberreichung der Wampumschnur: „Zur Bestätigung meiner Rede übergebe ich diese Wampumschnur". Der Antwortende überreichte ihm eine entsprechende als Gegengewähr. Die Sprecher zweier Parteu hielten auch während der Verhandlung den Wampumgürtel an den entgegengesetzten Enden. Wurden Wampumgürtel zurückgegeben, so hieß dies, es werde auf den Vorschlag nicht eingegangen und die Unterhandlung war sogleich abgebrochen.[3]

Die Oberhäupter der Stämme liessen Wampums von den Weibern anfertigen und wurden mit den Lieferungen der Muschelschalen von den Stammesgenossen unterstützt, wenn Bedarf eintrat. Die erhaltenen Wampumgürtel bewahrten sie sorgfältig in Ledertaschen, Beuteln oder Kisten auf. Dieses ihr Staatsarchiv

wurde von Zeit zu Zeit durch die Kundigen den Stammgenossen erklärt. Ein oder ein paarmal im Jahre wurden die fähigsten Knaben und Jünglinge des Stammes und die Söhne der Angesehensten an einem Waldorte versammelt, Speise und Trank dorthin gebracht und auf einem großen Rindenstücke oder einer Decke der Briefbeutel geleert und der Urkundenvorrath in bestimmter Ordnung ausgebreitet. Alsdann ergriff ein Sprecher die einzelnen Gürtel und erklärte jedes Inhalt mit ernstem Nachdruck, die Worte, die bei der Uebergabe gesprochen worden waren, wiederholend. Manche Gürtel scheinen doppelseitig gewesen zu sein, denn es wird berichtet, daß bei vielen der Ausleger den Gürtel umgekehrt habe, wenn er zur Mitte seiner Rede gekommen und dies sei dann ein wesentlicher Punkt gewesen. „Ein guter Redner, sagt Heckewelder, ist im Stande, auf einem Gürtel die Stelle bestimmt anzugeben, welche jeden einzelnen Satz enthält, grade wie wir eine Stelle in einem Buche angeben." Hatte der Erklärende geendigt, so reichte er den Gürtel herum, damit ihn jeder noch genau betrachten konnte. Solchergestalt dienten also in Nordamerika Holzstücke oder Muscheln mittelst der Art ihrer Aneinanderfügung und ihrer Farben zum dauernden Ausdruck völkerrechtlicher Verhältnisse und Verträge der Stämme, in einzelnen Fällen wol auch für persönliche Bezüge. Im Westen Nordamerikas, auch in Nordkarolina verwendeten die Indianer anstatt der Muscheln Rohrbündel, in welche Zeichen eingeschnitten wurden.[4]

Mit dem Wampumgürtel verbanden sich übrigens mitunter auch Vorstellungen von zauberhaftem Einfluß, was wir aus einer erst kürzlich bekannt gewordenen indianischen Sage „Mitscha-Makwe" entnehmen, in welcher ein wunderthätiger heiliger Wampumgürtel eine große Rolle spielt, den einst ein Bär um seinen Leib gehabt hatte, den aber Menschen, während der Bär schlief, über dessen Kopf gezogen und ihm abgenommen hatten.[5]

Ein zweiter Behelf, auf den die nordamerikanischen Jägervölker kamen, war das Schriftgemälde, den sie vorzugsweise angewendet zu haben scheinen, wo es sich um Belange einzelner Personen handelte.

Es ließ sich mittelst des Zeichnens erzählen. Die Nachbildung

von Gegenſtänden der Außenwelt ſollte als Mittel dienen, beſtimmte Vorſtellungen zu erwecken. Einige Bilder vertraten einen ganzen Satz. Wenn aber die eigentliche Malerei Bekanntes zeigte, ſollte die Bilderſchrift Neues lehren. Dies nun verſuchten die Indianer Nordamerikas. Der Wendepunkt, in welchem die Schriftmalerei ſich von dem reinen Malen abtrennt, iſt da vorhanden, wo die Abbildung ſichtbarer Gegenſtände einen vermittelnden Sinn empfängt, indem ſie durch einen an ſie angeknüpften Bezug, mittelſt eines hineingetragenen Verſtändniſſes, gewiſſe Gedanken erregt. Das Bild wird alsdann für eine allegoriſche Auffaſſung beſtimmt; es iſt nicht ſo, wie es ſich gibt, ſein eigener Zweck, ſondern erfüllt ſeine Beſtimmung nur ſobald es durch das Denken ergriffen und gedeutet wird. Es iſt nicht blos für das Auge, nicht ſelbſtſtändig für ſich vorhanden, ſondern weiſt aus ſich heraus auf etwas Anderes und ſetzt das Mitwirken der Einbildung voraus.

Beinahe ſchrittweiſe läßt ſich die Entwickelung verfolgen, der Uebergang vom Malen zum Schreiben. Von ſelbſt ergab es ſich, daß mit der Nachbildung einer Sache oder eines ſinnlichen Vorgangs davon einem Andern, zu dem das lebendige Wort nicht reichte, eine Kunde zu geben war, indem ſich vorausſetzen ließ, daß Gegenſtände den Eindruck, den ſie gemeinlich erregten, wieder erwecken würden und daß derjenige, welcher ſie zu Geſicht bekommen würde, das was noch zum Verſtändniß nöthig war, was dazu gehörte, um das Gemalte in den richtigen Bezug zu bringen, nach der an ihm vorauszuſetzenden Kenntniß hinzudenken werde. Mit einem Konterfei verknüpfte aber auch weiter das geſchäftige Einbilden die Vorſtellung der Eigenſchaft oder der Wirkung des Dargeſtellten dergeſtalt, daß ein ſichtbarer Gegenſtand alsdann zur Kennzeichnung für etwas nicht Sinnliches dienen mochte. Weil ſehr vieles Auszudrückende nicht abbildbar war, legte man den Bildern gewiſſer Gegenſtände einen weiteren Sinn bei. Die ſinnliche Ausdrucksweiſe der Sprache gab dazu ſchon die beſte Anleitung. Da die Redeweiſe öfter bildlich war, lag es ja nahe, auch in dem Verſuche zu ſchreiben etwas, das ſich hinmalen ließ, an die Stelle von ſolchem zu ergreifen, was für Zeichnen und Färben ſonſt keine darſtellbare Seite bot. Bei ſolchen Uebertragungen bildete man ſich eine Beziehung des Gegenſtandes ein, welche Eigenſchaften,

Gefühle, Stimmungen oder Absichten betraf. Das Bild sprach alsdann immer noch deutlich durch sich, indem die Umwandlung des Geschauten in ein zu Denkendes keineswegs rein in der Willkür stand, sondern auf einer gewöhnlichen, gangbaren Ideenverknüpfung beruhte, welche in jedem besondern Falle unschwer auffindbar war. Stillschweigendes Uebereinkommen über eine gewisse Weise des Verstehens stellte sich bei öfterm Gebrauche von Abbildungen ein. Uebereinstimmende Anschauungsweise, welche gleiche Lebensverhältnisse mit sich brachten, trug in gewisse Bilder bestimmte Begriffe, die streng genommen in ihnen nicht lagen. Danach ersetzten Bilder die Begriffe und Malen vertrat das Schreiben. Die Schriftbilder theilten demnach theils gradezu sichtliche Gegenstände, theils von solchen abgeleitete oder an sie angelehnte Begriffe mit. Rein Geistiges, was in der Seele vorging, Bewegungen des Geistes liessen sich allerdings auf solche Weise keineswegs Anderen mittheilen.

Irgend einen bestimmten Gedanken zu erwecken, darauf allein kam es an. Der Gedanke war auf dieser Stufe noch nicht nach seinem Sprachgewande erwogen, sondern sollte in seiner Unmittelbarkeit, als ein Ganzes übertragen werden. Der Inhalt des Satzes ward ergriffen: mit seiner Form als Satz wußte man nichts anzufangen. Noch war es die sinnliche Anschauung in der Ungesondertheit ihrer Bestandtheile, um deren Darstellung man sich mühte. Demzufolge war für diese Schriftweise die Sprache ziemlich gleichgültig und keine Zerfällung des Redesatzes in einzelne Wörter oder gar der Wörter in ihre Lauttheile nothwendig oder möglich. Klänge zu malen, daran dachte man ursprünglich nicht: das Ganze zusammenverwebter Vorstellungen nach der Folge der Gedanken zu vergegenwärtigen war allein die Absicht. Hierbei wurde aber das in Rede Stehende formloser Stoff. Wenn auch Gruppen von Bildzeichen ineinandergriffen, so war dennoch die Stellung und Beziehung dieser einzelnen Bilder zu einander nur in seltenen Fällen in zwingender Nothwendigkeit wie bei der Wortschrift ausdrückbar. Was vom Gegenstande ausgesagt wird, Zeit, Lage, Bezug u. s. w. ist eigentlich nicht zu erkennen; dies alles zu errathen blieb dem Schauenden überlassen: war aber wol leichter als wir uns vorstellen, weil man sich in einem engen

Kreiſe geläufiger Vorſtellungen bewegte. Im Entziffern oder Leſen war die geiſtige Thätigkeit im Grunde aber doch ein Rathen, ähnlich wie bei den Schildern und herausgeſteckten Abzeichen unſerer Handwerker, Schenken u. ſ. w., ähnlich wie bei unſerm Rebus. Viele Möglichkeiten von Verhältniſſen boten ſich manchmal dem Auffaſſenden und wenn wir die Schriftgemälde anderer Völker betrachten, ſo entſtehen in uns, die wir in andern Gedankenkreiſen leben, leicht Zweifel, ob dieſes oder jenes Verhältniß das wirklich gemeinte geweſen iſt. Indeſſen für diejenigen Völkerſchaften, welche ſich dieſer Schreibweiſe bedienten, beruhte die Verſtändlichkeit darauf, daß ſie gewohnt waren, die gemalten Gegenſtände in einer gewiſſen engumgrenzten Reihe von Verbindungen ſich vorzuſtellen. Das Errathen war inſofern ein äußerſt bequemes, ziemlich ſicher treffendes, als überall nur in Gemäßheit der gangbaren und geläufigen Vorſtellung verſinnbildlicht (oder ſymboliſirt) und in Bezug geſetzt wurde. Ließ z. B. ein ſiegender Indianerhäuptling auf der Wahlſtatt ſeine Axt zurück, auf welche er die Abzeichen ſeines Stammes und ſeiner Perſon gemalt hatte, ſo wußte, wer ſie fand, daß hier ein Gefecht ſtattgefunden hatte und wer die Oberhand behalten hatte. Einen Schritt weiter malte der Sieger blos auf einen Baum im Schlachtfelde die Streitaxt mit den übrigen Zeichen; das war hinreichend, dieſelben Gedanken zu erwecken.

Ideen blieben mit dieſem Mittel beinahe unausdrückbar, weil alles Darſtellbare eine ſinnliche Seite haben mußte, um vergegenſtändlicht zu werden. Höchſtens lieſſen ſich durch Sinnbilder einzelne Begriffe, wie z. B. Ruhm, Macht, Muth und dergleichen kennzeichnen.

Von einem Einfluß dieſer Schriftweiſe auf die Sprachen der Nordamerikaner kann wol keine Rede ſein. Sie verhinderte fortwährendes Verändern nicht. Wilhelm von Humboldt meint, daß die Unbehülflichkeit ihrer Redeweiſe, ihrer Sprachen „ſtrenge und einförmige Analogie, die Häufung aller durch einen Begriff gegebenen Nebenbeſtimmungen, auch da, wo ihre Erwähnung nicht nothwendig iſt, die vorherrſchende Neigung zu dem beſonderen Ausdruck ſtatt des allgemeinen“ mit aus ihrer Schrift oder vielmehr aus ihrer Unkunde einer alfabetariſchen Schreibweiſe zu er-

Digitized by Google

klären sei. Mit Schriftmalerei seien die Indianer nicht dahin gekommen, Begriffe in ihrer Allgemeinheit aufzufassen[6].

Um Schriftgemälde auszuführen war einige Geschicklichkeit, verhältnißmäßig viel Zeit und großer Raum erforderlich, aber auf letzteres kam es dem Indianer nicht an. Wir dürfen Anderes nicht beurtheilen nach den Vorstellungen von Schrift, die wir haben. Bedenken wir vielmehr, wie wichtig es den Indianern dünken mußte, Entfernten eine Nachricht zu geben, ohne daß sie nöthig hatte von Mund zu Mund zu laufen, so begreifen wir wol, daß sie die langwierigste Mühe nicht scheuten, um diesen Zweck zu erreichen. Indeß machten sie es sich doch so leicht, als thunlich war.

Ein umständliches Ausmalen hätte viel mühsame Arbeit nothwendig gemacht. Es genügte schon ein flüchtiger Umriß, selbst eine abgekürzte Darstellung. Raum und Zeit zu sparen, vereinfachte man das Abbild. Wenige Striche reichten ja schon hin, jenen lebendig auffassenden Naturmenschen eine beabsichtigte Vorstellung zu vergegenwärtigen; ihr geübter und geschärfter Blick erkannte ohne Anstrengung aus rohen Umrissen eine bestimmte Gestalt heraus und brachte in die Darstellung der Gegenstände die Bezüge oder den Zusammenhang, worin sie und die von ihnen vertretenen Begriffe stehen sollten. Zwei schräge sich durchkreuzende Linien zum Beispiel, deren obere Enden ein Querstrich verband oder ein Dreiseit, dessen Grundfläche oben liegt, darüber einen kleinen Kreis hat und dessen zur Spitze zusammengehende Schenkel sich gleichmäßig verlängern (siehe **Tafel XV. 75. 76**) was sollte diese Figur bedeuten als einen Menschen? Ein Dreiseit, zuweilen ein Viereck vertritt ein Herz: im Leibe einer Menschenfigur gezeichnet konnte seine Bedeutung gar nicht zweifelhaft sein. Ja, ein Herz allein konnte für einen Menschen gelten. Kleine Zeichen daran halfen zu näheren Bestimmungen. Zwei gleichlaufende Querlinien, die an beiden Enden etwas in die Höhe gebogen sind, stellten einen Kahn (**Tafel XIII. 70 a bis e**) dar. Die Zeichnung gewährte mithin kein volles Abbild, sondern ging in gewohnte und übereinkömmliche (immer aber noch leicht zu errathende) Züge über. Der Umriß eines Thieres erweckte die Vorstellung seines Namens und seiner Eigenschaften. Ein

Digitized by Google

Bär z. B. ſtellte nicht mehr einen Bären ſelber vor, ſondern überhaupt ein ſchwarzes kräftiges Thier mit ſtarken Tatzen. Ein Luchs diente als Ausdruck für einen Medizinmann, einen Beſchwörer und Zauberer, einen Meda. Da die Stämme nach Thieren ſich ſehr häufig nannten, ſo gab ein Thier den Namen des Stammes. Die Irokeſen ſollen in der Ausführung dieſer Zeichnungen die anderen Stämme übertroffen haben, die Dakotahs in ihr am weiteſten zurückgeſtanden ſein.

Aus den Bedürfniſſen des Jägerlebens und der Kriegszüge ging dieſer Schriftanfang hervor und deutlich ſteht er noch in ſeiner Urſprünglichkeit vor unſern Augen. Ein in einem auffallenden Baum eingeſchnitztes Pfeilbild gab einen Wegweiſer ab, wie bei uns, die wir, wenn wir dergleichen im Walde erblicken, dabei noch nicht an Schrift zu denken pflegen. Auch befremdet uns nicht, daß ein Kreis im Sande mit einigen Stäbchen einen Sonnenzeiger und die Tageszeit darſtellte, in der jemand ſich an dieſem Orte befunden hatte. Ein Stock von 2 oder 3 Fuß Länge auf einer freien Stelle am Wege in die Erde geſtoßen, wird auffällig ſein als von Menſchen hier angebracht: oben in einer Richtung gebogen gibt er einen Wink bezüglich der Richtung der Weggezogenen. An dieſem Stock laſſen ſich kleinere Stäbchen einſtecken, die weitere Auskunft zum Errathen liefern. Zwei nebeneinander verſchieden gebogene Stöcke konnten auch angeben, an welcher Stelle des Himmels die Sonne bei der Ankunft und beim Weggange ſtand. Aus ſolchen anfänglichen Merkzeichen entſprang naturgemäß die kurze Erzählung eines Ereigniſſes. Mehrere roh umriſſene Menſchengeſtalten drückten die Zahl vorübergezogener Krieger aus, ihren Stamm nannte das vor ſie gezeichnete Thier, welches das Wappen (Totem) des betreffenden Stammes vorſtellte, außerdem machten vielleicht gewiſſe Abzeichen noch die Beſchaffenheit dieſer Krieger verſtändlich und wol gar über der Zeichnung eines Menſchen das Bild für den Eigennamen einer gewiſſen Perſon; Waffen oder die Friedenspfeife deuteten die Abſicht an, in welcher der Zug unternommen ward, Fußſtapfen bezeichneten die Zahl der Tagereiſen, kopfloſe Leiber oder Skalpe: wieviel Feinde ſie bei dieſer Kriegsfahrt erſchlugen und wieviel Mann ſie ſelber verloren. In dieſer einfachen Weiſe ließ ſich eine kleine

Digitized by Google

Erzählung ausdrücken, die sich freilich an die allgemeinsten Umrisse und im Bereich des blos Thatsächlichen halten mußte. Mit solchen unterwegs gemachten Merkzeichen gaben die auf einem Kriegszug befindlichen Indianer ihren nachfolgenden Freunden Nachrichten von Erfolgen oder Verlusten, Weisungen u. s. w. Wollte man z. B. einen Stamm benachrichtigen, daß sich Leute in Hungersnoth befänden, so malte man das Menschenbild oder das Thier, welches Totem des Stammes war, mit einem weißen Munde ab.[7] Die Richtung der Figuren enthielt einen Wink, auch die Farbe sprach; der Feind bekam roth, die eigenen Leute wurden weiß gemalt, eine rothe Hand ging auf Verwundung, eine schwarze Hand oder ein schwarzer Skalp auf Getödtete, Weidenruthen auf Gebundene d. h. Gefangene. **Tafel XIII. XIV. 74, XV. 75. 76** veranschaulichen diese Bilderschrift; auf **Tafel XIII. 70** war sie buntfarbig ausgeführt. Am Oberen See hatte der Häuptling Mweengun glücklich gekriegt, er machte seinen Ruhm zu verewigen, zwei Inschriften auf Felsen an beide Enden des Sees, deren erste wir nicht abbilden. Auf der Südseite war ein Mann gezeichnet, der ihn selbst vorstellen sollte, dazu mit vielen Thierbildern sein Stamm- und Personenname, sowie die verschiedenen löblichen Eigenschaften, die ihm beiwohnten; auf der Nordseite, einem Felsen in Kanada, steht das **Tafel XIII. 70** verkleinert wiedergegebene Bild, welches folgendes aussagt: die Fahrt über den See geschah mit fünf Booten (a, b, c, d, e), auf denen sich 51 Mann befanden, das erste Boot mit 16 Männern (a) war ein von Kischkemunasi (f) geführter Hülfszuzug. Die drei Kreise oder Sonnenbilder unter dem Himmelsbogen (g) belehren uns, daß die Fahrt 3 Tage währte. Das Pferd, welches ein Zauberer hält (i), belehrt uns weiter, daß der Zug nach der Bekanntschaft mit den Europäern geschah, hatte aber wol für die Indianer noch eine andere Bedeutung: vielleicht, daß Europäer besiegt wurden. Der Adler (k) verkündet den bewiesenen Muth, die Schildkröte (h) den erlangten Erfolg und die Fabelthiere darunter, Nachtpanther (l) und gehörnte Schlange (m) erinnern an die göttlichen Mächte, unter deren Beistand das Unternehmen vollführt ward. **Tafel XIII. 69** thut kund, daß der Krieger Namens Zweifeder (a. b) vom Stierstamm (d) des Kranichvolks (c) auf seinem

sechsten Kriegszuge (k, i), nachdem er in zwei Kriegen unter Führung gestanden (k), in den übrigen Oberhaupt gewesen (i), wohlgerüstet (? e) an der Spitze von fünfzehn Streitern (h) drei Feinde erlegt (g) und einen Gefangenen (f) gemacht hat. Ein Bild auf einem Baume am Muskingumflusse in Ohio, **Tafel XV. 75** erzählt die Thaten eines Leni-Lenape Häuptlings Namens Wigenund in dem gegen die Engländer geführten Kriege. Auf zehn Streifzügen (die Striche unter dem Sonnenbild) griff er mit 23 Kriegern (welche die Striche am untern Ende angeben, die zugleich die Richtung der Züge bezeichnen) die am Zusammenfluß des Alleghani und Monongahela gelegene Feste Pitt sammt Vorwerk, die Feste Detroit und eine kleine Feste am Eriesee an. Letztere ward im Jahre 1762 durch Ueberfall von den Indianern eingenommen, Detroit ward 1763 drei Monate belagert. Die unter dem Schildkrötenbilde stehenden Dreiecke zeigen an, wie viele Menschen sie erschlugen und wie viele sie gefangen nahmen. Den Strichen gegenübergestellt, welche die Streifzüge bedeuten, geben sie zu erkennen, welchen Ruhm sie von jedem Zuge hatten. Der kleine Kreis auf einem Strich über der breiten Seite des Dreiecks stellt den Kopf dar, und diejenigen Figuren, welchen er fehlt, gehen also auf Gemordete. Sie tödteten demnach 6 und nahmen 4 gefangen. Männer und Weiber sind gleichfalls unterschieden. Angeblich bezeichnet der Strich unter der Dreieckspitze die Weiber, die Sieger tödteten sonach zwei Weiber und führten eben soviele weg. Die Zeichnung **Tafel XV. 76** wurde während einer wissenschaftlichen Unternehmung zum Oberen See im Jahre 1820 von Indianern in ein Stück Birkenrinde auf einem etwa zehn Fuß hohen Baumstamme gemacht: nachfolgende Landsleute zu benachrichtigen, daß hier an getrennten Feuern gelagert und gespeist hatten, 2 Indianer und 14 Europäer. Hütetragende sind Europäer. Von letzteren waren 8 mit Flinten bewaffnete Soldaten, einer der Officier, einer trug ein Buch (der Schreiber), einer einen Hammer (der Mineraloge). Ein Huhn und eine Schildkröte zeigten zugleich den Ertrag der Jagdbeute an, die am Lagerplatze verspeist wurde, und eine daneben an einen Pfahl gelehnte Stange wies die Richtung des Weiterzuges. **Tafel XIII. 71** betrifft ein Handelsgeschäft und wurde von einem Mandanindianer

Digitized by Google

auf Papier gemacht. Entweder geht das Kreuz in der Mitte auf Tausch, die 30, nach Zehnern abgetheilten Striche über einem Biber bedeuten dreißig Biberfelle, dazu gehört noch eine Flinte; Gegengebot ist ein weißer Bison, eine Fischotter und ein drittes Thier oder es wird die Verpflichtung ausgedrückt, (mit der Flinte) 30 Biber auf den durch Totems bezeichneten Jagdgründen (?) der Stämme zu erlegen und am Kreuzweg (?) abzuliefern. **Tafel XIV. 74** endlich zeigt eine im Januar 1849 von Gesandten der Tschippewähs am Oberen See dem Präsidenten der Vereinigten Staaten zu Washington überreichte Schrift auf Birkenrinde. Die Thierbilder sind Totems; der lange Streif unter ihnen, blau gemalt, bezeichnete den Oberen See, an dem sie ein Landstück zurückbegehrten, zu dem der Strich führt, welcher mit den Augen und Herzen aller 7 Gestalten verbunden ist, um auszudrücken, daß die Häuptlinge der Stämme gleicher Ansicht und Absicht in Bezug darauf sind. Verbindungsstriche zwischen mehreren Herzen und Augen drückten mithin Einigkeit und Uebereinstimmung aus. Ein Angriff von Franzosen gegen die irokesischen Tsonontuans wurde so dargestellt, daß unter einer Axt das französische Wappen und 18 Symbole der Zahl 10 zuerst zu sehen waren, was hieß „180 französische Krieger", dann ein Berg, von dem ein Vogel herabsprang, und ein Hirsch mit einem Mondviertel auf dem Rücken, was hieß „zogen im ersten Viertel des Hirschmonates (Juli) von Montreal", weiter ein Kahn mit 21 Hütten, was hieß: „fuhren auf dem Wasser und übernachteten 21 mal", dann ein Fuß mit 7 Wigwams, was hieß „marschirten und übernachteten 7 mal", hierauf eine Hand, 3 Wigwams, über deren einem 2 hängende Zweige und eine Sonne gezeichnet waren, was hieß, da die Zweige dieser Tsonontuans Wappen waren, „bis auf 3 Tagereisen waren sie den Tsonontuans nahe, von denen sie östlich standen", hernach 12 Symbole der Zahl 10, ein Wigwam mit zwei hängenden Zweigen, ein liegender Mann, was hieß: „sie überfielen 120 schlafende Tsonontuans", ferner eine Keule, 11 Köpfe, 5 Männer und über jedem das Zeichen für 10, was hieß „sie erschlugen 11, nahmen 50 gefangen", nachher ein Bogen, in dem 9 Köpfe standen und unter ihm 11 Striche, was hieß: „die Sieger hatten 9 Todte, 11 Verwundete", endlich erst Pfeile von zwei Seiten und dann Pfeile nur von einer Seite,

was hieß „erſt wurde heftig gekämpft, dann flohen die Beſiegten.“ Dieſe Beiſpiele, welche die Art ihrer Schrift erläutern, ſind der neueren Zeit entnommen, weil ihrer Deutung wir ſicher ſind, während zahlreiche ältere Inſchriften nicht mit derſelben Gewißheit geleſen werden können; ältere Aufzeichnungen geſchahen aber ohne Zweifel nach gleichem Verfahren. Etwas umſtändlich war dieſe Ausdrucksweiſe, allein man erkennt, daß ſich Einfaches in ihr anzeigen ließ.

Wie dieſer Mittel die Rothhäute ſich bedienten zu Weiſungen für Genoſſen und zu Erinnerungen an ihren Ruhm, ſo auch im Wunſche das Andenken an Verſtorbene zu wahren. Die Dakotahs und die weſtlichen Tſchippewähs, welche die Leichen der Ihrigen auf ein Holzgerüſt legen, gaben auf einem Grabbrette am Kopfe des Todten einen Abriß ſeiner Thaten. **Tafel XIII. 72** zeigt den Leichenſtein des Häuptlings Wabojig am Obern See, welcher 1793 ſtarb. Sein Geſchlecht drückt das Thier am obern Ende aus, die verkehrte Stellung dieſes Totems bezeichnet das Geſtorbenſein, die drei Striche darunter beſagen, daß er dreimal verwundet wurde, der Elenn-Kopf erinnert an einen verzweifelten Kampf, den er mit einem ſolchen Thiere gehabt. Die darunter ſtehenden Symbole künden ſeinen Einfluß im Kriege und Frieden an. Die ſieben Querſtriche rühmen ihm nach, daß er ſieben Kriegsfahrten mitgemacht. So läßt ſich mit einfachen Mitteln Stamm- und Perſonennamen anſchreiben, ſo angeben, wieviel Skalpe der Genannte gewonnen hatte. Wer würde vor einem Grabe beim Anblick dieſer Zeichen an Anderes denken? Die Natſches malten auf die Leichengewänder ſymboliſche Figuren.

In dieſer Bezeichnungsweiſe ſtanden die nordamerikaniſchen Jäger nicht etwa vereinzelt da. Auch andere Völker übten ſie. Auf dem Grabe des ſidoniſchen Sängers Antipatros, welcher nach — 100* ſtarb, zeigte eine Säule einen Hahn, der ein Zepter hochhält und einen Palmzweig unten umkrallt, hart am Rande einen ſinkenden Würfel und außerdem einen Steinbock. Meleagros deutete dies letzte Bild auf des Antipatros hohe Abkunft, das

* Jahre vor Beginn der chriſtlichen Zeitrechnung bezeichne ich mit dem Minusſtriche, die des I. chriſtlichen Jahrhunderts mit dem Pluszeichen.

erste darauf, daß er ein gewaltiger Sänger Foinikiens gewesen, und das mittlere, den Würfel, daß er verschied, weil er gestrauchelt hatte im Trunke.[9] — Loskiel, der seine Schilderung der nordamerikanischen Indianer aus den Aufzeichnungen der Missionare der „evangelischen Brüder", namentlich Zeisberger's und Spangenberg's entnahm, gibt an, eine einzige solche Figur sei für den Kenner eben das, was für uns ein schriftlicher Aufsatz: „Dergleichen Gemälde, sagte er, verstehen sämmtliche Indianer vollkommen und wissen ihre Bedeutung so fertig herzulesen, als wir einen Brief." Haben sie im Verkehre mit Weißen für irgend etwas ihre Unterschrift zu geben, so lassen sie ihren Namen durch Andere unterzeichnen, setzen aber selbst noch irgend eine Figur, etwa die einer Schildkröte, einen Hahnenfuß, ein eigenthümliches Häkchen, ein Kreuz hinzu: diese stellt ihre wahre Unterschrift vor.

Es springt in die Augen, daß solche Zeichnungen, wie die beschriebenen, allgemein verständlich waren, daß diese schriftliche Bezeichnung jedoch außerhalb eines engen Kreises von Vorstellungen nicht anwendbar war.

Derartige übereinkömmliche Zeichen galten gemeinverständlich von Florida bis zur Hudsonsbai und diese Bilderschrift führte im Munde der nordamerikanischen Wilden den Namen Kekiwin.[10] Da unser Gewährsmann für diese Benennung, Schoolcraft, seine Mittheilung in englischer Sprache machte, so muß dieser Name, den er Kekeewin schreibt, wol Kekiwin ausgesprochen werden. Ein Mensch, der sich mit Bilderschrift viel beschäftigte, hieß bei den Nadoweſſiern nach Carver: „Schebaygo" d. h. Schreiber.

Große Bäume auf Hügeln, am Ufer eines Flusses, die sofort besonders in's Auge fielen, schienen vorzugsweise zu solchen Aufmerkungen passend. An einer Stelle wurde die Rinde hinweggenommen, das blosgelegte Holz glatt gekratzt, und mit Röthel oder Kohle die Zeichnung aufgetragen, und dergleichen Inschriften erhielten sich (Loskiel zufolge) ein halbes Jahrhundert und selbst darüber frisch. Gleich Baumstämmen dienten auch Pfähle zu Trägern der Schrift. Wünschten die Rothhäute eine Niederschrift in eine ferne Zukunft zu bringen, so wählten sie zu ihr Steinflächen. Zeichnen, Anmalen und Einschneiden waren die Verfahrungsarten. Die in Felsen mit dem Messer eingegrabenen Zeichen eigneten sich

vorzugsweise Denkwürdiges zum Ruhme der Vollbringer in Erinnerung zu erhalten.

Auf dieser Stufe war die Schrift anfangs noch an einen Ort gebunden; zwar nicht mehr, wie die Tatuirung auf den Leib getragen, jedoch nicht ablösbar von einer Stelle. Indeß der Fortschritt in dieser Richtung geschah, indem abgeschälte Birkenrinde, Holztafeln, Thierhäute ferner und Menschengewänder sogar, zu Beschreibstoffen angewendet wurden, die mit sammt ihrer Schrift von Ort zu Ort geschafft werden konnten. Bunte Schriftgemälde auf Holz sah Marchand bei Eingebornen Virginiens an der Norfolkbai und am Kanal von Cox.[11] Abkommen über Jagdgebiete ließen die Häuptlinge der Stämme auf ihre Mäntel wie Karten, die Flüsse, Berge, Orte, Wege, Entfernungen nach Tagereisen darstellend, anmalen.[12] Auch die Abkunft des Geschlechts wurde so, angeblich bis auf 9 Glieder zurück, auf Kleidern, Schildern, Häusern vermerkt.

Die Rothhäute unterschieden auch die Felsschrift, Muzzinabikon (Felsinschriften selbst hießen Muzzinábiks) und die tragbaren Schriftstücke oder Briefe und dergleichen, das Papier vertretende Stoffe, die Muzziniegun.

Tragbare kleine Schriftstücke haben sich natürlich in dem bewegten Jägerleben aus alten Zeiten nicht erhalten. Rohe Felsinschriften finden sich häufig vor in der Gegend der Mississippiquellen, am kleinen Fall, den St. Anthonys-Fällen, am Zufluß des Pekitanoui (nördlich vom 36° N. Br.) bei der Einmündung des Elk, dem Zusammenflusse des Elk und Kenhawa,[13] bei Tschicago, Mitschillimackinac[14], am Ufer des Alleghany bei Venango[15], auf einem Sandstein an den Gestaden des Eriesees in Ohio[16], auf einem Gneisblock an der Mündung des Taunton, einige Meilen südlich von Boston am Taunton River.[17] In Massatschusets ferner bei Tiverton und Ratford, in Rhode Island zu New Port. Am Connecticut zu Brattleborough, am Husatome zu Scaticook, an einer Hügelkette, südöstlich vom Ohio, in der Nähe von Indian oder Kings Crik, am Alatamaha, am Cumberland bei Rock Caste Neck, am Frenchbroad, in Tenneſi, in Utah, an der Norfolkbai in Virginien, wo noch die rothe, grüne und schwarze Färbung deutlich zu sehen ist. Auch einzelne Steine mit Inschriften fand man,

so 1791 am Seneka einen Stein von 5 Fuß Länge, 3 Fuß Breite und einem halben Fuß Dicke, so einen Stein am Susquehannah mit einer Art Landcharte sammt redenden Zeichen, von Lenapes, wie man meint, herrührend, so 1841 in einem Hügel bei Cincinnati eine Sandsteinplatte 5 Zoll lang, 3 Zoll breit, ½ Zoll dick mit Figuren. Gänzlich abweichend, den mechikanischen Zeichnungen vergleichbar, sind die aus Streifen, Ringen, Quadraten, Schlangen und blätterartigen Umrissen bestehenden Eingrabungen eines auf dem Damm der Grave Creek Niederung gefundenen Steines.[18] In neuerer Zeit ist leider mit solchen Funden viel Betrug verübt worden. Man würde übrigens irre gehen, wenn man die vorhandenen Felszeichnungen in sehr ferne Zeiten setzen wollte. Auf dem Westufer des Hudsons zeigt ein Felsen das Bild eines Mannes mit einer Flinte, daneben sind bereits verwischte Zeichen.[19] Diese Felsinschrift kann erst nach der Ankunft der Europäer in jenen Gegenden angefertigt worden sein.

Zu der Zeit, in welcher die Rothhäute in Berührung mit den Europäern kamen, waren sie, wie es scheint, bereits auf eine weitere Stufe des Schreibens vorgerückt, welche den Uebergang zur ausgebildeten Hieroglyfik vorbereitet. Ledrewer will im siebzehnten Jahrhundert in Virginien zu Pommacomek ein durch sechzig Strahlen gleichgetheiltes Rad, worin ein Feuer aushauchender Schwan stand, geschaut und erfahren haben, daß dieses Bild den Zeitpunkt der zu Wasser erfolgten Ankunft der verderblichen Weißen ausdrückte.[20] Der Wasservogel nämlich bezeichnete, daß die Spanier zu Schiffe anlangten, der Schwan war gewählt, weil sie weißfarbig waren, Feuer blies er, weil sie mit Feuergewehren kamen. Tscherokes behaupteten 1792 in London, daß die Padukas auf Häuten schriftliche Nachrichten ihres Ursprungs besaßen.[21] Lafiteau hatte in Amerika noch viele Gemälde gesehen und versichert: „daß alle diese Völker eine große Menge Sinnbilder und allerlei Arten Figuren unter sich haben, welche man als eine besondere Sprache ansehen kann, die sich ziemlich ausgebreitet hat und in verschiedenen Dingen den Mangel des Schreibens auf eine solche Weise ersetzt, daß darin noch etwas Bequemeres als in den Buchstaben anzutreffen ist.[22] Heckewelder versichert, daß diejenigen, denen die Zeichen geläufig sind, sie mit derselben Leichtigkeit, wie

Digitized by Google

die Europäer einen schriftlichen Aufsatz verstehen, indessen hätten nicht alle Indianer die nämlichen Zeichen. Er bemerkt auch noch von den Stämmen, unter denen er gelebt hatte, den Leni Lenape's, daß die Stammabzeichen (Totem) nicht allemal vollständig ausgeführt wurden, sondern daß der Stamm Welschhahn nur einen Fuß dieses Vogels malte: die Hieroglyfe ward also mitunter schon abgekürzt; auch bestätigt er, daß die Stammzeichen zuweilen an die Thüren der Behausungen gemalt und als Unterschriften der Verträge und Urkunden angewendet wurden.[23] Für verschiedene Zwecke diente das schreibende Malen.[24] Schoolcraft glaubte in dem Stile der Ausführungen auch eine Verschiedenheit zu bemerken: wir vermögen eine andere Weise erst in den Denkmälern tropischer Gegenden anzuerkennen.

Die hier erklärte Anwendung war nicht die einzige, welche stattfand. Die Zauberer unter den Dakotahs und den Algonkinen am obern Missisippi verstanden die Schrift ihren Zwecken dienstbar zu machen.

Bevor ein auf dem Wege nüchterner Forschung erworbenes Wissen den Geist erleuchtet und entwickelt, verfällt der Mensch dem Glauben und dem Aberglauben. In diesem Stande der Bethörung verkennt der Mensch die irdische Verkettung, die Gesetzmäßigkeit im Verfolge und den natürlichen Zusammenhang: statt dessen wähnt er allenthalben, wo seine schwache Einsicht das Geschehene nicht durchschaut, ein Walten geheimnißvoller Mächte wahrzunehmen. Die Gegenstände scheinen ihm nicht lediglich dasjenige zu sein, was sie wirklich sind, sondern sich zu Höherem in einem wunderbaren Bezuge zu befinden und zu bewegen und vermöge desselben in unbegreiflicher Weise gedacht werden zu müssen. Die Hergänge sind für seine Weltanschauung keine Wirkungen der Naturkräfte und der Menschenthat, vielmehr spielt in sie hinein, wirksam und bestimmend, Verzauberung und Beherzung. Soviel ist klar: diese Auffassung gestattete an das Abbild vieler Naturgeschöpfe noch eine andere Deutung als die unmittelbar zu sehende, einen zweiten Sinn gleichsam anzuknüpfen. Und indem die Nordamerikaner (gleich den Finnen) an die beschwörende Gewalt von Gesängen, Worten, Formeln und Bräuchen steif und fest glaubten, maß ihr Wahn auch symbolischen Zeichen eine mystische Wirksamkeit

bei. In der Absicht, diese vermeinte Wirksamkeit zu erzielen, malten sie solche Bilder; Erfolge auf der Jagd oder im Kriege ist noch jetzt der Nordamerikaner bei weitem weniger seiner eigenen Tüchtichkeit als der Macht seiner Zauberzeichen zuzuschreiben geneigt. Auf Grund dieser Sinnesart entstanden denn magische Schriften auf Birkenrinde, kleinen Holztafeln oder Stäben, deren Verständniß nur die Eingeweihten besaßen, während für alle übrigen ihr Inhalt verschleiert blieb. Grade das geheimnißvolle Düster, welches diese heilige Zeichenschrift umgab, mag nicht wenig zur Aufregung ihrer Einbildung beigetragen haben. Nur die Priester und Zauberer, die Meda's und Jossäkids, nur die in ihrer Religion und Heilart Bewanderten besaßen das Verständniß. Sie hieß nicht Kekiwin sondern Kekinowin*. Dem gewöhnlichen Jäger und Krieger war ihre Einsicht verschlossen. Gewaltige geheimnißvolle Wirkung maß ihr der unwissende Sohn der Wildniß bei. In seinen Augen diente sie zur Weihe des Festes und zur Wahrsagerei, zum Heilen des Leibes und zur Geisterbeschwörung; in der Liebe, auf der Jagd, beim Kampfe bannt sie das Glück. Glaubten die Indianer doch auch, wenn sie auf Birkenrinde oder, falls sie größere Sorgfalt anwendeten, auf Holz einen Menschen oder ein Thier zeichneten, wenn sie in das Bild mit einem spitzen Werkzeuge stachen und dann auf die getroffene Stelle etwas mystische „Medicin" brachten, daß das Vorgestellte ihnen verfalle und sie dem gemeinten Menschen ein Leid zugefügt hätten und ein solches Thier ihre Jagdbeute werden würde. Ein zu solchem Zwecke gemachtes Bild hieß Muzzi-ne-nin.[27] Dem nämlichen Wahn begegnen wir im Morgenlande wieder. Das Kekinowin mußte besonders erlernt werden. Im Verborgenen wurde die Unterweisung ertheilt, hoch der Lehrer bezahlt, weil es ja geheime Kraft war, die er auf den Lernenden übertrug. Für einen Gesang wurde z. B. in neuerer Zeit eine Flinte gegeben.

Um den zauberhaften Einfluß zu üben waren also Sprüche und Gesänge, Bräuche und Bilder nothwendig. Inwieweit letztere allein für sich als mächtig galten oder ob alle Mittel zusammen-

---

* Schoolcraft schreibt Jossakeeds und Kekeenowin und Muzzi-ne-neen.

Digitized by Google

gehörig, nur verbunden, kräftig ſein ſollten, darüber mangeln uns beſtimmte Angaben, wahrſcheinlich iſt es indeß, daß die Bilder nicht als bloße Schrift, ſondern auch ſelber als Magie galten. Soviel aus dem Berichteten zu erſehen iſt, ſtanden die geheiligten Zeichen (Jiſukawin*) in Verbindung mit magiſchen Geſängen, deren Wortlaut unabänderlich feſtſtand. Der Zauberer mußte ſie auswendig gelernt haben: ſollte die Bilderreihe lediglich dazu dienen, ihn vor Verwirrung und Vergeßlichkeit ſicherzuſtellen? Kaum glaublich. So freilich, wie einige Geſänge mit den dazu gehörigen Abbildungen durch Heinrich Schoolcraft's Verdienſt auf uns gekommen ſind, und vorliegen, ſind ſie nicht dazu angethan, geleſen zu werden, ſondern nur dazu, ſich an bereits Gewußtes zu erinnern und ſind nichts weiter als eine Gedächtnißhülfe; Schoolcraft nennt ſie deshalb mnemoniſch. Zum Zauberſange gehörte eine Bilderreihe; jeder Strofe oder jedem Verſe entſprach ein buntgemaltes Bild; einigemale bezeichnet ein ſolches auch eine Pauſe oder eine Bewegung, denn auch Gebärden gehörten zum Zauberſang, ſo daß alſo auch an die nothwendigen Nebenhandlungen durch Zeichen gemahnt wurde. Die Abbildungen ſtehen in metaforiſchen Bezug zu dem ganzen Verſe oder einem Theile ſeines Inhalts. Wer nicht das Lied bereits wußte, der hätte es nimmermehr aus den Bildern errathen, nach ihrer Anleitung ſingen können! Die Wörter mußte derjenige, welcher die zauberiſche Handlung vornehmen wollte, vorher gelernt und bei der Anwendung im Gedächtniſſe haben; jene angeſchauten Bilder konnten ihm nur vermittelſt der Verknüpfung der Vorſtellungen als Anhalt und Stütze des Gedächtniſſes dienen; ich vermuthe, daß ihnen ſelber noch eine zauberiſche Kraft innewohnen ſollte. Denn alles, was einmal entwickelt iſt, treibt weiter auf ſeiner Bahn und ſteigert ſich in ſeiner Richtung. Wurde jedoch wirklich die Zeichnung nicht in dieſer Meinung gemacht, ſo ging die Abſicht dabei blos dahin, auf dem Wege ſinnlicher Wahrnehmungen die Einbildungskraft zu erregen, damit die Erinnerung belebt

* Die Seher ſprechen nicht mit hellvernehmlicher Stimme, ſondern halblaut. Nun heißt in der Sprache der Odſchibwas jeeſuká murren oder piepen[28], davon kommt der Ausdruck jeeſukawin Profezeiung; zu ſprechen iſt vermuthlich Jiſukawin. Die verdorbene engliſche Schreibweiſe läßt uns rathlos.

und das Gedächtniß unterstützt würde. Diese Bilder waren kein Ausdruck eigentlicher Begriffe, gaben vielmehr abgeleitete und zusammengesetzte Vorstellungen. Obgleich manche Bilder der religiösen Schrift die nämlichen sind, welche die gewöhnliche auch anwendete, so beruhte doch ihre Bedeutung im Zusammenhange auf einer Ideenverbindung, welche keineswegs allgemeingültig war, vielmehr blieben sie einer Erläuterung bedürftig und hatten ihren nächsten Bezug auf den Akt der Erlernung des betreffenden Gesanges. Die religiöse Schrift bestand hiernach aus Erinnerungszeichen, sie war ein Behelf für einen Zweck, zu dem das Schriftmittel der Rothhäute nicht ausreichen konnte, und weil es dennoch für denselben zum Ausdruck von Gefühlen, Wünschen, Verheissungen, Drohungen, den diese Gesänge enthielten, u. s. w. angewendet wurde, so mußte es seine allgemeine Verständlichkeit einbüßen. Auch wenn die Zauberer ihre Schreibweise nicht hätten wollen in Geheimniß hüllen, so hätte sie dennoch in jedem einzelnen Falle neues Erlernen nothwendig gemacht.

Gemalt wurden gewisse Gegenstände, welche vorzugsweise die Aufmerksamkeit des Indianers auf sich zogen und denen er geneigt war, eine weitere Bedeutung beizulegen. Zu der Darstellung der Naturkörper gesellte sich die von fantastischen Gestalten. Die abkürzende Darstellung ergab sich von selbst, nicht minder die Verbindung von verschiedenen oder die Zusammensetzung mehrerer Bestandtheile zu einem damit näher bestimmten Ganzen. Durch beides unterschieden sich diese Bilder vom Gemälde und wurden zur Schrift. Mehrdeutigkeit desselben Bildes lag freilich nahe. Allmählig stellten sich aber auch bestimmte Bedeutungen gewisser Zeichen heraus und daran wird der Gang der Schriftentwickelung kenntlich.

Eine Reihe von Deutungen liegt zu Tage. Die Schlange war ein Symbol der Macht und Geschicklichkeit,[29] zwei sich kreuzende Schlangen drücken Vorsicht und Behutsamkeit aus (**Tafel XV. 80**) der Adler (**Tafel XVI. 98**) war Symbol des Blutbads oder der Kriegsmächtigkeit, die Schildkröte bezeichnet die Erde,[31] die Sonne dient auch als Symbol der Wachsamkeit,[32] Bogen und Pfeil bedeuteten Krieg (**Tafel XV. 81**), ein Pfeil: die Gewalt über das Leben, eine Tabakspfeife mit bunten Streifen hingegen

Digitized by Google

Friede (Tafel XV. 82), Pflanzen wiesen auf Heilung hin. Den Ruhm stellt ein Himmelsgeist dar (Tafel XV. 84), indem man hinzudachte, daß er den Namen des Gefeierten ausspreche. Neben solchen einfachen Bildern stehen zusammengesetztere. Ein Bogen über einem Kopfe, der von einer Schulter zur andern geht (Tafel XV. 77, i) bezeichnet eine Last, welche getragen wird, ein Pack, und stellt damit Gegenstände, Besitz, Vermögen dar. Eine gelbe Schlange mit offnem Rachen und einer schwarzen Sichel (oder zwei Hörnern) auf dem Kopfe, auf der Haut acht längliche Vierecke, schwarzblauschwarz gefärbt (Tafel XVI. 87), soll das Symbol des Lebens sein.[33] Ein Wolf auf einem blauen (Himmels-) Bogen (Tafel XVI. 88) drückt die Wachsamkeit aus. Ein (magischer) Knochen mit Federn (Tafel XVI. 89) bezeichnet die Gewalt durch die Luft zu fliegen. In verschiedenen Abbildungen hat Schoolcraft verschiedene Malerei: die Färbung können die Tafeln dieses Buches nicht zeigen, deshalb ist in ihnen mehrfach die in der Heraldik übliche Farbenzeichnung angewendet worden. Bezeichnend sind besonders der Bogen (Himmel), Federn, Pfeile Strahlen, Hörner am Kopf, welche letztere das Sinnbild der Macht sind.[34]

Vermittelst weiterer Zusammensetzung werden nähere Bestimmungen angegeben. Das verkehrt stehende Totem (des Thieres Beine oben, sein Kopf unten Tafel XVI. 86) gibt den Tod an. Ein Mann mit ausgestreckter Hand erbietet Freundschaft. Zwei Leiber mit einem gemeinsamen Arme verbunden sind ein Bild siegender Liebe (Tafel XVI. 85). Ein Stab mit einer Feder ist das Bild eines Gefangenen. Sich durchkreuzende Striche, eine Würfelung, auf dem Leibe einer Gestalt zeigen an, daß das Betreffende zur Nachtzeit erfolgte.[35] Ein so gewürfelter Kreis (welcher den Mond darstellen soll) und darunter zwei ausgespreizte Beine (Tafel XV. 78) besagt einen Mann, der zur Nachtzeit geht. Ein Mann mit Federn (Tafel XVI. 90) stellt einen hurtigen Krieger dar; Tafel XV. 83 zeigt unter der Mitte eines Himmelsbogens einen Krieger mit Gegenständen, die wol Keule und Klapper vorstellen. Ein Kreis oder ein Halbkreis mit kleinen Querstrichen darin bedeutet das Wasser; ist dieser über dem Kopfe eines Menschen, „Regen", „Regenwasser", und weiter: Gewalt und Macht darüber.

Die Wellenlinie die an's Ohr geht, weist auf bewegte Luft und Hören hin; ein Kopf, an dessen beide Ohren solche Wellenlinien gehen, verräth die vollständige und ausschließliche Aufmerksamkeit (**Tafel XV. 79**). Die rohe Abbildung eines Meda, mit ausgestreckten Armen und Wellenlinien an jedem Ohr (**Tafel XV. 77**, a) bezeichnet einen Lernenden. Den Zauberer selbst stellen viele Bilder dar. Es wird ein Meda z. B. in einer Abbildung aus der Missurigegend als ein halber Mann dargestellt, als Oberleib, aus dessen Kopf auf beiden Seiten dicke rothe Strahlen ausgehen. Strahlen an den Seiten des Hauptes (**Tafel XVI. 96**) machen einen Meda kenntlich. Ein Meda mit 2 senkrechten Strichen auf der Brust oder dem Bauch und 4 Querstrichen auf den zusammen in eins gezeichneten — mithin unbewegbaren — Beinen (**Tafel XV. 77**, g) heißt: zwei Tage mußt Du fasten, vier Tage stillsitzen. Ein Strich in das Herz einer Gestalt (**Tafel XVI. 97**) weist auf Zaubereinfluß des Meda. Ein Baum mit Menschenbeinen (**Tafel XVI. 101**) verräth seine Macht über die Gewächse. **Tafel XVI. 91** zeigt einen Biber unter Meda's Macht; die Friedenspfeife rauchend (**Tafel XVI. 100**) erscheint er als gebietender Friedensstifter. Das Bild **Tafel XVI. 95** zeigt einen Haupt-Meda: er sitzt auf der Erde und erfaßt mit der Hand den Himmelsbogen. **Tafel XVI. 93** zeigt im blauen Felde den bittend in die Höhe gestreckten Arm eines Meda, der fast den Himmelsbogen erreicht, jenseits dessen Gott auf ihn schaut. Ein Symbol des großen Geistes, welcher auf den Beschwörer blickt zeigt **Tafel XVI. 94.** **Tafel XVI. 99** ist ein magischer Kriegsadler. Diese Proben werden genügen.

Ohne Zweifel waren viele von diesen Zeichen gemeinverständlich: aber den Sinn des Zaubergesanges verriethen sie dennoch nicht. Den Anfang eines größeren Bildes dieser Art, welches zum Zaubergesang gehörte, gibt **Tafel XV. 77.** Zu dem ersten Bilde eines Zöglings in der Zauberkunst (a) wurde gesungen: Shi e gwuh. Ne ne no nem dum Ah me Me da win in ne wug A na mud ub e yuss, was Schoolcraft übersetzt: "Now I hear it

---

a) Jetzt höre ich es vom Zauberer, meine ringsumher sitzenden Freunde.

Digitized by Google

from Meda-men, my friends, who are sitting around". Zum Bilde des ſchwimmenden Bibers (b): A wa nain Ba mah je wunga? Mo ne do O be mah je wunga d. h. "Who makes this river to flow? The Monedo, he makes the stream to flow. Das dritte Bild (c) iſt ein Meda; zu ihm gehört der Geſang: Kah we whaub o me da Ne kau nug Need juh Nish e nau ba Kâ ke ka ne me Kwain Ne kau nug d. h. Behold me, Medas, my friends; The common people. Question me, my friends". Das vierte Bild erinnert an des Medas Macht übernatürlicher Bewegung (d): Ah wa nain, wird geſungen, Ba bah mis saud Ween jeeh Un ish en nau ba? Be nais e wah Ba bah mo saud. Ween jee ha. Unish en au ba d. h. Who makes the common people, my fellows, walk about? The birds they make the common people, my fellows walk about. Die Striche zeigen eine Unterbrechung an. Das Bild (e) ein Vogelleib mit einer Pfeilſpitze als Kopf iſt ein vortreffliches Zeichen für Jäger. Der Geſang geht fort: I fly at will, and if I see an animal I can shoot him. (f) I sit down in the medas place — the Monedo lodge. (g) Two days must you fast, my friend, four days must you sit still. (h) Cast away your garments, throw them off. (i) I am loaded withgifts, I sit down

---

b) Wer macht dieſen Fluß fließen?
Er macht den Strom fließen.

c) Schauet mich an Medas, meine Freunde, das gemeine Volk (richtet an mich Fragen), meine Freunde.

d) Wer bewirkt, daß das gemeine Volk, meine Gefährten, herumwandern? Die Vögel, ſie machen das gemeine Volk, meine Gefährten, herumwandern.

e) Ich fliege nach Wunſch, und wenn ich ſehe ein Thier ſo kann ich es ſchießen.

f) Ich laſſe mich herunter in Medas Platz — des Monedo (Geiſtes) Wohnung.

g) Zwei Tage müßt ihr faſten, meine Freunde, vier Tage müßt ihr ſtill ſitzen.

h) Werft weg eure Gewänder, werft ſie ab.

i) Ich bin beladen mit Geſchenken, ich ſetze mich nieder, auszuruhen.

to rest. (k) Who makes the people walk to feasts? It is I. (l) I shoot your heart! wary moose! I did your heart. (m) I cause myself to look like fire. (n) I can call water from above, from the heavens and from the earth. (o) I have caused to look like the dead a man, I have caused to look like the dead a woman, I have caused to like the dead a child u. ſ. w.

Dieſe Probe wird ausreichen[36]. Bei derartiger Anwendung war die Bilderſchrift ein bloßes Hülfsmittel zur Auffriſchung des Gedächtniſſes. Welcher Werth auf dieſe vermeintlichen Träger gewaltiger Kraft gelegt, und welche dauerhafte Wirkung ihnen zugetraut wurde, zeigt gewiß der Umſtand, daß ſie nicht blos auf Häute und Holz gemalt, ſondern die Mühe nicht geſcheut ward, ſolche magiſche Zeichnungen in Felſen einzukratzen. Es gibt dergleichen magiſche Bilderſchriften auf einem Felſen ſüdlich von der Cunninghaminſel im Eriſee[37], auf einem ſchrägen Block am Alleghani im alten Irokeſengebiete eine Meile von Franklin[38], zwei in Utah[39]. Wo es ſich thun ließ, wurden die magiſchen Bilder gemalt: an Felſen mußte man ſich mit den bloßen Umriſſen genügen laſſen.

Wahrſcheinlich war auch die Trommel der Zauberer, zu deren Tönen Beſchwörungslieder geſungen wurden, damit ſich jeder böſe Geiſt beuge, mit myſtiſchen Zeichen verſehen. Als Beweis ausgeſtandener Lehrzeit erhielt ſie der junge Mann, der bei einem Zauberer in die Lehre gegangen war. Wie die nordamerikaniſchen Indianer hatten ſie die Bewohner Guianas; bei den in dieſem Lande wohnenden Makuſſis hieß ſie Marakka.[40] Dieſe Zauber-

---

k) Wer bringt das Volk zu Feſten? Ich bin es.
l) Ich ſchieße eurer Herz! Beim ſchlauen Elenn! Ich that es mit eurem Herzen.
m) Ich bringe mich dahin, ſelbſt auszuſehen gleich Feuer.
n) Ich kann rufen Waſſer von Oben, von den Himmeln und von der Erde.
o) Ich habe mir das Ausſehen eines todten Mannes gegeben, ich habe mir das Ausſehen einer todten Frau gegeben; ich habe mir das Ausſehen eines todten Kindes gegeben u. ſ. w.

trommeln der Amerikaner erinnern an die mit allerlei Zeichen bemalten Trommeln der nordaſiatiſchen und lappiſchen Zauberer. (Vergl. Seite 62).

Endlich dürfte nicht unberückſichtigt bleiben, daß die Rothhäute in den Vereinigten Staaten, gleichwie die Gallier, eine Telegrafie mittelſt Feuerzeichen kannten. Je nach der Zahl, Größe und Ordnung der auf Berggipfeln oder Höhen angezündeten Feuer fragten ſie: iſt der Feind nahe oder verſchwunden? welchen Stamm ſieht man? ſind Büffel in der Nähe? und dergleichen, und gaben auf ſolche Fragen ebenſo Antwort.[41]

Bilderschrift der Südamerikaner.

Während die Wampums auf Nordamerika beschränkt scheinen, in Peru zwar, wie sich annehmen läßt, den Grund zu einer weiteren Gestaltung gaben, aber von ihnen z. B. in Brasilien keine Spur bis jetzt wahrgenommen worden ist, fand das Felsbeschreiben Verbreitung nach dem Süden Amerikas, wahrscheinlich mit den Wanderungen der nördlichen Stämme. Vielleicht lassen sich sogar aus dem Nichtgebrauch der Wampumgürtel und aus dem Nichtvorhandensein der Felsinschriften in dem unteren Südtheile Südamerikas, (wenn anders wirklich in diesem nichts von roher Gemäldeschrift sich vorfindet; Narborough, dessen Bericht mir nicht zugänglich ist, soll aber auch im Lande der Patagonier grobe Malereien gesehen haben) Schlüsse auf die Wanderungen der Stämme ziehen; vielleicht darf man annehmen, daß die Bewohner desselben in einer Zeit aus dem Norden ausgewandert sind, in welcher die Gemäldeschrift in diesem selbst noch nicht aufgekommen war, wogegen die später ausgezogenen Bewohner Mittelamerikas und des nördlichen Südamerikas ihre Kenntniß schon mitbrachten.

In den westlichen Landstrecken, durch welche Nordamerika zusammenhängt mit dem mittleren Amerika, die 1848 und 1853 mit den Vereinigten Staaten verbunden wurden unter dem Namen Neumechiko (38°—31° N. Br.), hat man verschiedene Felsinschriften gefunden, die sich von den gewöhnlichen nordamerikanischen dadurch unterscheiden, daß ihren Hauptbestandtheil allerlei seltsame Figuren von krummen, gleichlaufenden und im Zickzack gehenden Strichen ausmachen. Vielleicht fand in ihnen ein Uebergang zu den später näher zu betrachtenden mechikanischen Hieroglyfen statt.

Schriftgemälde an Felsen haben neuere Reisende wahrgenommen vom 8° N. Br. an; ob sie noch an den kahlen Granit-

Digitized by Google

flächen der Gabia bei Rio de Janeiro vorhanden sind[1], darüber schwanken noch die Ansichten. In den Flußgebieten des Korentin, Essequibo, Orinoko und noch in denen des Amazonenstromes hat man rohe Zeichnungen an schroffen Felswänden in beträchtlicher Höhe gesehen. Die Gebrüder Schomburgk bemerkten Felsinschriften am Kukenam (5° N. Br.), am Berbice (4° 56′ N. Br.), auf dem Putiparu (4° 40′ N. Br.), am Korentin bei Timeri (4° 37′ N. Br.), in der Nähe der großen Katarakte (4° 21′ 30″ N. Br.), am Kujuwini, am obern Essequibo (1° 40′ N. Br.), am Trombetas (1° 27° N. Br.), an den westlichen Zuflüssen des Parima und auf das Roraimagebirge zu. Alexander von Humboldt schaute solche zwischen dem 7° 5′—40′ N. Br. auf den Granitfelsen des Kaykara am Orinoko und im Hafen von Sedenno, 3° 5′ N. Br. zwischen den Quellen des Essequibo und Rio Branco, 2° 5′—3° 20′ N. Br. zwischen dem Atabapo und Kassiquiare, auf dem Kulimakare am Kassiquiare, ferner im Rupununi (wo sie schon 1750 der hildesheimer Wundarzt Nikolaus Hortsmann beachtet hatte), endlich einige Meilen von Enkaramada mitten in der Savanne auf einem Felsen, welcher der „gemalte Fels" Tepumereme heißt, und an der Mündung des Rio Aranka; Martius einige Minuten südlich vom Aequator im obern Flußgebiete des Jupura und zwar in großer Ausdehnung zwischen den Fällen des Kupati und Arakoara, sodann am San Francisco. Dr. Bunyan sah Inschriften auf Granitstücken am Essequibo, August de Saint Hilaire im Thal bei Tijuco, Wallace an der Mündung des Rio Branco, am Rio Negro bei S. Isabel, S. Joze, Castanheiro am Uaupes und bei Serpa am Amazonenstrome. Andere sahen solche in der Bergkette von Esmeralda. Ob auch am Pongo des Haallaga auf die Anden zu solche vorfindlich sind, wie behauptet wird, hat Girbal in Zweifel gezogen. Am häufigsten sind sie sonach bis jetzt in Guiana, demnächst in Venezuela (Kolumbien) und im Quellgebiete des Rio Branco, Essequibo, zwischen dem Kassiquiare und Orinoko bemerkt worden, aber in einem ungeheuerem Gebiete, anderthalbhundert Meilen mindestens in jeder Richtung, sind sie zerstreut vorhanden.

Als Orte zu den Inschriften wurden meistens einzeln, mitten in den Savannen nackt liegende Granitblöcke (wie z. B. in San

Rafael del Capuchino) und Felsen an einem Strome ausersehen. Außer aufrechtstehenden Granitwänden wurden auch ebene Steinplatten am Ufer verwendet. Die Eingrabungen auf den Felsen des Orinokoufers sind in solcher Höhe angebracht, daß hohe Gerüste nothwendig sind, um sich ihnen zu nähern. An den Fällen des Rio Meſſai und dos Enganes sind fast alle ebenen Felstafeln mit Schriftgemälden beſetzt. Bei Kupati nehmen solche an einer Stelle mehrere hundert Geviertfuße ein.

Die Figuren dieſer Felsritzungen sind offenbar mit unvollkommenen Werkzeugen drei bis sechs Linien tief in den Sandstein oder Granit eingegraben. Nach den Behauptungen der Indianer seien sie durch anhaltendes Reiben mit Quarzkieseln ausgefeilt worden.[2] Die Ausführung der Umrisse ist eine äußerst unvollkommene. Aber die Arbeit muß lange angestrengt fortgeſetzt worden sein. Robert Schomburgk hält dafür, es möchten viele Jahre darüber hingegangen sein, ehe sie in solcher Tiefe hätten eingerissen werden können.[3] Auf diesen Schriftgemälden sieht man nun unförmliche Menschengestalten, Affen, Vierfüßler, Tiger, Unzen, Krokodille, Schlangen, Kröten, Vögel, auch einzeln Köpfe. An den Menschenbildern vertreten bloße Striche oder Punkte Nase, Mund, Augen und Ohren; Finger und Zehen sind gewöhnlich nur in der Dreizahl gemacht. In Arara Koara sieht man vier Menschenköpfe, je mit einer Strahlenbinde, einen fünften mit zwei Hörnern. Ferner sieht man die Sonne, den Vollmond und Sterne, weiter Werkzeuge zur Bereitung des Maniokmehles. Dazwischen endlich mannichfaltige, für uns nicht zu deutende, anscheinend regellose Schnörkel; unter diesen sieht man zum Beispiel eine in ein Quadrat eingeschlossene Spirale aus mehr oder weniger Bogen und verschiedene Schneckenlinien. Manche Figuren sind in ein Viereck eingeschlossen. Ebenmaß in den Größeverhältnissen wurde nicht beachtet; manche Figuren halten zwei Fuß und mehr, andere nicht einen. Die am Felsen Timeri haben eine riesenhafte Größe; einige messen über 100 Fuß. Die Zeichnungen am Wasserfall von Waraputa hielt Robert Schomburgk denen ähnlich, welche er auf der Jungfraueninsel St. John geschaut hatte, welch' letztere er für Arbeiten der Karaiben (d. h. Guarani) ansah. Die Tafel XVII zeigt einige Zeichen des Felsens am Waraputa.

Die Einzeichnungen auf dem säulenartigen Granitblock des Komuti fand Richard Schomburgk ebenmäßiger, als die bei Waraputa am Essequibo[4], die in einer Sandsteinwand auf Roraima zu, vielfach abweichend von denen am Waraputafall; ihnen fehlten die spiralartig in einander geschlungenen Zeichen, aber sie glichen denen auf den Granitfelsen von Kaykara und Kulimakare.[5] Alexander von Humboldt und Bonpland fanden zwischen den verschiedenen Bilderzeichen, die sie entdeckten, eine so große Uebereinstimmung, daß sie kein Bedenken trugen, sie demselben Volke und derselben Zeit angehörig zu betrachten[6].

Die Eingebornen nennen diese rohe, fantastische Bilderschrift Tehmehri, aber sie vermochten über sie keine Auskunft zu ertheilen. Sie selbst näherten sich den Inschriftfelsen ehrfurchtsvoll und riefen mit gedämpfter Stimme „Gott". Unverkennbar hielten sie dieselben für Werke des großen Geistes oder wenigstens religiöser Natur; zitternd und zagend, unter allerlei Vorsichtsmaßregeln, gingen sie mit Richard Schomburgk an dem Bilderfelsen von Komuti vorüber. Die Aelteren spritzten während des Vorbeiziehens den Jüngeren Tabaksaft in die Augen, damit sie nicht hinsehen könnten auf diese Wohnung des bösen Geistes und etwa durch das dreiste Anschauen seinen Grimm erregten. Als Robert Schomburgk den sehr verwerflichen Versuch machte, einen der Felsen am Ufer des Essequibo bei der Kaskade Waraputa zu zerhauen, um das Inschriftstück mit fort zu nehmen, konnte er weder durch Versprechungen, noch durch Drohungen einen Indianer bewegen, einen einzigen Hammerschlag gegen diese Felsen zu thun; seine indianischen Begleiter sahen mit Schrecken seinem Beginnen zu, als erwarteten sie jeden Augenblick, daß Feuer vom Himmel auf sein Haupt fallen werde.

Das Verständniß dieser Schriftgemälde auf den Felsen ist den Indianern verloren gegangen. Dies und der Umstand, daß sie trotz der Härte des Gesteins in einem sehr verwitterten Zustande, manche fast ganz verwischt sind, führt in der That zu der Annahme, daß ihre Entstehung viele Jahrhunderte zurückliegt und wol noch vor die Landung der Europäer in Amerika fällt. Während nun einige Gelehrte für ihre Urheber Guaranistämme, die Tupi u. a. hielten, erklärten Andere, Alexander von Humboldt

Digitized by Google

voran, ſie für Ueberreſte eines viel älteren Bildungsſtandes „vielleicht aus den Zeiten, wo die Raſſen, welche wir heutzutage unterſcheiden, nach Namen und Verwandtſchaft noch unbekannt waren.“[7] Auch Schomburgk meinte, daß ihr Urſprung vor der Zeit liege, in welcher die Jägervölker, die wir in der neueren Zeit als Bewohner kennen, dieſe Striche einnahmen. Indeß entſprechen die Malereien der jetzigen Indianer, auch ihre Trinkſchalen und Ruder, ganz den Bildern, welche die Steinplatten haben. Man ſchaut auf ihnen eben ſolche monſtröſe Köpfe; ja, was durchſchlagend iſt, dieſelben ſonderbaren ſchneckenförmigen Züge im Geviert ſind auf den Thüren der Hütten mit Erdfarbe angemalt zu ſchauen.[8] An den Pfeilern einer Hütte ſah noch in unſern Tagen Richard Schomburgk hieroglyfiſche Zeichen[9]; Richard Schomburgk benachrichtigt uns auch, daß die Indianer in ihre Teller eigentümliche Zeichen flechten, die ſie Woro heißen[10]. Und auf den Felſen der Inſel de Pedra im Negroſluſſe ſind nicht nur 13 in eine Linie aufgeſtellte Menſchengeſtalten und allerlei Vögelfiguren eingegraben, ſondern auch zwei Schiffe, von denen das kleinere ein Zweimaſter iſt, das größere eine ſpaniſche Galione vorzuſtellen ſcheint[11]. Dieſe Felsinſchrift kann mithin erſt, nachdem die Spanier den Amazonenſtrom befahren hatten, entſtanden ſein. Daher wird vielmehr dem Ausſpruche von Martius[12] beizupflichten ſein: „daß der Bildungsgrad der, durch ein ſo ausgedehntes Gebiet wohnhaften Urheber von dem gegenwärtigen nicht verſchieden geweſen ſein muß“ und jene gewagte Vermuthung, die vom Unverſtändlichen zum Unbekannten führt, abzuweiſen ſein.

Die Deutung des Tehmehri iſt verloren. Die Behauptung des Miſſionars Fray Ramon Bueno[13], daß die in den Bergen von Uruan entdeckten Züge ſich einer alfabetiſchen Schrift ſchon mehr näherten, müſſen wir dahingeſtellt ſein laſſen.

Digitized by Google

Quipuſchrift.

Die Weiterentwicklung der Grundlagen, von denen die beiden Schriftverſuche der Nordamerikaner, die Wampumgürtel und das Kekiwin ausgingen, erfolgte getrennt unter den vorgeſchritteneren Völkern Mittelamerikas und des weſtlichen Südamerikas.

Prieſterliche Männer waren die erſten Ausbildner der Schrift; ſolche vervollkommneten, wie wir ſahen, auf den Inſeln der Südſee die Tatuirung, ſolche ſchufen unter den nordamerikaniſchen Jägern aus dem Kekiwin das geheimnißvolle Kekinowin.

Wo eine geſchloſſene Prieſterſchaft dauernde Darſtellungsmittel anwendete, um das religiöſe Wiſſen zu erhalten und Vorſchriften beſtändig zu machen, da wurden weitere Fortſchritte gemacht. So wie eine ſolche im lebendigen Verkehr ihrer Mitglieder unter einander das vorhandene Darſtellungsmittel pflegte und ausbildete, blieb der zuerſt frei ſchaffenden Willkürlichkeit des einzelnen Prieſters kein unbedingter Spielraum gelaſſen, ſondern es wurde unter dem Zuthun Vieler weiterbewegt. Indem eine Prieſterſchaft gewiſſen Zeichen Sinn beilegte, indem ſie die ergriffene Anname den Genoſſen und Schülern mittheilte, konnte es zur feſten Ausprägung eines förmlichen Syſtemes kommen und die urſprünglich beliebige Anname irgend einer Form für eine gewiſſe Vorſtellung erhärtete zu einer übereinkömmlichen, welche in der Folge feſtſtand.

Rohe Gemäldeſchrift, welche ſich über die der Nordamerikaner nicht erhoben haben mag, hatten die Peruaner gleichwie die Bewohner Braſiliens. In den Ruinen eines großen Gebäudes eine Stunde von Huari fand Tſchudi eine ſchwere Steinplatte, mit einer Inſchrift, welche **Tafel XVI. 104** wiedergibt. Mit Wandmalereien war der Pallaſt von Makoa ausgeſtattet, der nun in

Digitized by Google

Trümmern liegt, in denen Tiger wohnen. In einem Buche, welches ein unglaubwürdiger Mann, Vollmer (= Zimmermann) zuſammenſchrieb, iſt die nachfolgende Schilderung eines peruaniſchen Schriftgemäldes, welche ich mittheile, weil ſie möglicherweiſe aus einer verläßlichen Vorlage entlehnt iſt. „Eine Reihe von Bildern ſchien mir (heißt es da) die Verwandlung — ſoll man ſagen: des Urſtoffes in den Menſchen auszudrücken. In fortlaufender Linie, durch eine Korde, die von Bild zu Bild ging verbunden, war zuerſt zu ſehen ein Häufchen formloſer Materie, hierauf folgte kugelähnliches kleines Gewürm, dieſes verlängerte ſich im nächſten und vergrößerte ſich in den folgenden Bildern bis zur Schlange. Der Schlange wuchſen Füße, erſt zwei, dann vier, dann ward ſie zum Krokodille. Schweif und Kopf verkürzten ſich, es ward zur Schildkröte. Dieſer wuchſen die Arme und Beine bis eine thierähnliche Geſtalt daraus wurde, der eines Stieres ziemlich nahe. Jetzt konnte man den Uebergang zum Affen wahrnehmen. Endlich ward ein bekleideter, dann ein bewaffneter Menſch daraus — und ſonderbar — das letzte war wieder ein Menſch mit Flügeln, welcher der Sonne zuflog. Soll dies ein Leben jenſeits, eine Auferſtehung andeuten?“[1] Hierzu hat in einer der beigegebenen Abbildungen Vollmer (d. h. Zimmermann), ein Drittheil der Verwandlungsſtufen vorgelegt. Ob auf dieſe Angaben Werth zu legen iſt, muß erſt ermittelt werden. Auf Gewähr Vollmer's (Zimmermann's) können ſie nimmermehr gelten. Der Wandmalereien ſoll es in Peru unzählig viele gegeben haben, von denen manche einen genealogiſchen und hiſtoriſchen Inhalt getragen zu haben ſcheinen: indeß iſt bis jetzt doch nur eine geringe Zahl von Gemäldeſchriften nachgewieſen worden. Einige Meilen nördlich von Arequipa auf der Höhe der Kaldera ſind viele Granitſteine mit allerhand Figuren von Thieren, Blumen, mit Ortsplänen und beſonderen unverſtändlichen Zeichen vorhanden. Drei ſolche hat Rivero in den von ihm und Tſchudi 1851 herausgegebenen peruaniſchen Altertümern auf Tafel 43 abgebildet. Bollaert ſchaute am Titikakaſee auf der Halbinſel Kopakakava, ſowie an den Sandſteinfelſen bei Tarakapi Einritzungen. Ferner gibt es noch in den Trümmern eines großen Gebäudes zu Huaytara (Provinz Caſtro Viregna), in der Nähe von Huara an der Küſte ähnliche Gemäldeſchriften. Solche

Digitized by Google

Ritzungen in Felsen nennt man jetzt Pintados. Raimondi hat 1866 einige abgezeichnet. Alle bekannten sind bei weitem gröber als die mechikanischen Gemäldeschriften. Der jüngste Fund von Bedeutung wurde am Titikaka gemacht: Leder- und Holztafeln, auf die ein Harzüberzug getragen war, in dem Punkte, grade Striche, Kreise, eckige sonderbare Figuren, Sonne, Mond, Menschen und Thiere eingerissen sind, die den in Felsen eingehauenen Gestalten angeblich glichen. Ein und dasselbe Wort quellekanni, bedeutete in der Quitschuasprache sowohl Malen als Schreiben.[2]

Indeß war es nicht die Gemäldeschrift, welche im Reiche der Inkas Tavantinsuju, den „vier Weltgegenden", dem Lande, welches die Spanier Peru hießen, zur Vervollkommnung gebracht wurde. Von einem geringeren Behelfe wurde vielmehr hier ausgegangen.

Die Anwendung von Knoten ist uns bereits mehrfach begegnet. Bei den Nordamerikanern waren die Wampum an ihre Stelle getreten. In ähnlicher Weise, wie die Wampum liessen sich auch Knotungen verwenden, und diesen Gebrauch hat man von denselben in Peru gemacht.

Die verschiedene Bedeutung der Farben bot sich von selbst. Bei dem Zählen drückten andersfarbige Steine die 5, 10, 100 u. s. w. aus. Peruaner bedienten sich ferner Rädchen von kleinen Steinen, denen sie bestimmte Bedeutungen beilegten, um etwas auswendig Gelerntes zu behalten. Die Art, wie dieselben geordnet oder befestigt waren, gab ihnen Winke.

Das Knotenschürzen nun ward in Tavantinsuju auf die höchste Stufe, zu einem kunstreichen System gebracht. Aus diesen Bezeichnungsanfängen schuf, wie es heißt, des vierten Inka Mayta Kapak Günstling, der Dichter Ylʃia (zweisilbig; fast wie Ülja, ob „der Alte" bedeutend?) die künstliche Quipuschrift. Die Ausbildung der Knotungen zu Merkzeichen, so daß sie eine ausgeführte und ausgedehnte Benutzung zuließ, dürfte allerdings, weil sie ganz auf Willkür beruht, von einem Manne der Hauptsache nach herrühren. Es hat deshalb Wahrscheinlichkeit, daß hier wirklich ein Erfinder bestimmte und wir haben daher keinen Anlaß, die Ueberlieferung der Peruaner zu verwerfen und auf die Sage zurückzugehen, welche Alexander von Humboldt in Lican vernahm, daß die Knotenschrift schon lange vor der Ankunft Manko Kapak's den Pürüays im

Lande Quito bekannt geweſen ſei. Den einfachen Gebrauch der Knoten mag immerhin jener Stamm ſchon länger gekannt haben.

Wann? Sicherlich vor 1400. Nach des Inkaabkömmlings Garcilaſſo de la Vega Angaben hätte der Sonnenſohn Mayta Kapak von 1126 bis 1156 die „vier Weltgegenden“ beherrſcht,[3] wäre ein großer Eroberer geweſen, der dem Reiche ſeine Ausdehnung verſchafft, und hätte zugleich eine beſondere Sorge für den Glauben getragen, den er beſſer feſtſtellen ließ und verbreitete. Auf ſein Schild ließ er als Wappen eine Schlange (amaru) und eine Schleuder malen, zum Andenken, daß er in den Anden eine große Schlange mit einer Schleuder erlegt hatte, wovon er den Beinamen Amaru führte. Sein neunter Nachfolger war der Inka Huaskar, der 1525 zur Herrſchaft gelangte. Unſere zweite Hauptquelle, Anello Oliva führt das einemal Huaskar als den ſiebenten das anderemal als den achten Nachfolger Mayta's auf; ſein Gewährsmann, der Kazike Catari ſcheint ihn gar nur als den ſechsten angeſehen zu haben, legt aber einem Inka 80jährige Regierungsdauer[4] bei. In Monteſinos' Fürſtenliſte, welche dieſen Inka Huaskar als den hundertſten Beherrſcher der Peruaner aufzählt, heißt der neunzigſte Inte Kapak Maita Pachacuti VII., iſt alſo (wiewol Anderes von ihm erzählt wird) der nämliche Mayta Capac. Nach dieſen Angaben allen dürfte Yljia zwiſchen 1300 und 1400 anzuſetzen ſein. Die Zuſammenberechnung der bekannten Regierungszeit von 2314 Herrſchern hat mir gelehrt, daß die mittlere Zeit einer Herrſchaft ungefähr 19½ Jahr beträgt. Man wird demnach als wahrſcheinlich behaupten können, daß Yljia bald nach der Mitte des XIV. Jahrhunderts blühte, ſpäteſtens gegen deſſen Ende. In dieſe Zeit alſo fällt die Erfindung der Quipuſchrift.

Die Farbe und die Folge der Fäden, ſowie die Größe der Knoten und ihr Abſtand von einander drückte in dieſer Knotenſchrift einen gewiſſen Sinn aus. In's Religiöſe gezogen galt ſie als heilig.[5] Sie eignete ſich keineswegs für alles, wol aber recht gut für einige Zwecke der Verwaltung eines Reichs, um dem Gebieter eine Ueberſicht zu verſchaffen. Einer Menge von Bedürfniſſen der Regierung entſprach ſie, wie wir ſehen werden, wenigſtens leidlich. Es ſcheint daher, als ſei ſie von den unumſchränkt waltenden Inkas

in ihrem Reiche förmlich eingeführt worden, und was wir vermuthen, wird sowol durch den Umstand unterstützt, daß die Inkas an allen größeren Orten Pfleger der Knotenschrift bestellten, als durch die Ueberlieferung, daß die Inkas eine frühere Schriftart verboten haben. Diese kann nur die Gemäldeschrift gewesen sein. Und so heißt es denn auch wirklich in einer andern Nachricht, sie hätten die Bilderschrift unterdrückt, das in ihr Vorhandene zerstört und die Schriftübung in dieser Kunst bei Strafe des Scheiterhaufens untersagt.[6] Gänzlich sie zu unterdrücken haben die Inkas nicht vermocht. Trotz dieses Einschreitens wurden in den Tempeln Steine mit eingehauener Bilderschrift aufbewahrt und am großen Sonnenfeste wurden (später?) historische Gemälde zur Schau vor dem Volke herumgetragen: allein im großen Ganzen haben sie dieselbe dennoch ausgerottet. Denn man hat bis jetzt im Südtheile von Peru nur ein paar Bilderschriften aufgefunden, mehrere dagegen im Gebirge, wo sich Manches der Gewalt der Inkas entziehen mochte. Nach alledem darf man wol sagen, den Inkas sei ihr Vorhaben insoweit gelungen, daß die Gemäldeschrift so ziemlich beseitigt wurde. Die Peruaner übten nur die Knotenschrift, die unter der Obsorge des Alleinherrschers war von ihm eingeführt und behütet.

Solche Schriftknoten hießen Quipu, welches Wort sowol „knüpfen" als „Knoten" bedeutete, die Schnüre woran diese Schriftknoten sich befanden, Quipos. Zusammengeknotete Bänder, Franzen aus Schnüren und Fäden machten die Quipuschrift der Peruaner aus. In Tschile, dessen Nordtheil der Inka Jupanki gegen Ende des XV. Jahrhunderts eroberte, wohin demzufolge die Quipos gebracht wurden, nennt man sie Pron,[7] „Schnüre".

An einer dicken Hauptschnur von der Länge eines Fußes bis zu vielen Ellen hingen an Schlingen, franzengleich eine Menge buntfarbiger Fäden von der Dicke gewöhnlicher Bindfäden herab, welche in Knoten einfach oder wiederholt geschürzt, mehrfach gedreht, ineinander dicht zusammengeflochten, verschiedenartig verstrickt waren. Die von der tragenden Querschnur oder dem Stamme herabhängenden dünnen Schnuren oder Fäden waren selten länger als eine Elle, gemeinlich viel kürzer. Tschudi fand in einem Grabe eine solche Schriftschnur, welche fast acht Pfund wog.

Digitized by Google

Tafel XVI. 103 zeigt einen Theil derselben. Eine andere hat Kingsborough abgebildet, deren grüner Hauptstrang einen etwa eine kleine Spanne langen oblongen Kreis bildet. Von sehr vielen Stellen desselben gehen dünne grüne Fäden aus, von denen viele unter einander verschlungen sind. Um den ganzen Obertheil sieht man eine Menge größerer und kleinerer, nebeneinander stehender, aber auch aufeinander folgender Schlingen, von denen einige sich auch untereinander verbinden. Dieses Geflecht erstreckt sich vom Strange ungefähr einen Finger weit in ungleicher Länge ab. In ziemlicher Entfernung vom Strange sind ein Dutzend rothe Fäden oder kleinere Schleifen und ein gelber Faden eingeknüpft. Vom Untertheil des Kreises, den der Strang bildet, gehen nur einzelne kurze ebenfalls grüne Fäden aus. Das Ganze macht den Eindruck eines Gewirres und bedeutete doch Bestimmtes. Daß viel Inhalt manchmal ein Quipu enthielt, läßt ein in Lurin gefundener vermuthen, da er einen Achtelzentner wog. Ein Franzengehänge, ein netzartiges Flechtwerk gab sonach in Peru ein Schriftstück ab.

Woran hing die Bedeutung? Zuerst an den verschiedenen Farben. Die Farben gingen zunächst auf sinnliche Gegenstände, demnächst auf entsprechende Vorstellungen und Begriffe. Weiß galt als Silber und als Frieden, Roth für Kämpfer und Krieg, Gelb galt als Gold, Grün als Mais u. s. w. Auch „gemischte" Farben wurden angewendet d. h. wol mehrere Fäden verschiedener Färbung zusammengebunden, so daß es eine große Menge von Verschiedenheiten in der Farbe der Stränge gab.[9] Nach einem Gewährsmann hatte auch die Stärke oder Schwäche der Fäden einen Bezug gehabt.

Die Knotenbeschaffenheit gab ferner einen Sinn. Der einfache Knoten hieß 10, zwei einfache nebeneinander 20, der doppelt geknüpfte 100, zwei doppelte nebeneinander 200, der dreimal verschlungene 1000 u. s. w.

Sodann lag in der Reihefolge der Faden, sowie in ihrer Entfernung von der Querschnur eine Bezeichnung. Die Hauptgegenstände befanden sich am ersten Zweige und in der Nähe der Querschnur: je weiter ab von dieser, desto deutlicher war die abnehmende Wichtigkeit ausgedrückt. Stellten die Quipos z. B. die Bewohnerschaft eines Ortes dar, so befaßte der erste Faden

Digitized by Google

die Greise, die 60jährigen und noch älteren, der zweite nannte die Zahl der Funfziger, der dritte die der Vierziger u. s. f., der letzte die der Säuglinge. Den Dingen wurde ein gewisser Rang beigelegt. War z. B. von Früchten Rechnung zu legen oder Bericht zu geben, so galt der erste Faden für Mais (oder Welschkorn), der zweite für Roggen (?), der dritte für Erbsen, der vierte für Bohnen, der fünfte für Hirse u. s. w. Oder handelte es sich um Waffen, so war die Folge: Lanzen, Pfeile, Bogen, Wurfspieß, Keule, Axt und Schleuder. Bei bloßen Zählungen wurde der Anfang mit der höchsten Ziffer gemacht.

Weiter konnten Verschlingungen mehrerer Fäden stattfinden, wodurch Beziehungen ausgedrückt wurden. Manche Knoten verschiedener Fäden wurden untereinander verschürzt, so daß eine Art Flechtwerk entstand.

Auch konnten wiederum von den Fäden gleichfarbige Seitenfäden ausgehen und gesondert an ihnen herabhängen. Derartige Anhängsel waren bestimmt um Abgesondertes anzumerken, Ausnahmen zu verzeichnen. Also gaben sie z. B. an einer Liste der Verheiratheten eines gewissen Alters die Zahl der Wittwen oder Wittwer an. Das Fach endlich, worin die Quipos aufbewahrt wurden, thut das Gebiet der Gegenstände kund, von denen die in ihm niedergelegten handelten. Gewisse am Anfange der tragenden Querschnur angebrachte Zeichen waren ebenfalls bestimmt, anzugeben, wovon die Aussage geschehe.

Diese einfache Bezeichnungsart läßt alle Bindeglieder wegfallen, ist aber dazu vortrefflich eingerichtet, Berechnungen anzustellen, Verzeichnisse anzulegen und hiernach die Regierung mit statistischen Nachweisen zu versorgen. Aus jedem Bezirke kam am Jahresschluß der Regierung in Kuzko eine Liste der Todesfälle und Geburten während des abgewichenen Jahres zu, sammt den Angaben, wie viele Wittwen und Waisen in ihm geworden waren. Der Inka wußte durch die eingeschickten Quipos genau, wie viele Abgaben ihm zukommen müßten und wie viele Männer er in den Krieg schicken konnte.

Auf dieser Stufe blieb die Quipuschrift nicht stehen. Gewandte Handhabung verhalf noch zu einem ausgedehnteren Gebrauche, so daß in ihr auch Opferordnungen und Zeitregister,

Digitized by Google

Gesetze und Berichte und geschichtliche Kunden niedergelegt werden konnten. Acosta versichert, vielleicht mit einiger Uebertreibung, daß durch die Quipos das Andenken vorgefallener Begebenheiten bis auf die geringsten Nebenumstände getreulich erhalten worden sei: wir können uns nur vorstellen, daß sie ein Mittel waren für den Sammler von Ueberlieferungen, die Vorfälle in rechter Ordnung auseinanderzuhalten und dem Gedächtnisse zu Hülfe zu kommen, aber wir vermögen nicht zu begreifen, wie man im Stande gewesen sein soll, mittelst der Knoten wirkliche Erzählungen zu geben, und Garcilasso de la Vega, unser vorzüglichster Gewährsmann, läßt sich auch dahin aus: die Peruaner hätten durch die Quipos die Zahl der Gefechte, Gesandtschaften und königlichen Erklärungen bemerkt, aber den Inhalt der Botschaften und die Worte der Erlasse des Inka nicht ausdrücken können,[10] sie hätten mit Hülfe der Knoten die Jahresfolge ihrer Geschichten erlernt. Insofern sie zu solchen Zwecken dienten, hat also eine mündliche Erläuterung seitens der Kundigen hinzutreten müssen. Gesellte sich zu der Knotenschrift eine erklärende Ueberlieferung, wurde das im Gedächtniß Behaltene in Beziehung gebracht zu Quipos, so war es allerdings thunlich, sie für die Geschichte zu verwenden und mit ihnen Erzählungen, die dem Gedächtniß anvertraut waren, in ihrer richtigen Folge und wol auch einiges Einzelne aus denselben genau und bestimmt festzuhalten.

In der That gab es solche Erklärer. Der Inka bestellte in jedem Verwaltungssprengel, in jeder größeren Ortschaft verpflichtete Beamte und Rechnungsführer (Quipukamaju oder Quipukamajokuna), welche von Lasten und Leistungen frei waren, gegen die Obliegenheit, Knüpfer, Bewahrer und Erklärer der Quipos zu sein. Im kleinsten Orte gab es wenigstens vier, in großen 20 und sogar 30. Mit großer Sorgfalt wurden die ausgezeichnetsten und erfahrensten Personen zu diesem Amte ersehen; mehrere wurden überall eingesetzt, damit die Quipukamajus sich nicht so leicht zu Betrügereien untereinander verständigen könnten[11]. Sie hatten die amtlichen Verzeichnisse zu führen, namentlich über die Abgaben; Geburten und Todesfälle zu zählen. Ihre Aussagen galten als glaubwürdige Zeugnisse. Sie waren verpflichtet auf Anfragen Bescheid zu geben, sie unterwiesen in der Quipuschrift die Jugend in

Digitized by Google

den Schulen.[12] Sie mußten ferner auch die Geſetze wie die gottesdienſtlichen Vorſchriften inne haben und die geſchichtlichen Ueberlieferungen. Im Hinblick auf die Knotenſchnüre, in denen Theile von denſelben enthalten waren, hatten ſie dieſe mitzutheilen und namentlich war ihnen befohlen, an den Feſten ſingend vorzutragen, was jedes Jahr ſich zugetragen hatte. Dies Letztere berichtete Alonſo d'Ovaglie in der erſten Hälfte des XVII. Jahrhunderts mit der Bemerkung, daß es noch in ſeiner Zeit geſchehen ſei.[13] Archivare und Geſchichtskundige ſind demnach die Quiposbewahrer geweſen: nennt ſie doch auch Anello Oliva geradezu öffentliche Chroniſten. Gewöhnlich ſcheint das Amt eines Quipuerklärers vom Vater zum Sohn übergegangen zu ſein.

Aus dieſen Nachrichten über ſie entnehmen wir, daß zum Verſtändniß dieſer Gedenkknotenſtränge die ergänzenden Zuſätze eines geſchickten Quipukamaju erforderlich waren, daß ſie mithin, wenn nicht überhaupt doch wenigſtens für Vieles nur als Unterſtützungsmittel für das Behalten im Gedächtniſſe dienten.

Ein peruaniſches Archiv beſtand aus einem Haufen von Knäueln buntfarbiger Fäden aus Lamawolle oder Agavebaſt.

Schon ein Vorgänger Mayta Kapak's, der Inka Sindſchi Roka hatte in Kuzko eine Schule errichtet, in welcher indeß nur die Söhne der Vornehmen Unterweiſung erhielten; ein ſpäterer Inka, in der zweiten Hälfte des XV. Jahrhunderts, Paſchakutek erweiterte nicht nur dieſes Kollegium, ſondern beſtellte auch in allen Provinzen Lehrer. In dieſen Schulen wurden die Quipos und mit ihrer Zuhülfenahme die Annalen des Landes gelehrt.[14]

Unter den Peruanern erhoben ſich Dichter und die Dichtkunſt fand bei ihnen Pflege: aber davon, daß die Quipos auch für Gedichte angewendet worden ſeien, erfahren wir nichts weiter, als daß ein Knotenbeamter aus Quipos ein kurzes Gedicht von vierſilbigen Verſen dem Blas de Valera mittheilte. Erhalten iſt ſonſt nichts durch Quipuſchrift, erhalten überhaupt wenig: jenes Gedicht, das Blas de Valera bewahrt und aus dieſem — denn auch deſſen Werk iſt verloren gegangen — Garcilaſſo de la Vega[15] gerettet hat, dann zwei Trauerſpiele; das eine „Ritter (Apu) Oſſontay", welches im letzten Halbjahrhundert der Inkaherrſchaft am Hofe Huayna Kapak's aufgeführt wurde, zuletzt in einer

Digitized by Google

Niederschrift im Besitze des Priesters von Laris Don Puebla Justiniani war und 1853 von Tschudi in seinem Buch über die Kechuasprache im Druck veröffentlicht wurde; das andere „Uska Paukar oder die goldene Blume" theilte im Auszuge Markham[16] mit.

Die Quipuschrift war nach allem vorzugsweise zum Staatsgebrauche bestimmt. Ihr äußerlich mechanisches Wesen entsprach dem im Reiche der Inkas vorwaltenden Geiste mechanischer Anordnung. Sie diente dem Inka; und wol nur der Vornehmen Söhne werden es gewesen sein, die in ihr oder in ihrer ausgedehnteren Anwendung unterwiesen wurden. Indeß bedienten sich auch Privatpersonen der Quipuschrift und sogar bei Bestattungen wurden zuweilen Quipos zur Leiche gelegt, die vermuthlich über das Leben dieser Person eine Auskunft geben sollten.

Die Quipuschrift hat sich über den Bereich Perus verbreitet. Nördlich in Kito (jetzt der Hauptstadt von Ekuador) war vermutlich der Bildungsstand der Nämliche wie in Kuzko. Geschnittene Täfelchen von Holz, Stein, Thon wurden daselbst zu Rechnungen und Angaben verwendet; ihre Größe, ihre Farbe und das Fach, worin sie lagen, sprach. Kitos (Quitos) Archiv glich, wird man versucht, scherzhaft zu sagen, einer Steinsammlung in vielen Kästen.[17] In Tschile, im Urequenas am oberen Rio Grande in Brasilien und selbst in Paraguay im Inneren Südamerikas war Knotenschürzen üblich. Auch die Tlaxkalteken, die Tlaskalaner in Mechiko wendeten Quipos an. Da jedoch zwischen Tavantinsuju und den mittelamerikanischen Bildungsstätten keine Berührungen stattfanden, dürften sie entweder unabhängig von Ytstas Erfindung aus den vorhandenen Anfängen ihren Gebrauch genommen haben, oder durch Vermittlungen anderer Stämme mit demselben bekannt geworden sein.

Nach dem Sturze des Inkareiches, seit 1533 ging die ausgebildete Quipuschrift unter. Indeß dienten noch eine Weile alte Quipos dazu, den Geschichtschreibern Perus Nachrichten von der Vergangenheit Perus zu übermitteln. Garcilasso de la Vega war in seiner Jugend ein Quipukundiger und er war in spanischer Zeit nicht der einzige. Der Domherr in Scharkas, Dr. Barthelemy Cervantes, schrieb einige geschichtliche Nachrichten auf, welche ihm

Digitized by Google

der alte Kazike Katari in Kotschabamba gegeben hatte, dessen Vorfahren Quipukamajos gewesen waren und von Ylia selbst abzustammen sich rühmten. Aus diesen Papieren verfaßte Anello Oliva um 1630 einen Abriß der Geschichte Perus.

Unter den Indianern erhielt sich noch lange die Kenntniß der Knotendeutung, allein sie wurde in Geheimniß gehüllt. Noch leben im südlichen Peru Indianer, die sich auf sie verstehen, allein weißen Männern ihre Kunde verhehlen.[19] Im gemeinen Gebrauch diente sie nur zum Zählen, welchen Gebrauch der Quipos in den Zeiten der Inkas alle Peruaner verstanden haben mochten. Als die Indianer bekehrt waren, bedienten sie sich für die Beichte der Knotungen, um ihrer Sünden eingedenk zu bleiben. Die Amokowitweiber in Paraguay nahmen noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, um bei der Beichte ja keine Uebertretung eines Gebotes außer Acht zu lassen, für jede Gattung von Sünden einen andersgefärbten Faden, und wenn sie sich vergaßen, machten sie in den passenden Faden jederzeit einen Knoten.[20] Die auf dem westlichen Abfall der Anden vom 30. S. Br. südwärts lebenden Araukaner scheinen noch immer Quipos, wenn auch blos in beschränkter Weise, anzuwenden. Vor ungefähr 40 Jahren erfuhr Pöppig im Thale von Antuko im südlichen Tschile, daß die dortigen Araukaner die Sitte hatten, die Art und Zahl der zu einer Sühne verlangten Dinge — das Wergeld würden wir sagen, — durch Quipos ähnliche Schnüre Pron genannt anzuzeigen. „Die rothe Farbe der Schnüre, sagt Pöppig, deutet an, daß der Nichtzahlung ganz gewiß die blutigste Rache auf dem Fuß folgen wird.[21]

In der Zeit der spanischen Herrschaft wurden von den getauften Indianern Maiskörner und kleine Kieselsteine als Hülfe des Gedächtnisses gebraucht, um leichter die katholischen Gebete zu behalten. Ein Kranz von solchen ward zurechtgemacht für das Pater noster, ein anderer für das Credo, ein dritter für das Ave Maria. Jeder Stein bezog sich auf einen Satztheil, besagte entweder „empfangen vom heiligen Geiste" oder „gelitten unter Pontius Pilatus u. s. w.[22]

In dieser Zeit trat auch wieder die Schreibmalerei hervor. Unter den Stämmen am unteren Ucajali schreiben bei der Namen-

Digitized by Google

gebung eines neugeborenen Kindes die Pathen auf Blätter mit einem Holzſtift Zeichen; dieſe Blätter wurden aufbewahrt und wenn das Kind ſtarb, mit ihm in's Grab gelegt. Vollaert entdeckte eine Lamahaut mit Figuren und daguerrotypirte ſie 1857. Sie ſtellt die Grauſamkeit der Spanier gegen die Peruaner dar. Bei den Panoes (die um den 6. Grad S. Br. wohnen) fand der Franzoſe Narciſſo Gilbar ein Quartbündel von bemalten Blättern. Leider ging es in Lima wieder verloren.

Noch immer führen Schäfer in Peru Liſten über ihre zahlreichen Heerden nach der alten Bezeichnungsart des Quipu. In mancher Hacienda werden noch in unſern Tagen mit den Knoten des erſten Stranges die Ochſen, mit denen des zweiten die Milchkühe, mit dem dritten die übrigen Kühe, mit dem vierten die Kälber gezählt, dann kommen die Schafe, die Zahl der erlegten Füchſe, die Menge des verbrauchten Salzes, zuletzt das gefallene Vieh. Durch die Art der Knoten wird unterſchieden, wie viele Stück verendeten oder durch Raubthiere umkamen. Auf einem andern Quipu vermerken ſie den Ertrag von Milch, Käſe und Wolle. Aber ſie kennen nur noch die einfache Art der Anwendung.

Aus den Gräbern der alten Peruaner können Quipos zentnerweiſe zu Tage gefördert werden, allein die meiſten hat der Salzgehalt des Meerſandes, der ſie bedeckte, dermaſſen zerſtört, daß ſie bei der Berührung in Staub und Moder zerfallen, und wenn auch viele gut erhalten ſind — wer verſteht ſie?

Einer Merkwürdigkeit aus unſerem Jahrhunderte möge noch kurz gedacht werden. Ein alter Indianer in Sampaja (in Tſchile) ein eifriger Katholik, der nicht die geringſte Kenntniß vom Leſen und Schreiben beſaß, erſann ſich, um den Katechismus und die Gebete feſtzuhalten, eine hieroglyfiſche Schrift; er trug mit einem runden Stäbchen mit Pflanzenſaft auf Felle ſeine ſinnbildlichen Zeichen. Er lehrte auch Indianerkindern ſein Schreibverfahren, aber eine Seuche raffte faſt ſeine ſämmtlichen Schüler weg. Wer nähere Auskunft über dieſe Schrift und Proben derſelben zu erhalten wünſcht, findet ſie in Tſchudi's Reiſen durch Südamerika 1869 im V. Band, Seite 314—316 und 282—284.

Digitized by Google

Mechikaniſche Hieroglyfik.

Darſtellendes Schreiben, eine Gemäldeſchrift, für welche Klemm den bezeichnenden Namen Kurſiv-Malerei gebraucht hat, war unter den nordamerikaniſchen Jägervölkern aufgekommen. Wie hätte jedoch in ihrem unſtätten und einfachen Leben die Schriftmalerei zu einer höheren Entwicklung gedeihen ſollen?

Es waren die Tolteken, welche ſie ausbildeten, vermuthlich ſchon vor der Zeit, in welcher das zauberhafte Kekinovin aufkam. Dieſe Tolteken oder Tulteken (Tultekas, Toltekatl), waren zufolge ihrer Ueberlieferungen, als ſie dieſen Namen noch nicht führten, auf Schiffen im nordweſtlichen Amerika angelangt und hatten ſich in Hwehwetlapallan niedergelaſſen, wahrſcheinlich nördlich von Kalifornien, etwa unter dem 42° N. Br. Sind ſie aus Aſien gekommen? Soweit reichten ihre eigenen Erinnerungen nicht, die nur als älteſte Thatſache die Ankunft in Hwehwetlapallan noch bewahrten. Später zogen ſie ſüdwärts und ſetzten ſich an der nordweſtlichen Grenze des nachherigen Mechiko feſt, wo ſie um das Jahr 666 den Ort Tula (Tulam, Tullan, Tollan) d. h. „den Binſenplatz" gründeten, nach dem ſie ſich fortan benannten. Hier, in Tula beſaßen ſie bereits ausgebildete Gemäldeſchrift und es verfaßte um 700 unter dem zweiten Könige Tollans der weiſe, ſternkundige Hwematzin (Hweman) in Gemeinſchaft mit andern kundigen Männern ein Werk in Figurenſchrift, worin er die Summe ihrer bisherigen Erfahrungen, ihres Wiſſens und Wähnens niederlegte, das „heilige Buch" Teo Amoſchtli (geſchrieben Amoztli), welches den Bericht von den Wanderungen und Einrichtungen ſeines Volkes, welches Meinungen über die Weltentſtehung und die Vorgänge am Himmel, welches Lehren des Glaubens und des guten Wandels enthielt.

Digitized by Google

Dieſes Buch blieb das Hauptbuch der Tolteken. Damals alſo war, wofern jene Ueberlieferungen glaubhaft ſind, jene mittelamerikaniſche Gemäldeſchrift bereits vorhanden. So ſcheint es. Wie groß iſt indeß die Dunkelheit dieſer fernen Zeiten! Noch hat überdies kein gründlich geſchulter Forſcher alle ſie betreffenden Nachrichten und Vorlagen geprüft. Der gute Wille und der große Eifer derer, die ſich mit ihnen beſchäftigt haben — wie rühmenswerth er iſt — erſetzt bei ſolchen ſchwierigen Unterſuchungen die wiſſenſchaftliche Schulung zur Geſchichtſchreibung keineswegs. Die Unſicherheit unſeres Wiſſens müſſen wir daher geſtehen. Nicht völlig ausgemacht iſt, ob die Ausbildung der Schriftmalerei nicht etwa von dem älteren Majageſchlecht herrührt, einem friedlichen und feldbauenden, durch Fleiß und Arbeitſamkeit ſich emporringenden Stamme, der im ſüdlichen Mechiko ſaß und ſich nach der gegen die Antillen zu vorſtreckenden Halbinſel Jukatan verbreitete, oder ob ſie von den einwandernden Tolteken ausging, wenn nämlich überhaupt Tolteken und Maja zu unterſcheiden ſind. Wären beide verſchiedenen Stammes, wie die meiſten Gelehrten annehmen, ſo dürfte allerdings wahrſcheinlicher ſein, daß die Tolteken die Ausbildner waren, weil dieſe Hieroglyſik zuweilen „Schrift und Malerei von Tulam“ geheißen worden iſt.

Im Gebrauch waren übrigens auch im mittleren Amerika die Knoten oder Quipos, die hier Nepohwaltzitzin genannt wurden, jedoch wie es ſcheint, nur in den älteren Zeiten und in beſchränkter Weiſe. Boturini fand ungeachtet eifrigen Nachſuchens nur eine einzige, von Alter bereits ganz verkommene Knotenſchnur, in einem Orte Tlaskalas. Von der ausgiebigeren Gemäldeſchrift wurden die Nepohwaltzitzin verdrängt. Indeß reicht unſer Wiſſen noch nicht ſoweit, um zu ermeſſen, ob die Maja und die Tolteken Schriftknoten knüpften oder ob dieſe Kunſt erſt die ſpäter einwandernden Azteken mitbrachten — und nachmals aufgaben. Tatuirung war, wie wir ſchon (Seite 94) ſahen, den die Majaſprache redenden Jukateken nicht fremd.

Die Tolteken wanderten weiter ſüdwärts in das Hochland Mittelamerikas, nach Ana-hwak, d. h. dem „Land am Waſſer.“ Sie führten auf ihrem Zuge Gemäldebücher mit ſich und bemerkten die Jahre des Weiterwanderns. Dieſe Tolteken waren

ein mildes fleißiges Geschlecht, welches Mais und Baumwolle anbaute und Metalle bearbeitete. Sie hausten seßhaft und brauchten nicht Tag für Tag ängstlich zu sorgen für den Unterhalt der nächsten Woche wie die herumschweifenden Jäger. Sie wohnten sogar zusammengedrängt in Städten und demzufolge gestalteten sich die Zustände ihres Lebens bei weitem mannichfacher und reicher. Die nordamerikanischen Indianer kamen nur zu kleinen kurzen Aufzeichnungen, unter den Tolteken jedoch entstanden Bücher. Auch hatten sie Priester, denen sie auf ihrer Wanderung gefolgt waren. Ein Priestertum, welches die Pflege der höheren Bedürfnisse auf sich nahm, bildete sich unter ihnen fester und in schärferer Prägung heraus. Da wurde denn, sobald es eine schriftliche Darstellung galt, nicht nur besser gezeichnet, sondern auch für den bildlichen Ausdruck eine ausgeführtere Form hervorgearbeitet. Machte hie und da ein denkender Kopf Fortschritte in der bildlichen Wiedergabe seiner Vorstellungen, so blieben diese nicht vereinzelt (wobei sie, wie sonst oftmals geschah, wieder verloren gegangen wären), sondern wurden Vielen bekannt und Verschiedener Leistungen knüpften sich aneinander. Die häufigere Anwendung in Folge der verschlungeneren Lebensverhältnisse zog eine bestimmte Entwickelung des Ausdrückens der Gedanken in Bildern nach sich und zwar zu gewissen Formen, an denen, wenn sie einmal gewonnen worden waren, beharrlich festgehalten wurde. So entstand ein System der Gemäldeschrift, das alsdann auf einer Menge von Voraussetzungen ruhte, das besonders erlernt werden mußte. In Mittelamerika reifte mithin das Hinmalen von Gedanken zu einer förmlichen Gemäldeschrift von ausgeführten Mitteln, und war ohne Zweifel eine Hieroglyfik, da sie von den Priestern gehandhabt wurde und ganz gewiß lange Zeit der Hauptgebrauch derselben auf die Erhaltung des vermeintlich Göttlichen im Bewußtsein abzielte. Erzählt wird, der Toltekenfürst Ketzalkohwatl habe sowol geschichtliche Nachrichten als gesetzliche Bestimmungen, wie auch Lehren der Deutung aus den Gestirnen, den Träumen und Vorzeichen in einem Buche, welches Tonalamatl d. h. „Sonnenbuch" hieß, zusammengestellt.[2] Tonalamatl war auch, wie Clavigero angibt,[3] in Mechiko der Name für eine Gattung des Weissagens. Es gab vielleicht ein altes Weissagebuch, das also hieß.

Der Majastamm war über ganz Mittelamerika verbreitet. Im Südtheil des heutigen Mechiko entstand ein Reich priesterlicher Herrscher über die Zapoteken, dessen Mittelpunkt Liubáa (nachmals Mitla genannt, unweit der jetzigen Stadt Oajáka) war, in dem Schriftmalerei gleichfalls geübt wurde. Ostwärts soll in grauer Vorzeit ein Stamm, an dessen Spitze Votan stand, gezogen sein, der in der Gebirgskette um das heutige Palenke im Olmeken-Gebiete (im Staate Tschiápas, unweit der Grenze des jetzigen Jukatan) sich festsetzte. Auch in Palenke gab es Gemäldeschrift. Ein Theil dieses Stammes zweigte sich ab und wanderte vom Priester Zamna geführt längs der Küste weiter, nahm in Jukatan Platz, welches Maahja, „wasserloses Land", Ulumilkuzi, „Land des Geflügels" oder Onohualko hieß und gründete Itzmal, wo Zamna starb. Die Majas priesen diesen Zamna als den Begründer der Gesittung unter ihnen und als den Stifter ihres Reiches Majapan. Von ihm soll die Priesterschaft des Landes ausgegangen sein, er soll den Kalender und die Bilderschrift gegeben haben. Wird er deren Erfinder genannt, so dürfte dies dahin zu verstehen sein, daß er sie mitgebracht und den Landeseinwohnern bekannt gemacht hat. Die Uebereinstimmung des bei den Azteken in Mechiko üblichen Kalenders mit dem der Maja-Jukatans ruft zudem die Vermuthung hervor, daß diese Einwanderer toltekischer Abkunft waren. Freilich geschieht eines Einstroms von Tolteken erst lange nach Zamna's Tode Erwähnung, als nämlich der Zuzug der Tutul-Schius nach Jukatan berichtet wird. Diese Tutul-Schius (Xius) errichteten später, um das Ende des IX. oder X. Jahrhunderts, unter ihrem Haupte Ahkuitok neben dem Reiche Majapan eine Herrschaft um Uchmal (Itzaláne). Unter ihren Einwirkungen löste sich das Reich Majapan um die Mitte des XV. Jahrhunderts in mehrere Staaten auf. Im wesentlichen war die Bildung in allen diesen Gebieten, in Anahwak, im Zapotekenreiche, in Palenke, Itzmal und Uchmal gleichartig: am weitesten vorgeschritten dürfte die Majapans gewesen sein. Der nachweislich südlichste Punkt der Ausbreitung dieser Schrift wäre Bogota (4° 36′ N. Br.), wofern nämlich die daselbst von Alexander von Humboldt wahrgenommenen Schriftsteine wirklich den jukatekischen gleichen.

Digitized by Google

Nach mehrhundertjähriger Blüthe wurden die Tolteken in Anáhwak durch Trockenheit und Mißwachs, durch Hunger und Seuchen, durch Kriege untereinander und Aufstände der unterwürfigen Bevölkerung dermaßen geschwächt, daß ihre Macht gänzlich zerfiel, ihr Reich mit dem auf das Jahr 1052 angesetzten Tode ihres Oberhauptes Topiltzin aufhörte und das Toltekenvolk zerging. Die meisten Uebriggebliebenen zogen in andere Wohnsitze, einige südwärts nach Guatemala, andere ostwärts nach Jukatan und anderswohin; wenige blieben zurück. Des inneren Streitens Ursache war ein Glaubenszwist gewesen. Die Anbeter des Tezkatlipoka und die des Ketzalkoatl haderten nämlich untereinander. Es wurden zuerst diejenigen vertrieben, deren Idol eine gefiederte Schlange vorstellte. Grade dieses Zeichen ist an Jukatans Gebäuden öfters wahrgenommen worden, woraus sich schließen läßt, daß es diese Ausgestoßenen waren, die nach Jukatan auswanderten.

Nach langer Zeit zogen in das beinahe verlassene Anahwak mehrere rauhe Stämme aus dem Norden ein. Zuerst die benachbarten Tschitschimeken, vor denen noch Tolteken nach dem jetzigen Nikaragua gewichen sein sollen, später kamen dem nahwatlakischen Stamme angehörige kriegerische und grausame Haufen, unter denen die bedeutendsten die zuletzt anlangenden Azteken waren. Diese Azteken hatten ihren Ausgang von Aztlan, dem „Lande der Reiher", nördlich und östlich vom kalifornischen Meerbusen oder aus der Gegend der großen Binnenseen, genommen und nannten sich nach ihm Aztekatl. Sie setzten sich während des XII. Jahrhunderts im Norden von Mechiko fest, erhoben sich aber erst ein Jahrhundert später zu Macht und großer Geltung, nahmen nun Anahwak ein, legten 1325 Tenochtitlán oder Mechoakan an, gründeten mehrere Reiche und eroberten nachmals auch südlichere Landstriche. Ihr Oberhaupt Montezuma I. drang bis Utlatlan, wie Guatemala hieß. Die Nahwasprache ward bis Nikaragua verbreitet. Aber die kriegerischen und waffengewaltigen Azteken traten doch die Erbschaft der toltektischen Kenntnisse und Kunstfertigkeiten an. Ihre Priesterschaft ergriff die Schrift von Tula. Im Bereich der nahwatlakischen Stämme fand also die Gemäldeschrift Eingang. In wie weit zu deren Verständniß die Sprache erforderlich war, trat nunmehr die

jetzige Staatssprache, das Nahwa, an die Stelle der älteren Redeweise, und seine Kenntniß ist mithin zur Deutung der mechikanischen Hieroglyfen unentbehrlich. In Nikaragua verstanden nur diejenigen ihren Sinn, welche die Sprache Mechikos redeten.

Auf Tschiapas, Guatemala und Jukatan scheint sich der aztekische Einfluß wenig erstreckt und daher bei dem in diesen Landstrichen wohnenden Maja-Kitschegeschlecht die ältere Bildungsweise in ihrer Eigentümlichkeit fortgedauert zu haben. Die weitere Ausbildung der Gemäldeschrift ward in den von aztekischer Herrschaft bewahrten Gebieten eine andere als in Anahwak.

Aus diesen Vorgängen und Verhältnissen erklärt sich das Auseinandergehen dieser Gemäldeschrift in mehrere Arten. Denn es sind, soweit sich gegenwärtig sehen läßt, verschiedene Systeme entstanden. Das eine ist das toltekisch-aztekische in Mechiko. Das andere ist dasjenige, welches man vornämlich gewahrt hat auf der Bergkette zwischen Guatemala und Jukatan bei dem Dorf Palenke, an einer Waldstelle, wo einst eine große Stadt blühte, jetzt Schlangen und reißende Thiere ihren Aufenthalt haben. Squier hielt das System von Palenke für das vollkommenere, das von Mechiko für gemischter Natur und verworren.[5] Indessen ist uns das palenkische noch weit unverständlicher als jenes, darin jedoch dürfte Squier Recht haben, daß er das palenkische für entwickelter erklärt. Verschiedene Forscher nehmen sogar drei Systeme an. Die Hieroglyfen in Jukatan und auf den Prachtbauten der Mitte Mechikos sollen mit denen des nördlichen Mechiko nicht die geringste Aehnlichkeit bieten und sie behaupten sogar, daß die ersteren schon lange vor dem XII. Jahrhunderte gemacht worden seien. Da, wie wir noch näher angeben werden, das Verständniß dieser Hieroglyfik vor anderthalb hundert Jahren verloren ging, so verhüllt gegenwärtig die Ueberreste der mittelamerikanischen Schrift ein tiefes Dunkel.

Die Schrift nannten die Kitsche's (Quiche's), denen die palenkischen Werke angehören, in denen wir die unmittelbare Fortleitung und Weiterbildung der toltekischen Weise erblicken, „Schrift und Malerei von Tulan". in Anahwak hingegen hieß sie Amaltes oder Analthe mit einem, wie wir nachher sehen werden, auch der Majasprache angehörenden, Holzbuch bedeutenden

Worte. Der Tolteken-Gott Ketzalkoatl (dessen Name „gefiederte Schlange" bedeuten soll) wurde, wie als der Lehrer des Landbaues und der Bearbeitung von Metallen, so auch als der Bringer der Schrift weithin verehrt.

Es waren die Priester, welchen ebensowol in Jukatan[6] wie in Anahwak die Sorge für das Schreiben und die Schriftstücke oblag.

Die Schrift kam auf Steine in halberhabener Arbeit, die manchmal, vielleicht in der Regel gefärbt wurde, damit die Bilder sogleich deutlicher kennbar seien. Stein-Inschriften kamen theils an die Mauern von Gebäuden, namentlich von Tempeln und Priesterhäusern, theils wurden sie auf einzelne besondere Stücke gemacht. Die Paläste in Tenochtitlan, in Tezkuko und andere enthielten auf diese Art eine Menge von Schriftstücken. Im Innern des Klosters von Merida gab es daher lange noch (gibt es wahrscheinlich noch jetzt) derartig beschriebene Mauern aus der Heidenzeit. Die Jukateken pflegten beim Ablauf eines Zeitraumes von 20 Jahren in jeder Hauptstadt einen Inschriftenstein zu setzen, etwa von 10 und mehr Fuß Länge (Höhe ?), oben gerundet. Solche Inschriftensteine lernten die Spanier in Majapan kennen, wo sie 7 oder 8 solche sahen, unter denen einiger Schrift bereits durch den Regen unkenntlich geworden war[7], in Zilan u. s. w. Den Stein zu ersetzen, verwendete man zu Reliefs auch gebrannten Thon. Irdene Gefäße mit Hieroglyfen sind gefunden worden.

Aber die Bewohner Mittelamerikas begnügten sich nicht damit, ihre Bilderschrift auf den Stein der Umfassungsmauern von Gebäuden, die inneren Wände von Stuben und einzelne Säulen zu bringen, sondern stellten sich auch leichtere, tragbare Beschreibstoffe her. Wie die nordamerikanischen Jäger, die Rikkaris am oberen Missuri sich zu ihren Aufzeichnungen der Büffelfelle bedienten, andere Stämme sogar der Birkenrinde, und die Zauberer und Gaukler der Jägerstämme schon förmliche Holztafeln sich zurechtmachten, so thaten auch die Mittelamerikaner. Sie richteten sich Thierfelle sauber vor, besonders Hirschhäute, und verwendeten außerdem auch Baumrinde, die sie platt schlugen und mit einem dünnen weißen Firniß überzogen. Peter Martyr von Anghiera erzählt, die Mechikaner hätten auch weiße Holztäfelchen geführt

und bei sich getragen, auf denen z. B. Verwalter ihre Einkäufe vorläufig vermerkt hätten. Die Schrift habe dann vermittelst eines Tuches oder Schwammes weggewischt werden können.[8]

Aber alles dieses genügte ihrem Bedarfe noch nicht: sie thaten einen Schritt weiter, fertigten sich aus Pflanzenstoffen ein förmliches Papier. Aus einem Gemenge von Seide und Harz oder aus einem Gewebe von Baumwolle bereiteten sie sich Beschreibstoffe, vorzugsweise aber aus den Blättern und Fasern der üppig wachsenden, im Nordstrich freilich nicht mehr gut fortkommenden Agave (Maguey, Aloe) und der Palme Ixtotl. Von den Blättern und Halmen der Aloe wurden die inneren Häutchen abgelöst, in Wasser gelegt und ausgewaschen, alsdann wie Hanf gedörrt und geröstet, auch mit Gummi gestärkt, hierauf zusammengepresst zu verschiedener Dicke, ausgedehnt, zuletzt geglättet. Die Palmfasern, die dünnen Baumrinden, das Mark (die inneren Bestandtheile) des Baumes Tschagua und Wurzelfasern wurden gleichfalls in ähnlicher Weise zubereitet. Manchmal (nicht immer) kam noch auf beide Seiten des Papiers ein dicker Auftrag von Mehl, der einen weißen Ueberzug gab, welcher noch mit einem weißen Firnißharz überzogen oder wenigstens wiederum geglättet wurde. Man sieht, daß von der ursprünglichen Bereitungsart ein Fortschritt zu Verbesserungen geschah. Durch solches Verfahren stellten sie sich ein recht gutes Papier von verschiedener Stärke und Feinheit her; es war dick und haltbar gleich unserer Pappe, aber glatt. Die Stücke wurden in beträchtlicher Länge angefertigt; man kennt solche von 45, selbst bis 70 Fuß Länge. Daneben ging der Gebrauch von Hirschfellen fort und zuweilen wurden mehrere Thierhäute zusammengenäht, um einen langen Beschreibstoff zu ergeben. In großer Länge machte man sie wol deshalb, weil diese Beschreibstoffe anfangs zum Zusammen- und Aufrollen bestimmt waren. Hierbei blieben die Mechikaner indeß nicht stehen, da die Rollen manchmal unbequem fallen mochten. Sie brachen gewöhnlich ihr Papier, so daß es zusammengefaltet werden konnte, wobei die Streifen eine Handbreite bis zu einem Fuß hielten. Nach Art unserer Fächer oder spanischer Wände wurden die Zeuge zum Beschreiben in Streifen, im Zickzack, zur Buchform zusammengelegt und an jedem Ende durch ein Holztäfelchen geschlossen. Der

Digitized by Google

Lesende, der das Buch aufschlug, hatte stets zwei Seiten vor sich. Beschrieben wurde das Papier auf beiden Seiten. Die in Dresden aufbewahrte mittelamerikanische Handschrift auf künstlichem Papier hat 8 Zoll Höhe, ist gefaltet zu 40 Blatt, enthält mithin als doppelt beschrieben 80 Seiten, beträgt auseinandergestreckt 12 Fuß 6 Zoll in der Länge und bildet zusammengeschlagen einen Oktavband von 3½ Zoll Dicke.[9]

Die Hirschhäute hießen in Mechiko Mazatl, das Pflanzenpapier Matl oder Maguey, ein Buch von Pflanzenpapier in der Kitschesprache Buh, im Maja Analte, im Nahwa Amatl[10] d. h. „Holzbuch". Die Uebereinstimmung beider Namen weist vielleicht darauf hin, daß die Bereitung des Papieres ebenfalls älter ist als der Einbruch der Azteken. Von dieser Benennung rührt wahrscheinlich der Name Analthes, Amalthes her, den die mechikanische Hieroglyfik trägt. Mal bedeutet im Kitsche mit Flüssigkeit bestreichen. Der besondere Name der mechikanischen Schriftgemälde (oder wol blos der geistlichen Schriften?) lautet: Tonalamatl.[11] Die Steine mit geschichtlichen Angaben, welche in die Mauern öffentlicher Gebäude eingefügt wurden, heißen im Maja Katun, von Kat Fragen, und tun Stein. Davon her kam im Westen der Ausdruck Katun im Sinne von Inschrift.[12] Ebenso nannten sie aber auch die Zeichen ihres Kalenders. Katun bedeutet mithin in Jukatan Schriftzeichen.

Das Schreiben zerfiel demnach in zwei Arten. Die eine bestand in Meisselarbeit. Die Züge wurden in hartem Stoffe ausgehauen und Träger der Schrift waren dann Steine, Fußgestelle der Götterbilder, Wände der Tempel und Palläste. Die Schriftbilder traten in der Regel erhaben hervor. Vertieftes Eingraben kam auch, jedoch selten vor. Dupaix sah nur wenige vertiefte. Oft wurden viele Hieroglyfen mit einem rothen Firniß überstrichen, der dem Wetter und der Zeit widerstand.

Die andere Art war das viel raschere Bemalen der Häute oder des Papiers, welches vermuthlich mit einem Pinsel ausgeführt wurde. Gemeinlich wurden die Umrisse der Figuren schwarz gezeichnet; die angewandten Farben waren stark und lebhaft, schön und dauerhaft. Zu denselben nahmen die Mittelamerikaner sowol erdige Stoffe als Färbepflanzen[13] und des besseren Haltens wegen

Digitized by Google

rührten sie die Farbe mit Leim oder Oel an. Auf den in Nikaragua gefundenen Hirschhäuten beschränken sich die Farben auf schwarz und roth. Die Züge der Schrift wurden kräftig und breit, dick und derb, dem Anschein nach oftmals im Einzelnen keineswegs sorgfältig und sauber ausgeführt; manche sind eher flüchtig zu nennen. So scheint z. B. in dem vorhin erwähnten dresdener Buche die rasche Arbeit eines geübten Schreibers vorzuliegen. Das wäre ein Anzeichen starken Schriftgebrauches. In Steinschriften, wie z. B. in Palenke sind dagegen die Umrisse sichtlich in großer Regelmäßigkeit von geschickten Künstlern gehauen. Ob Brasseur de Bourbourg mit der Behauptung Recht hat, daß rohe Bilder für höheres Alter sprechen, muß zur Zeit noch dahingestellt bleiben.

In jenem tropischen Himmelsstriche gehen Bücher außerordentlich rasch ihrem Untergange entgegen. Um den Bestand ihrer Bücher zu bewahren, tauchten die Majas (und vielleicht auch die Azteken) jährlich einmal ihre Papierschriften in eine dünne Lösung von Kupferoxyd und Essigsäure. Das Tauchen in das mit dieser Mischung geschwängerte Wasser erfolgte zugleich mit einem religiösen Brauche. Es war also von der sorgsamen Priesterschaft angeordnet, um ihrem Verluste vorzubeugen.

Alles dies spricht für lange und häufig geübte Schreiberei. Die ausgedehnte Anwendung der Schrift erhellt überdies aus dem Umstande, daß am Anfange des XVI. Jahrhunderts Papier in großen Massen angefertigt wurde. Im mechikanischen Reiche mußten die Städte Kauhnahwak, Pantschimalko, Atlatscholoajan, Chiutepen, Hwitzilak alljährlich dem Beherrscher Montezuma (oder Moctheuzoma) II. 8000 Ries, nach einigen Angaben 16,000 oder gar 20,000 Ballen Agave-Papier als Steuer liefern, und dieser Montezuma unterhielt sehr viele, es heißt tausend Schreiber.

Das Priesterwesen blieb der Mittelpunkt des Schrifttums. In priesterlichen Anstalten wurden junge Leute in der Schrift unterrichtet und die Schriftgemälde erläutert. Die Schüler mußten zugleich Gedichte und Gesänge, Gespräche und Reden und was sonst in Verbindung mit den Schriftwerken stand, aber sich einmal nicht vollständig aufschreiben ließ, ihrem Gedächtnisse einprägen. Das Auswendiglernen war nicht zu entbehren. In diesen

prieſterlichen Anſtalten wurden junge Schreiber oder Maler herangezogen, und wie es ſcheint, nicht ausſchließlich Jünglinge, denn es gab auch ſchriftkundige Mädchen. Schulen beſtanden in Anahwak. Zeigen dieſe Zuſtände, daß die Schriftmalerei ſich weſentlich in den Händen der Prieſter befand, ſo hat die Vermuthung Grund, daß auch ihre Entwicklung von den Prieſtern ausgegangen ſein möge. Wird damit die Verſicherung eines Schriftſtellers in Verbindung gebracht, daß die aztekiſchen Prieſter auch geheime ſinnbildliche Zeichen für die Aufbewahrung ihrer religiöſen Geheimniße erfunden haben,[14] ſo ſind wir deutlich an den Gang der nordamerikaniſchen Schriftanfänge gewieſen und an das Kekinowin erinnert, und es befeſtigt ſich dadurch die Meinung, daß die mittelamerikaniſche Gemäldeſchrift die höhere Stufe der nordamerikaniſchen ſchriftlichen Ausdrucksweiſe iſt. Wo ſtaatliche Gebilde erwuchſen, Reiche entſtanden, höhere Geſittung begann: da blieben auch die Schriftverſuche nicht auf dem niedern Stande, mit welchem die rohen Jäger Jahrhunderte lang ſich begnügten.

Dieſe Muthmaßung gewinnt an Sicherheit, da wir unter den Mechikanern noch Spuren von Anwendung der anderen zweiten Verfahrungsweiſe wahrnehmen, indem die Schüler ſich beim Lernen der Korallenſchnüre bedienten, die an die Wampum erinnern.[15] Die Gemäldeſchrift reißt natürlich die Quipuſchrift als die unvollkommenere nieder. In Peru finden wir ja neben den vorwiegenden Quipos Spuren von Gemäldeſchrift: in Mittelamerika beſtand das umgekehrte Verhältniß. Prescott ſah einen Beweis für die gänzliche Unbekanntſchaft der Peruaner mit den Mechikanern darin, „daß die Peruaner gar nichts von der Bilderſchrift der Mechikaner entlehnten"; ſollte jedoch dieſe Behauptung ſoviel heißen als: „Bilderſchrift fehlte den Peruanern gänzlich"; ſo würde ſie wie aus den oben (S. 179—181, 183) gemachten Angaben erhellt, unrichtig ſein. Faſt durch ganz Amerika, von Tſchile bis zum hohen Norden ſind ja grafiſche Verſuche, wenn auch ſpärlich vorhanden. Eine unmittelbare Verbindung beider Völker folgt aus dem Vorhandenſein von Bilderſchrift bei ihnen keineswegs. Beide ſind getrennte Aeſte eines Stammes. Aus gemeinſamer Wurzel entſproſſen die Quipuſchrift und das Amalthes, indem die Entwicklungsrichtungen auseinander gingen. Vor der Schrift auf Stein,

die nur zu monumentalem Gebrauche geeignet war, hatte die Knotenschürzung unläugbare Vorzüge, sie eignete sich zu rascher Anwendung im täglichen Geschäftsverkehre. Darauf kamen die Peruaner nicht, aus der Maguevpflanze sich ein Papier zu bereiten, wie die Mechikaner, und darin lag ein Haupthebel des Fortschritts, den die Mechikaner machten, daß sie sich einen bequemeren Beschreibstoff herrichteten. Möglich, daß die Wanderer nach Peru zu einer Zeit kamen, wo in Nordamerika noch nicht auf Büffelhäute gemalt wurde oder doch aus einer Gegend, wo dieses noch nicht geschah.

Die erste Kenntniß, welche Europäer von der mechikanischen Bildermalerei erlangten, wurde ihnen als Hernando Cortez am Ostertage 1519 bald nach seiner Landung in Mechiko zum erstenmale mit einem aztekischen Beamten Teuhtlile zusammenkam. Während der Begegnung gingen (zufolge der Erzählung der Spanier) einige „Maler" umher, die mit großem Eifer auf zubereiteten baumwollenen Tüchern die Schiffe, die Soldaten, die Waffen, das Geschütz, die Pferde nebst allem, was ihnen merkwürdig vorkam, aufnahmen, aus ihnen mehrere Landschaften bildend, die nicht schlecht gezeichnet und gefärbt waren. Um das Verständniß derselben zu erleichtern schrieben sie hier und da einige Chiffern bei, wodurch, wie es den Spaniern schien, die Bedeutung des Gemalten erklärt werden sollte. Cortez bemerkte ihre Arbeiten und sah ihnen zu und staunte über ihre Geschicklichkeit. Er erkundigte sich nach der Absicht und Bedeutung dieser Arbeit und erfuhr, auf diesen Tüchern solle mittelst der Aufnahmen dem Herrscher Montezuma sowol sein Begehr als Teuhtlile's Bericht mitgetheilt werden. Sogleich beschloß er ihnen den Anblick seiner Macht zu geben und ließ zu einem kriegerischen Schauspiel seine Mannschaft antreten, ließ sie marschiren, schießen und die Geschütze abfeuern. Die Pinsler zeichneten weiter, die geordneten Scharen, die trabenden Pferde, das Geschütz mit Flammen und Rauch, das Erschrecken ihrer Landsleute u. a. abbildend, den Donner der Kanonen sogar durch einen gezeichneten Blitzstrahl abschildernd; zum großen Staunen der Spanier über die Treue ihrer Malerei.[16]

Der Anblick der erhaltenen Ueberreste lehrt uns kennen:

Erstlich, einzelne große Bilder, die auf den Seiten der Figur

Digitized by Google

oder der Gruppe von Figuren eine Anzahl in Quadraten enthaltener Beiſchriften haben,

zweitens: eine Reihe von bildlichen Darſtellungen, lebhaft gemalter Figuren, welche ab und zu unterbrochen ſind von ähnlichen unverſtändlichen Zeichen, die ihnen beigeſetzt ſind, ſo daß dieſe Stücke den Eindruck illuſtrirter Bilderbücher machen. Es gibt ſolche, in denen die Figuren offenbar ein Ganzes bilden und ſichtlich nur im gegenſeitigen Bezug aufzufaſſen ſind; es gibt andere, in denen ſie einzeln auf einander folgen.

Drittens, große Vierecke mit bildlichen Darſtellungen umgeben von kleinen Vierecken mit unverſtändlichen Zeichen. So ſehen wir z. B. in dem im Vatikan aufbewahrten Buche in den großen Vierecken dargeſtellt, wie ein Alligator oder ein anderes Ungethüm einen Menſchen wegſchleppt oder unter ſich hat und ein Krieger im Begriff ſteht das Thier zu tödten.

Viertens, Schrifttafeln, welche blos Reihen gleichmäßiger Vierecke (oder ſolchen entſprechende Raumvertheilung) mit den ſeltſamen Zeichen enthalten.

Die einzeln hervortretenden wirklichen Geſtalten von Menſchen, Thieren und Geräthſchaften ſind frazzenhaft, vorwiegend gradlinigt gezeichnet; die Köpfe meiſt dick, die Naſen ungeheuer groß dazu gequetſchte Körper, zwerghafte Leiber; häufig fehlen Körperglieder, auch findet man Fußzehen klauenartig verlängert, ſtatt 5 Zehen häufig nur 3 gezeichnet. Das Geſicht iſt in der Regel im Profil aufgenommen; doch iſt es unrichtig, wenn mehrfach behauptet wurde,[17] daß alle Figuren von der Seite aufgenommen ſeien; es kommt auch, wiewol in ſehr ſeltenen Fällen, das volle Antlitz vor. Seitlich geſtellte Köpfe haben gewöhnlich die Augen gezeichnet, als wäre das volle Geſicht dem Beſchauer zugekehrt. Ein Blick auf die Ungeſtalt dieſer Zeichnungen reicht hin, um zu überzeugen, daß der erſte Zweck der Malerei, Wirkliches zu veranſchaulichen, von den Zeichnern einem anderen Zwecke untergeordnet worden iſt.

Die kleineren Darſtellungen zeigen in gleicher Weiſe bloße Köpfe oder Oberleiber von Menſchen, Thiere, Pflanzen, Früchte, Blumen, Keulen, Pfeile, Geräthe, Waarenbündel, manches uns Unverſtändliche, das gewiß beſtimmte Gegenſtände darſtellte, ver-

schieden gefärbte kleine Kreise und verschiedene schnörkelartige Figuren. Die Gesichter sehen manchmal aus wie Initialen.

Die seltsamen Schriftzeichen sind in ungleichmäßigen Vierecken geordnet, welche Reihen bilden. Bald ist ein Viereck schmäler als die übrigen, bald ist der Raum eines Vierecks in der Art ausgefüllt, daß es keineswegs gradlinig umzogen ist, sondern von runden Linien begrenzt wird. Eine regelmäßige Anordnung zu Reihen ist indeß deutlich zu erkennen. Spalten und Zeilen sind zu unterscheiden. Der Inhalt mancher Vierecke, wie auch der Sinn alleinstehender Bilder ist erkennbar: da sieht man eine Hand, ein Waarenbündel, ein Gesicht, aus dem hervor die Zunge blöckt u. a. die allermeisten jedoch sind uns völlig unverständlich, kommen uns vor als willkürliche Zeichnungen ohne Sinn, bedürfen eine Erklärung.

Betrachten wir die neuerdings von Waldeck in Abbildungen veröffentlichten Steinreliefs von Palenke[18], so finden wir auf den Bildertafeln — der ersten Gattung von den vier oben geschilderten — Tafel 12, sechs Vierecke in einer Reihe von oben nach unten, Tafel 16 (an der Treppe des Gebäudes): vier, Tafel 23 funfzehn, auf Tafel 13 (an einem Pfeiler des Gebäudes) einmal 6 Vierecke, und zweimal je 3 Vierecke, zu der einen Figur Tafel 17 drei, zu der zweiten vier Vierecke, Tafel 42 hat auf der einen Seite 6, auf der andern 7, Tafel 24 zeigt über dem Bilde 4 Vierecke. In allen diesen Zeichnungen konnte es sich also nur um eine kurze Erklärung oder Benennung des Bildes handeln.

Von den Schrifttafeln unserer vierten Gattung, welche sich auf großen Steinen im Innern des Sonnentempels befinden, zeigen die einen (n. 21 mit 22): 92 Vierecke auf einer Seite in 5 Spalten zu 17 Zeilen geordnet, außerdem aber über einer Figur 10 Vierecke, ihr zur Seite und unter ihr 7, ebenso über einer zweiten Figur 5, darunter 3, zur Seite ein paar; eine andere n. 29 mit 30, auf jeder Seite der Figuren: 16 Zeilen von 3 Vierecken, über der ersten Figur 12, unter ihr einige, zur Seite der zweiten Figur einmal 5 in zwei Reihen, dann 12 in zwei Reihen. Die beiden auf der ersten Gallerie befindlichen Tafeln 34, 35 und 36, 37 haben keine größere Figur, blos 12 Zeilen von je 20 Vierecken. Eine kleine Tafel in einem Zimmer, n. 38, hat 10

Digitized by Google

Zeilen mit je 14 Vierecken. In allen dieſen Stücken müſſen alſo längere Auseinanderſetzungen gegeben worden ſein.

Die von mehreren neueren Gelehrten beliebte Annahme, die mittelamerikaniſche Schrift ſei alfabetiſch geweſen, glauben wir vorerſt abweiſen zu müſſen. Von allen älteren Berichterſtattern, welche noch im Verkehr mit ſchriftkundigen Mechikanern ſtanden, hat keiner dieſe Anſicht gehabt, außer dem ſich unbeſtimmt ausdrückenden Landa; in ihren Auslaſſungen wird ihr zum Theil gradezu widerſprochen. Landa ſagt von den Jukateken: ſie hätten ſich zum Schriftſtellern in Büchern gewiſſer Charaktere oder Buchſtaben bedient (de ciertos carateres o letras) und mit ihnen und Figuren und einigen Zeichen in den Figuren (y con ellas y figuras y algunas señales en las figuras) verſtanden ſie ihre Sachen (sus cosas). Von dieſen Buchſtaben (de sus letras) theilt er ein Alfabet mit, welches jedoch ein nach der Einführung des ſpaniſchen Alfabetes gemachter Verſuch der Eingeborenen geweſen ſein dürfte (ſiehe Tafel XXVI.) Wie gering Landa's eigene Einſicht in das jukatekiſche Schriftſyſtem war, geht nicht nur aus der Undeutlichkeit ſeiner Mittheilungen hervor — denn undeutliche Darſtellung zeugt faſt immer vom Nichtverſtehen — ſondern auch aus ſeiner Unſicherheit hinſichtlich des Werthes zweier Zeichen. Zu ∩ ſchrieb er „signo de aspiracion?“, zu dem Zeichen für ma „guizá tambien (vielleicht auch!) *me o mo.*“

Uns erſcheint die mittelamerikaniſche Schrift als eine wirkliche Gemäldeſchrift, und wir halten dafür, daß Gama das Wahre getroffen hat, wenn er das Vorhandenſein eines durchgreifenden, allgemeinen Schlüſſels in Abrede ſtellt.[19] Aus der Natur der Gemäldeſchrift folgte Mannichfaltigkeit des Verfahrens.

Als feſtſtehend mögen wir betrachten, daß die mittelamerikaniſche Schrift ihren Ausgang von der nordamerikaniſchen genommen hat. Die Einwanderung der Tolteken vom Süden her iſt äußerſt unwahrſcheinlich; wäre ſie auch anzunehmen, ſo würden immer die auch in Südamerika vorhandenen Spuren von Bilderſchrift auf denſelben Zuſammenhang hinführen. Geſetzt, ſie ſeien aus der alten Welt in die neue gekommen, ſo können ſie doch aus Oſtaſien keine entwickelte Bilderſchrift mitgebracht haben, weil

es dort, soviel wir wenigstens wissen, eine solche niemals gab. Ihre Auswanderung müßte im Mittelalter geschehen sein, in einer Zeit mithin, in welcher es uns an Nachrichten über Ostasien nicht in dem Maße gebricht, daß wir hierüber zweifelhaft sein könnten. Steht dies fest, so ergibt sich als das Wahrscheinliche, daß für die Auffassung der mittelamerikanischen Bilderschrift ebenfalls der Ausgang von der Beschaffenheit der nordamerikanischen zu nehmen ist.

Nachahmende Bilder von sichtbaren Gegenständen und sinnbildliche Abbilder oder Zeichen machten die letzteren auch. Auf dieser ersten Stufe konnten diejenigen Stämme, welche einen häufigen, ausgedehnten Gebrauch von der Schrift machten, unmöglich stehen bleiben. Wie in der Sprache mit der Zeit neue Wörter aus den vorhandenen sich ableiten und Uebertragung in den Bedeutungen der Wörter stattfindet, so mußte auch die Bilderschrift bei häufiger und langer Anwendung eine nothwendige Erweiterung erfahren. Schon das Höchstbedenkliche einer weder abzuschneidenden noch zu erschöpfenden Mannichfaltigkeit in den Bildern drängte zu Beschränkungen des Anwendbaren, so daß der Schreibende innerhalb eines bestimmten Kreises von brauchbaren Zeichen sich bewegen sollte, und davon ergab sich zuletzt die Bestimmung einer gewissen Anzahl oder Reihe von Schriftzeichen.

Wenn zur Entzifferung der Schriftversuche der nordamerikanischen Indianer, sofern sie nicht Zauberkünsten dienen sollten, Witz ausreichte, so konnte dies von einer systematisch ausgebildeten Schrift nicht genügen. Das Amalthes war nach einer gewissen Methode, zu der uns der Schlüssel fehlt, entwickelt.

Da die große Mehrzahl der Ueberreste dieser Bilderschrift Mechiko angehört, so betrachten wir diese zuerst. Von den in ihr befolgten Grundsätzen ist ungefähr so viel mit ziemlicher Sicherheit zu sagen:

1. Ganze Vorgänge und volle Gedanken wurden mittelst Gruppen ineinandergreifender Bilder dargestellt, ohne daß ihr Gehalt zerlegt und vereinzelt worden wäre. Mehrere zusammengestellte Abbildungen ergaben eine Vorstellung oder einen Gedanken, aber keinen bestimmten Wortlaut oder Redesatz. Was da stand, mochte, wenn auch innerhalb gewisser Grenzen, mit beliebig gewählten Ausdrücken gelesen werden.

Digitized by Google

2. Zu dem dargeſtellten Gemälde wurden bedeutungsvolle Zeichen hinzugefügt, die zu ſeiner Erklärung und näheren Beſtimmung dienten und oft einzelnen Wörtern entſprachen. Die ſpaniſchen Eroberer theilen mit, dieſe Schrift beſtehe a) aus Bildern der Dinge, b) aus Zahlen, c) aus bedeutungsvollen Zeichen, die — alle drei — dermaßen geordnet ſeien, daß ſie gewiſſe Vorſtellungen erweckten. Häufig wurden Bilder mit Zeichen umgeben oder verbunden, die urſprünglich aller Wahrſcheinlichkeit nach ebenfalls Bilder waren, für uns aber alles Sprechende verloren haben.

3. Was Geſtalt hatte, ſprach durch ſein Abbild, war ſelbſt dargeſtellt, um zunächſt als das zu gelten, was man in ihm ſchaut. Sieht man z. B. in dem ſogenannten Mendoza'ſchen Manuſkript auf blauem Grunde einen Mann in einem Kahne mit ausgeworfenem Netze, wer kann da zweifeln, was dies vorſtellt? Wird ein Geſicht gezeichnet, um deſſen Mund ein faſt bis zu den Haaren hingehendes, alſo den Kopf umſchlingendes Band gelegt iſt, ſo macht dieß einen Stummen, „Stummſein", kenntlich. Wird blos ein offener Mund gezeichnet, an dem das Zeichen des Waſſers angebracht iſt, ſo hieß das offenbar „Trinken", war in den geöffneten Mund eine Art Gebäck hineingeſchoben, ſo hieß dies „Eſſen."

4. Sichtbare Gegenſtände wurden abgeſchildert ohne Streben nach Formenſchönheit, blos unter dem Geſichtspunkte der deutlichen Erkennbarkeit ihres Sinnes, daher ſogar abweichend von der Naturtreue, woher es kam, daß ſie meiſtens unſchön ausfielen. Kräftige, breite und eckige Umriſſe machten das Bild hart, mitunter fiel es in's Groteske und Fratzenhafte, weil es raſch, auf den erſten Anblick ſich als das geben ſollte, was vorzuſtellen ſeine Beſtimmung war. Am Bilde ſollte dasjenige hervorgehoben werden, was für das Erfaſſen ſeines Sinnes wichtig war. Dieſer beſtimmende Theil ward mit Sorgfalt, auch wol über Verhältniß größer ausgeführt, wogegen das übrige, als faſt unnütz, nachläſſiger Behandlung unterlag. Das gefliſſentlich ſorgfältige Hervorheben der bezeichnenden Einzelnheit an irgend einer Figur neben flüchtiger Ausführung des lediglich zur Ausfüllung Erforderlichen, brachte Unwahrheit der Hauptumriſſe mit ſich. Es entſtand oft eine Unverhältnißmäßigkeit der Theile. Der Wunſch

nach Deutlichkeit führte beinahe zu Zerrbildern. Hierzu kam das Bestreben so zu zeichnen, daß die Herstellung des Abbildes schnell möglich war. Auf winzige Leiber wurden z. B. ungeheure Köpfe gesetzt. Auch aus Rücksichten der Raumersparung wurde, wie es scheint, manches zwerghaft gehalten.

5. Um Mühe und Zeit zu sparen, fand eine Abkürzung des Bildes in der Art Anwendung, daß anstatt des vollen Gegenstandes blos seine hervorstechendsten Theile ausgedrückt wurden, so daß etwas, was am Gegenstande die Aufmerksamkeit vorzugsweise auf sich zog, diesen vertrat. Während kleine Thiere vollständig abgezeichnet wurden, begnügte man sich bei größeren mit der Abbildung ihres Kopfes. Ein Falkenkopf vertrat den Falken (tlotli), ein Hundekopf den Hund (schischi). Ein Menschenkopf vertrat den Menschen, ein Kopf mit einem Diadem stellte den König vor, ein Haus galt für eine Stadt. Aus den Abbildern wurde mithin eine kurze Andeutung des Bildes. Anstatt für den Begriff Laufen einen Mann mit ausschreitendem Beine und mit gehobenem zweitem Beine zu zeichnen, begnügte man sich mit seiner unteren Hälfte, in der die Stellung der Beine den Sinn ergab.

Die Gemäldebücher, weit entfernt Kunstwerke zu sein, geben demnach keine volle Naturwahrheit, sondern neben vollen, bald verzerrte, bald abgekürzte Darstellungen, welche geeignet sind, die Einbildung in einer bestimmten Weise anzuregen. Das rasche Durchlaufen einer Menge von Abbildungen macht daher auf den, der ihren Sinn nicht versteht, beinahe einen widrigen Eindruck.

6. Indem eine willkürlich ergriffene Aehnlichkeit des Dingbildes mit dem gemeinten Gegenstande der abgekürzten Zeichnung zu Grunde lag und dessen Form nur ungefähr oder nur theilweise versinnlicht wurde, indem ferner die Umrisse des Nachgebildeten im häufigen Gebrauche gleichsam abgegriffen, verschliffen und verwischt wurden, entstanden aus Zeichnungen Zeichen, welche hinfort nur noch als übereinkömmliche Abschilderungen der Gegenstände, die sie an sich eigentlich nicht mehr wiedergaben, gelten konnten. Zu ihrem Verständniß ward mithin ein besonderes Erlernen erforderlich. Hier ging das Zeichnen bereits in das Schreiben über. Ein Berg mit einer Flamme stellte einen feuerspeienden Berg vor; wurde aber, wie geschah, die Flamme so

gemalt, daß ſie gleich einer Zunge ausſah, ſo könnte in dieſem Bilde nur derjenige einen Vulkan erkennen, der die Bedeutung ſchon kannte.

7. Eine rege Einbildung wußte übrigens für Manches eine bildartige Form zu finden, was eigentlich aus dem Rahmen einer feſten Geſtalt ſchon heraustritt. Der Himmel z. B. wurde abgezeichnet als ein längliches Viereck, welches in die Quere durch eine Doppellinie getheilt war und in der oberen weiß gemalten Hälfte 7 Ringe nebeneinander und in der unteren ſchwarzen Hälfte 7 Punkte hatte. Wer an die vier Himmelsrichtungen und die 7 Planeten dachte, mochte die Bedeutung dieſer Figur allenfalls errathen, doch war ſie nicht ohne weiteres jedwedem verſtändlich.

8. Um Geſtaltloſes zum bleibenden Ausdruck zu bringen, diente ein ſinnbildliches Verfahren. Diejenigen augenfälligen Gegenſtände, an die ſich gewiſſe Vorſtellungen anknüpften als ihrem Weſen entſprechend oder ihrer Natur verwandt, wurden ergriffen und abgeſchildert in der Abſicht vermittelſt ihres Anblickes an gewiſſes Nicht-Sichtbares, Unſinnliches, an Geiſtiges und Ideelles zu erinnern. Erſatz für den im Bilde nicht darſtellbaren Begriff gaben dieſem verwandte oder als verwandt gedachte Gegenſtände, ſichtbare Urſachen oder Wirkungen. Hierbei unterſtützte die bilderreiche Ausdrucksweiſe. Demnach vermittelte eine Uebertragung den Sinn. Eine bildliche Anwendung fand ſtatt und in gewiſſe Bilder wurden Begriffe hineingelegt, auf die man ſie bezog. Das Bild bekam dann zweierlei Bedeutungen, ſeine eigentliche als einfaches Bild, eine uneigentliche als Sinnbild. Dieſelbe Beziehungsweiſe iſt ja auch uns geläufig und wir verſtehen den Pfeil auf einer Karte als Strömungsrichtung, das Glas auf einem Schilde als Anzeige einer Schenke und den Anker als Zeichen der Hoffnung. Bei den Mexikanern war ſolches Verſinnbildlichen überhaupt im Schwange. Soll doch jeder Zierrath am Bilde ihres Götzen Hwitzilopochtli ihre beſondere Bedeutung in ſich getragen haben. Daher fiel es den Mittelamerikanern leicht, für häufig vorkommende Begriffe, wie Sprechen, Bewegung u. a. Hieroglyſen aufzubringen.

Ein Fußſtapfe (Tafel XX. auf beiden Bildern) z. B. bezog ſich auf Gehen und Reiſen. Das war nicht neu, findet ſich auch

bei den nordamerikanischen Indianern. Wir wissen z. B. von den Rikkaris am obern Missuri, daß wenn sie auf Büffelhäute ihre Kämpfe malten, sie die Tagereisen mit Fußstapfen bezeichneten. Die große Wanderung der Azteken, die Boturini veröffentlichte war so von Bild zu Bild durch Fußstapfen ausgedrückt. Befanden sich drei abgekürzt gezeichnete Fußstapfen zwischen zwei gleichlaufenden Strichen, so ging dies Bild auf einen Weg (otli). Ein Fuß mit vorgesetzten fünf Stricheln, welche die Zehen bedeuten, ist ferner das Zeichen für die Entfernungen. Ausgeführt gezeichnet sehen wir ihn und auch nur im halben Umriß, gewöhnlich steht er nicht einzeln, sondern beide Füße als Schritt (Tafel XX.). Einmal sieht man dieses Zeichen unmittelbar unter dem Fuße eines Dahinschreitenden als eben zurückgelassene Spur. In einer dem Kardinal Borgia gehörenden Handschrift, welche Alexander von Humboldt in seinen Vues de Cordillères et monumens des peuples indigènes d'Amérique Tafel 37 Fig. 8 bekannt machte, ist die Sonne in ihren vier Bewegungen mittelst kreuzförmig gestellter Fußstapfen kenntlich. Ein umgestürztes Boot auf dem Wasser erinnert an Untergang. Ein Pfeil mit einem quer durch das Bildniß eines Menschen gezogenem Striche entsprach einem Todesurtheil; ein Todtenkopf oder Schädel hieß Tod. Ein Gefäß konnte seinen gewöhnlichen Inhalt andeuten, eine Art Pflug die Erde, ein Haus galt anstatt des Heerdes und des Feuers, wie für eine Stadt. Die Zunge vertrat Reden, Sprache, Leben. Ein kleiner Kreis gab die Einheit oder Eins, ein großer Kreis oder (nach Klemm) ein doppelt durchkreuzter Kreis das Jahr. Solches bildernde Versinnlichen unterliegt keiner festen Regel: Witz und Einbildung verfügen anfangs über den Sinn. Persönliche Eigenschaften also, nicht nothwendige, allgemeingültige Verhältnisse schaffen den Schriftvorrath, und ohne ein Erlernen dessen, was jedes Bild bedeuten soll, vermag man nicht es richtig zu deuten.

9. Nachdem einmal mit einer gewissen Freiheit vielen Bildern eine Bedeutung gegeben worden war, blieb man dabei nicht stehen, sondern machte Bilder für Begriffe. Die lange Anwendung führte weiter. Also sollte ein Viertelkreis, von dem drei Spitzen, die in einem Kreis enden, oder in kleine Kreise auslaufen, das Wasser ausdrücken; denn jene Spitzen stellten Wassertropfen

vor: alſo ſollte ein Vogelkopf mit Federn umgeben, die Luft bedeuten, weil der Vogel in der Luft fliegt. Wenn die Zeichnung ſo ausfiel, daß die Federn wie drei Zungen ausſahen, mußte die Deutung dem Unkundigen wol ſehr ſchwer fallen. Ein Menſchenantlitz in einem Kreiſe, von dem Strahlen ausgehen, war die Sonne. Eine Schlange, das Kreisförmige, Sinnbild der nie alternden Zeit, bezeichnete göttliche Mächte.[20] Nach der Ankunft der Spanier war ein Menſch oder ein Kopf mit einem Barte das Bild für einen Europäer, da die Mechikaner unbebartet gingen. Eine Binſengarbe, ein Gebund, durch ein Band zuſammengehaltene Rohre galt als das Zeichen des mechikaniſchen Zeitkreiſes oder Seculums von 52 Jahren und war demnächſt Zeichen für 52. Die vier Elemente wurden folgendermaßen ausgedrückt: Luft durch ein Kaninchen, Waſſer durch ein Rohr, Feuer durch einen Feuerſtein, Erde durch ein Haus; und dieſelben Zeichen behufs näherer Beſtimmungen der Zeitkreiſe, zu gewiſſen Jahren im Seculum verwendet. Der 52jährige Zeitkreis zerfiel demnach in vier 13jährige Abtheilungen, die durch das Kaninchen, ein Rohr, einen Feuerſtein, ein Haus bezeichnet wurden; jedes dieſer Bilder erhielt durch Punkte eine nähere Angabe ſeiner Zahl. Die Reihenfolge wiederholte ſich nämlich 13 mal und jeder Jahrzahl entſprach die Zahl der den 4 Bildern beigefügten Punkte; auf Haus mit einem Punkte d. h. dem vierten Jahre, folgte Kaninchen mit zwei Punkten u. ſ. w. Auch als Rad, als Kreis, als eine ſich in den Schwanz beißende Schlange wurde der Zeitkreis von 52 Jahren dargeſtellt. Strahlen theilten in Jahre ein, die vom Kopf der Schlange den Anfang nahmen. In dieſe Unterabtheilungen wurden die Ereigniſſe gemalt, welche in das betreffende Jahr fielen. Jeder der 20 Monatstage hatte gleichfalls ſein eigenes Bild. Dergleichen ward feſt und ſtehend.

10. Die angenommenen Bilder lieſſen ſich aber auch zerlegen und ſprachen in ihren bloßen Theilen. Indem der Tag abgebildet wurde als ein Kreis, in deſſen Mitte ſich ein Ring befindet, von deſſen Mittelpunkt vier Radien nach dem Umkreis laufen: ſo mochte die Erklärung dieſes Bildes ſich geben durch den Bezug auf die Sonne und die vier Tageszeiten, und aus den Beſtandtheilen der Figur ließ ſich auf die Bedeutung

Digitized by Google

ſchließen. Nun wurden weiter bloße Theile dieſes Bildes genommen, um die Tagesabſchnitte zu bezeichnen. Dies Bruchſtück des Bildes ſprach durchaus nicht mehr deutlich an ſich, durch ſeine bloßen Züge, ſondern ließ ſich nur aus der Bekanntſchaft mit dem ganzen Bilde erklären. Fünf kreuzförmig geſtellte Ringe in einem Kreiſe, den ſieben Ringe umgaben, war das Zeichen für Nacht. Wer dies wußte, vermochte ſich zu denken, daß die bloße obere Hälfte dieſer Figur die Mitternacht ausdrückte: unmöglich aber vermochte dieſes Bild, wenn man es ſah ohne ſeine Entſtehung zu kennen, die Vorſtellung der Mitternacht zu erwecken.

11. Wie man Theile einzeln verwendete, ſo machte man auch Zuſammenſetzungen. Schild und Pfeilbündel vereint bedeutete Kriegführen. Das in Wien aufbewahrte Buch zeigt uns Menſchenleiber mit Thierköpfen und doppelköpfige Geſtalten, das im Collegium propagandae fidei zu Rom einen Alligatorleib mit Affenkopf. Sehr viele kleinere Zeichen ſind erſichtlich aus mehreren Bildern zuſammengehäuft worden. Es gab alſo einfache und zuſammengeſetzte Bilder.

12. Die bunten Farben erleichterten das Erkennen der Gegenſtände, dienten aber doch noch zu mehr. Eine beſtimmtere Kenntlichmachung gab der Zeichnung die für ſie gewählte Färbung, welche die Vorſtellung richtet. Die Farbenſprachen, wie der Mechikaner Antonio Gama mittheilt.[21] Männer wurden rothbraun, Weiber gelb, alſo lichter gefärbt d. h. die Färbung unterſchied das Menſchenbild. Ein Mann im rothen Gewande hieß: ein Spanier. In Flurbüchern war das Krongut durch violette Farbe, das Gemeingut durch rothe, daß Herrengut durch gelbe Anmalung unterſchieden. Vier rothe wellige Querſtriche ſagten „Blut“ (eztli). Die Malerei war danach nothwendig lebhaft, grell und bunt. Von ſanften Abſtufungen der Farbentöne, von Vertheilung des Lichts und Schattens, wie ſolches das ächte Malen erheiſcht, durfte kein Gebrauch gemacht werden, da in Gemäßheit des auszudrückenden Sinnes volle Farbentöne geboten waren. Die in den mechikaniſchen Büchern angewendeten Farben waren blau und violett, gelb und braun, grün, ziegelroth und carmoiſin, ſchwarz. Was weiß ſein ſollte, blieb unbemalt. Mitunter, beſonders bei Zeitbeſtimmungen, wurde auch der Grund, auf welchem die Figur ſich be-

Digitized by Google

fand, ausgemalt; da aber ſcheint der Maler freie Hand gehabt zu haben, denn wir finden dieſelbe Zahl nicht immer in einem Viereck oder Kreis von derſelben Färbung. Auch wurde keineswegs immer ausgemalt; oft begnügte man ſich mit ſchwarzen Umriſſen der Figuren, wie z. B. in dem Buch der Boturiniſchen Sammlung.

13. Es konnte nicht ausbleiben, daß in Folge der Rohheit und Verzogenheit der Zeichnung, ſowie in Folge der Anknüpfung abgezogener Begriffe an halbe Bilder bei weitergehendem Zerfällen des Darſtellungsſtoffes an ſich rein unverſtändliche, ſcheinbar willkürliche Zeichen für manche Begriffe und Dinge ſich ergaben. Ihrem Urſprunge nach waren ſie zweifelsohne aus dem Gegebenen naturgemäß abgeleitet worden. Durch ihr Vorhandenſein mögen ſie aber auch einen Anſtoß gegeben haben, daß wo man ſich nicht zu helfen wußte, man willkürliche Zeichen mit hineingelegter Bedeutung erfand. Solcher willkürlicher d. h. für uns in keiner Weiſe deutbarer Zeichen ſehen wir viele; ſie ſind zu den ſprechenden Bildern geſtellt. Es hat allen Anſchein, daß ſie Wörter vorſtellen ſollten, allein man muß ſich hüten, daraus etwa zu folgern, es ſei dabei auf ihre Lautung angekommen und der Mechikaner habe mit ihnen einen wirklichen Satz beſchreiben wollen. Mit den Wörtern waren nur, gleichwie mit den anderweiten Bildern, bezugloſe Begriffe dargeſtellt. Indeß dürfte in ihnen ſchon etwas aus dem Ineinandergreifen eines ganzen Vorganges Herausgenommenes, Vereinzeltes enthalten geweſen ſein und wol mögen mittelſt ihrer auch zerlegte Theile deſſelben, die an ſich allein nichts waren, zum Ausdruck gekommen ſein. Die mechikaniſchen Zeichen dieſer Art ſtimmen überein mit denen zu Kopan und Quirigua. Sieht man auf Abbildungen der letzteren nicht grade dieſelben Figuren wie bei den mechikaniſchen,[22] ſo doch dieſelbe Art, Hufeiſen, mehrere Kreiſe ineinander, in der Mitte des Kreiſes ein T oder eine Pfeilſpitze (↑). In Uchmal, Jukatans Hauptorte, ſieht man ebenſo Halbkreiſe mit einem Punkt darin, 4 gegeneinander geſtellte Winkelhaken mit Punkten dazwiſchen, ein längliches Viereck, in deſſen linker oberer Ecke ein Quadrat iſt u. dgl.[23]

Auf ähnliche Weiſe entſtanden vielleicht die Schriftzeichen für

die Zahlen; vielleicht war deren Beſchaffenheit eine ebenſo willkürliche, wie die unſerer Ziffern. Die Einheit drückte ein kleiner Kreis, eine Null, bald größer, bald kleiner, oder auch ſtatt deſſen ein bloßer Punkt aus. Zwei Nullen nebeneinander ſind 2; ſo ward mit Nullen oder Punkten bis 19 die Zahlenreihe gemalt. In der mechikaniſchen Handſchrift, welche die Erziehung und das Leben eines Mechikaners von ſeiner Geburt an beſchreibt, wird ein Auftritt oder eine Weiſung aus jedem Lebensjahre gemalt und am Rande jedes Bildes ſtehen Kreiſe als Zahlzeichen in regelmäßiger Ordnung fortlaufend. Soweit war die Zahlenbezeichnung eine natürliche, die höheren Ziffern ſind aber willkürliche Zeichen. Eine Fahne oder Flagge an einem Stock bedeutet 20; durch Wiederholung der Fahne wird verdoppelt, zwei Fahnen ſind 40; der Beiſatz von Nullen oder Punkten gibt dazu die Einer. Eine Fahne mit 2 Punkten war mithin 22. Durchſchneidet den Schaft ein Strich, ſo drückt die alſo halbirte und auch nur zur Hälfte gefärbte Figur nur die Hälfte von 20, mithin 10 aus. Durch verſchiedene Theilung ergaben ſich dazwiſchen liegende Zahlen. Nachläſſig gezeichnet erſcheint die Fahne als bloßes Viereck mit einem Strich unter der einen Endlinie, und ein gleichlaufender langer Strich geht zur Seite. Eine Feder oder ein Blatt war das Zeichen für das Geviert von 20, nämlich 400, und ein Bündel, Beutel oder Sack mit Henkel das für 8000, die Würfelzahl von 20. Man malte auch die Hälfte oder drei Viertheile der Feder, des Beutels, da ein Theil des bezeichnenden Gegenſtandes auch nur den entſprechenden Theil der durch das volle Bild gegebenen Zahl angab.

14. Die Grundlage der mechikaniſchen Schreibweiſe war und blieb die nachahmende Malerei: die Lautlichkeit der Rede kam urſprünglich gar nicht in Betracht. Hierbei konnte es ſein Bewenden nicht haben. Sehr häufig galt es Eigennamen zu bezeichnen: Porträtirung oder ein Stadtplan konnten dafür nicht angewendet werden, oder doch nur in einzelnen Fällen (von denen **Tafel XX. 107** der Riß eines Grundſtücks, ein Beiſpiel gibt). Abgeſehen von der Umſtändlichkeit der Ausführung würde ja ein ſolches Verfahren denen, welche den Mann oder die Ortſchaft noch niemals geſehen hatten, unverſtändlich geblieben ſein. Zum

Erſatz bot ſich ein ſehr naheliegender Behelf, weil meiſtens die Eigennamen von ſichtbaren Gegenſtänden entlehnt oder aus mehreren Bezeichnungen zuſammengeſetzt waren. Tlaskallan z. B. hieß in wörtlicher Ueberſetzung die „Brodſtadt“,[24] da nämlich, wo es lag, war das Land beſonders ergiebig an Mais. Brodſtadt ließ ſich mit den bisherigen Mitteln leicht hinzeichnen. Michmalojan bedeutete der Fiſcherort: ein Arm der einen Fiſch hält, war ſeine Hieroglyfe (**Tafel XXVI.** n. 122). Wappen, ſo möchte man ſagen, vertraten Länder und Kreiſe, und dieſe Wappen waren von ihren vornehmſten Erzeugniſſen oder von Vorgängen, die ſich in ihnen begeben hatten, entlehnt. Es trägt überhaupt dieſe mechikaniſche Schrift etwas von der Art der Heraldik an ſich. Eines mechikaniſchen Herrſchers Name Itzkoatl bedeutet „Meſſerſchlange“; ihn zu kennzeichnen, wurde eine gewundene Schlange gemalt, auf deren in die Höhe gebogenem Rücken eine Art Diadem von 5 oder 9 hohen Spitzen zu ſehen iſt, die Steinmeſſer vorſtellen ſollten (**Tafel XXV.** n. 125). Was ſeine Benennung von Körperlichem erhalten hatte, das fand ſolchergeſtalt gleichmäßig einen Schriftausdruck. Indem aber mittelſt Bildern von Gegenſtänden *Namen* von Oertern und Perſonen abgeſchildert wurden, geſchah es, daß ſtatt eine Perſon durch ein entſprechendes Bild darzuſtellen, der Klang ihres Namens ausgedrückt ward, alſo *Laute* bezeichnet wurden.

15. Weiter auf dieſem Wege ſchreitend behalfen die Azteken ſich, in Verlegenheit um andere Bezeichnungen, ebenſo und auch mit dem, was nur *beinahe* ſo klang, wie das Auszudrückende. Der erſte Monat des Jahres hieß Akatl, faſt Agat d. h. Rohr. Ein Rohrſchaft mit wenigen Blättern ward ſein Bild. Der zweite Monat hieß Tlakachipehwaliztli, was auch bedeutet „einen Menſchen enthäuten;“ er ward deshalb verſinnlicht durch eine abgezogene Menſchenhaut. Ein Haus, Kalli lautend, galt für den elften Monat Namens Kali, ein Todtenkopf für den Monat Miquiztli oder Migiſte u. ſ. w.

Gegenſtände von ſolcher Beſchaffenheit, daß ihr erkenntliches Abſchildern außerordentlich umſtändlich und erſchwert oder gar völlig unthunlich geweſen wäre, ſchrieb der Mechikaner alſo entweder nach ihren wirklichen Bezügen zu darſtellbaren Sachen (vgl. n. 8) oder nach Bezügen ihres *Namens* zu Sachlichem.

Hier alſo erfolgte ein Uebergang vom Abſchildern zum Darſtellen des Ausgeſprochenen.

War die Aufgabe: ein Wort zu treffen, ſo gab es meiſt Wörter faſt gleichen Klanges und dieſe wurden nach Belieben ergriffen. Momoztlae „täglich" konnte ausgedrückt werden durch eine Sonne d. h. der Tag, oder drei Sonnen d. h. viele Tage oder auch durch zwei Altäre, denn deren Bild wurde ausgeſprochen momoztli.

16. Hiervon wurde ein Schritt weiter gemacht, möglicherweiſe ſchon in der vorſpaniſchen Zeit, vielleicht aber erſt in dieſer, nach erfolgter Bekanntſchaft mit europäiſcher Schreibweiſe. Da wurde nämlich das Bild für den erſten Theil ſeines Namenslautes verwendet. Jener vorhin erwähnte König Itzcoatl (**Tafel XXVI.** n. 125) wurde daher auch (wie im Bergara Codex) mit 3 Zeichen geſchrieben: Zu unterſt ſteht ein mit Obſidianblättchen belegter Pfeil itztli für itz, darüber ein irdener Topf komitl für ko und auf demſelben ein Aſt mit 4 breiten Enden, welcher Waſſer atl bedeuten ſoll, ſo daß hiernach durch drei Bilder itztli—komitl—atl d. h. Pfeil—Topf—Waſſer mittelſt bloßer Verwerthung ihrer erſten Silbe itz—ko—atl ergeben wird. In der Anordnung dieſer Bezeichnungsart herrſchte große Freiheit. Die Stadt Teokaltitlan „des guten Hauſes Ort" ward ebenſo folgendermaßen geſchrieben: zu unterſt ein Viereck, in dem Lippen (tentli) und zwei Fußſtapfen, die den Raum als Weg (otli) bezeichnen, ſtehen, darüber ein Haus (kalli) und dieſem zur Seite (vom Beſchauer rechts) ſehr undeutliche Zähne (tlantli), zuſammen ſyllabariſch te—o—kal—tlan. Atenko bedeutet „Bank im Waſſer", ſein Bild war Waſſer, atl, zwiſchen oder über Lippen. (**Tafel XXVI.** n. 123.)

Bei dieſer Anwendung von Bildern geriethen mithin die Mechikaner vom Bildern, welches Vorſtellungen hinſtellen ſollte, zur Bezeichnung von Wörtern, indem ſie einen Theil der Lautung des Bildnamens für das zu Bezeichnende gebrauchten. Die Figur für Waſſer diente, weil dieſes atl ausgeſprochen wurde, nicht nur für atl ſondern auch für a. Das Abbild der Auſter, eptli lautend, gab ep; die Bohne, etl, e; das Auge, ixtli, i; ein Fingernagel, iztitl, iz; das Haus, Kalli, Kal; ein hoher Topf, Komitl, Ko; ein Topf, der einem Kaſſerol gleicht, Kaſchitl, Kaſch; ein Haſe,

Kitl, Ki; eine Hand, maitl, ma; das Bild der Agave, metl, me; der Löwenkopf, von miztli, der Löwe, miz; ein Fiſch, mischin, misch; der Altar, momoztli, moz; der Weg, otli, o; etwas Aufgehangenes, pilli, pil; der offene Mund, samatl, sa; die Lippe, tentli, ten und te; ein Stein, tetl, te; ein Vogel, tototi, to u. ſ. w.

In ausgiebiger Weiſe ließ ſich dieſes Verfahren verwerthen. Allein, man ſtelle ſich nicht etwa vor, daß es die Grundlage der mechikaniſchen Hieroglyfik ausgemacht habe. Es iſt ein, in dem Bedürfniß ſchwer Ausdrückbares zu bezeichnen, ſpäter Entwickeltes, ein zu der Bilderſchrift Hinzugekommenes, ein blos hin und wieder Verwendetes. Dabei handelte es ſich — und dies iſt dasjenige, worauf es bei der Beurtheilung der Schrift ankommt — nur um Kenntlichmachung einzelner Wörter durch Wiedergabe ihrer Laute, keineswegs um Wiedergabe einer vollen Rede, um Schreibung eines wirklichen Satzes. Nur innerhalb der ſachlichen Darſtellung wurde die ſprachliche angewendet und wahrſcheinlich erſt in den letzten Zeiten der mechikaniſchen Herrlichkeit. Wir haben den Anfang des Uebergehens in Lautſchrift vor uns, aber noch lange kein Durchgreifen eines neuen höheren Grundſatzes. Es herrſchte daher auch in dieſem bald ſyllabariſchen, bald alfabetariſchen, bald den ganzen Bildnamen, bald nur ſeinen Anfangslaut ergreifenden Schreiben einzelner Wörter kein Geſetz, keine Regelmäßigkeit. Blos als Hülfsmittel, wo mit den anderweiten Behelfen nicht auszukommen war, ſcheinen die Mechikaner dieſer Weiſe Eingang gegeben zu haben.

Mit welcher Unbeholfenheit oder Willkürlichkeit verfahren wurde, zeigt ein (wenn anders richtig gedeutetes) Beiſpiel. Sollte „ein Führer" geſchrieben werden, ſo hielt man ſich an die Lautung Amacui. Dieſe brachte man jedoch nicht zu ihrem vollſtändigen Ausdruck. Papier matl, und ein Nehmender, cui, mußten ſie ausdrücken. Man gewann hier mithin nur eine annähernde Lautung. Aber daneben bediente man ſich noch einer abkürzenden Schreibweiſe, indem man ein bloßes Blatt, amatl, dieſes Wort vertreten ließ.

17. Die mitgetheilten Beiſpiele, meiſt überlieferte Uebertragungen, haben zur Genüge gezeigt, daß häufig ſowol für eine Vorſtellung mehrere Bilder aufkamen, als daß einem und

demſelben Bilde mehrere Bedeutungen untergelegt wurden — wie dies auch kaum ausbleiben konnte. Manche Begriffe und Namen waren ja auf verſchiedene Weiſe ausdrückbar. Wir werden berichtet, daß die Schreiber freie Wahl hatten, vorkommendenfalls ſich des einen oder andern Bildes für ihren Zweck zu bedienen. Auch ſonſt hatten ſie eine gewiſſe Freiheit, ſie mochten verſchieden, ſo wie ihnen etwas am ausdrucksvollſten vorkam, malen. Das Nebenſächliche konnte der Eine ausführen, der Andere weglaſſen

18. Um die Beziehung der Glieder eines Gedankens (der Satztheile) auf einander auszudrücken, diente Nebeneinanderſtellung der Bilder, ſowie zuweilen deren Abtheilung durch Striche. Gevierte, die das Zuſammengehörige umſpannen, ſonderten öfter verſchiedene Sätze oder Vorſtellungen. Aber dies geſchah nicht immer. Durchgehends macht dieſe Schrift den Eindruck des Abgeſtückten: lauter einzelne Theile neben einander. Wo keine Trennungslinien gemacht wurden, half die Gruppirung aus. Sah man nebeneinander einen halben Menſchen und ein Schild, auf deſſen Seite ein Pfeilbündel hervorragte, ſo ging dies auf Waffenführung und man reimte zuſammen: dieſer Mann führte Krieg. Ein König, ein Schild mit Pfeilen und eine Stadt in einer Reihe, wenn gleich von einander abgetrennt gemalt, veranſchaulichen die gewaltſame Einname der Stadt. Zwei Menſchen, ſo gruppirt, daß der eine den andern an den Haaren gepackt hat, der zweite hingegen in demüthiger Stellung dem erſten eine Blume darreicht, ſcheint auf Unterwerfung zu deuten. Hier war der Bezug der Bilder auf einander ausgeführt. Zuweilen erleichterten Verbindungsſtriche das Verſtändniß. Ein Strich, welcher den Nacken eines mit dem Diadem umwundenen Kopfes (d. h. den König) mit einem daneben — darüber oder dahinter — befindlichen Zeichen verbindet, beſagt, daß dieſes Königs Name gleich dem damit bezeichneten Gegenſtande gelautet hat. Die Bilder, die dann zur Seite nach außen hin beigefügt ſind, theilen ſeine Thaten und Schickſale mit. Gab der Rand eine Jahrbezeichnung, ſo war damit die Zeit des Regierungsantrittes und der Begebenheiten beſtimmt. Gingen von einem Stamme nach einer Seite Querſtriche aus, ſtanden in den ſolchergeſtalt gemachten Abtheilungen Königsköpfe ſamt andern Bildern, im Stamme aber

Zahlzeichen, ſo gab dies Zeit, Abkunft und Nachfolge einer Königsreihe.

Es gibt Blätter, auf denen alle Bilder gemäldeartig um einen Mittelpunkt gruppirt ſind oder ein ſchräges Kreuz ſie in 4 Theile trennt. Nicht ſelten theilten lange rothe Striche in gleichmäßige Streifen oder Querſpalten ab und, was ſehr gewöhnlich war, ebenſolche rothe Abtheilungsſtriche dieſe wieder in Vierecke. Die Einrahmungen mehrerer, namentlich der kleinen Bilder, in Vierecke, auch wol Kreiſe, faßten dieſe als zuſammengehörig zu einem Ganzen zuſammen. Hier drängt ſich die Vermuthung auf, daß jedes Viereck einen Begriff oder ein Wort ausdrücken ſollte.

19. In der Anordnung ſcheint eine beſtimmte Regel gewaltet zu haben. Wir beſitzen Bilderſchriften, die von oben nach unten geleſen werden müſſen, wie z. B. die Geſchichte von Akolhwakan (oder vielmehr die Folge der Tſchitſchimekenherrſcher), wir haben andere, die der Erklärer ſtreng logiſch genommen von unten anfangen muß, die er freilich, wenn er den Satz anders bilden will, auch von oben her leſen mag, wie die nachher zu beſprechende Probe uns zeigt. Zum Theil erblicken wir getrennte Reihen und die Zeichen in Quadrate eingefaßt: eine Weiſe, die vorherrſcht auf den Ruinen von Palenke und auch im ſüdlichen Centralamerika. Die Zeichen ſcheinen dort von oben nach unten zu in ſenkrechten Linien geordnet, d. h. jener Schreibweiſe ähnelnd. Nach Humboldt begannen die Mechikaner vom Boden an und reihten von rechts nach links zu. Auch ging nach Acoſta die Schrift von unten in die Höhe, nach Gama ebenfalls von rechts an. Es ſcheint, wie Clavigero's Angaben über die Schreibrichtung in den Annalen lehren, dem Pinſeler freigeſtanden zu haben, an welchem Ende des Beſchreibſtoffes er beginnen wollte. Sicher hat Klemm Recht, wenn er im allgemeinen behauptet, daß es in ſeiner Wahl ſtand, in welcher Ecke, ob rechts oder links er beginnen wollte, daß er jedoch die gewählte Richtung ſtetig durch das Ganze feſthalten mußte. Der Annalenſchreiber konnte oben oder unten anfangen, aber die Regel galt, daß bei dem Anfang oben nie von der Linken zur Rechten (vom Beſchauer gerechnet) und unten nie von der rechten zur linken Seite geſchrieben wurde, ſo wie, daß man von der linken Seite niemals aufwärts und von rechts an nie ab-

wärts malte. Wer oben an der rechten Ecke anſetzte, ſchrieb weiter nach links, fing er, was das gewöhnliche geweſen zu ſein ſcheint, am linken Ende oben an, ſo ſchrieb er in ſenkrechter Richtung grade herunter; beliebte es ihm hingegen, am unteren Ende in der linken Ecke anzufangen, ſo fuhr er in die Quere fort gegen die rechte Ecke hin; wählte er aber zum Erſten unten die Stelle rechts, ſo ſtieg er alsdann grade aufwärts im Schreiben. In der Handſchrift des Vatikans laufen die Jahrangaben enthaltenden Ziffern an der Innenſeite herunter, dann über die Breite des Blattes und hernach am äußeren Ende in die Höhe. In dem zu Paris befindlichen Codex Telleriano-Remenſis iſt der Beginn an der Innenſeite, der Fortgang nach rechts. Die gangbare Schriftrichtung iſt alſo: . Nach anderer Meinung wurde zwar durchgehends gleich angeſetzt, aber die erſte Linie in der zweiten mit umgekehrter Richtung (alſo buſtrofediſch) fortgeſetzt.

Theodor Waitz meinte in der wiener Handſchrift einen ſicheren Anhalt zu finden, weil Tafel 5, 10 ff regelmäßig 11 verſchiedene Bilder zuſammen vorkommen, obwol in verſchiedener Anordnung; in einem Falle ſteht nun der eine Theil rechts unten auf dem Blatte und der zugehörige Theil links unten auf dem folgenden Blatte. Er gewahrte ferner Seiten mit vier Spalten Schrift, aber ſtets mit abwechſelnd bald oben, bald unten nicht ganz durchgeführter Spaltung, Schrift alſo, welche ſich lediglich nur durch doppeltes Auf- und Abſteigen leſen läßt. Dieſelbe Eintheilung der Seite gewahrte er auch in horizontaler Richtung anſtatt in vertikaler, ſo daß von links unten nach rechts, dann auf der nächſt höheren Zeile wieder nach links geleſen wurde. Darauf hin nahm Waitz an, daß man jedenfalls von unten nach oben, dann in horizontaler Richtung und dann wieder von oben leſen mußte; daß man links unten anfing und rechts unten aufhörte. Von unten, abwechſelnd in entgegengeſetzter Bewegung lief hiernach die Schrift. Der Anfang war nach Waitz immer unten links. Doch räumt Waitz ein, daß man bisweilen auch in der Richtung von rechts nach links das Leſen anzufangen habe.[25] Auch Kreisſchrift, die von einem Mittelpunkte anfing, gab es, doch wol nur in Fällen, in denen

es auf die Zeiteintheilung ankam. Ein in Grade geſonderter Kreis entſprach alsdann einem Zeitraum und jeder Abſchnitt enthielt die Begebenheiten eines Jahres. Alle vier Verſchiedenheiten der Richtung finden ſich in den Schriften, ſagt Acoſta am Schluß ſeiner bezüglichen Bemerkungen und darin mag er das Wahre getroffen haben.

Eine ziemlich deutliche Beſchaffenheit von der mechikaniſchen Schrift dürfte die Erklärung der **Tafel XVIII.** n. 106 unſerer Abbildungen aus einem von Mendoza erhaltenen Buche gewähren, zu dem Thevet 1553 eine Erklärung geben konnte, die zwar keine erläuternde Auslegung, ſondern nur eine Inhaltsangabe bietet, und aber doch einen Einblick geſtattet. Das Buch enthält zuerſt eine Geſchichte Mechikos, die mit Montezuma endet, darauf ein Verzeichniß der Einnamen des mechikaniſchen Reiches und im dritten Theil die Darſtellung der Erziehung eines jungen Mechikaners, ſeiner Beſchäftigung in jedem Lebensalter, die ſeinen Ungehorſam treffenden Strafen, dann die Beamten mit ihren Amtsabzeichen, dann was den Krieg anbelangt, und zeigt am Schluſſe den greiſen Montezuma auf dem Throne. Dies Buch war folglich für die Bedürfniſſe derer, die ſich um den Staat bekümmerten, beſtimmt, und rührt aus der letzten Zeit mechikaniſcher Selbſtſtändigkeit her. Vollkommener, das dürfen wir wol behaupten, vermochte man damals nicht zu ſchreiben, ſonſt wäre es in dieſem Buche geſchehen. Die hier gewählte Seite iſt der Tributliſte entnommen. Wir fangen am untern Ende der Innenſeite an. N. 1. bedeutet Tenuktitlan (das Reich) — ich folge in der Schreibung der Namen dem Erklärer — dem zur Seite die beiden Könige Itzkoakti (2) und Azajacacı (3) ſtehen, die nämlich den Staat, um deſſen Abgaben es ſich handelte, in Abhängigkeit gebracht hatten, von deren Zeit an die Leiſtungen deſſelben erfolgten. Gegenüber, nach der Auſſenſeite zu, ſtehen die Bilder für Moquihuix (4) und Quauhtlatoa (5) die Fürſten oder Statthalter des tributpflichtigen Tlatilulco (6) des heutigen Santiago. Dieſes hatte zu liefern (7 und 8) verſchiedene Schilde mit Federn, 40 Waffenſtücke in 2 Arten (9 und 10); die bei jeder Figur ſtehenden 2 Fahnen geben die Zahl 40. Ferner (11 und 12) zweimal 20 Körbe (etwa vom Gewicht eines halben Zentners) von Pinol, einem Beiſatz zur Chokolade

und zweimal 20 Körbe mit zerſchlagenem Kakao (13, 14); hier iſt jedesmal eine Fahne auf den Korb gepflanzt. Am oberen Ende der Innenſeite (15 ſteht der Tempel Hwiz nahwak, das ſoll bedeuten, er war den Bewohnern von Tlatilulko zugewieſen, um ihn in baulichem Stande zu erhalten. Die Bilder 16 und 17 beſagen, daß zweimal 400 Laſten großer Mäntel abzuliefern waren. Die Bilder 18 bis 21 endlich ſtellen Blumen dar, von denen jede 20 Tage bedeutet und geben den Sinn, daß die Tlatilulkoaner alle 80 Tage die verzeichneten Gegenſtände zu entrichten gehalten ſind. Vermuthlich würde ein genauerer Kenner des altmechikaniſchen Lebens noch Näheres an den Bildern, z. B. an den verſchiedenen Ausführungen von 5 und 6, 7 und 8 erkennen. Für uns reicht das Bekannte hin, um zu ſehen, daß blos die Hauptgegenſtände einfach bezeichnet und ohne irgend welche Verbindung nebeneinandergeſtellt ſind. Weder die Verpflichtung zu dieſen Leiſtungen, noch die Beziehung der 80 Tage als des Zeitraums, nach welchem ſie jedesmal erfolgen ſollten, iſt zum Ausdruck gebracht. Das bloſſe Bild des Tempels muß in dieſer Zuſammenſtellung den Sinn ergeben, daß für ihn zu ſorgen ſei. Viel alſo war hinzuzudenken nöthig und nur innerhalb des Zuſammenhanges im ganzen Werke ein ſolches Blatt verſtändlich.

Als Proben mechikaniſcher Gemäldeſchrift bieten unſere Abbildungen ferner:

2. aus deſſelben Werkes erſtem Theile **Tafel XIX.** n. 107 eine Seite aus den Annalen, die links oben mit blauen Vierecken (1) anhebt, in denen die Jahrzahlen, die unſeren Jahren 1417 bis 1426 entſprechen, enthalten ſind. König Chimalpupuka (2) deſſen Figur mit dem erſten Viereck durch einen Strich verbunden iſt, führt Krieg (3) gegen Tekiſchkiaci und Chalko: man muß hinzudenken, daß er beide eroberte. Die Stellung der Städte gegenüber den Jahren macht die Zeit bemerklich, in welcher die Einnahme erfolgte. N. 6 bezeichnet dieſen König als verſtorben in dem angezeigten Jahre. Gegenüber iſt ein Aufſtand der Bewohner von Chalko verzeichnet, welche den Azteken 4 Kähne zerſtörten (8) und Menſchen erſchlugen (9). N. 7, deſſen Untertheil rechts braun, links violet, deſſen Mitte grün, deſſen Obertheil, wie die aus der Mitte hervorgehenden Spitzen, roth gemalt iſt, wiſſen wir nicht zu deuten

3. Aus dem dritten Theil, der Weiſung, wie die Kinder zu erziehen ſind, **Tafel XXII.** n. 112. Die 11 oben ſtehenden Kreiſe geben das Alter des Knaben an, das große und das kleine Brod, was er zur Nahrung bekommen ſoll, das untere Bild, wie ihn ſein Vater zu beſtrafen hat. Er hält ihn über den Rauch eines Feuers. 4. Dieſelbe **Tafel** n. 113 betrifft den 15jährigen; hier ſtehen die Jahrkreiſe unten. Es kommt der Vater zu einem Beamten, um anzumelden, welchen Beruf ſein Sohn ergreifen wird.

5. **Tafel XX.** n. 108 aus Boturini's Sammlung, im Verhältniß von 3 zu 7 verkleinert, gibt ein Stück aus der Geſchlechterfolge der Fürſten von Azkapozalko, welche mit Tiſchlpitzin angeblich im Jahre 1010 beginnt und 24 Fürſten aufzählt. Es iſt auf gelbem Grund gemalt. Das Buch ſoll aber erſt in der ſpaniſchen Zeit ausgeführt worden ſein.

6. **Tafel XX.** n. 109, verkleinert im Verhältniß von faſt 4:7, ebenfalls aus ſpaniſcher Zeit, betrifft einen Rechtsſtreit um das abgezeichnete Grundſtück. Die Fußſtapfen in den Eingängen geben wahrſcheinlich deſſen Ausdehnung an. Die bärtigen Männer ſind die Richter, Spanier, die vier Oblonge vor ihnen vielleicht Geſetzbücher. Das Namensbild über dem Mechikaner bedeutet Grünwaſſer. Der Grund des Gemäldes iſt braun, die Häuſer haben ein gelbes Dach und rothe Pforten. Das ſeltſame, vor dem Munde der Perſonen ſtehende längliche Zeichen iſt in ſeinem oberen Abſchnitt roth, in ſeinem langen Haupttheile grau gefärbt. In anderen Bildwerken iſt es violett gemalt und hat auf der einen Seite in ihrer ganzen Länge einen begrenzenden braunen Streif oder iſt ganz blau ausgeführt. An dieſem Bilde zeigt ſich alſo die Farbe als ganz gleichgültig. Man möchte verſucht ſein, da es ſich ſo ſehr häufig vor dem Munde von Perſonen findet, auch wo mehrere Menſchen zuſammen ſind, bei anſcheinend untergeordneten aber mangelt, in ihm ein ſchlechtes Bild der Zunge und die Bedeutung von „Sprechen, Worte, Rede" zu vermuthen, wenn es ſich nicht oft (wie auch in jenem Prozeßſtück) mehrmals hingeſtellt vor dem Munde mehrerer Perſonen vorfände, wenn es nicht auch vor Sachen und ganz allein, (im Mendozabuche I. bei Kingsborough I. Tafel 48 n. 17 in viermaliger Wiederholung) ſich vorfände.

Endlich bieten wir noch zwei Proben von Steinſchrift aus

dem Umfang des mechikanischen Reiches, nämlich 7. (**Tafel XXI.** n. 110). Diese befindet sich in der Gegend von Eskamela in der Nähe von Orizaba (im südlichen Veracruz) auf einem einzelnen großen, dicken, harten Steine von schwärzlicher Farbe. Die Zeichnung ist groß, die Figur hat 27 Fuß Länge. Der Untersatz, der eine Ausdehnung von 20 Fuß hat, trägt eingegrabene Zeichen. Bemerkenswerth ist vielleicht, daß der Stein in der Richtung von Morgen nach Abend steht. An Deutungen fehlt es noch; Lenoir hielt erst die ausgestreckten Arme für ein Abzeichen des Frühlings und sagte später: die Mittelfigur bedeute den großen schaffenden Geist, dessen Herrschaft über Gewässer und Erde durch Fisch und Kaninchen angedeutet sei; diese beiden Thiere erinnerten an die fruchtbare Vervielfältigung der Geschöpfe.[26] Dupaix sieht in dem Kaninchenbilde eine astronomische Bezeichnung.[27] Möglich auch, daß Fisch und Kaninchen zu einer Orts- oder Stammangabe dienten. Die Nachzeichnung machte Castanjeda ebenso, wie

8. die der **Tafel XXI.** n. 111 **2**, eine Zeichnung, welche sich bei Tscholula (in Puebla) über einem Thore auf einem aschenfarbigen Steine befindet, muthmaßlich das Wappen mit dem Namen des Ortes. Mehrfach findet man über Stadtthoren und an der Vorderseite von Gebäuden große Zeichnungen wirklicher oder sinnbildlicher Gegenstände, die in gleichen oder ungleichen Abtheilungen stehen, so in Tscholula, Kauhkatschula, Tschimale. In letzterem Orte zeigt der Stein unter anderm den Plan einer Stadt an einem See. —

Die mechikanischen Schreiber oder Pinsler arbeiteten eilfertig; man würde aber Unrecht thun, aus der groben Malerei auf Mangel an Genauigkeit zu schließen. Große Sorgfalt ist im Gegentheil vorauszusetzen und wird ihnen nachgerühmt. Eine erst in spanischer Zeit ausgeführte Reihenfolge der Tschitschemekenkönige zeigt so charakteristische Gesichtszüge der Könige, daß der jetzige Besitzer dieses Buches, Aubin, fast geneigt ist, dieselben für Porträtirungen zu halten.[28] Handelte es sich um Herstellung eines Annalenwerkes, bei dem jede Seite von Jahr und Tag angebenden Kalenderzeichen eingefaßt oder ebenso in Vierecke getheilt war, so arbeiteten daran, wie uns Ixtlilxochitl in seiner Geschichte der Tschitschemeken berichtet, zwei Schreiber, indem einer die Vor-

gänge darstellte, der andere lediglich die Zeitangaben besorgte. Clavigero versichert, daß es dem Schreiber frei stand, in welcher Ecke des Tuches er anfangen wollte; wie er aber nach getroffener Wahl fortfahren mußte, ist oben Seite 219 angegeben. Zwei Bücher, welche dieselben Begebenheiten erzählen, das eine im Vatikan, das andere in Paris, im I. und II. Bande von Kingsborough abgebildet, zeigen uns zwar Uebereinstimmung in den Hauptsachen, aber Verschiedenheit in den Nebenausführungen. Die Gesichter weichen stark von einander ab, besonders auffällig ist die verschiedene Zeichnung des Auges. Auch scheint der eine, sonst sehr tüchtige Schreiber manches weggelassen zu haben, was wol Nebenumstände enthielt. Teskuko war der Hauptplatz der Schreiber.

Die Mangelhaftigkeit des mittelamerikanischen Schriftsystemes liegt zu Tage. Was es bot, blieb ein Gemälde, war ein Plan, ein Riß, etwa unseren Karten, denen auch Wörter beigefügt sind, vergleichbar, und war in dem darüber Hinausgehenden vielfach beengt. Es ähnelte immer noch einer Rebusschrift. Man könnte sie fast noch den Basreliefs zur Seite setzen, mit denen mittelalterliche Künstler in einer Tafel eine ganze Geschichte darstellen, wie z. B. Jonas in's Meer geworfen wird, wie ihn der große Fisch verschlingt u. s. w., was alles eine Steintafel in einer Kirche Breslaus zeigt. Die reine Bilderschrift vermag da freilich nur den einen Augenblick der Handlung wiederzugeben, übrigens bringt sie einzelne Personen und Gegenstände vor, und wenn diese auch durch Striche verbunden oder getrennt werden, so lassen sich damit doch nur so einfache Sätze, wie: „dies ist der Name des Mannes" ausdrücken. Nach dem Ausspruche des gelehrten Gonzalo Fernandez de Oviedo y Valdes (1478—1557) waren die mechikanischen Zeichen „weder Buchstaben noch Bilder", mithin ein Mittelding, und nach Acosta (1539—1600) waren ihre Figuren und Charaktere nicht im Stande, wie die europäische Schrift die Wörter der Sprache wiederzugeben, sondern blos den Inhalt der Vorstellungen. Solche Beschaffenheit der Schrift mußte nothwendig manche Schwierigkeiten dem Verständnisse entgegensetzen, wenn auch die Zeichen, wie Oviedo hinzufügte, „nichts destoweniger ihre Bedeutung hatten, welche die Eingebornen vollkommen begriffen." So sehr lebendige Einbildung, vermöge deren die Sprache zur

Digitized by Google

bilderreichen Ausdrucksweise hinneigte, sowol die Bezeichnung als die Deutung erleichtern mochte, so blieben doch Mißverständnisse keineswegs ausgeschlossen, weil manchesmal die Bezüge der zu lesenden Zeichen nicht unzweideutig waren, vielmehr dies und jenes Zeichen verschieden ausgelegt werden konnte. Ein gewisser Kreis von Bezeichnungen dürfte geläufig gewesen sein, nicht allein Ziffern und Zeitbestimmungen, sondern auch Anderes; sehr Vieles jedoch blieb an sich unverständlich, weil es nicht deutlich genug zum Auge sprach. Dieses mußte mühsam erlernt, es mußte sogar behütet werden. Ein Gesetz war erforderlich und wurde in Mechiko erlassen, daß niemand sich einfallen lassen solle, anderer Zeichen als der übereinkömmlichen sich im Schreiben zu bedienen. Diese Schrift war also auslegungsbedürftig, war wenig Unterrichteten großentheils unverständlich. Hierzu kam, daß die bloße Aneinanderreihung, die das Vielfache und Verschlungene in nebeneinander gestellten einzelnen Bildern wieder geben will, auf das Errathen des Zusammenhanges hinweist.

Der mittelamerikanischen Schrift Beschaffenheit machte die mündliche Fortleitung des Wissens nicht überflüssig, weil sie für das Bedürfniß nicht ausreichte. Reden und Gesänge waren, wie Acosta bestimmt versichert, mit diesen Hieroglyfen nicht ausdrückbar. Manches Andere setzte zu seinem richtigen Verständniß wenigstens eine Erklärung voraus. Oefter knüpfte sich demnach eine Ueberlieferung an die Schriftgemälde und, wie sie in ihnen einen Anhalt fand wider Untreue und Verwirrung des Gedächtnisses, wie diese Schriftgemälde eine Beihülfe zum Auswendiglernen und Behalten abgaben, so diente sie selbst andererseits zur richtigen Auslegung des in jenen Geschauten. Hiernach läßt sich erklären, daß als einst der spanische Statthalter Mendoza von Mechikanern die Auslegung solcher Gemäldeschriften begehrte, die Befragten nicht vermochten dieselben auf der Stelle zu lesen, sondern geraume Zeit hinbrachten, ehe sie ihre Bedeutung auszulegen im Stande waren.

Die Hieroglyfik gestattet immer nur, zu einem theilweisen Ausdruck des Gedankenlebens zu gelangen: dessen volle Wiedergabe läßt sie nicht zu. Dem Ausdruck der Vorstellung als eines Ganzen sind in der abmalenden Schreibweise grade engere Schranken

gesetzt, als wenn die sie vermittelnde Sprache ergriffen wird, um durch diese das Geistige hinzustellen.

Auch gab die Hieroglyfik unläugbar der Denkart eine bestimmte, einseitige Richtung, indem sie die Neigung zum Umwenden der Dinge von ihrem ursprünglichen ächten Sinne zu einem gekünstelten und hineingelegten einimpfte. Ihre Kenntniß konnte keine allgemeine werden. Vieles wußten nur diejenigen zu deuten, denen die Einsicht der Priester, die sich so Manches zurechtmachten, zugänglich geworden war. —

Die Gemäldeschrift in Palenke, überhaupt was von solcher in Guatemala, Tschiapas, Jukatan wahrgenommen wurde, unterscheidet sich augenfällig von der mechikanischen. Stellen wir sie neben jene, so gewahren wir Zurücktreten des Gemäldeartigen, dagegen Vorwiegen der Zeichen und zwar von einer Gattung, die wir unter den mechikanischen auch auftreten sehen, die aber in Palenke ausgebreitet und vorherrschend erscheint. Bei einem Vergleiche wird allerdings in Anschlag zu bringen sein, daß wir von den Mechikanern Schrift auf tragbarer Unterlage, in Palenke blos Schrift an Bauwerken vor uns haben. Die Gebäude in Palenke hatten viele eingesetzte Schriftgemäldetafeln im Innern zwischen den Fenstern in Uebereinstimmung und Ebenmaß angebracht, 80 bild- und schriftmäßige Einmeißelungen, von denen keine 24 erhalten sind. Manche sind in Gypsmörtell ausgeführt. Der Untergrund war weiß, die Zeichnung roth angemalt. Als Ganzes sieht sie wie äußerst zusammengesetzte Zierrath aus und macht einen wirren Eindruck. Es lassen sich auch (vergl. oben Seite 203, 204) unterscheiden:

1) Menschengestalten von fast übermenschlicher Größe, wenigstens 6 Fuß hoch. Sie sind rein, richtig und genau gezeichnet; auffällig ist an ihnen nur die übermäßige Nase und die Zuspitzung des Kopfes. Sie haben Beweglichkeit und Ausdruck. Die Bekleidung ist eine mannichfache. Die meisten Figuren halten etwas in der Hand, einen Stab, Blumen u. s. w. Neben größeren Figuren stehen kleinere ehrfurchtsvoll. Ein bis drei Menschenbilder machen eine Gruppe aus. Auch sieht man auf den Mauern Thiere, Früchte, Blumen in ihrer wahren Farbe gemalt.

2) Um diese Menschenbilder herum sind eine Menge Zeichen

Digitized by Google

eingemeißelt. Auf allen Seiten ſind ſie mit gerundeten Figuren umgeben, deren Sinn auf Willkür und übereinkömmlicher Annahme beruhen mußte, deren Weiſe vielleicht eine Weiterentwicklung mechikaniſcher Zeichen iſt, denn beide Arten entſproſſen ja derſelben alten Toltekenſchrift, die in Jukatan unmittelbar weiter entwickelt, in Anahwak von den Azteken aufgenommen und in ihrer Art behandelt wurde. Alle bekannten Schriftbilder Palenkes haben einen gleichen Styl, ſind faſt ſämtlich in Stein gehauen, wenige nur in Stuck modellirt. Vorwaltend ſind Kreiſe, Muſchelartiges. In den Abbildungen von Uchmal laſſen ſich verzerrte Köpfe, Schädel mit Näthen, hin und wieder auch Früchte und Thiere erkennen. Auch dieſe Zeichen ſind gruppirt wie in Vierecke, von den kleineren mehrere zuſammengeſtellt, zuweilen ein Theil des einen Zeichens durch ein anderes überdeckt. Die Scheidungsſtriche gehen, wo ſie vorhanden ſind, grade und bilden zuſammen Winkel, aber niemals ſpitzige. Die Anordnung iſt eine gleiche. Die Unterſätze ſind fantaſtiſch. Der Oeſterreicher Dupaix, der Beſchreiber der Palenkehieroglyſen, muthmaßt in dieſen Bildern Herrſcher im Königsſchmucke und geſchichtliche Darſtellungen; einiges mag auch geheimnißvolle und geheiligte Gegenſtände betroffen haben.[29] Wir kennen von dieſem Syſtem außer den erwähnten und anderen Steinſchriften in Kopal, Tſchitſchenitza, Tikal u. ſ. w. auch einige Bücher auf gelblichem Papier, welche nach Aubin Belehrungen von Prieſtern und auf den Gottesdienſt Bezügliches enthielten. Klemm glaubte in ihrem erſten Theil Wanderungen zu erblicken. Woher dieſe Bücher genommen wurden, welche europäiſche Bibliotheken jetzt beſitzen, weiß man nicht mehr. Nicht in der Gegend von Palenke, wol aber in Guatemala wurden tragbare Schriftſtücke gefunden.

Auch in Jukatan war der Zeitkreis eine getheilte Scheibe oder ein Kreis. Die Jahresbezeichnung der Jukateken ſowie die Bilder ihrer 20 Monatstage, die ihnen zugleich als Ziffern dienten, ſind bekannt.[30] Dies alles ſtimmt, wenn auch nicht im Bilde, doch in der Art und Weiſe zum mechikaniſchen Verfahren. Wir wiſſen noch von den Majas Jukatans, daß ſie an dieſelben zauberhafte Eigenſchaften knüpften.[31] Aehnliche abergläubiſche Vorſtellungen dürften auch die Azteken gehegt haben. Schleifen, Knoten, Kreuze

Digitized by Google

gewahrte man in allen Bildwerken der Majas. Man hat ſie für Abzeichen von Prieſtern oder Herrſchern anſehen wollen; Clavigero war ſogar geneigt in den geſchwungenen Kurven, die wolkenartig an Ohren und Häuptern angebracht ſind, Gebete der Gläubigen zu erkennen.

Die in Palenke vorkommenden Gruppenreihen, die auch ſonſt vorkommende häufige Wiederkehr von denſelben Punkten, Strichen und Kreiſen, legten den Gedanken nahe, Bezeichnungen von Sylben und Einzellauten zu ſuchen und bewogen mehrere Gelehrte zu der Anſicht, es ſeien der Darſtellung der Gegenſtände theils wirkliche Buchſtaben, theils lautvertretende Sylbenzeichen beigemengt: allein über dieſe Muthmaßung iſt man bis jetzt nicht hinausgekommen. Mit einem von Landa (1566) mitgetheilten jukataniſchen Alfabete (**Tafel XXVI.**) von dem, weil es ohne Zweifel ſpäteren Urſprungs iſt, erſt weiterhin die Rede ſein kann, wird man ſie nicht entziffern. Landa äußerte ſich über der Jukateken Schrift: ihre Schwerfälligkeit geſtatte ihm nicht mehr, als er gibt, mitzutheilen, „weil ſie bei allen Anhauchungen der Buchſtaben ſich eines Zeichens bedienen und nachher eines anderen zur Interpunktion (ad puntar de las partes) und dies (dieſe Verſchiedenheit) wiederhole ſich in infinitum. Le bedeute „eine Schlinge“ und „mit ihr jagen“; obwol ihnen nun geſagt worden ſei, daß dieſes Wort nur aus zwei Buchſtaben beſtehe, ſchrieben ſie es doch beſtändig mit dreien, mit noch einem e, und das „Beiſpiel“, welches er hinmalt, (**Tafel XXVI.** n. 124) zeigt vier verbundene Bilder, über welche er e—l—e—le ſchrieb. „An's Ende, fährt er fort, wird geſetzt das verbundene (la parte junta).“ Ein zweites Beiſpiel iſt haché für ha „Waſſer“. „Sie ſchrieben auch in Theilen auf die eine oder andere Weiſe (a partes pero de la una y otra manera).“ „Ich will nicht“, Ma-in-kati, wird ausgedrückt durch 5 Schriftbilder, von denen das erſte und letzte ſyllabariſch iſt.[32] Gewiß wird nicht zu viel behauptet, wenn geſagt wird, dem Biſchof Landa ſelber ſei die Schrift der Jukateken nicht klar geweſen, denn ſeine Erläuterung bleibt höchſt unverſtändlich.

Die Zeichen dieſer Schrift benannte Aubin calculiformes. Er iſt der Anſicht, daß Vereinigungen von Zeichen ſtattfanden, etwa in der Art, daß in dem Bilde eines Berges oder einer Grotte,

Digitized by Google

die tepetl auszuſprechen war, das Bild eines Steines, te, und der Lippen, ten, zuſammengefügt worden ſeien, damit das Ganze das Wort altepetl d. h. Stadt, ergebe. Noch tappen wir im Dunkeln. Ein in Dresden aufbewahrtes, zwar ſauber aber in kleinen unregelmäßigen Zügen ausgeführtes Papierbuch, deſſen Zeichen denen auf den Bildſäulen von Tikal (in Guatemala) ſtark ähneln ſollen, zeigt unter anderm öfter wiederkehrende, im weſentlichen gleiche Zuſammenſtellungen von rothen oder ſchwarzen Punkten und Strichen; bald ſind die Striche ſenkrecht, bald wagerecht; ihnen zur Seite ſtehen die Punkte, theils einzeln, theils nebeneinander; mehr als vier Punkte oder Striche kommen nicht zuſammen vor. Dieſelben findet man, blos ſchwarz, wieder in der Handſchrift, welche Fejervary in Peſt beſaß; ſie ſind unverkennbar als Zahlen zu deuten. (Klemm hat ſie in ſeiner allgemeinen Cultur-Geſchichte 1846 V. 142, 143 zuſammengeſtellt.) Vielleicht bezogen ſie ſich auch auf die Zeit, um mit andern dabeiſtehenden Bildern, in denen unbedeutende Veränderungen ſtattfanden, Monate und Tage anzugeben. Die geſchichtlichen Schriftſteine (Katuns) ſollen immer einen Zeitraum von 20 Jahren umfaßt haben; 3½ Stein galt darum ſo viel als 70 Jahre. Die Färbung wich von der mechikaniſchen ab; wir finden Lila, Roſa und ein anderes Roth. Das dresdner Buch iſt nur ſtellenweiſe gemalt, ſeine meiſte Zeichnung beſteht aus ſchwarzen Umriſſen.

Die viereckigen Gruppen enthielten jedesmal eine einzige Geſamtvorſtellung. Das dresdner Buch zeigt große längliche Vierecke, die wieder Unterabtheilungen mit kleinen Vierecken haben, zerfällt alſo in eine Menge kleiner Theile. Meiſt ſtehen 3 oder 4 ſolche Abſchnitte, durch einen rothen Strich geſchieden, übereinander.

Da ſowol auf den palenkiſchen Schriftbildern als im dresdener Buche alle Köpfe nach der linken Seite zu gewendet ſind, ſo darf man annehmen, daß von der linken Seite aus geleſen wurde, gen rechts; damit ſtimmt auch die von Landa gegebene Probe überein. Demnächſt ging die Richtung wahrſcheinlich von unten nach oben. Indeß kommt auch ſichtlich die Richtung nach unten vor. Aubin hält die Schriftrichtung der Willkür des Schreibers anheimgeſtellt.

Digitized by Google

Abbildungen dieſer Schriftart bieten:

1. **Tafel XXIV.** ein von Caſtanjeda, dem Begleiter von Dupaix, abgezeichnetes Bild im Tempel zu Palenke auf gelblichem Marmor. Ueber dem die Mitte bildenden Kreuze iſt ein Vogel.

2. **Tafel XXV.** gleichfalls aus Palenke, ein Stück in erhabener Arbeit auf einem feinen hellgelben Sandſtein von 1½ Fuß Höhe, 1 Fuß Breite, ½ Fuß Dicke, eingefügt in die Hauptmauer an einem Treppenabſatz, der zu unterirdiſchen Gemächern hinführte, welche Dupaix für Grabſtätten anſah. Dupaix ließ dieſe Platte mit vieler Mühe ausbrechen; da zeigte ſich auf der Rückſeite ein farbiger Umriß der auf der Vorderſeite erhaben ausgeführten Zeichnung.[33]

3. und 4. **Tafel XXII.** n. 114 und **XXIII.** n. 115 zwei kleine Abſchnitte aus dem dresdener Buche. —

Steinſchrift hat ſicherlich in der Anwendung den Anfang gemacht und Steinſchrift blieb auch im Gebrauche. Wenn Ixtlilxochitl gut berichtet war, ſo haben die Toltekenkönige an den von ihnen aufgeführten Bauten durch Menſchenbilder und andere ausgehauene Figuren Kunde von allen ihren Reiſen, Kriegen, Niederlagen, Triumfen und von beſonderen Glücksfällen vor aller Augen gegeben. Aehnliche Ausführungen wurden ſpäter in ſehr großen Darſtellungen auf den Mauern von Chotſchikalko, von Palenke u. a. gemacht. Die Paläſte Teokalkos, Mechikos waren mit erzählenden Abbildungen reich ausgeſtattet. Auf dem Tempel der Hauptſtadt war, wie Ferdinand Cortez ſelbſt mittheilt, Religiöſes, Geſchichtliches und anderes Wiſſenſchaftliches angeſchrieben. Nezahwalkojotl, König der Akolhuaner, als deſſen Todesjahr 1470 angenommen wird, ließ zu Tezkotzinko auf einem Stein, der in einem Teiche ſeines Gartens ſtand, die Jahre und Thaten ſeiner Regierung darſtellen.

Bücher ſollen die Tolteken ſchon in Tulam abgefaßt haben. Dort ſoll ja jenes „göttliche Buch“ (Teoamoxtli) mit ihren Erinnerungen, ihrem Glauben und Wiſſen geſchrieben worden ſein.

Gebucht wurde vor allem die Götterlehre, der Mythus von dem Nationalgotte Hwitzilipochtli und was man ſonſt von göttlichen Mächten ſich erzählte. Sodann was man von den Himmelszeichen, dem Mondwechſel und den Mondfinſterniſſen, ſowie der Zeiteintheilung wußte. Wahrſagerei aus den Geſtirnen gehörte dazu, denn die Mechikaner trieben Aſtrologie und Horoſkopie,

Digitized by Google

Wetter- und Schickſalsprofezeiung, und dieſe dünkte ihnen natürlich hochwichtig. An den Kalender knüpften ſich Angaben über die Opferfeſte und die an ihnen geltenden Gebräuche. Auch Dogmatiſches ſollen die religiöſen Schriften enthalten haben. In dieſen religiöſen Abfaſſungen ſoll manches eine heimliche Deutung gehabt haben und ſollen beſondere Zeichen angewendet worden ſein, ſo daß ſie dem gemeinen Manne unverſtändlich blieben. Die Schwierigkeit, mittelſt des zur Verfügung ſtehenden Hülfsmittels Glaubensvorſtellungen niederzuſchreiben, führte vermuthlich dazu — wie wir ja Aehnliches in beſchränkterer Weiſe im Kekinowin der Nordamerikaner bereits kennen lernten.

Für Dichtungen eignete ſich dieſe Hieroglyfik gar nicht. Man weiß von einem in der Kitſcheſprache abgefaßten Schauſpiele oder Ballete, welches Schahohtun hieß: geſchrieben war es ſicherlich ſo wenig als irgend ein anderes Schauſpiel oder was die Mittelamerikaner an Liedern hervorbrachten. Dergleichen mußte nach wie vor von Mund zu Mund fortgeleitet werden. Ein paar von Carocci in ſeiner Grammatik der mechikaniſchen Sprache mitgetheilte Verſe, zwei Netzahwalkojotl beigelegte oder vielmehr vor ihm geſungene Hymnen, welche Ixhtlilxhotxhitl in's Spaniſche überſetzte, in dieſer Ueberſetzung Manuel de la Vega 1792 in Mechiko drucken ließ, und der „Rath einer Mutter an ihre Tochter" den Sahagun ebenſo wie einige Sprüchwörter und Räthſel ſpaniſch in ſeiner Geſchichte Neuſpaniens erhielt, ſind erſt nach dem Falle des Reiches mit dem europäiſchen Alfabete geſchrieben worden. Das Drama Rabinal Atſchi in der Kitſcheſprache ward erſt 1850 gebucht, und 1862 von Braſſeur de Bourbourg gedruckt.

Ausgedehnte Anwendung wurde aber für die Geſchichtſchreibung gemacht. Im Reiche Mechoákan gab es eine prieſterliche Behörde von Greiſen, deren Obliegenheit war, Jahrzeitbücher zu führen. Könnten wir Torquemada's Erzählung trauen,[34] ſo war ihre Aufgabe, nicht nur die Begebenheiten anzumerken, ſondern auch die öffentlichen Reden der Hohenprieſter in gutem Style abgefaßt in Bildern zu ſchreiben. Die Stellung derſelben war eine ſehr angeſehene, das Amt vererbte, und in gewiſſen Familien fand demzufolge beſtändige Uebung des Schreibens für dieſen Zweck ſtatt. Nun heißt es zwar, es ſei in Mechoakan alles Denkwürdige

von zahlreichen Schriftmalern aufgemerkt worden: aus dem, was ſich erhalten hat, verſchaffen wir uns aber die Ueberzeugung, daß die mechikaniſchen Geſchichtsbücher unſerer älteſten dürren und trockenen Annaliſtik ungefähr entſprachen. Auch ſchloſſen ſich an ſie mündliche Erzählungen und Geſänge, erläuternd und belebend an (von denen noch einzelne Bruchſtücke den Spaniern bekannt wurden), was nicht erforderlich geweſen wäre, falls die mechikaniſchen Geſchichtsbücher umſtändlich erzählt hätten. Allein der Geſchichtsbetrieb war gleichwol ein ſehr ausgebreiteter, was wir daraus zu ſchließen haben, daß in der Nahwaſprache eine Menge von Ausdrücken und Unterſcheidungen für Geſchichtsbücher aufkamen. Wenn auch „Lebensgemälde" und Herrſchergeſchichten ohne Zeitangaben in Bilderſchrift dargeſtellt wurden, ſo gab doch das Jahrzeitbuch den Mittelpunkt ab. Für Abfaſſungen nach der Zeitfolge hatten die Mechikaner die allgemeinen Namen Schiuhtlakuilolli, „Jahrgemälde" und Schiuhtlapohwalamatl, „Jahrzählungspapier", dann im beſondern Keſchiuhamatl und Keſchiuhtlakuilolli „Gemälde oder Papiere Jahr um Jahr", ſowie Kekemilhwitlakuilolli und Kekemilhwiamoſchtli „Papiere oder Bücher von Tag zu Tag", Eſemeriden, ferner für chronologiſche Biografie Tenemilizkuilolli „Bericht von jemandes Leben" und Altepetlakuilolli, endlich ſogar für Zuſammenſtellungen oder ſynchroniſtiſche Ueberblicke Tlatollotl, etwa „Geſchichte"[35]. Alle dieſe Arten müſſen alſo auch ſchriftſtelleriſch gepflegt worden ſein. Ueber Thiere und Landeserzeugniſſe gab es ebenfalls Bücher, alſo naturbeſchreibende.

Demnächſt wurden die Gegenden, das Land beſchrieben. Zu Karten und Grundriſſen eignete ſich die Bilderſchrift vorzugsweiſe. Der Umfang und die Begrenzung von Ländereien, die Ortslage, der Lauf der Flüſſe wurde geſchildert, Wälder und Wege angegeben und das Bild mit ſtatiſtiſchen Nachrichten ausgeſtattet. Es gab in Mechiko Küſtenkarten, Landkataſter, Flurbücher. In der Entwerfung von Karten hatten die Mechikaner es weit gebracht. Drei auf Befehl des letzten Mechikanerkönigs angefertigte Karten enthielten geſchichtliche Beiſchriften, die bis auf 1361 zurückgehen.[36] In Nikaragua verzeichneten die Aelteſten ſowol wichtige Ereigniſſe als Beſchreibungen von Seen, Wäldern und einzelnen Grundſtücken[37]: derartige Angaben über Art und Um-

Digitized by Google

fang der Besitzungen dienten bei entstandenen Zwisten als Unterlagen für den Richterspruch.

Ueberhaupt wurde von der Schrift ein ausgedehnter Gebrauch im Staatswesen gemacht. Die Steuereinnehmer führten Rechnungen in Hieroglyfik. Daran knüpfte sich die Buchung der Abgabenpflichtigkeit und der statistischen Verzeichnisse. Es gab Steuerbücher. Ein Bruchstück des alten Abgabenverzeichnisses des Reiches Mechiko ist noch erhalten. Selbst zur Niederlegung von Gesetzen und obrigkeitlichen Anordnungen wurde die Hieroglifik benutzt. Vor Gericht fand schriftliche Verhandlung statt. Angestellte Gerichtsschreiber besorgten die Aufname der Protokolle nnd Prozeßakten. Todesurtel wurden schriftlich ausgefertigt. Verwaltungsberichte an die Regierung ergingen schriftlich. Auch der Gang, den die Erziehung zu befolgen hatte (Nahrung, Beschäftigung, Bestrafung u. s. w. in jedem Lebensjahr), wurde niedergeschrieben! Sowol in sieben Blättern einer Handschrift der Mendoza'schen Sammlung,[38] wie in der dresdener Handschrift glaubt man eine Erziehungslehre zu erkennen.

Die Bücher wurden geschätzt. Als das Herrschergeschlecht der Kokomes aus Jukatan vertrieben wurde, nahm es auf der Flucht seine Bücher mit.

An gewissen Orten wurden die Schriftstücke gesammelt. Jukatans Hauptarchiv befand sich in Tichhwalahtun, dessen Name den Ort bedeutete, wo die Steine mit Zeichnungen übereinander liegen. In Teskúko waren im Königspalaste zahlreiche Urkunden aufgestapelt. In den Tempeln Mechikos fand Cortez 3 oder 4 Bücher vor, welche nach der Meinung der Spanier über Religionsgebräuche Auskunft enthielten.

In das Volk war der Schriftgebrauch gedrungen; Briefwechsel wurde gepflogen[40] und in vielen Indianerhäusern soll der Kalender und die Landeschronik vorräthig gewesen sein.

Bei dem großen auf dieses Schriftmittel gelegten Werthe ergab sich öffentliche Fürsorge für das Schrifttum von selbst. Nicht die Priester allein pflegten, auch der Staat nahm es unte seine Aufsicht, nicht etwa unterdrückend, sondern wohlwollend und fördernd. Teskuko war im XV. Jahrhundert der Sitz feiner Bildung. Die Akolhner, deren Hauptort es war, hatten unter

Digitized by Google

allen Mittelamerikanern die größten Fortschritte gemacht. Ihr König Nezahwalkojotl, der sie von der 1418 eingetretenen Beherrschung durch die Tepanecken befreite, (1426 bis 1470), war selbst ein guter Dichter. Zu seiner Zeit bestand in Teskuko ein Studienrath oder eine Akademie, eine schriftstellerische Oberbehörde, welcher sowol die Hut als die Pflege des Schrifttums, Censur und Aufmunterung oblag. In ihr waren die Gelehrten des Landes vereinigt. Ihre Sorge war die Abfassung von Werken über Sternkunde, Zeitrechnung, Geschichte und andere Wissenschaften. Verdrehung geschichtlicher Wahrheit in den Niederschriften galt als todeswürdiges Verbrechen. Nezahwalkojotl's Name strahlt als der eines der erleuchtetsten Herrscher aller Jahrhunderte.

Noch war der Hof der Mittelpunkt der Schriftstellerei, inwieweit sie nicht priesterlich war. Eigenständig vermochte sie noch nicht zu sein. Aber wir gewahren, daß die Bildung Wurzel schlug, daß Besseres sich vorbereitete. Vieles freilich war noch zu überwinden. Immitten einer hergebrachten Rohheit gegen die ein Nezahwalkojotl ankämpfte, legte man noch auf Formen einen übergroßen Werth. Es war eine dämmernde Bildung.

Am 21. April 1519 landete Cortez in Mittelamerika. Die Ankunft der Spanier in Mechiko hatte den Untergang des Amalthes zur Folge. Dem Sturze des Reiches folgte der Fall seiner Gesittung. Anfangs brachten die Mechikaner ihre Gemäldebücher den Eindringlingen; bald verleidete ihnen dies deren mönchischer Eifer; denn die Spanier betrachteten die Hieroglyfenbücher als Zauberschriften. Der Umstand, daß die Priester in näherem Bezug zu ihnen standen, daß diese Tafeln und Bücher unverständliche Zeichen und Götzenbilder zeigten, reichte hin, sie als Werke des Aberglaubens gefährlich erscheinen zu lassen. Wie so oft verfuhren vandalisch die Geistlichen. Wo sie Gemäldeschriften antrafen, da wurden dieselben zerstört. Der hochwürdige Franziskaner, Erzbischof Juan de Zummarrága sammelte in Mechiko was von ihnen aufzutreiben war, thürmte davon einen Berghaufen auf und verbrannte ihn dann zur Ehre Gottes und zur Freude der Kirche. Auch in Jukatan verbrannten die Männer Gottes, die Franziskaner, die zahlreich vorfindlichen Bücher, da „in allen Lügen des

Teufels standen", wie Landa sagt, der diese Autodafes veranstalten half: zur höchsten Betrübniß der auf das schmerzlichste davon berührten Landeskinder. Die christliche Zerstörungswuth tobte. Die Soldaten vernichteten wie die Pfaffen. Indianer, welche Gemäldebücher noch besaßen, waren nun ängstlich bedacht, sie vor den Spaniern zu verheimlichen. Was etwa sich erhielt, wurde seitdem von den scheugemachten Eingebornen im Dunkel der Waldungen vor den Europäern verborgen. Im Gerichtsgebäude von Mechiko lagen Massen angesammelter amtlicher Schriften aufgestapelt. Um aufzuräumen und sie zu verwerthen verkaufte sie der Statthalter Lorenzo Zavala an Apotheker, Kaufleute und Patronenmacher zu Verpackungen und Düten.

Das Wissen der Mittelamerikaner war mit diesen Vernichtungswerken getödtet. In gerechtem Schmerze weinten die Indianer, die dem Verbrennen ihrer Bücherschätze zuschauten. Die Entwicklung ihres Volkes mußte nun rückwärts sinken.

Während dieses barbarischen Wüthens der frommen Männer gegen das einheimische Schrifttum waren die Bekehrer eifrig bedacht, ihren Glauben und ihre Schrift den Indianern aufzudringen. Vernichteten sie ja doch den Schriftbestand, um dem Christentum Raum zu schaffen. Allein, um es rascher auszubreiten, blieb ihnen oft nichts übrig, als die einheimische Schrift Anwendung finden zu lassen. Sie lehrten den Eingeborenen das europäische Alfabet, wobei die Wahrnehmung gemacht wurde, daß den die Nahwasprache Redenden die Buchstaben D, R, S und B sowie der Nasallaut, den Maja redenden Jukateken D, R, S und noch F (V), G und Jod fehlte, wogegen sie einige eigentümliche Laute hatten. Die Missionare konnten nicht umhin, es gern zu sehen, daß Katechismen, Credo's, Confiteor's und weiterhin biblische Geschichten auf die alte landestümliche Weise geschrieben wurden, weil so die christlichen Lehren und Legenden leichter Eingang fanden. Missionare bedienten sich auch dazu schriftkundiger Indianer und stellten mit deren Hülfe mechikanische Schriftstücke her. Bereits um 1527 ließ Testera das christliche Credo also aufsetzen. Da ward denn — es ist dies belehrend über die Beschaffenheit der mechikanischen Hieroglyfik — die Beichte folgendermaßen wiedergegeben: „Ich Sünder bekenne", mit

Digitized by Google

dem Bilde eines vor einem Geistlichen knieenden Indianers, „vor Gott dem Allmächtigen“, durch drei gekrönte Gesichter, „und der Jungfrau Maria“, durch ein Weibergesicht und den halben Körper eines Kindes u. s. w. Wo es sich aber um Wiedergabe bloßer Wörter handelte, die gemerkt werden sollten, obschon sie den Amerikanern ganz unverständlich waren, bediente man sich solcher Bilder aus der alten Schrift, deren Lautung jenen gleich oder doch sehr ähnlich war, und verwendete für jede auszudrückende Sylbe deren ersten ihr entsprechenden Theil. Um zum Beispiel Pater noster zu schreiben, setzte man zuerst eine Fahne, welche sonst 20 bedeutete und pantli hieß, darauf einen Stein, (das Bild scheint etwas anderes vorzustellen), totl, darauf eine Frucht vom Feigenbaum, welche nochtli hieß, und wieder den Stein. Diese vier Bilder lauteten: pantli—totl—nochtli—totli und galten für pa—to[r]—no[s]—to[r]! Sollte ein Ave Maria geschrieben werden, so gab es hinsichtlich Marias keine Verlegenheit, und weil ave im Kastilianischen Vogel hieß, so setzte man vor sie ein Vogelbild. So in Sahogun's Katechismus. Oder man hielt sich auch blos an den Anlaut des Namens der Bilder. Für Amen also lieferte des Wassers Bild, ausgesprochen atl, das a; für die Sylbe men nahm man sodann das Bild der Agave, weil diese metl lautete. Hierbei bestand volle Freiheit in der Auswahl der Bilder. Viele waren geeignet einen Buchstaben zu vertreten. Eine Regel, Vorschrift oder Beschränkung gab es darüber nicht.

Im Verkehr mit den Spaniern, nach der Bekanntschaft mit dem europäischen Alfabete, die rasch gemacht wurde, weil die angekommenen Mönche alsbald Indianerknaben unterrichteten, ward von den Jukateken der Versuch gemacht, aus ihrem Schriftvorrath, soweit es irgend anging, gewisse Figuren an die Stelle der Buchstaben zu setzen, für den Fall, daß sie in ihrer Sprache schreiben wollten. Das jukatanische Alfabet, welches **Tafel XXVI.** zeigt, stellte auf: 4 Zeichen für a, 1 für e, 1 für i, 2 für o, 2 für u, eines für h, ein zweites für ha, eines für c, ein zweites für ca, ein drittes für cu, eines für k, ein zweites für ku, 2 für l, eines für m, ein zweites für ma, 1 für n, 2 für b und eines für p, eines für das scharfe pp, eines für t, ein zweites für tl

(etwa tl?), zwei für das ſpaniſche z, (unſer dz nach weicherer oder ſchärferer Ausſprache,) eines für ʒ oder ſ — ſo daß mithin Sylbenzeichen neben Buchſtaben ſtehen und wiederholt mehrere Zeichen für gewiß nicht unterſchiedene Schattirungen eines Lautes (zwei für b, viere für a) vorkommen, während für dem Maja eigenthümliche aber dem Spaniſchen fremde oder in ihm unbezeichnet gelaſſene Laute, (wie z. B. ɔ, das umgeſtellte c für dz oder das franzöſiſche j) jede Bezeichnung mangelt. Sie mangelte wahrſcheinlich, weil für die Spanier ihre Bezeichnung überflüſſig war, indem ja gerade die Spanier die Lautung des Maja doch im Ausſprechen veränderten. Aus Majawurzel iſt das jukataniſche Alfabet ſchwerlich entſproſſen. Die Einwirkung des ſpaniſchen Alfabetes auf die Jukateken veranlaßte ſeine Entſtehung. Zu einer weittragenden Geltung iſt es niemals gelangt; es wurde vergeſſen und kaum vor einem Jahrzehnt wieder bekannt gemacht. Von den Mechikanern wiſſen wir auch, daß in dem erſten Jahrhundert der ſpaniſchen Herrſchaft die Aufſtellung eines Alfabetars mittelſt ausgewählter Hieroglyfen für Fälle des Bedarfs im Umgange mit den Spaniern geſchah.[41] Das oben gewählte Beiſpiel der Art wie die Stadt Teokaltitlan geſchrieben wurde, gehört dieſem Uebergange an.[42] Somit gab es alſo im erſten Jahrhundert der ſpaniſchen Herrſchaft noch eine weitere aber veränderte Art der mechikaniſchen Bilderſchrift, ein Annähern an die europäiſche Schreibweiſe.

Sehr bald wurden Gemäldebücher von bekehrten Amerikanern abgefaßt.

Und nicht blos kirchliche. Ein in der Ausbildung ſchon ſoweit vorgerücktes Volk fuhr noch eine Weile fort unter der fremden Herrſchaft ſeine Geſchichte zu ſchreiben — zuletzt erſtarb freilich der Trieb dazu, weil dieſe alte einheimiſche Bildung allgemach ganz einging und die neue fremde Weiſe allein noch galt. Lange wurde noch mancherlei geſchrieben und manches alte Gemäldebuch kopirt. Nicht blos ein Menſchenalter nach dem Fall in die ſpaniſche Knechtſchaft, ſondern noch im ganzen Laufe des XVI. Jahrhunderts wurden in Gemäldeſchrift Jahrzeitbücher verfaßt. Boturini ſammelte nachmals mechikaniſche Annalen, die gegenwärtig in Aubin's Beſitze ſind, welche bis 1546, 1569, 1576, 1590 und ſo-

gar in einer Fortsetzung der Annalen von 1576 bis 1608 sich erstrecken. Die Wendung der Zeiten lehrt uns das unter der Benennung Codex Telleriano — Remensis in Paris befindliche Annalenwerk. In der Mitte des XVI. Jahrhunderts bricht die Erzählung in Gemäldeschrift ab; von 1550 bis 1555 folgen noch die mechikanischen Jahrzeichen, ohne daß etwas hinzugeschrieben wäre; dann setzen sie Vierecke mit Angaben in spanischer Schrift bis 1562 fort, wo auch diese aufhören. Da war das alte mechikanische Buch werthlos geworden. Von Eingeborenen, welche die europäische Schreibweise erlernt hatten, wurde auch doppelt geschrieben und den Schriftgemälden eine kurze nahuatlakische Erklärung in lateinischen Buchstaben beigegeben, wie z. B. zu einer Geschichte von Akolhuakan und seiner tschitschemekischen Beherrscher. Anstatt auf Metl wurde von ihnen auf europäischem Papier geschrieben.

Die verhängnißvolle Wendung war eingetreten. So wie die Indianer die so vorzügliche lateinische Buchstabenschrift erlernt hatten, mochten sie sich nicht mehr der unbequemen heimischen Bezeichnungsart bedienen. Es ging, wie vordem in Aegypten. Der Indianer schrieb seine Sprache nach der europäischen Weise. Die Hieroglyfik fiel in Vergessenheit. Nach Verlauf mehrerer Menschenalter wußten nur noch wenige Eingeborene etwas Genaues von der alten Gemäldeschrift. In den ersten Jahrzehnten des XVII. Jahrhunderts waren in Jukatan blos einige Greise im Besitze des Schlüssels der Hieroglyfik und selbst von diesen wurde schon manches falsch verstanden.[43] Noch bediente ein unabhängiger mittelamerikanischer Stamm, die Itzas von Peten, sich der Bilderschrift, als aber auch er 1697 unterlag, ging sie auch in seiner Mitte unter. Gänzlich erlosch sie nicht. Noch gegenwärtig befinden sich hieroglyfische Katechismen in den Händen von Indianern in Tschiapas und Jukatan, führen die Indianer in Akapantzingo ihre Rechnungen mit den hieroglyfischen Zeichen und die Hirten Mechikos, die Vaqueros, machen wenigstens Einkerbungen in Lederriemen.[44] Vielleicht besitzen noch immer einzelne Indianer ein theilweises Verständniß ihrer alten Schriftart, schwerlich jedoch in deren vollem Umfange.

Besitzverhältnisse und Verwaltungssachen fanden die Spanier

in hieroglyfiſchen Schriftſtücken niedergelegt. Sie konnten nicht umhin, wenn Rechtsſtreite ausbrachen, auf ſie Rückſicht zu nehmen; Kataſter und Steuerliſten wurden noch lange in der altgewohnten Malerei angelegt. Unter den erhaltenen Stücken beſitzen wir noch — Aubin iſt jetzt der Eigenthümer — Landkataſter von 1539, 1573, 1599, 25 Blätter mit Bildern alter Herrſcher, die Akten eines Rechtsſtreites von 1564, 24 Seiten mit Figuren und lateiniſch geſchriebener Nahwaerklärung, eine Klageſchrift von 1566, beſtehend aus 12 Seiten Gemälde und 150 Seiten lateiniſcher Nahwaauseinanderſetzung. Vielleicht in Berückſichtigung dieſes Umſtandes, daß den Gerichten Einſicht in die Bilderſchriften nicht fehlen durfte, ordnete der einſichtsvolle Kaiſer Karl V. am Ende ſeiner Regierung 1553 die Stiftung einer Profeſſur der mechikaniſchen Hieroglyfik an, welche bis in's vorige Jahrhundert fortbeſtand, in dieſem einging. Geleiſtet haben indeß die ernannten Profeſſoren für ihre Wiſſenſchaft nichts Bleibendes. Keiner von ihnen hat in einem Buche die Grundſätze und das Verfahren dargeſtellt — und ſo iſt das Verſtändniß der mittelamerikaniſchen Bilderſchrift heute lange ſchon verſchollen.

Tſineſiſche Schrift und tſineſiſches Schrifttum.

Eine andere, der Zeit nach ältere, der Bedeutung nach höhere Entwicklung der Schrift als die der Mechikaner war, gehört dem öſtlichen Aſien an. In völliger Selbſtſtändigkeit hat das Volk der Tſineſen* ſein eigenes Mittel zum bleibenden Gedankenausdruck ſich gebildet.

* Die in Deutſchland jetzt übliche Schreibart „Chineſen“ iſt entſchieden falſch. Sie entſtand aus der deutſchen Ausſprache des franzöſiſchen ch in Chinois. Franzoſen und Engländer lauten den Namen richtiger mit Sch an. Manche deutſche Gelehrte haben ſich denn auch der aus offenbarer Unkunde entſprungenen deutſchen Schreibweiſe nicht angeſchloſſen. Den erſten Miſſionaren folgend ſchrieben ältere Gelehrte: „Sineſen“, und die Form mit anlautendem S iſt in lateiniſchen Darſtellungen herrſchend geblieben. Das eine Haupt der deutſchen Geſchichtſchreibung, Schlözer, ſchrieb Sineſer, Johann Gottfried Eichhorn Sineſen u. ſ. w.

Ein ſtehender Volksname iſt den Tſineſen ſelbſt fremd, da ſie ſich „Leute des Volks der Mitte“ nennen oder nach dem Herrſcherhauſe bezeichnen, das grade an ihrer Spitze ſteht. Zur Zeit, in der das Haus der Thſin über ſie gebot, lernten die Malaien ſie kennen und ſprachen danach von Tſchina (Klaproth, mémoires relatifs à l'Asie, Paris 1828, III. 257); ebenſo wie ſie benannten die Inder das Volk der Mitte. Die Araber lauteten deſſen Namen zuerſt weicher mit dem franzöſiſchen j, hernach ſchärfer wie ſ oder ʒ an und nach ihrer mit der griechiſchen Schreibung Sinä (bei Ptolemäos) zuſammentreffenden Ausſprache ergriffen früher die Deutſchen das S als Anfang. Auffällig iſt, daß ſchon im Jeſchoje (Jeſaias 49, 12) Sin vorkommt für ein fernes Oſtland. Wollte man nun auf die zu Grunde liegende Form Thſin zurückgehen, ſo würde dieſe ein Deutſcher genau zu treffen außer Stande ſein, denn th vor ſ iſt eine im Deutſchen völlig unſtatthafte Schreibung, die höchſtens zum Behufe grammatiſcher Forſchungen oder für Perſonennamen zuläſſig wäre. So bleibt Tſin. Der Umſtand, daß ts nicht durch ʒ erſetzt wird, deutet auf die weichere Ausſprache hin, welche das th nöthig macht. — Unter den verſchiedenen Schreibweiſen ſcheint alſo die: Tſineſen den Vorzug zu verdienen.

Die rohen Stämme, welche im heutigen Tsina einst lebten und auch die aus Mittelasien in das Stromland des Hoangho einge-

Hinsichtlich der überaus mißlichen, von einem Europäer meist nur ungefähr zu treffenden Aussprache der tsinesischen Namen ist noch in Erinnerung zu bringen: daß

erstens bis auf wenige hier nicht in Betracht kommende Ausnahmen alle Sylben oder Wörter in der als Richtschnur betrachteten Beamtensprache (Kwanhoa), die in Kiangnan und Santung allgemein geredet wird, konsonantisch anlauten, dagegen auslauten mit einem Vokal oder Hauch oder Nasal, (dessen Abstufungen das im Deutschen zuweilen z. B. in „lange" näselnde n und dann ng ausdrücken);

zweitens, daß alle Wörter einsylbig sind, obgleich sie nicht selten Vokalhäufungen enthalten.

Aus der Anwendung dieser Grundsätze folgt, daß alle zwei- oder mehrsylbigen Namen zusammengesetzte Wörter sind, und ergibt sich, wie selbige zu theilen sind z. B. Kung-fu-tse. Das obenerwähnte Wort Kieischeng darf also nicht etwa Ki-e-ischeng gelesen werden, sondern besteht aus den zwei Wörtern Kiei-Scheng, von denen das erstere, Kiei, ohngeachtet seiner drei Vokale einsylbig ist. Wir vermögen allerdings nicht über mehrere Vokale, wie iei in der Art hinwegzugleiten, daß sowol alle drei bei einer flüchtigen Berührung deutlich hörbar werden, als zugleich ihre Aussprache den Eindruck einer einzigen Sylbe macht. Die Tsinesen aber können und thun dies.

Vermöge der geschwinden Aussprache entstehen aber auch Mischlaute und gemeinlich tönt das tsinesische ai wie unser ei, ao wie au, ua wie wa. Daher schrieb ich nicht Kua sondern Kwa. Laotse, Tao wäre danach Lautse, Tau auszusprechen und folglich zu schreiben. Da jedoch in verschiedenen Gegenden verschieden ausgesprochen wird und unsere besten Gewährsmänner nur Laotse ꝛc. drucken lassen, habe ich in Betracht, daß hiernach doch in manchen Gegenden auch ao zu hören gewesen sein dürfte, von der herkömmlichen Schreibart abzugeben Bedenken getragen. Kann sie doch richtig sein. In meiner Darstellung sich vorfindende Ungleichartigkeiten oder etwaige Irrthümer in der Schreibung der Namen wolle der Leser damit entschuldigen, daß ich Werke über Tsina, die nach lateinischer, deutscher, italienischer, französischer, portugiesischer, russischer und englischer Art der Aussprache geschrieben worden sind, zu benutzen hatte. Fast in jeder Sprache wird das Tsinesische eigenthümlich wiedergegeben und nicht einmal die Gelehrten eines und desselben Volkes halten die nämliche Schreibweise ein. So benennen z. B. das Buch der Diagramme des Fohi ältere europäische Schriftsteller, wie der Portugise Alvaro Semedo (Imperio de la China y cultura evangelica en el por los Religiosos de la Compania de Jesus. Madrid 1642), wie der Deutsche Martin Martini (Sinicae historiae decas prima. Amsterdam 1659) u. a., denen unter den neueren Klaproth sich anschloß Ye-king, Schriftsteller unseres Jahrhunderts aber entweder Y-king oder I-king. Der bald zu erwähnende Tsangkie wird auch geschrieben: Tsankie, Tsangie, indem

Digitized by Google

wanderten Stammväter des Tſineſenvolkes bedienten ſich wie andere Mittel- und Nordaſiaten zuerſt verſchiedenfach verſchlungener und geknüpfter Bänder oder Stränge mit Knoten, zur theilweiſen Aufbewahrung der Angedenken an Ereigniſſe und zu Beſtimmungen in die Ferne.[1] Sie ſtanden bei den Anfängen der Quipos. Die Tuſan hatten dieſe Schriftweiſe, und die Siſan, die ganz rohen Urbewohner, zwiſchen welchen die Tſineſen ſich eindrängten. Ja ſie hat ſich erhalten bis zur Gegenwart, denn die von den Tſineſen in das ſüdweſtliche Gebirgsland zurückgedrängten Miao binden noch in neuerer Zeit, wenn ſie einen Vertrag abſchließen, an Holzſtücke Stricke mit ſo vielen Knoten als die ausgemachte Zahl Einer hat.[2]

Anfänglich bedienten die Tſineſen ſich auch der zu Knoten geſchürzten Stränge, um Verträge abzuſchließen und Unterpfänder derſelben aufzubewahren. In ſpäteren Tagen wollten ihre Gelehrten ſogar wiſſen, daß ſie dieſelben zu Verwaltungsgeſchäften gebraucht hätten. Sie nannten dieſe Knotenſchrift Kieïſcheng und wollten auch den Namen des Erfinders der geflochtenen Stricke, welche Gedanken anzugeben beſtimmt waren, kennen. Sie nannten als ſolchen den Suiſchin (Sui-giu-ſchi), der in unvordenklichen Zeiten im Lande geherrſcht haben ſollte.[3] Aber auf dieſer Stufe blieben die Tſineſen nicht. Ihre erſten Verſuche mittelſt einfacher Striche das ſich regende Bedürfniß nach Hinſtellung bleibender Aeußerungen zu befriedigen, gewähren uns die Einſicht, wie ſchwer es gefallen iſt, geeignete Bezeichnungen aufzufinden.

Ihre Sagen legten dem fabelhaften Führer und Bildner der Min, d. h. ihres Volkes, dem Fohi (Fuhi) neben vielen anderen Entdeckungen, die ihm nachgerühmt wurden, auch der Schriftzeichen Erfindung bei. Wir ſehen in dieſen Sagen das gewöhnliche Beſtreben der Völker, den Anfängen ihrer Ausbildung den Stempel eines halbgöttlichen Urſprungs aufzudrücken. Aus den Zähnen des großen

---

auch m im Auslaute für den Naſenlaut geſetzt ward. Solche Abweichungen ſind häufig. Ich ſuchte mir Belehrung zu holen bei dem größten Kenner des Tſineſiſchen in Deutſchland, dem Dr. Heinrich Plath in München über die rechte Ausſprache und Schreibung. Der beſcheidene Gelehrte erklärte mir: er wiſſe ſie nicht. Unter ſolchen Umſtänden darf ich wol einige Nachſicht in dieſem Punkte beanſpruchen.

Digitized by Google

Drachen, erzählten die Tſineſen, habe Fohi ſeine Zeichen gezogen; was vielleicht zu deuten wäre: aus der Anſchauung der Abſchnitte des Thierkreiſes am Himmel. Der tſineſiſche Weiſe Kungfutſe ſagt: „Fohi ſchaute mit in die Höhe gerichteten Augen auf die Form des Himmels und mit geſenktem Blicke auf die Art der Erde, ſah, was unter den Vierfüßlern glänzt und was der Boden bietet: von nahen und entfernten Dingen entlehnte er den Anfang ſeiner acht Bezeichnungen. Um feſtzuhalten, was er geſchaut und geforſcht, ſchuf er ſo im Buch J das Syſtem der Pakua, welches den Sinn der göttlichen Mächte, den Umſchwung des Alls und ſämmtliche Begebenheiten ergründet und dem Volke zur Belehrung hinſtellt."

Das auf Fohi zurückgeführte Schriftdenkmal iſt das heilige „Buch J" oder das J-king, das Buch der Diagramme. Die Tſineſen halten es für ihr älteſtes Schriftſtück und ohne Zweifel gehört es zu den Schriftverſuchen der Urzeit; wir begreifen aber nicht, wie es nöthig ſcheinen konnte, die darin enthaltenen Zeichen „aus den Zähnen des großen Drachen zu ziehen", dieweil es nur aus der Zuſammenordnung dreier Grundzüge oder wagerechter Striche von verſchiedener Länge gebildet iſt. Es beſteht aus einfachen, graden in Holz geritzten Strichen. Je nachdem der längere Strich mit 2 kürzeren oder ebenſo langen über oder unter ſich gepaart war, ergaben ſich 8 Geſtaltungen, die in ihren weiteren verſchiedenen Verbindungen oder Verſetzungen 64 Figuren ausmachten. Zwei einfache grade Striche waren alſo das Mittel, ein langer und ein kurzer. Jedesmal wurden drei Reihen untereinander geſchrieben, wobei zwei kurze (von einander getrennte) in einer Reihe einer langen entſprachen. Die ſich ergebenden 8 Grundfiguren wurden verſchieden untereinander geſtellt und zwar in der Richtung von rechts nach links geſchrieben. **Tafel XXVII.** n. 126 zeigt zuerſt die 8 Grundfiguren und gibt ſodann eine zuſammengeſetzte zweimal 8, alſo ſechs Striche enthaltende Linie. Dieſe Figuren erinnern an die Zeichen der Tatuirung. Der Name der Grundfiguren war, weil dies Buch J, das ſie bildeten, öffentlich an beſuchten Orten, damit das Volk von ihnen Kenntniß nehme, ausgehängt wurde, Kua oder Kwa d. h. „die Ausgehängten." Eine andere Erklärung, derzufolge Kwa die

Fügung der Dinge, die Grundbestimmung der Welt, das Loos bezeichnet, rührt unverkennbar erst von der abgeleiteten Bedeutung dieses Wortes her. Denn diese einfachen Zeichen, die allereinfachsten, die man sich denken kann, waren nicht etwa bestimmt Buchstaben oder diesen Aehnliches zu sein, sondern Gegenstände und Begriffe vorzustellen und verknüpften sich mit Uebernatürlichem, gleich allen Schöpfungen der Vorzeit. Sie sollten also einen geheimen Sinn in sich tragen und übernatürlich wirken.

Was die Kwa's eigentlich bedeuteten, das wurde später vergessen, allein ihr Ansehen war groß, wie das alles Alten. Das gemeine Volk betrachtete sie als Zaubermittel und verwendete sie als Wahrzeichen und Schicksalsloose; aus ihrem Wurfe wollte es Heil oder Unheil in voraus erfahren.[4] Die Denker waren nicht der Meinung, daß diese Räthselstriche Zauberkraft bärgen, aber sie suchten in ihnen, was ihr Sinn begehrte: höhere Erkenntniß. Sie sagten: die Kwa's enthalten den Aufschluß über die höchsten Fragen und Zwecke; alles Natürliche und alles Sittliche ruht in ihnen ausgedrückt, läßt sich von ihnen — freilich mystisch — herleiten.[5] Sie sind der Inbegriff aller Wissenschaften.

Im Verfolge des tschinesischen Schrifttumes wurde das Buch I dieser Auffassung gemäß ein Gegenstand eifrigen Nachsinnens und gab zu vielfachen Auslegungen Anlaß. Die vermeintlichen Erläuterungen der älteren berühmten Ausleger wurden ihm als Zuthat beigeschrieben und machten einen besser begreifbaren Bestandtheil des solchergestalt anschwellenden Buches I aus. Die Versuche, tiefe Weisheit aus ihm herauszuklügeln — oder hineinzulegen, wurden immer von neuem aufgenommen. Mit seiner Erklärung beschäftigte sich ein ausgedehnter Zweig des tschinesischen Schrifttums bis zur Gegenwart. Man sieht, welche Anziehungskraft das Unverständliche besitzt, wenn es alt und gepriesen ist! Die ältesten angehängten Beischriften zu ihm sollen herrühren von dem Kaiser Wenwang, dem Stammherrn des Herrscherhauses der Tscheu (um — 1150) und seinem an Weisheit ihm gleichkommenden Sohne Tscheukung, der — 1085 oder 1084 starb. Beide fanden im Iking Bezüge auf den Drachen, sowie auf die nothwendigen Eigenschaften und das Verhalten des Herrschers. Das Regieren, oder richtiger gesagt, die weise Führung der Menschen lag ihrem

Digitized by Google

Sinne am nächsten. Demnach deutete z. B. Wenwang das siebente Hexagramm (von links an gerechnet) der Zeile 2 auf Tafel XXVII Namens Küen als Unterthänigkeit der Erde und fügte den Satz hinzu: „Demuth übersteigt alles; der Weise erlangt seinen Zweck". Dies schien noch zu dunkel und Tschenkung erläuterte seines Vaters Sinn mit mehr Worten näher dahin, daß die Demuth eine Tugend sei, welcher keine Hindernisse entgegenstehen, weshalb alles durch sie zu einem glücklichen Ende gebracht werde; darum erreiche der Weise den Gipfel der Einsicht und die Erfüllung seiner Absichten. Dem Jesuiten Gaubil zufolge spielten die Auslassungen Wenwang's und Tschenkung's auf die Zustände ihrer Zeit, deren Unordnung sie entgegentraten, öfter an. Ein halbes Jahrtausend später befriedigten diese Deutungen den nicht auf irdische Gewalt gerichteten Sinn des großen Denkers Kungtse durchaus nicht und dieser gab ihnen eine auf die Natur sich beziehende (physikalische) Auslegung. Die acht Grundgestalten oder Kwa's bezeichneten nach seinem Dafürhalten den Himmel, die Feuchtigkeit, das Licht, den Donner, den Wind, das Wasser, den Berg und die Erde. Wo nun z. B. das Kwa des Lichtes unter dem Kwa der Erde steht, suchte er den Gedanken: das Licht geht hinein in die Erde. In gleicher Weise erklärte er andere Stellen: unter dem Berge entspringt der Quell, innerhalb der Erde lebt (oder: wird geboren) der Baum, der Wind streicht über das Wasser u. dgl. mehr. Hiermit sich nicht begnügend übertrug er darauf das also Gefundene auf das menschliche Leben, um Vorschriften aus ihm abzuleiten. Jenes Hexagramm, dessen Auslegung durch Wenwang vorhin mitgetheilt wurde, deutete Kungtse erstlich: der Geist des Himmels ist glänzend und neigt sich bis zur Erde; der Geist der Erde ist demüthig und erhebt sich zum Himmel. Sodann fuhr er fort: der Geist des Himmels vermindert alles Volle, vermehrt alles Niedrige; und endlich gelangte er durch mehrere Uebergänge zu dem Schlußergebniß „die Demuth ist der letzte Zweck des Weisen." Auch Kungtse's Auslegung ward wiederum, wie die Wenwang's, von Anderen weiter ausgeführt und auch diese Deutung der Worte Kungtse's dem Iking noch angeschlossen. Auch dabei hatte es in der Folge kein Bewenden. Spätere Ausleger, deren Auffassungen indeß nicht mehr dem Iking selbst einverleibt wurden, gingen mehr

auf ein metafysisches Verständniß aus und versenkten sich tief in Grübeleien. Man wollte im Iking Auskunft über die Entstehung und Verderbniß und das Schicksal, über gerichtliche Astrologie und vieles andere gewahren. Vierzehnhundert und funfzig Abhandlungen über diese mystischen Zeichen besaß im Jahre 1775 die pekinger Staatsbücherei![6]

Merkwürdigerweise haben sie auch die deutschen und französischen Gelehrten beschäftigt. Europäische Missionare suchten in ihnen profetische Ausspräche. Der Jesuit Martini wollte 1659 in den Kwa's eine der pythagoräischen ähnliche mystische Filosofie, die Elemente oder Urqualitäten erkennen,[7] Leibnitz 1703 die Aufstellung der binären Rechenkunst.[8] Ein anderer Gelehrter sah in den Kwa's alle Bestimmungen eines Kukokubus, De Guignes das Lehrgebäude des Pythagoras. Wieder ein anderer entdeckte in ihnen die ganze Syllogistik und Schumacher 1763 gar eine Geschichte der Tsineser.[9] Klaproth schloß sich 1802 den tsinesischen Auslegern an und versicherte demnach, daß die 8 Trigramme des Fohi die verschiedenen Hergänge der Natur in ihren Hervorbringungen und Zerstörungen, die verschiedenen Zustände des Menschenlebens, seine Tugenden und Laster, endlich alle glücklichen oder unglücklichen Schicksalsbestimmungen bildlich vorstellten.[10] Seyffarth bezog 1832 die Kwa's auf die Planetengötter unter Berufung darauf, daß sie im Himmelstempel angeschrieben stehen; das achte Kwa gilt ihm für den Erdkreis.[11] Julius Mohl erklärte sie 1834 als eine Schöpfungslehre, derzufolge alles aus den zwei Grundkräften des Thätigen, welches die volle Linie ausdrücken sollte, und dem Trägen, welches die halbe Linie vorstellen sollte, entsteht.[12] Damit übereinstimmend sah in ihnen Pauthier 1844 un vaste naturalisme, der zum Theil auf eine, später erst hinzugetretene mystische oder symbolische Zahlenlehre sich stützte.[13] Piper fand 1849 den Kern des Iking in Sittenlehre,[14] Schott 1854, als eine „Vorahnung der Wissenschaft, die wir Chemie nennen."[14b] Der neueste Erklärer Adolf Helfferich bezog sie 1868 als geknotete Stränge der Drachenpeitsche zu Steuerangaben auf die Vereinigung der Menschen in einem Lande oder Verbande und meint, daß erst später die Deutung auf die Elemente und Wandlungen hineingetragen worden sei.[15]

Digitized by Google

Wie es ſich nun auch um alle dieſe Auslegungsverſuche verhalten mag, ſo viel erhellt, daß nach allgemeiner Annahme in dem uralten I-king wirklich ein Schriftdenkmal zu erblicken iſt, daß ſeine willkürlich gewählten Zeichen, Zeichen der allereinfachſten Art und nur in mathematiſcher Weiſe zuſammengeſtellt, Gedanken trugen, und daß ferner Gedanken in dieſen Zeichen erkannt wurden, ohne das Vorhandenſein einer inneren Verbindung zwiſchen den Zeichen und denjenigen Vorſtellungen, denen ſie entſprechen ſollten. Betrachten wir aber die Arten des Erklärens, ſo gewahren wir bei den verſchiedenen Deutern eine zunehmende Erweiterung des vermeintlichen begrifflichen Inhalts derſelben mit der Zunahme der Bildung und Einſicht der Tſineſen überhaupt.

Außer dem I beſitzen die Tſineſen noch ein Schriftſtück mit einer Anzahl kleiner durch Striche verbundener Kreiſe aus den Zeiten ihrer erſten Entwicklung, die Tafel Loſchu, welche der Leſer auf Tafel XXVII. n. 127 erblickt. Angeblich wurde ſie um — 2200 in Honan aufgefunden.[16] Auch von Fohi ſollte ſie herrühren. Die Tſineſen nennen ſie auch die myſtiſche Schildkröte und meinen, ſie drücke ebenfalls die erhabenſten Lehren aus, indem ſie, die Zahlen des Himmels und der Erde vorſtellend, alles was vollkommen und was unvollkommen iſt, enthalte. Betrachtet man indeß mit unbefangenem Blicke dieſe Tafel Loſchu, ſo gewahrt man 9 getrennte Figuren, von denen jede eine andere Anzahl durch Striche verbundener kleiner Kreiſe oder dicker Punkte hat, und zählt man letztere, ſo ergibt ſich die Folge

4. 9. 2.
3. 5. 7.
8. 1. 6.

alſo, ohne daß eine Zahl ſich wiederholte, die Reihe 1 bis 9 und zwar derart gruppirt, daß in der Quere, wie in der Länge, wie ſchräg geleſen die 3 Zeichen oder Ziffern einer Reihe jedesmal 15 betragen. Daher mögen wir Barrow beiflichten, der in der Tafel Loſchu eine Zuſammenſtellung der Zahlzeichen erkennt und ſie mit dem magiſchen Viereck der Schulknaben vergleicht.[17] Mehr als eine bloße Zifferntafel ſollte ſie aber höchſt wahrſcheinlich doch vorſtellen, denn dem Aberglauben diente ja in den älteſten Zeiten faſt alles.

Wenn tsinesische Erzählungen jenem in Mythen gehüllten Fohi auch den Anfang der Erfindung der nachherigen tsinesischen Schriftzeichen, mit denen er die Knotenschrift verdrängt habe, machen und einen seiner Nachfolger Kaiser Schinnong dieselbe vollenden lassen, so daß in Schinnong's Tagen der Beginn ausgedehnteren Schreibens falle, wie denn dieser Schinnong bereits Gebete und ein Arzneibuch niedergeschrieben habe, so ist auf diese Angaben geringerer Werth zu legen, als auf eine andere, der zufolge der Schrifterfinder oder Verbesserer der Zeichen Fohi's Tsangkie gewesen sei. Doch auch dieser gehört noch den ganz sagenhaften Tagen an, denn er wird Rath, Statthalter und Geschichtschreiber des auf Schinnong folgenden Herrschers Hoangti genannt, jenes weisen Fürsten, welcher, wie die Tsinesen glauben, die Zeitrechnung ordnete und die Jahrkreise begann, nach denen noch jetzt gezählt wird, welcher auch mit der Erfindung dieses seines Rathes das noch vorhandene alte „Buch vom innern Menschen" (Néiking), ein heilkundliches, abgefaßt haben soll. Zufolge der tsinesischen Zeitrechnung (welche natürlich zu beanstanden ist) würde der Schrifterfinder Tsangkie hiernach um's Jahr 2650 vor der christlichen Zeitrechnung, mithin vor mehr als fünftehalbtausend Jahren gelebt haben. Tsangkie fand die wenigen graden Striche Fohi's unzureichend. Er betrachtete, heißt es, die Fußtritte der Vögel im Lande und die Zeichnungen auf der Schale der Schildkröte und ahmte beide in seinen neuen Zeichen nach, welche daher die spätere Gelehrsamkeit „Kaulquappen" (ko-ten) oder „Vogelspurschrift" (niao tsi) nannte. „Als er mit seinem Werke zu Stande gekommen (erzählt die Sage weiter), regnete es Kronen vom Himmel herab und die Dämonen, die sich über seine Arbeit ärgerten, weinten bitterlich", Tsangkie aber verfaßte sogleich ein Hülfsbuch für Aerzte, die Schrift vom Pulse. In dieser Weise erinnerte die Sage noch an die ursprüngliche mystische Bedeutung der Schriftzeichen, die dem menschlichen Leibesbefinden Heilbringendes trugen. Weiter behaupten die Tsinesen, er habe ungefähr ein halbes Tausend Schriftzeichen — 540 — aufgestellt, welche den Grundstock der tsinesischen Schrift bildeten und den ferneren Gebrauch der blos aus graden und gebrochenen Linien bestehenden Kwa's überflüssig machten.

Digitized by Google

Auf Tsangkie also wird der Anfang der tsinesischen Bezeichnungsart zurückgeführt, die zweifelsohne in sehr frühen Zeiten aufgebracht wurde. Zu erwähnen ist noch, daß ein tsinesischer Gelehrter Nansuen nicht ihn, sondern den Tsang Schehoangschi oder Kiai als den wahren Erfinder der Schrift ermittelt haben wollte,[18] und daß außerdem ein Beamter Hoangti's Feilungsche als ein Schrifterfinder genannt wird, auf den die spätere Zeit den eigentümlichen Zug, der Lungtschuen d. h. „in Drachenform" heißt, zurückführte.[19]

Die Tsinesen waren jederzeit überzeugt, daß ihre Vorfahren schon in den ersten Zeiträumen ihrer Entwicklung zu dem Besitze der Schrift gelangt seien. Kurze Reden und Mahnungen ihrer alten Herrscher wurden aufbewahrt, an deren Aechtheit die späteren Geschlechter nicht zweifelten, so von Schün (um — 2222) und zwar in einer der späteren Zeit schwerverständlichen Ausdrucksweise; auch wußte man von ihm oder wollte wissen, daß er Tsangkie's bei weitem nicht ausreichenden Schriftzeichen mit neuerfundenen vermehrt und auf die Staatskleider seiner Beamten Sinnbilder habe sticken lassen, deren Bedeutung sie an ihre Pflichten erinnerte. Sein Mitregent und Nachfolger Jü (Ju, von — 2223 bis 2197), mit welchem das Herrscherhaus der Hia begann, soll ein altes Buch mit Zeichen aus Hoangti's Zeiten aufgefunden und selber die über Verschiedenes belehrende Schrift Schanhaiking abgefaßt haben. Auf 9 eherne Vasen oder Dreifüße, die zu den großen Opfern dienten, ließ er eine Karte und kurze Beschreibung der neun Lande seines Reiches eingraben.[20] Diese Vasen, zu denen jeder der neun Bezirke Tsinas das Metall für diejenige Urne, die ihn darstellte, geliefert hatte, erhielten sich lange* und ihr Besitz galt fortan als Wahrzeichen der obersten Gewalt; sie gehörten zu den Abzeichen des Kaisertums. Auch eine kurze Landesbeschreibung aus seiner Zeit scheint sich erhalten zu haben.[21] Als eines der

* In den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung (d. h. in den Hanzeiten) waren sie noch vorhanden. Im Jahre 696 wurden neun ihnen nachgeahmte Kupfergefäße gefertigt und vor ein Thor des Herrscherpallastes gestellt. Das eine, welches für die Provinz Jutschen bestimmt war, hatte eine Höhe von 18 Fuß und wog 1800 Zentner; die übrigen waren 14 Fuß hoch und wogen je 1200 Zentner.

Digitized by Google

ältesten Schriftdenkmale gilt eine von Jü, noch bevor er Kaiser wurde, auf einer Felswand des Berges Hengschan oder Tschojung (Heu-leu-fang), der Hauptopferstätte, eingegrabene Inschrift, welche lange unbemerkt, obwol man von ihr wußte, im ersten Viertel des XIII. Jahrhunderts wieder entdeckt, und abschriftlich zuerst in dem Taossekloster zu Kueimen, jetzt in Singanfu aufbewahrt wird. Jü soll sie haben anfertigen lassen nach den großen, noch unter Kaiser Jao — 2297 eingetretenen und wiederkehrenden Ueberschwemmungen, als er einen Berg durchschnitten hatte, um des Hoangho Wassermassen durch den Einschnitt hindurchzuleiten, und mit vieljährigen Arbeiten den Gewässern durch Abzugsgräben Abfluß zum Meere zu schaffen, glücklich — zufolge tsinesischer Berechnung im Jahre — 2278 — zu Stande gekommen war. In ihr wird die Himmelsmacht angerufen, ihm die Regierung zu erleichtern und von seinen Werken zur Abwehr der Ueberschwemmungen kurz berichtet. Erst unter seiner Regierung dürfte diese Inschrift ausgeführt oder, falls auch dies zu gewagt erscheint, später erst, ihn zu ehren, gemacht worden sein. In rothem Stein wurden 77 dunkelblaue sechs Zoll hohe Schriftzüge eingelegt. Die Inschrift selber hat die Zeit fast verwischt, und der Stein auf dem sie stand, bekam einen Riß; aber es ist von ihr, als sie noch lesbar war, eine Abschrift genommen worden, deren Aechtheit allerdings von vielen tsinesischen Gelehrten angezweifelt wird. Ihre Züge haben die Beschaffenheit der tsinesischen Schriftformung, sind aber theilweise unverständlich geworden, und nur mit Mühe gelang den tsinesischen Gelehrten ihre Entzifferung und Erklärung. Neue europäische Forscher, Klaproth, Pauthier u. a. halten deren Uebersetzung für richtig und die Inschrift für ächt.[22] Die dermalige Bezeichnung dieses merkwürdigen Denkmals ist Jü-pei, davon hergenommen, daß pei einen viereckigen Inschriftenstein, im Gegensatz zu gio einer oben runden Steinplatte mit Schrift bedeutet. —

Der Ausgangspunkt und die erste Stufe der tsinesischen Schrift war Abmalen der Gegenstände. „Die Alten, sagen tsinesische Gelehrte,[23] zogen Figuren, wenn sie ein Geschäft unterbrechen mußten, um an dieses zu erinnern. Sie zogen eine Figur um den Anfang einer Rede oder irgend einer andern Angelegenheit zu bezeichnen und eine andere, um ihr Ende zu bezeichnen,

und wenn eine dieser beiden Figuren fehlte, so galt dies als ein Anzeichen, daß das Geschäft aufgegeben war und daß man weiter keine Rücksicht darauf zu nehmen brauchte, indem man es für nicht geschehen betrachtete." Auch diese Ueberlieferung weist, wofern ihr Glauben zu schenken ist, auf das mühsame Versuchen hin, den Willen oder die Meinung der Gegenwart dauerhaft zu machen, denn nur der Schrift Unkundige konnten also verfahren. Es unterliegt wol kaum einem Zweifel, daß Tsangkie oder wer sonst zuerst Schriftbilder hinmalte, welche verschiedene zusammenhängende Gedanken ausdrücken sollten, nicht etwa sogleich den Hauptstock der tsinesischen Schriftzeichen erfunden, sondern nur eine kleine Anzahl aufgebracht hat. Allein mit ihnen hatte er zugleich den Weg gewiesen, auf dem mit gutem Erfolge weiter gegangen werden konnte. Man behielt sie bei, da man mittelst der neuen Zeichen über die Räthselhaftigkeit der nur aus ein paar graden Strichen bestehenden Kwa's hinwegkam und bildete auf gleiche Weise weitere Zeichen hinzu.

Die zauberhafte Wirkung, die an Worte und Zeichen gebunden sein sollte, war durch die so zu sagen weltliche Anwendung keineswegs abgestreift. Nach tsinesischen Vorstellungen übertrugen sich die ausserordentlichen Eigenschaften, die am gesprochenen Worte haften sollten, auch auf dessen Niederschrift, und wenn Jü auf seinen 9 heiligen Vasen eine Nachricht von den tsinesischen Ländern gab, so geschah dies zugleich in der Absicht ihren Einwohnern die Furcht vor Gespenstern und Waldungeheuern mittelst dieser Schrift zu benehmen. Sie stellten also einen Bann gegen böse Geister und böse Einflüsse dar und darum vermuthlich galt als Kaiser, wer sich in ihrem Besitze befand. Dieser Wahn hatte Fortbestand; noch jetzt kommt es vor, daß wenn Aerzte Heilmittel, die sie nöthig finden, nicht herbeizuschaffen vermögen, sie zu helfen vermeinen, indem sie ihre Verordnung auf ein Stück Papier schreiben, dasselbe verbrennen und die Asche in einem Trank den Kranken einnehmen lassen![24]

Die Stufe des Sprachverständnisses, worauf die tsinesische Schrift entstand, war diejenige, in welcher der Mensch *jedes Wort*, oder, was dasselbe besagen will, den Laut einer Sylbe, da die Wurzelwörter ja einsylbig waren, als *ein Ganzes*,

Digitized by Google

welches einen bestimmten Sinn trägt, auffaßte und dem entsprechend darstellte. Sein Wort wollte der Tsinese nicht verhallen lassen, sondern fest machen, wobei es ihm aber nicht etwa auf dessen Aussprache, sondern auf die mit ihm gegebene Vorstellung ankam. Weil den Vorrath der tsinesischen Sprache einsylbige Wörter ausmachten, lag es dem Schrifterfinder nicht nahe, an eine Zerfällung des Wortes in seine Laute zu denken. Sein Bedürfniß ging nur dahin, das ganze Wort abzumalen und das gelang ihm, indem er sich an seine Bedeutung hielt. Nicht wie das Wort lautete, sondern welche Idee in ihm ruhte, war sein Augenmerk. Dieser Standpunkt erforderte für jedes Wort ein eigenes Zeichen und jedes bekam ein solches.

Mochte immerhin in den Anfängen des Bezeichnens das Streben, Gegenstände ihrer sinnlichen Beschaffenheit gemäß abzuschildern den tsinesischen Schrifterfinder in der Wahl der Züge bestimmen, so war doch die zu Grunde liegende Idee bereits eine andere, als bei der Bilderschrift der Amerikaner. Diese nämlich versuchten ja Anschauungen und Vorstellungen selber unmittelbar darzubilden; das tsinesische Verfahren hingegen richtete sein Absehen darauf, sie in ihrer angenommenen sprachlichen Form wiederzugeben, demzufolge das auf das Ohr wirksame Mittel in ein für das Auge berechnetes Mittel, das Reden in Schreiben umzusetzen, nicht die Laute, aber dennoch die Wörter. Indem hierbei eine bestimmte Fassung der Gedanken, wie solche die Sprache mit sich bringt, das Mittelglied zwischen Denken und Schreiben, zwischen der Geistesthätigkeit und dem Hinausstellen in die äußere Welt abgab, und auf dieses Mittelglied das Schreiben sich bezog, vermochte die Schrift weit besser die besondere Art der Gedanken sowie das jeweilige Verhalten der denkenden Person zum Ausdruck zu bringen. Außer wirklichen Gegenständen liessen sich nun auch bloße Vorstellungen abbilden und alle Reichtümer des Geisteslebens in dauerhafter Gestalt ausschütten. Die Anschauung selber hat Gleichzeitigkeit, der Gedanke Einheit: auf dem Wege des sprachlichen Ausdrückens wird aber der zu äussernde, der jedesmalige bestimmte einzelne Fall (gleichviel ob er ein besonderer an sich sei oder allgemein) gleichsam zerlegt, zersetzt und zerrissen. In den Worten, deren Gesamtheit einen

Satz ergibt, ſind eine Menge einzelner Ausdrücke aneinander gefügt, die vereinzelt genommen nicht richtig, nicht wahr ſein würden im Hinblick auf den Gedanken oder Fall, der gerade auszuſprechen iſt. Steht doch der treuen Wiedergabe ſchon die Verallgemeinerung des Sinnes im Wege, die jedem Worte an ſich eigen iſt. Erſt die Verflechtung der Wörter in ein Ganzes deckt die zum Ausdruck zu bringende Vorſtellung. Die Vorſtellung aber wird in das Gewand der Wörter, wird in mehrere einen Satz ausmachende Wörter in der Art umgewandelt, daß während ſie ſelbſt mit einemmale ein Ganzes iſt, nunmehr ein zeitliches Auseinander einzelner Satzbeſtandtheile zu ihrem Verſtändniſſe verhilft. Wie dürften wir uns alſo wundern, daß es Völker gab, die im Schreiben von der ſprachlichen Ausdrucksweiſe ganz abſahen? Sowie nun aber das Wort als das zu Bezeichnende in den Vordergrund trat, hörte, ſelbſt wenn es bildlich dargeſtellt wurde, die Beziehung unter den gezeichneten Bildern als ſolchen auf: denn dieſe waren keine Gruppen von Geſtalten mehr, ſondern vertraten nunmehr Wörter, bezogen ſich auf Wörter. Die Wörter aber, welche für Gegenſtände und Begriffe galten, waren für den Tſineſen unzertrennliche Lauteinheiten und wurden von ihm lediglich nach der Seite, in welcher ſie als Träger eines Begriffes zu betrachten ſind, aufgefaßt.

Die tſineſiſche Schrift iſt eine Wortſchrift und demnach im Stande nicht blos den Gedankenſtoff, ſondern auch die Gedankenform auszudrücken, nicht blos das Thatſächliche, ſondern auch Geiſtesbewegungen und bloße Vorſtellungen, alſo die Beziehungen und das Verhalten des Sprechenden zum Gegenſtande ſeiner Rede, mithin auch Gedichte, die ja an eine beſtimmte Wortfaſſung gebunden ſind. Die Tſineſen rückten ſonach, obgleich ſie mit Bildern ſchrieben, über den Standpunkt derjenigen Völker hinaus, die ſich der eigentlichen Bilderſchrift bedienten, da dieſe häufig nur Bruchſtücke von Mittheilungen dauerhaft zu geſtalten vermochten, welche eine ergänzende mündliche Ueberlieferung erforderten. Zwiſchen der Geſtalt des Wortbildes und ſeiner Lautung iſt im Grunde kein Zuſammenhang, das Wortzeichen iſt keine Buchſtabeneinheit; es ſoll den Sinn, nicht den Klang des Wortes erkennbar machen. Dieſe Schrift beabſichtigte

Digitized by Google

alſo keineswegs und vermochte auch nicht den Ton deſſelben, den Klang der geſprochenen Rede wiederzugeben. Obgleich ihre Zeichen lauter einzelne Sylben ſind, darf man ſie doch nicht für eine Sylbenſchrift halten, weil nicht beabſichtigt wurde mit ihr lautliche Beſtimmungen zu liefern.

Ein Uebergangszuſtand iſt es demgemäß, in welchem das tſineſiſche Schriftſyſtem entſprang. In der mechikaniſchen Hieroglyfik waren Schrift und Sprache völlig getrennt, unabhängig von einander: im Tſineſiſchen waren ſie nur halb getrennt. Die tſineſiſche Schrift folgte der Sprache, indem ſie ſich in lauter Wörtern bewegte, allein ſie führte nicht das tönende Wort, welches in einer beſtimmten Eigentümlichkeit gehört wird, vor, ſondern hielt ſich gänzlich an die Vorſtellung ſelbſt, die von dem Worte vermittelt wird.

Daher iſt recht glaublich, was die ſprachgelehrten Tſineſen verſichern, daß in der älteren Zeit die Ausſprache der Niederſchriften eine von der heutigen verſchiedene geweſen und die alte Ausſprache ganz und gar untergegangen ſei. Kam es doch eben auf das Feſthalten der Ausſprache nicht an! Unterſuchungen neuerer Gelehrter (von Edkins, Plath), haben auf Grund eines Vergleichs der Reimwörter in den alten Liedern, wie in der Tſinas Umlanden gültigen Lautung tſineſiſcher Wörter und durch Anderes dies Ergebniß dahin beſtätigt, daß die einſtmalige Ausſprache von der gegenwärtigen weit abwich. Wir beſitzen indeß noch ein aus der tſineſiſchen Schrift herrührendes Hülfsmittel, um die Ausſprache bis etwa zweihundert Jahre vor der chriſtlichen Zeitrechnung zurück verfolgen zu können: es ſind dies japaneſiſche Wörterbücher, welche tſineſiſche Ausdrücke mittheilen.

Die Neigung zum Wunderbaren, die allen Menſchen von niedriger Bildung eigen iſt, verleitete die Tſineſen zu glauben, ihr Schrifterfinder Tſangkie ſei vom Anblick der Muſter auf der Schale der Schildkröte, ſowie der Spuren der Fußtritte von Vögeln erweckt worden zum Erſinnen ſeiner ſie nachahmenden Zeichnungen, während es doch augenfällig iſt, daß der Anfang des Schreibens mit der Nachbildung der auszudrückenden Gegenſtände gemacht wurde.

Bilder, die das Gemeinte vor das Auge rückten, zu zeichnen

war das erste. Solche alte gegenständliche Abbildungen zeigt die **Tafel XXVIII** nämlich n. 128 Sonne (in der Beamtensprache jï) n. 129 2 Mond (juei), n. 130 3 Berg (schan), n. 131 Baum (mu) n. 132 Hund (khiuan), n. 133 Fisch (jü); unter die alten Bilder sind auf der Tafel die gegenwärtig bräuchlichen Züge zum Vergleiche gesetzt. Ferner: 134 fliegender Vogel, 135 Gesicht, 136 Kind (und zwar in zwei Bildern, von denen das zweite, in Klammern gestellte, auf alten Vasen sich vorfindet), 137 Hacke, 138 Gefäß, 139 Wasser, 140 Haus, 141 Thor, 142 Pallast. Ein Auge, an dem sich einige herabgehende Striche befinden 143 ließ „Sehen" verstehen. Eine gewundene Linie, die 2 Kreise in denen ein Kreuz stand, (worunter Häuser zu verstehen waren) trennte, (n. 144) verdeutlichte der Einbildung leicht eine „Grenze" und bei gesteigerter Fantasie konnte man sich wol auch unter dem Bilde n. 145 eine sich erhebende Flamme und Feuer vorstellen; deutlicher gab sich schon das Bild des Regens n. 146. Ein kleiner Kreis auf einem hohen Untersatz (n. 147) hieß „fest, sicher", ein paar Bäume oder dergleichen auf drei übereinander gethürmten Bergen (n. 148) „sehr hoch" u. s. w.

Der oder die Schriftbildner unterschieden in ihren Bildern die Dinge schon mehr, als zur Zeit der Sprachbildung geschehen war. Vom Grundbegriff Helfen oder Unterstützen aus bedeutet fu ebensowol Vater, als Mann, als Frau; man unterschied hernach diese drei Bedeutungen durch die Art des Betonens von Fu; in der Schrift bekam aber jede ihr eigenes Zeichen.[25] Jede in einem Worte enthaltene Vorstellung erforderte eigentlich ein *besonderes* Schriftbild.

Es ergab sich fast von selbst, daß mehrere in einander gezeichnete Berge ein Gebirge (n. 149), Verdoppelung des Baumes, ein Gebüsch, die Gruppe von drei Bäumen einen Wald bezeichnete.

Nahe lag es ferner, Manches durch Striche und Punkte anzugeben. Ein Punkt über einem Striche (150) stellte „oben" (schang), ein Punkt unter einem Striche (151, 152) „unten" (hia), ein durch die Mitte eines Kreises oder Vierecks gehender Strich (153) „mitten" (tschung) dar; ein, zwei, drei Striche (154, 155, 156) liessen 1, 2, 3 (i, öl, san) zählen.

Digitized by Google

Allein mit diesen einfachen Mitteln war nur ein kleiner Theil der Wörter darzustellen. Auf weitere Behelfe mußte gesonnen werden. Die Gruppirung an sich bedeutungsloser Striche, die anfänglich wol nur für Gestaltloses gedient hatten, war, vermöge einer scharfen Ueberlegung geeignet, einen Begriff zu geben. Ein Dreieck war die Vereinigung dreier Linien, gab die Vorstellung von Vereinigung, Verbindung, Einheit. Der, welcher ein Bild suchte, wählte also z. B. einen senkrechten Strich, durchschnitten von einem aufwärts gekrümmten Bogen (in abgekürzter Darstellung ein Kreuz) über einem wagerechten Striche (±) zum Zeichen der Erde, indem er sich vorstellte, daß die beiden wagerechten Linien die Erdoberfläche und die unterste Erdschicht verträten und der senkrechte Strich das aus der Oberfläche hervorbrechende Gewächsreich erkennen lasse. Ein wagerechter Strich über drei senkrechten (⫪) konnte so den obersten Himmelsgeist anzeigen: den Geist, indem die drei unteren Striche die 3 Lichter Sonne, Mond und Sterne, dann der über sie hinweggehende den Himmel verständlich machte. Weil der Herrscher des Volkes die drei Grundwesen: Himmel, Erde, Mensch zufolge der tsinesischen Anschauung verbindet, ward sein Zeichen ein, drei wagerechte Linie durchschneidender senkrechter Strich (王). Zwei verschlungene Kreise (n. 127) gaben das Bild der „Verknüpfung, Verbindung."

Das waren die Anfänge. Gegen zweihundert Bilder, welche entweder Thiere, Pflanzen, Werkzeuge und anderes Abbildbares in roher Zeichnung abspiegelten oder einfache Striche zusammenordneten, mögen den Grundstock ausgemacht haben. Unmöglich konnte es bei ihm bewenden. Der Vorrath, der vielleicht zuerst ausreichte, langte nachmals für den steigenden Bedarf nicht mehr zu und es mußte auf weitere Vermehrung desselben gesonnen werden. Der Weg dazu war gewiesen: auf dem eingeschlagenen wurde fortgegangen.

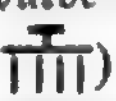
Es kam darauf an, die abbildenden Gestalten und die Strichfiguren für Unsichtbares durch geschickte Handhabung und Verwendung so auszubeuten, daß sie den gesammten Sprachstoff deckten und für jedes einzelne Wort eine Gestalt abgaben. Durch Erfassen der Gegensätzlichkeit, durch Umkehrung, Verschiebung,

Digitized by Google

Verkürzung der Bilder, durch Zusammensetzung mehrerer Bilder, durch ihre Verbindung mit bloßen Linien ließ sich noch vielerlei ausdrücken: keine geringe Mühe muß freilich die Aufbringung einer so außerordentlichen Menge von Bezeichnungen, für die Menge der Wörter erheischt haben und doch war sie bei dem einmal betretenen Wege unausweichlich. Schrittweise entwickelte sich das Verfahren zu immer größerer Ausgiebigkeit. Aeußerst sinnreich wurden mit der Zeit Darstellungen aufgefunden, und die alten Schriftbilder gestatten einen tiefen Einblick in die Bildung und Beschaffenheit der ersten Vorstellungen von der Natur und dem Leben. Mit der Erweiterung der Kenntnisse und Einsichten mußte auch fortwährend der Schriftvorrath vergrößert werden. Gewiß, gewaltige Anstrengung und vieles Nachdenken kostete es, alles zur Darstellbarkeit zu bringen und viele Jahrhunderte ward an der Ausbildung der Schrift gearbeitet. Eine gewaltige schöpferische Thätigkeit richtete sich auf die Herstellung der Mittel zum vollständigen Sichtbarmachen der Gedanken. Die Ausbildung der Schrift war demnach eine sehr allmälige und viele Erfinder haben fort und fort an ihr geschaffen. Diese letzte Behauptung können wir nicht blos darauf stützen, daß die Tsinesen selbst verschiedene Eintheilungen ihrer Schriftzeichen gemacht haben und daß viele derselben Künstlichkeit gewahren lassen, sondern auch sowol damit erhärten, daß unter den Schriftbildern sich das des Elefanten und des Rinozeros vorfinden, welche Thiere die Tsinesen erst nach ihrer Ausbreitung in die südlichen Gegenden, also wol erst nach — 1000 kennen lernten, mithin anwenden konnten, als auch damit, daß für ein und dasselbe Wort (oder vielmehr seinen Begriff) mehrere Zeichen aufkamen. Gab es doch verschiedene Weisen, in welcher es sich bezeichnen ließ. So gibt es z. B. für „oben" und „unten" mehrere, für „weiß" eine ganze Reihe von Schriftbildern. Die Schrift der Tsinesen enthält nicht wenige, dasselbe bedeutende, mithin im Grunde überflüssige Schriftbilder. Schwerlich aber wäre es zu solcher Wucherung des Schriftvorrathes gekommen, wofern nicht Viele, unabhängig von einander, nach Bezeichnungsweisen gesucht hätten. In ihrer Unbekanntschaft mit schon vorhandenen Zeichen ersannen sie neue. Neben einander wurden dann die gefundenen Zeichen gang und

gäbe. Ueberhaupt läßt ſich nicht verkennen, daß dieſes Schriftſyſtem nicht gebunden genug war, um Willkür auszuſchließen. Von Eitelkeit Beſeſſene brachten unnöthiger Weiſe neue Schriftzeichen in Umlauf. So iſt denn nach und nach die Geſamtzahl der Schriftbilder auf mehr als 100,000 geſteigert worden[26], von denen indeß nur die kleinere Hälfte, vierzig bis fünfzig Tauſend, Bürgerrecht gewann, während die übrigen nur vereinzelt hie und da vorkommen, viele auch wieder ganz vergeſſen worden ſind.

Nach einer Seite hin gewährte die Beſchaffenheit der tſineſiſchen Sprache eine Erleichterung. Im Tſineſiſchen fielen nämlich das Nennen einer Sache, die Handlung und die Eigenſchaft noch nicht auseinander, ſondern das Begriffswort ſtand noch in einer Allgemeinheit da, in der es dieſe verſchiedenen Seiten umſchloß: je nach dem Zuſammenhang wurde es in dem einen oder andern Sinne auf die übrigen Wörter des Satzes bezogen. Ein und daſſelbe Schriftbild konnte z. B. „mitten" und „die Mitte" bedeuten.

Die ganze Art des Bezeichnens war überhaupt nur bei einem Sprachſtande durchführbar, auf welchem die einzelnen Wörter in ihrer Form ſtarr und unveränderlich blieben und aus ihrer Aufeinanderfolge ihre gegenſeitige Beziehung ſich ergab. Die Stellung der Wörter (Wortbilder) entſchied über ihr gegenſeitiges Verhältniß. Ausdrücke der Verbindung (die Copula), des Zeitverhältniſſes, der Beſtimmtheit oder Unbeſtimmtheit erachtete der Tſineſe in der Regel für überflüſſig, für ſich von ſelbſt verſtehend. Sie mochten in Gedanken ergänzt werden. Schien es nothwendig ſie zu bezeichnen, ſo gab es Mittel dazu. Die bloße Anreihung („und") wurde dann z. B. durch das Bild zuſammenhängender Wurzeln () ausgedrückt. Für Verhältniſſe dienten gleich unſern Hülfszeitwörtern auch gewiſſe beſondere Wörter, wie z. B. für den Weſſenfall (Genitiv) das Tschi „Hervorgehen", für den Wemfall (Dativ) das Wort wei „wirken, ſein" (d. h. „in" „zu"). Die Mehrheit ergab ſich, wenn ſie ausdrücklich kund gemacht werden ſollte, durch des Bildes Wiederholung. Die Wiederholung ſteigert ſonſt den Begriff, namentlich auch zu dem andauernden Beſtehen deſſelben, z. B. hinghing (Handeln, handeln) „thatkräftig" schuo schuo „in einemfort plaudern", schi schi (Zeit Zeit) „immer"

tschü tschü (Ort Ort) „überall", wang wang (gehen gehen) „allwärts". Für Personennamen dienten gleichlautende Bilder. Für die Zahlen machte der Tsinese Ziffern. Zählte er, so bedeuteten drei senkrechte oder wagerechte Striche 3 und, von rechts anzufangen, vor dem Zehnerzeichen (+) ihre Zurechnung zu diesem, also +☰ soviel als dreizehn, hingegen darnach gesetzt Vervielfältigung, also ☰+ = 30. An einem wagerechten Strich gaben angesetzte senkrechte an, wie viel über 5 zu zählen sei. T oder ⊥ galt z. B. 6.

Die völlige Verschiedenheit in der Anlage der tsinesischen Sprache von der Art der unsrigen stellt uns bei dem Versuche tsinesische Schrift in unsere Sprache zu übersetzen, die größten Schwierigkeiten entgegen; denn abgesehen von der Nothwendigkeit viele Zwischenglieder hinzuzufügen, müssen wir Substantiva, Verba, Adverbia ꝛc. aus den tsinesischen Wörtern, welche dies eigentlich nicht sind, erst machen. Im Satze schang lao lao z. B. werden wir leicht schang als „Obrigkeit" verstehen, aber das wiederholte lao (Greise, greise sein, als Greis behandelt werden) müssen wir in jeder Stelle anders auffassen; das erstemal als Zeitwort, das zweitemal als Sachwort, das Ganze also etwa „die Obrigkeit ehrt die Greise". Man muß sich nach der Stellung richten, und z. B. von zwei nebeneinander stehenden Wörtern entweder das erste als regiert vom zweiten, als bezogen auf dieses, oder das erste als Subjekt, das zweite als Verbum, das dritte als Object betrachten. Als Beispiele mögen folgende Verbindungen dienen: ngo (ich) fu (Vater) soviel als „mein Vater", schin (Mensch) sin (Herz) = „des Menschen Herz", lai schi, Kommens Zeit d. h. „als man kam", kung (Leerheit) tschung (Mitte), „des Leeren Mitte", d. h. in der Mitte des Leeren, schu schang (Baumes Obertheil) „auf dem Baume," sse (Sterben) heu (Hintertheil, Hinteres) „nach dem Tode", schin lian (Wohlgesinntheit) „ein oder der wohlgesinnte Mensch", min (Volk) ngan (Ruhe) „des Volkes Ruhe" oder „das Volk ist ruhig". Wir also befinden uns in der Nothwendigkeit tsinesisch Geschriebenes mit einer gewissen Freiheit zu behandeln, um es unserm Verständniß nahe zu rücken. Das Lesen war kein Zusammenlesen, sondern ein beständiges Deuten.

Versuchen wir nun den Gang der weiteren Schriftausbildung zu begleiten. Er trug sich in folgender Weise zu, wobei

wir aber nicht in Zweifel ziehen wollen, daß manche nahe liegende Bezeichnungsweisen bereits der ersten Schriftbildung angehört haben mögen, noch unbeachtet lassen wollen, daß wahrscheinlich ein paar hundert Bilder die Grundlage abgaben, und durch Abänderungen an ihnen und Zusätze zu ihnen für neue Vorstellungen Bezeichnungsarten gewonnen wurden; mußte doch z. B. das Bild des Hundes für viele dem Hunde ähnliche Thiere (wie die Katze u. a.) dienen, die durch Zusätze auseinander gehalten wurden.

Einfach gab sich die Uebertragung vom Sinnlichen auf Begriffe. Also ein Herz für „Verständniß, Sinn, Geist, Seele, Zuneigung", der Weg, weil durch den Weg zwei Menschen in Verkehr treten können, als „das Wort", demnächst für „Einsicht", endlich als der große Weg der Verbindung zwischen dem Menschen und dem Göttlichen. Zwei Beine, das Bild eines Schrittes diente für „Gang, gehen", der Bogen, auf dem ein Pfeil liegt (**Tafel XXVIII.** n. 158), für „schießen, zielen", zwei Schalen oder Klappen einer Muschel für „Freundschaft". Der abwärtsfliegende Vogel bedeutete, weil er zu seinem Ziele gelangen wird, „die Vollendung", der aufwärtsfliegende hingegen „die Verneinung", weil er bei nichts ankommen kann, weil ihm nichts übrig bleiben wird als die Umkehr. Ein Mensch, der einen Stock hält, erinnerte an den „Vater", ein Fuß an den „Gang". Herabhängende Baumblätter geben „blühend, schön, reichlich", eine Vase, in die Wassertropfen fallen „Vortheil, Nutzen" u. s. w.

Die Zusammensetzung mehrerer Bilder zu einer Gruppe führte zweitens weiter. Ein aus der Erde, die durch einen Querstrich vorgestellt wird, hervorbrechende Pflanze (**Tafel XXVIII.** n. 159 alter und neuer Zug) konnte „wachsen, Wachstum" bedeuten. Ein Baum unten mit einem Striche gab „Wurzel", eine Sonne über einem wagerechten Striche oder auf einem Untersatz (**Tafel XXVIII.** n. 160) „Morgenröthe, Morgen", hinter einem Baume „Osten", ⊕, über einem Baume „Helle, klar", unter einem Baume „dunkel". Ein auf der Erde stehender Mensch bedeutete „oben", ein Mensch unter der Erde „unten". Zwei Männer hintereinander „Nachfolgen", zwei Männer einander ansehend „Gruß", einander den Rücken kehrend „Trennung", zwei Menschen auf dem Boden

„Sitzen", zwei Frauenzimmer „Schwatzen, Streiten", dreimal Weib gesetzt hieß gar „Ränke" und „unkeuscher Wandel."

Ein Kind unter einem Mörser sollte sich etwas in den Kopf stoßen, sollte „lernen, Studium" kennzeichnen. Ein doppeltes Herz hieß „betrügen." Thor und darin Holz „Riegel, Sperren, Hinderniß", dagegen Thor und Mund „die offene Thür", „den Mund öffnen, fragen", und übertragen auf's Jahr „der Frühling". Ein Baum mit einem Neste „Vogelnest". Ein Zweiggeflecht zwischen zwei Bäumen „Hecke". Zwei Söhne „Zwillinge".

Wenn Wellenlinien Wasser bezeichnen, so ließ sich durch solche innerhalb eines Kreises (n. 161) „tiefes Wasser", unter einem Bogen „Regen" (n. 162) ausdrücken; ähnlich (n. 163) eine Quelle. Ein Ochse unter einem Dach (n. 164) vergegenwärtigte den „Stall, Kerker", ein Mensch in einem Viereck „Gefängniß" ein Mensch (abgekürzt blos ein Kreuz) in einem Gefäße (n. 165) ein „Grab", drei Menschen unter einem Dache „Haus". Stellte ein durchkreuztes Viereck (n. 166) ein Feld vor, so bezeichnete das Bild, welches dasselbe unter einem Bogen zeigte (n. 167) bestimmter die Erde. Vier Vierecke in einem Umkreis (n. 168) gingen auf mehrere Gebäude zusammen, einen „Pallast", zwei Vierecke nahe aneinander, auf „Nachbarschaft, nebeneinander" 2c.

Sodann konnte (3) das bekannte Schriftbild eine solche Behandlung und Veränderung erfahren, daß diese augenfällige Abwandlung seiner gewöhnlichen Gestalt einen bestimmten Bezug, eine Eigenschaft u. dgl. an ihm kenntlich machte. Die Züge für links (tso, **XXVIII. 157**) rechts (yeu **XXVIII. 156**) waren in der ursprünglichen Zeichnung, wie unsere Tafel sie zeigt, an sich verständlich. Die Beziehung, die der Darstellung und Verständlichkeit dieser Schriftbilder zu Grunde liegt, ward nun ausgedehnt, wie die nachfolgenden Beispiele lehren. Ein schielendes Auge, welches blos das Weiße sehen läßt (n. 169 zeigt das ursprüngliche und das jetzige Zeichen), bezeichnet „weiß" (pĕ). Fehlen am Bilde beider Augen die zwei Punkte, welche den Augenstern vorstellen, so weist das Zeichen auf „Blindheit" hin. Wird das Zeichen der rechten Hand umgekehrt, so erräth der Beschauer, daß „die linke Hand" gemeint ward. Wird das Zeichen zweier nach einem gemeinschaftlichen Punkte reichenden Hände so

Digitized by Google

gezeichnet, daß die eine Hand abweichend geſtellt iſt, ſo heißt dies „Fehlgriff, Irrtum“. Wenn an dem Zeichen für Menſch die dem Hals und Kopf urſprünglich entſprechende Linie ſeitwärts gebogen wird, ſo ſagt dies veränderte Zeichen „Seitwärtsbeugung des Kopfes“, werden an ihm dagegen die beiden Striche, welche den Beinen entſprechen ſollten, gekreuzt, ſo lieſt man „Kreuzung der Beine“, iſt jedoch nur einer von dieſen Strichen gebogen, ſo lautet das Zeichen „Krüppel“. Ein verſchobenes unregelmäßiges kreuzförmiges Zwölfeck (n. 170) erweckt den Eindruck des „Mißgeſtalteten“. Das ſtehende Zeichen des Menſchen in ein liegendes umgewandelt, hieß „Leiche.“ N. 171 zeigt zuerſt das ältere und neue Zeichen für Menſch, gin, dann dieſe beiden für Leiche, shi Der Charakter „Recht“ wenn umgekehrt, hat den Sinn von „Mangel“. Zwei kleine Striche an den Seiten eines Längeren (n. 172) erinnern durch den Vergleich an „klein.“ Fallen am Bilde des fliegenden Vogels die äuſſeren Umriſſe hinweg, ſo erinnert ſolches an des Vogels ſchnellen Flug, wobei ſeine Umriſſe undeutlich werden, und dient deshalb zum Zeichen für „Schnelligkeit.“ Eine kleine Aenderung am Zeichen für „alt“ gab die Bedeutung „Prüfen“. Im Munde ein Strich — etwas im Munde Gehaltenes weiſend — hieß „ſüß“ u. ſ. w.

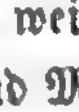
Indem man hiermit noch lange nicht ausreichte, ſuchte man viertens durch Zuſammenſtellung mehrerer Schriftbilder zu einem einzigen Schriftzeichen, Begriffe darzuſtellen, welche entweder die Gegenſtände der Schriftzeichen gemeinſam ergaben oder ſie beide gleichmäßig enthielten. Wenn mehrere Schriftbilder an das Gleiche erinnerten oder wenn beide irgendwie in dieſem Begriffe verbunden waren oder wenn ſie zuſammen zu der auszudrückenden Vorſtellung gehörten, ſo nahm man ſie auch zuſammen als ſtehendes Schriftbild behufs Erweckung grade dieſer Vorſtellung. Natürlicherweiſe nahm man nur zwei Bilder, ſobald man mit dieſen ausreichte, ſonſt auch drei. Demnach bezeichneten die nebeneinander geſetzten Geſtalten der Sonne und des Mondes „leuchten, Licht, Helle, Glanz“, „prächtig“, „anſehnlich“ (n. 173). Auch zwei Sonnen nebeneinander drückten das Nämliche aus.[27] Sowol die Schriftbilder Acker und Kinder als die von Sohn und Tochter zuſammen gaben „Behaglichkeit, Glückſeligkeit“, gemäß der tſineſiſchen Lebensanſchauung, die wie Downing

mit Recht bemerkt, von den Vorstellungen der Europäer so sehr abweicht, daß der Europäer große Schwierigkeit finden würde, die Beziehungen der Tsinesen zu verstehen oder mit deren Folgerungen übereinzustimmen. Oft allerdings liegen sie nahe, wie wenn die Schriftbilder von Wasser und Auge (n. 174 alter und neuer Zug) „Thränen" bedeuten, Auge und Baum „beschauen", Wind (oder wehen) und Pferd „schnellrennendes Pferd", Wind und Berg (beide n. 175) „Bergdünste", Thüre und Ohr (n. 176 alter und neuer Zug) „horchen, hören", Pferd und Thor (n. 177) „mit Gewalt eingehen", Erde und Aufsperren „Grube", Mund und Kind (n. 178) „Kindergeschrei", Frau und Kind „Güte, Zärtlichkeit", Kind und Greis „Unterrichtet werden, Gehorsam", Sehen und Hören „lernen", Mund und Hund „bellen", Mund und Freude „Lachen", wenig und Stärke „schwach", Haus und Feuer „Unglück, Elend". Das Zeichen für Geist und für Maß „Glück", das Zeichen der Ernährung neben dem Hause „Scheuer, Scheune", drei Bilder des Mundes über einem Baum „Vogelgesang", eine Klaue über einem Baum galt „pflücken, auswählen, ausgewählt, schön", Messer oder Ernte-Haken und Korn „Gewinnst, Vortheil, Glück", Messer und Ohr „Ohrabschneiden", Messer und Herz, gleichsam zerschnittenes Herz, „Traurigkeit", Herz und Blut „Erbarmen, Mitleid", Herz und Maß „betrachten", „prüfen" Herz und Wurzel bedeutet „auf der untersten Stufe stehend" und „dumm", Herz und Tod „Vergeßlichkeit". Wasser und tödten (vom Umkommen im Wasser) „sterben", Krankheit und Gelb „Gelbsucht"; Weib und Besen „Hausfrau" (weil diese zum Reinigen des Hauses den Besen führt), Pfeil und Gefäß „kurz" (weil der Pfeil, der in dasselbe hineingehen soll, kurz sein muß), Mutter und Wasser „Meer", Wasser und Sohn „Schwimmer" Sohn und zwei dazu „Enkel".

Zur Angabe des Inhalts mußte man (5) sich aber häufig auch noch mehrerer Bilder bedienen. Die zusammengesetzten Bilder wurden stehende Gruppen, die ihrerseits wieder mit andern Bildern zusammentraten und durch die Zusätze, die sie bekamen, eine Reihe von Bedeutungen durchliefen. Da eine Scheuer mit einem Herzen an beständige Besorgniß erinnerte, so ergab dies „Furcht", Sonne, Erde und Maß „Zeit". Ein Mensch, der Bücher verkauft,

nennt deutlich einen „Buchhändler“. Um „Sprechen“, „Wort“ und „Stimme“ zu ſchreiben nahm man das Bild des Mundes und ließ, um den ausgeſtoßenen Hauch zu bezeichnen aus ihm eine Schlangenlinie, die ſpäter zum einfachen Striche wurde, ausgehen, fügte man dazu einen Pinſel und einen Stein oder Metall oder Bambus (als den Beſchreibſtoff), ſo war der Begriff in „Schreiben“ umgewandelt; man kürzte das Bild auch durch Weglaſſen des Beſchreibſtoffes: dies Bild kann aber erſt ſpät, ſeit man des Pinſels ſich bediente, entſtanden ſein. Herz und Stimme ergab „Abſicht“ Haus, Fleiſch, Hand und Geiſt zuſammen das Bild für „Opfer“ u. ſ. w.

Man war in dieſer Behandlungsweiſe auf die Beſchreibung und den Verlauf des Darzuſtellenden hingeführt und half ſich demgemäß (ſechſtens), wenn Begriffe gar nicht vorzuſtellen oder zwar vorſtellbar aber ohne malende Ausführung von andern nicht unterſcheidbar waren, daß man den Hergang, der mit ihnen zuſammenhing, zum Ausdruck brachte. Acker und ſchlagende Hand (n. 179) ergab zuerſt „Ackerbau“, dann „Wachſen“ oder „Mehren“, ferner „Reichtum“, „glückſelig“, „beglückwünſchen“. Eine „Pflanze“ unter einem „Obdach“ und „zertrennt“ galt für „Hanf, Flachs“, der unter einem Schuppen gebrochen wird. Baum und Axt für „ſpalten“. Eine Hand, die ein krummes Stück Holz über das Feld zieht, wies auf den „Pflug“. Korn und Feuer, welches auf die reifende Sommerhitze deutete, gab das Bild für „Herbſt“. Feuer und Umgeben „braten“. Leiche und Pflanze diente für „beerdigen“, offenbar weil die Tſineſen in dem Stande, auf dem ſie ſich bei der erſten Entwicklung der Schrift befanden, die Leichen mittelſt Ueberdecken mit Pflanzen beſtatteten. Weil der Kaiſer aus dem Thor ſeines Pallaſtes jeden Schaltmonat verkündet, ſo bedeutet das Bild des Herrſchers in einem Thore „Schaltmonat“.

Sinnvolle, oft freilich auch gekünſtelte, blos auf der tſineſiſchen Anſchauung fußende Verbindungen, ſetzten in den Stand, den Schriftvorrath zu vermehren. Das dreimal wiederholte Zeichen der Zehn ergab die „Generation“ von 30 Jahren oder das „Geſchlecht“ „Alt“ wurde, weil was Zehn hintereinander bekundet haben, alt iſt, durch 10 und Mund geſchrieben (). Die Hand mit einem Zuſatz gibt „anſtoßen“ „bewegen“, und weil das Alte beſtimmend iſt, ſo drückt Alt und Bewegen „Grund“ aus. Alt und

Worte gibt „Worte der Alten d. h. Erklärungen", Alt mit Frau „Tante", mit Fleisch „getrocknetes Fleisch" und „an der Sonne dörren", mit Korn „hohle Aehren", mit Baum „alter vertrockneter Baum, vertrocknen", mit Gewächs „bittres Kraut, Qual, Mühe", mit Krankheit, welche durch einen Mann, der sich an eine Wand lehnt, bezeichnet ward, „altes unheilbares Siechtum". Da das Alte geschätzt wird, dient es als Zeichen für „Schätzen, Schatzung, Abgabe" und wenn ein Weingefäß dabei steht, weil beim Abschluß eines Geschäftes getrunken ward „einen Vertrag schließen". Ein Messer und Trennen (d. h. „theilen") mit Erde bedeutet „Staub", mit Korn „Mehl", mit Herz „Kummer, Leidenschaft, Zorn". In solcher Weise gingen die Zusammenstellungen fort. Ein Schriftbild trat bald zu diesem andern, bald zu jenem andern und brachte damit in den neuen Verbindungen immer neue Bedeutungen zum Vorschein. Nehmen wir zum Beispiel das Schriftbild Mensch; wurde zu diesem hinzugefügt abermals Mensch, so hieß dies „Helfen", „Sklave", „groß", trat statt dessen hinzu das Schriftbild für weiß, dann „Greis", „der Aeltere", Körper „eine Schwangere", Land „Verwalter", „Statthalter", Feld „Ackerbauer", „Jäger", Berg „Einsiedler", Wort „treu" (ein Mann ein Wort), Lanze „angreifen", zwei Lanzen aber „roh, dumm"; dafür sah der Tsinese also die Kriegsleute an; „dumm" wurde auch sonst ausgedrückt durch Mensch und Wurzel. In dieser vieles Nachdenken voraussetzenden Weise häuften sich die Schriftbilder.

So wenig es in der Absicht der tsinesischen Schrifterfinder lag, ein Abbild der tönenden Rede zu geben, so wenig vermochten sie doch sich dem beherrschenden Einfluß der lebendigen Sprache zu entrücken.

Wie der Gebrauch die Deutung nothwendig einschränkte, so diente ferner (7) der Gebrauch der Redewendungen auch zum Stoff für das Darstellen. Gewohnheitsmäßig hatten manche Reden ein gewisses, in dem Sinne der Ausdrücke nicht unmittelbar gegebenes Verständniß, wie z. B. „ihr fragt, ich antworte" im Sinne von „unterhalten" oder „Morgens drei, Abends vier" im Sinn von „unstett". Derartige Aneinanderreihungen lieferten bestimmte Ausdrücke.

Nach einer andern Richtung hin gestaltete sich nämlich achtens die tsinesische Schrift in Gemäßheit der Eigentüm-

lichkeit der tſineſiſchen Sprache. Da dieſe Sprache bekanntlich kaum ein halbes Tauſend verſchieden lautender einſylbiger Wörter beſaß, und ihren Reichtum dadurch gewinnen muſſte, daß ſie dieſelben auf verſchiedene Weiſe betonte und in weitere Lautverbindungen brachte, ſo vereinigten ſich ſehr viele Wörter der Hauptſache nach in dem nämlichen Klange. Nicht irren wird man in der Annahme, zwiſchen den verſchiedenen gleichlautenden Wörtern habe einſtmals eine Sinnverwandtſchaft beſtanden. Das allmälige Wachſen des geiſtigen Lebens, die mit dem zunehmenden Reichtum an neuen Erfahrungen nach und nach gewonnenen Vorſtellungen, ſetzten ſich an das Vorhandene an. Aus der erſten Bedeutung wurden eine Menge andere hervorgezogen und entwickelt, die ſämtlich in ihrem Urſprunge mit dem Grundſinne innig zuſammenhingen: doch dieſes geiſtige Band iſt vor Alter längſt zerfallen und nun ſtehen ſie als geſonderte Wörter nebeneinander. Ein und daſſelbe Wort oder vielmehr, wie man jetzt ſagen muß, ein Wort in beſtimmter Betonung bekam aber auch im Verfolge der Zeit eine Fülle von Bedeutungen, die auf die nämliche Weiſe aus derſelben Urſache hervorquollen, z. B. Hand, die rechte Hand (als diejenige Hand, die man am meiſten gebraucht), aus einem Gefäße nehmen, (was mit der Hand geſchah), Mondfinſterniß (die Hand, welche den Mond angreift und zudeckt), Gemüthsverfinſterung, Abends die Thüre ſchließen, Abend, Herbſt, das Reife, Fertige, Alte, Vollendung, Urſache: alle dieſe Wörter lauten in der Hauptſprache jëu! Gelehrt, Geſchäft, Geſchäftsträger, Geſandter, Amtsſtube, Klaſſe und Art, Nachdenken, Prüfen und Warten, Forſchung, Spitzfindigkeit und Verfänglichkeit haben im Munde des Tſineſen alleſamt den gleichen Laut sse. Es läßt ſich mit Sicherheit annehmen, daß der ältere Zuſtand der Sprache noch nicht ſämtliche jetzt vorhandene Bedeutungen eines und deſſelben Lautes gehabt hat, ſondern viele erſt allmälich mit der reifenden Geiſtesbildung ſich herausentwickelten. Wie wol nun für jeden Begriff ein eigenes Bild gehörte, ſo wurden doch auch die in einem Wort zuſammenfallenden Bedeutungen durch deſſen Zeichen gegeben. Waren dieſe doch Entfaltungen ſeines urſprünglichen Sinnes und inſofern immer noch im Grundbegriffe eingeſchloſſen. Behält man im Auge, daß aus dem erſten Gedankenkern, den ein Wort gab, gewöhnlich

Digitized by Google

äuſſerſt langſam, allmälig und unvermerkt ein ſelbſtſtändiger und damit anders aufzufaſſender Theil ſich abſchälte, ſo wird erklärlich, wie es kam, daß das Abbild des ſinnlichen Gegenſtandes, in dem die urſprüngliche Bedeutung lag, auch für ſeine ſämtlichen abgeleiteten Bedeutungen vermöge der gleichen Lautung blieb. Es gab für ein und denſelben Wortlaut allerdings öfter verſchiedene Schriftzeichen nach ſeinem verſchiedenen Sinne, aber häufig trug doch ein Zeichen viele Bedeutungen.

Hier gewahren wir das tſineſiſche Schriftſyſtem unvermerkt in einer Aenderung ſeiner Grundlage begriffen. Lange Zeit hatten die Tſineſen unzweifelhaft bei der Betrachtung ihrer Schrift lediglich die ausgedrückten Sachen im Auge, ohne den lautlichen Ausdruck (der ſich im Ausſprechen ihnen von ſelbſt ergab) beſonders zu beachten, und wo mehrere Schriftzeichen zu einer Gruppe zuſammengezogen waren, vertraten dieſelben mit nichten unſere Buchſtaben; jedes Wort vielmehr bekam eine eigene oder auch mehrere rohe Abzeichnungen zur Vorſtellung ſeines Inhalts. Mit der Ausweitung des Geſichtskreiſes jedoch hatte das Wort einen reicheren Inhalt bekommen — und was hatte die hinzugekommene neue Bedeutung mit der Abbildung, die das Zeichen gab, zu ſchaffen? Die einzige Verbindung zwiſchen ihr und dem Wortbilde lag in der Uebereinſtimmung des Lautes und jenes Zeichen beruhte nun oft in ſeiner Anwendung auf dem Gedächtniſſe, denn es ſprach ja nun nicht mehr durch ſeine Züge. Das Wortbild gab zwar eigentlich keine Lautung, indeß doch verſchiedene, in einem und demſelben Worte, in einer gleichen Lautung zuſammengehaltene Begriffe.

Damit rückte die tſineſiſche Schrift auf eine zweite Stufe. Auf ihrer erſten konnte ſie nicht ganz beharren, weil dem Schreibenden die Aufgabe geſtellt war, die Worte eines Satzes zum Ausdrucke zu bringen, dieſe Worte aber mehrfache Bedeutung und manche Bilder einen eigentlichen und einen uneigentlichen Sinn hatten. Wie von ſelbſt ergab ſich eine Wendung zum lautlichen Bezeichnen. Was nicht bezweckt war, ſtellte ſich ein. Wer eine Menge Schriftbilder recht verſtehen wollte, mußte vorher ihre Ausſprache ſich vergegenwärtigt haben. Da indeß der Grundgedanke dieſer Schrift des Wortbegriffes bildliche Wieder-

Digitized by Google

gabe war, ſo konnte ſie ihn nicht aufgeben, ohne ſich ſelbſt aufzugeben. Dem vorhandenen Syſteme fügte ſich nun das Anſchlagen des Lautes wie eine ſich ergebende Folge, eine überleitende Wirkung an und man möchte wol ſagen: die Tſineſen ſtanden nun mit dem einen Fuße auf der Stufe der Bildlichkeit der Wörter, den andern Fuß aber hoben ſie, um ihn auf die nächſthöhere Stufe zu ſetzen, auf welcher Laute bezeichnet werden.

Das Bedürfniß, ein Wort in ſeine Beſtandtheile zu zerfällen, lag für ein Volk, welches eine einſylbige Sprache redet und mehrſylbige Wörter blos in Zuſammenſetzungen, wie etwa unſre deutſchen Wörter „Streitroß“, „Wurfſpieß“, „Kampfluſt“, „Tiſchtuch“, „Landgut“ kennt, gar nicht vor. Erſt Berührungen mit Ausländern konnten die Tſineſen darauf führen.

Ein Mißſtand entwickelte ſich aus dieſer neuen Sachlage, die ja den Urſprüngen dieſes Schriftſyſtemes nicht entſprach. Weil nun unter einem Schriftbilde ſo viele Begriffe verſtanden werden konnten, kamen Verwechſelungen vor. Der Gleichlaut oder vielmehr der gleiche Schriftausdruck für Vieles drohte zu verwirren. In der Folge machte ſich daher die Nothwendigkeit geltend, um dieſem Uebelſtand zu entrinnen, zu dem gewählten Wortzeichen zum Zwecke ſeiner Verdeutlichung noch ein Begriffszeichen näher beſtimmender oder beſchränkender Natur beizuſetzen, durch deſſen Kraft das mehrdeutige Wort auf eine beſtimmte Vorſtellungsreihe ausſchließlich bezogen wurde, weil der Zuſatz auf dieſe hinwies. Dieſes neue, den viel umfaſſenden Ton erklärende und auf eine Anwendung beſchränkende Zeichen erhielt eine feſtſtehende Stellung, und zwar in der Regel zur linken Seite des zu erklärenden Zeichens, das heißt *nach ihm*. Schon dieſe Stellung weiſt auf die ſpäte Einführung der *Erklärungszeichen* hin. Es gibt allerdings auch ſolche, welche wie z. B. Schwert, zur Rechten ſtehen. Einige, deren Beſchaffenheit ſich dafür eignete, ſtehen darüber, wie z. B. Dach, oder umfaſſen das Schriftbild. Sie ſchließen ſich aber dem zu erklärenden Zeichen an: frei daneben ſtehend würden ſie ſelbſtſtändig bleiben und einen eigenen Sinn ergeben.

Schriftbilder verloren ſomit ihren eigentlichen Begriff und wurden zu bloßen Unterſcheidungszeichen herabgedrückt. *Zwei* Wörter verwandter oder auf einander bezüglicher Bedeutung wurden

also zu einem Ausdrucke verbunden ohne irgend welche Veränderung des Begriffes des Einen, indem das zweite lediglich als bestimmendes Kennzeichen diente, damit unter allen möglichen Bedeutungen des ersten Wortbildes nur eine gewisse und keine andere heraus gelesen werde, diejenige nämlich, welche sich in Uebereinstimmung mit einer Bedeutung des andern Schriftzeichens befand. Der Wörter Vieldeutigkeit machte es zum Bedürfniß, ja zur Nothwendigkeit, um den leicht möglichen Mißverstand abzuwehren, durch einen Weiser den im bestimmten Falle wirklich gemeinten Sinn des Schriftbildes näher zu verdeutlichen und zu diesem Behufe wurde ein anderes Wortzeichen verwendet, welches dann übrigens werthlos wurde. Dieses zweite Zeichen zerstörte den Doppelsinn; damit war seine Aufgabe erfüllt.

Das Begriffszeichen stellte demnach gleichfalls einen bestimmten Gegenstand dar und drückte in seiner Selbstständigkeit ein ganz anderes Wort, einen ganz andern Laut aus, gab aber diesen seinen eigentlichen Werth in solcher Verbindung auf und diente in ihr lediglich als ein Wink, wie das andere richtig aufzufassen sei. Die Wendung zu diesem Behelfe gab sich von selbst durch die schon gebräuchliche Zusammensetzung der Schriftbilder. Häufig gebraucht wurden als solche Erklärungszeichen Gattungsnamen von Thieren, Bäumen, Gefäßen und dergleichen. Ihr Beisatz verständigte den Leser darüber, daß ein Thier gemeint ist, welches so heißt, wie der Name lautet. Ein Vogel hieß jo, also ward er geschrieben mit dem Zeichen der Flöte, welche auch jo heißt, und mit dem Zeichen des Vogels. Las man Fisch und li, so verstand man, daß die Karpfe, deren tsinesischer Name Li ist, gemeint war. Hier, bei willkürlich benannten Thierarten, mußte der Tsinese auf den Klang der Namen achten. Dasselbe Verfahren fand statt für Anderes und das Schriftbild für ein Wort trat demgemäß, je nach seinen Bedeutungen, in Verbindung mit vielen andern zu bloßen Lese- oder Begriffszeichen herabgedrückten Wortbildern. Das Zeichen für pao bedeutete zum Beispiel in Verbindung mit dem Zeichen des Fleisches: „Gebärmutter", in Verbindung mit dem Zeichen des Gefieders: „den brütenden Vogel", mit dem Zeichen der Hand: „umfassen", mit dem Zeichen des Kleides: „einwickeln", mit dem Zeichen des Hirse: „Hülse", mit dem Zeichen

der Haut: „Hautblaſen", mit dem Zeichen des Waſſers: „Waſſerblaſen", mit dem Zeichen des Feuers „in einer Lehmgrube röſten". Der Löffel lautet pi; um an einer Stelle den Irrtum fern zu halten, daß wie doch möglich, das Pi-Zeichen anders verſtanden wurde, als nur vom Löffel, wird ihm das Zeichen für Holz (mu) beigeſellt; es ſind alsdann die beiden vereinigten Zeichen nicht etwa pimu auszuſprechen, „hölzerner Löffel" zu leſen, ſondern blos einfach pi. Dieſe „Bedeutungseinigungen" (hwui i) machen einen namhaften Theil der tſineſiſchen Schriftzeichen aus und halfen über viele Schwierigkeiten hinweg; ſie dienten inſonderheit zum Ausdruck von Eigennamen.

Solche Schriftcharaktere traten mehr und mehr an die Stelle der eigentlichen Bilder, die ohnehin bei häufigerem Schreiben Veränderungen der Züge erfuhren, über denen ſie im Verfolge der Zeiten meiſt das Weſentliche ihrer bildlichen Darſtellungen einbüßten, ſo daß es nicht mehr hinreichte, ſie zu ſehen, um ſie zu verſtehen. Urſprünglich trug das Schriftbild einzig und allein den Bezug zum Gegenſtande und ohne von der Ausſprache des Tſineſiſchen Kenntniß zu beſitzen, ließ ſich tſineſiſche Schrift leſen. Der bloße Anblick belehrte. Indem aber, wegen der Vieldeutigkeit der Wörter, die Schriftbilder nicht ausſchließlich das Dargeſtellte boten, ſondern auch die abgeleiteten Bedeutungen, welche doch mit dieſem oft wenig gemein hatten, ward allerdings auch die Lautung von Belang; denn das die vielen Bedeutungen eines und deſſelben Wortes Zuſammenfaſſende war ja der Name des Wortes; folglich mußte der Tſineſe bei dem Anblick ſolcher Schriftzeichen, die viel umfaſſten, an die Ausſprache der von ihnen dargeſtellten Gegenſtände denken, um davon auf die abgeleiteten Bedeutungen zu kommen, die jene vertreten ſollten, und damit rückte er, wie ſchon bemerkt, in ein Uebergangsſtadium ein. Indeß iſt dieſe Wendung wahrſcheinlich erſt ſpät eingetreten, nachdem die inneren Beziehungen der abgeleiteten Bedeutungen zu dem Grundbegriffe ſchon in Vergeſſenheit gerathen waren; Deguignes meinte: erſt nach dem Beginn der chriſtlichen Zeitrechnung.

Für jedes bedeutungsreiche Wort kam aber daneben eine Menge verſchiedener Zeichen auf, die ſeinen einzelnen Bedeutungen entſprachen. Darin blieb die Schrift wieder ihren Grundgedanken

treu. Es gibt Wörter für deren verschiedenen Sinn mehr als ein halbes Hundert besondere Zeichen entstanden. Wer im Falle war zu schreiben, hatte die Auswahl, wie er sich behelfen wollte.

In der Natur dieses Schriftsystems liegt, was bereits hervorgehoben wurde, daß eine geraume Zeit über seiner Ausbildung verlief. Jahrhunderte vergingen in schöpferischer schriftbildender Thätigkeit; kein Halt war darin. In seiner Natur lag auch, daß mannichfache, vielfältige Zeichen für ein und dasselbe in verschiedenen Orten und Zeiten aufgebracht wurden, weil ja im Aussinnen der Schriftdarstellung nichts nothwendig beschränkte. So entstanden denn weit mehr Wortbilder, als man eigentlich bedurfte. Späterhin ließ man viele überflüssige wieder fallen um zu vereinfachen, viele solche jedoch behaupteten sich. Diese Schrift wucherte ausserordentlich.

Die ältesten Formen der Schriftzüge weisen deutlich zurück auf die Nachbildung von leichtkenntlichen Gegenständen; einfache Umrisse mußten genügen. Der Ausdruck für die Schriftzeichen im allgemeinen war Wen (oder Wyn): ein Ausdruck der sonst von den Adern im Holz oder Gestein, wie von bunten Streifen galt. Er gibt uns vermuthlich die älteste Betrachtungsart der Schriftzeichen und wurde nachmals vorzugsweise von den reinen Abbildern oder den alten Zeichen gebraucht. Zeichen, die keine Abbilder sind, nannte man „Hervorgebrachte, Gemachte" (tze). Daneben war die älteste Benennung für die Schrift einfach Bilder,[28] in späteren Tagen „alte Bilder" (Kuwen oder Kuwan) mit welcher Benennung dann blos die Schriftzeichen des Alterthums gemeint wurden.

Bei der fortgehenden Sorge um die Schrift haben die Tsinesen sich auch sehr früh mit Betrachtungen über sie beschäftigt und schon einige Jahrhunderte vor dem Beginn unserer Zeitrechnung waren Eintheilungen der Zeichen angenommen. Sie unterschieden nämlich die Gestalten oder Lautbilder (hing sching d. h. Bilder und Laute) von den „Bedeutungseinigungen" (hwuii oder hoei-i).[29] Nahmen gewisse Zeichen neben ihrem bildartigen Sinne noch eine übertragene Bedeutung an z. B. das Bild der Reispflanze die der Eintracht, so hießen solche dann „geborgte Zeichen" (kia tsieï)[30]. Zeichen, welche Veränderungen eines

Digitized by Google

andern bekannten Zeichens waren, um ein anderes Wort zu ergeben, hießen „Umgekehrte“ (tschuan-tschu). Striche oder Punkte für Gestaltloses hatten den Namen „Anzeiger“ (tschi-sse).

Die Schriftrichtung ging senkrecht abwärts, von oben nach unten, und wendete sich von rechts nach links in gleichlaufenden Säulen. Obwol die Folge der Schriftzeichen gebunden war, hielt man doch, sobald der Raum senkrechtes Schreiben nicht gestattete, die wagerechte Richtung der Zeilen zulässig; nur mußte auch in die Quere rechts der Anfang gemacht werden. Regel blieb die Schriftsäule, nur bisweilen wurden kurze Sätze, etwa ein Buchtitel, wagerecht gesetzt. Auf Sigeln, welche 4 Schriftzeichen gewöhnlich bekamen, wurden die beiden ersten von rechts an, die beiden letzten rückläufig in umgekehrter Richtung geschrieben. Jedes Wort nahm ein Viereck ein; jegliches erhielt genau den gleichen Raum, aus wie vielen Strichen es auch bestehen mochte. Der Sinn der Tsinesen, der sich überall auf Ordnung und Gleichförmigkeit richtete, bestimmte auch im Schreiben. Da nun aber nicht alle Bilder denselben Umfang hatten, so half man sich, um den jedem Worte zukommenden Raum auszufüllen oder mit ihm zu reichen durch Verkleinern und Verkürzen und dichteres Zusammenrücken oder durch Auseinanderzerren und Verlängern der Striche: das Bild ward nicht selten in einer Weise entstellt, wie es in den Hieroglyfen Aegyptens nicht vorkam.

Schon hierunter mußte die Bildlichkeit leiden und dem ursprünglich leichten Verständniß geschah Abbruch. Bei nicht genauer Ausführung büßten im Laufe der Zeit die abbildenden Gestalten überdies viel von ihrer Aehnlichkeit mit dem betreffenden Gegenstande ein. Durch Verschiebungen verwischten sich die kennzeichnenden Züge. In Zusammensetzungen aus mehreren Schriftbildern waren diese Schriftbilder anfangs getrennt dargestellt worden. Schreiberrücksichten entschieden über die Auswahl der Bestimmungszeichen sowie über ihren Platz. Je nach dem sie zu der Gestalt desjenigen Wortbildes, zu dem sie hinzugefügt werden sollten, passten, wurden sie ergriffen und gestellt: zu seiner Seite, darunter oder darüber. Es erfolgten sogar Ineinanderschiebungen derselben, Verkürzung und Verrenkung der alten Züge bei dem Verbinden, so daß dann öfter die Gestalt verändert wurde und sogar

für das Auge neue Schriftbilder entſtanden.[31] Ebenſowol Bequemlichkeit im Schreiben als der nach Ebenmaß trachtende Schönheitsſinn entſchied in ſolchen Fällen. Die Umbildung der Form war ſchon weit vorgeſchritten, als die Inſchrift auf Jü gemacht wurde.

Die Wirkung der Zuſammenfügung mehrerer Zeichen zu einem Worte und zu einem ganzen Schriftſtücke war mithin eine Veränderung derſelben, welche die Zeichen hinſichtlich ihrer Bildlichkeit unkenntlich machte. Bei manchem Bilde erloſch überdies die erſte Bedeutung und nur ſeine ſinnbildliche blieb beſtehen. Das Bewußtſein des Zuſammenhanges zwiſchen vielen Schriftzeichen und ihrem Sinne ging folglich den Tſineſen verloren, und ſowie es dahin gekommen war, ruhte das ganze Verſtändniß der tſineſiſchen Schrift auf dem Gedächtniſſe. Die Zeichen mußten mit ihrer Bedeutung auswendig gelernt werden, denn ſie erſchienen von nun an als willkürliche Striche! Die Schreiber aber beherrſchte nach dem Verluſte der Bildlichkeit das Streben nach größerer Regelmäßigkeit.

Arbeitete der Meiſſel mühſelig in Stein oder Metall, ſo kamen ſteife Züge zum Vorſchein. Durch häufige Anwendung dieſer Beſchreibſtoffe bildete ſich eine Darſtellungsweiſe heraus, welche mit Ausſchluß kreisförmiger und ſchiefer Linien lediglich aus ſenkrechten und wagerechten dicken Strichen beſtand. **Tafel XXIX.** n. 180 zeigt ſie. Die Züge ſtehen weit von einander ab. Dieſe Inſchriftenzeichen wurden ſpäterhin nur für Schrift auf Gefäßen, Stempeln, Sigeln und Münzen in Anwendung behalten und deshalb „die Sigelbuchſtaben" (Ta-schuan, Kho-teou) geheiſſen.

Auch der in andere harte Beſchreibſtoffe eingeriſſene Zug konnte kaum anders als ſteif ausfallen, und man bediente ſich faſt nur ſolcher, ſo daß das Schreiben ein Eingraben oder Einreißen war. Indeß brachten doch mehrere geſchickte Schreiber, vornämlich Tſchangtſchi, Tüſſu und Tſchuijuan eine etwas leichtere Form auf, welche bereits um — 555 in Gebrauch war. **Tafel XXIX.** n. 181 zeigt ſie. Man hieß ſie „die Grasſchrift", Tſchwan. Sie iſt der jetzigen Schrift ſchon ſehr ähnlich. In ſpäterer Zeit blieb dieſe bis zur Gegenwart in ausnahmsweiſer Anwendung, wie etwa unſere gothiſchen Buchſtaben.

Digitized by Google

Die ältesten Beschreibstoffe waren nach der tsinesischen Ueberlieferung Schilf und Gewebe (Leinwand?)[32], dann Steinflächen. Auf letzteren pflegte man die Schrift zuerst roth aufzutragen, darauf einzugraben; auch buntes Einlegen kam vor, wie Jü's Inschrift zeigt. Noch in späten Zeiten behielt man Stein bei, wenn man eine Schrift recht sicher zu erhalten beabsichtigte. Rohr, Palmblätter, Rinde, Holzbretter, Metallplatten wurden ebenfalls verwendet. Auf die harte Unterlage mußte mit einer eisernen Nadel oder einem spitzigen Griffel gearbeitet werden.

Die Tsinesen erzählen,[33] der Schafhirt Luwenschu habe zum Schreiben die abgetrennten Hautlagen einer dem Papyrus ähnlichen Sumpfpflanze gebraucht, der Sauhirt Kongjanghong sich zuerst dazu Bambusstäbe geglättet. Bambus gab ein bequemes Mittel. Er wurde, ohne daß vorher die Haut abgezogen worden wäre, in kleine Tafeln zerschnitten, durch Feuer gezogen, was ihn geschmeidiger machte und zu einer braunen Färbung brachte, und hierauf geglättet. Mit einem zarten Grabstichel oder zugespitzten Holzgriffel wurden die Züge in ihn gekratzt. Auf eine Tafel von 12 Zoll Länge kamen ungefähr 20 bis 25 Wörter. Die kleinen Tafeln wurden hernach wie Blätter übereinandergelegt und zu einem Buche gereiht. Nach der Rede der Tsinesen hätte ihr alter Schün zuerst mit Firniß auf Bambus geschrieben. Kungtse hat angegeben: die Regierungsgesetze der Könige Wen und Wu seien samt und sonders auf Bambustäfelchen aufgezeichnet worden.[34] Viele Schriften sind wahrscheinlich auf solche geschrieben. Eines der ältesten unter den erhaltenen Jahrzeitbüchern, welches — 299 in Wei abgefasst wurde, führte danach noch den Namen des Bambusbuches (Tsu schu). Ein anderer beliebter Beschreibstoff waren Holzbretter (Tse). Kungtse soll auf solche die Worte seiner Weisheit mit rothem Ocker aufgetragen haben[35] und die mustergültigen Bücher, die King, waren auf Holztäfelchen von 2 Fuß 4 Zoll Länge geschrieben.[36] Mochte man Bambus oder Holz nehmen, so mußten die Bücher äusserst umfänglich ausfallen.

Bequemer wol, aber weit theurer war die Anwendung von Zeugen, namentlich später von Seide, wobei kein Einreißen stattfinden konnte, sondern die Bilder mit gefärbter Flüssigkeit aufgetragen werden mußten. Ein Holz- oder Bambusgriffel diente dazu.

Digitized by Google

Das älteſte Färbemittel, in welches ihn der Schreibende tauchte, um es auf das Zeug oder auch die Bambustafel zu tragen, wurde aus ſchwarzer Erde gemacht: dies beweiſt das Schriftbild für Dinte, welches die Zuſammenſtellung der Zeichen für „Erde“ und „Schwarz“ ergab.[37] Später machte man an Stelle des Firniſſes aus einem feingeriebenen ſchwarzen Mineral eine dicke Flüſſigkeit; endlich fing man den Rauch verbrannten Holzes auf, um die färbende Flüſſigkeit zu gewinnen. Tuſche oder ſchwarze Dinte ſollen die Tſineſen ſchon um — 1120[38] aus Fichtenruß und Leim oder Oel hergeſtellt haben. Kaiſer Wuwang ſoll Tuſche bereitet haben. Ob indeß deren Alter ſoweit zurückreicht, iſt doch ſehr zweifelhaft, zumal die Tſineſen beinahe alles, von deſſen Erfindung ſie nichts mehr wußten, den Häuptern ihrer älteſten Zeiten beizulegen pflegten. Schitſchen ſoll der erſte geweſen ſein, der Seide als Beſchreibſtoff wählte.[39]

Gelegentliche Bemerkungen oder ſtets zu beherzigende Ausſprüche ſchrieb man wol mitunter auf ſeine Kleider, denn es hat ſich die Nachricht erhalten, daß ein Schüler des Filoſofen Kungtſe, Namens Tſetſchang, Lehren deſſelben auf ſeinen Gürtel geſchrieben habe.[40] Staatsurkunden, Verträge und Geſetze wurden auf eherne Vaſen geſchrieben. Dies geſchah noch — 513 mit den Geſetzen der Tſin.[41]

Die Regierung des Landes war es, die hauptſächlich von der Schrift Gebrauch machte. In den Sitten erhielt ſich indeß ſo manches aus der Zeit der Schriftunkunde. Dahin wollen wir nicht rechnen, daß die Fahnen Bilder von Vögeln und Schlangen, die kaiſerlichen ein Drachenbild, zeigten[42], wol aber die, daß wenn der Herrſcher einen Feldherrn auf längere Zeit in die Ferne entſendete, er ein Bambus- oder Elfenbeintäfelchen mit der Zeichnung eines Tigers zerbrach und ſein Beauftragter die eine Hälfte davon an ſich nahm; wollte ſpäter der Kaiſer ihm eine neue Weiſung zufertigen, ſo wurde dieſer die zurückbehaltene Hälfte beigegeben, und der Feldherr mußte prüfen, ob ſelbige zu ſeinem Stücke paſſe.

Man ſchrieb keine Bücher, ſagt der Tſineſe, bevor das Laſter Irrtümer gebar. Im Abfaſſen von Schriften erblickt er alſo eine Kräftigung und Förderung der Sittlichkeit. Und große Verehrung hat die Folgezeit allen aus dem Altertume erhaltenen Schriftwerken gezollt. Zwiſchen — 2000 und — 1000 waren ſchriftſtelleriſche Abfaſſungen wol noch Seltenheiten. Die älteſten nannten

ihren Verfasser nicht. Gute Beispiele, sagt der weise Kungtse, waren die Bücher der Alten. Indeß wurde doch von der Schrift häufig Gebrauch gemacht, wenn auch weniger für Bücher als für Zwecke des öffentlichen Lebens und zur Einprägung von Geboten des Staates und der Sittlichkeit. Kaiser Tschingtang zum Beispiel, mit dem das Herrscherhaus der Schang, nach tsinesischer Zeitrechnung — 1783 begann, soll in seine Badewanne einen Spruch haben eingraben lassen, der zu täglicher Vervollkommnung ermahnte.[43] Die Pallastwände dienten zu beherzigenswerthen Anschriften. Tschengtse sagt von den Alten: „Ihre allerersten Bücher waren sehr kurz und voll von Inhalt. Ihre Abfasser sannen länger nach. Wolken, die sich in einem Augenblicke zusammenziehen, bringen noch keinen großen Regen.“[44]

Um die letzte Zeit der Schang wurde schon mehr geschriftstellert. Da gab es Reichsgeschichtschreiber. Dies darf als gewiß angenommen werden, wogegen es unsicher ist, ob wirklich schon bald nach — 1150 einige weise Denker ihre Ansichten in der Form von Gesprächen niedergeschrieben haben. Fürst Wen von Tsiu, Wenwang, d. h. „Wen, der Unterfürst“, der des einen dieser Weisen Schüler heißt, verfaßte angeblich während einer Einkerkerung seine Erörterung der Kwa's, welche dann sein jüngerer Sohn, der große Gesetzgeber Tscheukung nach seinem Vorgange weiter ausführte; sein älterer Sohn Wuwang, der erste der Tscheukaiser, ließ in seinen Hausrath und seine Waffen die vorzüglichsten Denksprüche eingraben, damit er, sie vor Augen, immer in Tugendhaftigkeit wandle. Seines Bruders, des Tscheukung, der nach Wu's Tode Reichsverweser war, Reden über die Regierungskunst, Vorträge für seinen Neffen, den jungen Kaiser, wurden niedergeschrieben und aufbewahrt. In den ersten Jahren der Tscheu, im Jahre — 1100, sollen auch die Regeln der Gebräuche und allgemeine Vorschriften für den Wandel, im Tscheuli, vorzüglich durch Tscheukung's Bemühen gebucht worden sein.

Von Staatswegen wurden nicht nur Jahrbücher geführt, sondern auch die besten neuen Lieder aus allen Gegenden des Reiches gesammelt. In den Hauptorten der Kreise wurden eherne Tafeln mit geografischen und statistischen Angaben zu jedermanns Kenntniß aufgestellt. Die Schrift war eines der vornehmsten Regierungs-

Digitized by Google

mittel und wurde in ausgedehntem Maße angewendet.[45] Des Kaisers Befehle, sagt dichterisch ein Lied aus dem alten Liederbuche Schiking, wurden mit „goldner Schrift in Platanentafeln eingegraben." Kaiser Muwang ließ in seinem Alter um — 950 die Strafgesetze aufschreiben und im Reiche verkündigen.[46] Die Staatsurkunden über Belehnung mit einem Fürstentum wurden in Vasen eingegraben; eine solche Vase von ungefähr — 770 wurde in Schensi um 926 wieder aufgefunden. Amtliche Schriftstücke und Bücher liessen die Kaiser an ihrem Hofe sammeln und aufbewahren. Ueberall im Reiche waren Beamte bestellt, welche Verzeichnisse über die Geburten und Verheirathungen führten[47] und den Personalstand übersahen, auch Listen der sich auszeichnenden Einwohner anzulegen hatten. Wofern der tsinesische Gelehrte Tschuschussian Recht hätte, so waren in der Zeit der Tscheu von den Heirathsvermittlern die gegenseitigen Ehebedingungen schon schriftlich festgesetzt worden und die (in der Regel) schriftunkundigen Paare hätten auf die Urkunde eigenhändig einige Zeichen machen müssen. Aus diesen Zeichen, behauptet er weiter, sei endlich eine schriftmäßige Zusammenordnung grade für solche Zwecke hervorgegangen und es hätten sich Verheirathende nun gerade diese angewendet; so sei diejenige Schriftgattung entstanden, welche „Schrift für Gräber und Heirathsverträge" (Fenschutschwan) heiße und viele verschiedene Zeichen für das Nämliche enthalte.[48]

Unter den Tscheu's, ja höchst wahrscheinlich schon in der Zeit des ihnen vorangehenden Herrscherhauses, sorgten die Tsinesen für den Unterricht der Jugend, mit dessen Ueberwachung der Würdenträger, welcher den Titel Ssethu führte, betraut war. Sie hatten die Wichtigkeit des öffentlichen Unterrichts begriffen und ihn wenigstens theilweise wirklich eingeführt in einer Zeit, in welcher bei keinem andern Volke daran nur entfernt zu denken war. Tscheukung, der Gesetzgeber, heißt es, ordnete um — 1097 die Einrichtung kleiner und großer d. h. höherer Schulen durch das ganze tsinesische Gebiet an. Da der Unterricht Staatssache war, wurde kein Schulgeld entrichtet. Der Beamten Obliegenheit war sowol der Einwohnerschaft an gewissen Tagen die kaiserlichen Erlasse vorzulesen, als den Unterricht im Auge zu halten und für

Digitized by Google

ihn zu wirken. Die Knaben fingen in ihrem neunten Jahre an schreiben zu lernen, übten sich im Einreißen der Schriftzeichen auf Bambustafeln, sowie im richtigen Aussprechen derselben vier Jahre lang. Dem Obervorsteher der Musik (dem Tassejo) lag das Lesenlehren ob. An der Hofschule war der Winter zum Bücherlesen bestimmt. In späteren Zeiten gab es ein Amt des Bücher-vorstehers (Tienschutsche), der bei diesen Lesungen anleitete, zu denen Gedichte und Geschichtsbücher — die es mithin schon gab — genommen wurden.[49] Wissenschaften wurden freilich noch nicht getrieben, gab es noch nicht. Mädchen blieben ohne Unterricht im Schreiben und Lesen; was die zu wissen brauchen, hieß es in einem Liede, besteht in Kochen und im Zubereiten des Weins.

Worüber das Volk zu belehren, was ihm bekannt zu machen war, wurde auf ausgehängten Tafeln an bestimmten Plätzen geschrieben. Die von den Unterfürsten aus den entfernten Landen eingeschickten neuen Volkslieder wurden zur allgemeinen Kenntnißnahme auf Steintafeln geschrieben und öffentlich ausgestellt: alles dies spricht doch dafür, daß es im Volke Viele gegeben haben muß, die zu lesen verstanden. Da nicht Wenige unter dem nachwachsenden Geschlecht Lesen und Schreiben erlernt hatten, wurde auch vom Schreiben bald ein ausgedehnterer Gebrauch gemacht.

Die Natur der tsinesischen Schrift erforderte wegen der anschwellenden Menge ihrer Zeichen anhaltende Beschäftigung mit ihnen. Deshalb wurden Sammlungen der Schriftzeichen angelegt und schon in den Tagen Tschenkungs (um — 1078) soll der Lehrer Pao, der den Kindern der Prinzen auch Schreiben lehrte[50], ein Wörterbuch, und zwar nach Ordnung der Sachen angelegt haben, welches Eulja genannt wurde. Manche Gelehrte halten das Eulja jedoch für eine spätere Abfassung, für jünger als Kungtse. In unserm Sinne war es freilich kein Wörterbuch, denn es gab Verzeichnisse der Schriftzeichen, welche für gewisse Gebiete des menschlichen Wissens oder Seiten des Lebens in Anwendung kamen, und fügte viele Erklärungen bei: so aber grade war es für den Tsinesen ein schätzbares Hülfsmittel beim Lesen und Schreiben. Ließ doch sein Schriftsystem der Willkür freien Raum, indem in ihm nichts das Aufbringen neuer Schriftbilder verhinderte. Außerordentlich viel überflüssige sind denn

Digitized by Google

allmälig in Umlauf gebracht worden. Selbst den Historikern blieb Manches unverständlich. Da nun aber die neu hinzugekommenen keineswegs allenthalben verstanden wurden, so drohte eine Verwirrung einzureißen, die das Schriftwesen zerrüttete und seinen Nutzen auf's schwerste beeinträchtigte.

Unter solchen Umständen strebte die Regierung nach Sicherung, aber zugleich nach Leitung und Regelung desselben. Kaiser Siuanwang (— 827 bis — 781) beauftragte, um der gefährlichen Unordnung ein Ende zu machen, den Vorstand der Reichshistoriker Tschêu mit seinen Geschichtschreibern an eine Sichtung und Vereinfachung des Schriftbestandes zu gehen. Eine Behörde also bekam eine zeitweilige Gewalt über die Beschaffenheit der Schrift. Tscheu verfaßte ein Werk über die Schrift, dessen größere Hälfte noch vorhanden ist. Die beauftragten Männer vollzogen die Aufgabe, ordneten die Schriftbilder in 15 Reihen, suchten den derzeit üblichen Tatschuanzug durch Abwerfen überflüssiger Zierrathen leichter und fließender zu machen, (wobei freilich noch mehr vom Malerischen ihrer Gestalt unterging) und legten ihre fertige Arbeit dem Kaiser vor. Siuanwang ließ von andern Gelehrten die Vorlage nochmals prüfen und was dergestalt gesammelt und festgesetzt war, alsdann in Marmorsäulen zur allgemeinen Nachachtung eingraben. Dies geschah im Jahr — 820. Es war ein feiner und zierlicher Zug, dessen Eigentümlichkeit darin bestand, daß wo die Enden der Zeichen bisher gerundet gewesen waren, sie nun in einer Spitze abschlossen und daß viereckige Bilder zu spitzen Dreiecken umgewandelt wurden. Man veranschlagt die Zahl der Zeichen (wol später in gleichem Geschmack hinzugefügte mit inbegriffen) auf 9000. Tschwan (später Ta Tschwan d. h. große Tschwan) hieß diese staatsmäßige Schrift und Siuanwang ließ in ihr Verse, die er gedichtet hatte, auf 12 große Marmortrommeln einhauen, von denen sich 9 durch alle Stürme der Zeiten erhalten haben und noch in dem Akademiegebäude zu Peking aufgestellt sind. Diese angenommenen Schriftzeichen sollten ausschließlich dem gesamten Volke zur Richtschnur dienen. Soweit jedoch reichte eines Kaisers Macht nicht, in Ansehung der Schrift allenthalben Gehorsam zu erwirken. Konnte er die Verdrängung der ausgestoßenen Wortzeichen doch nicht einmal allen Unterfürsten auflegen! So mancher

Digitized by Google

beharrte bei den einmal gewohnten, und die Verwirrung in der Schrift war demzufolge nicht ausgerottet. Schwankungen in den Wortzeichen fanden nach wie vor statt.

Die Zerfaserung des großen Reiches in Unterfürstentümer, deren erbliche Herrscher nach Unabhängigkeit mit immer größerem Erfolge (wie im weiland heiligen römischen Reiche deutscher Natur) trachteten, schadete ohne Zweifel auch der Einheitlichkeit des Schrifttums. Ein Fürst in Tsin hielt, wie wir wissen um — 770 seinen eigenen Geschichtschreiber. Jahrzeitbücher von den Unterreichen wurden abgefaßt: die im Tsin heißen „das Viergespann (Tsching); die von Thsu waren nach einem wilden Thiere Taowo benannt.[51] Kuotschungschu behauptet, daß in den letzten Tscheuzeiten geflissentlich in den verschiedenen Staaten des getheilten Reiches eigentümliche Schriftzeichen aufgebracht worden seien, damit nur die ihnen Angehörigen das Geschriebene verstünden! Geringe Wirkung konnte es bei dieser Sachlage nur haben, daß die Reichsgeschichtschreiber mit der Sorge um die Schrift betraut waren und daß es ihnen namentlich oblag jedes neunte Jahr die Schriftzeichen einer Vergleichung zu unterwerfen.[52] Diese Unterfürsten waren auch den älteren Büchern gram, weil diese die Vorstellung kaiserlicher Oberhoheit enthielten und nährten, die doch ihr Ziel war zu schwächen. Eine Vielheit von Schwerpunkten war nun vorhanden.

Erst in der späteren Tscheuzeit (also etwa von — 700 oder — 600 an) mehrte sich der Bücherbestand, gab es einen größeren Vorrath von Büchern. Gingen doch die alten nicht alle unter und kamen doch zu den vorhandenen jetzt öfter neue. Einer Bücherei des Fürsten von Lu geschieht um — 500 Erwähnung. Sie bestand ohne Zweifel schon lange. Ueberhaupt, wo es Geschichtschreiber gibt — und wie lange hatten das Reich und die Unterfürstentümer schon solche angestellt! — da werden gewiß Urkunden und Bücher gesammelt und bewahrt. Zu Verstorbenen in ihr Grabmal legte man Bücher, was daraus erhellt, daß im Grabe eines Fürsten von Lu nachmals eine — 299 abgefaßte Chronik aufgefunden worden ist; höchstwahrscheinlich war dies ein älterer Brauch. Ebenso wollte man später im Grabe eines Fürsten von Wei ein Buch entdeckt haben.

Allerdings waren die Bücher kurz: dafür waren sie reich an Inhalt. Denn der Schriftsteller führte seine Gedanken nicht breit aus und wiederholte nicht von Andern bereits Gesagtes. Wohlgegliederte Begriffe stellte er manchmal nahezu verbindungslos hin. Die Darstellung war äusserst knapp, spruchhaft gedrängt, enthielt wenig Verbindungen, ließ, was leicht hinzuzudenken war, aus. Fließend war sie demzufolge keineswegs, eher gränzte sie an's Räthselhafte, da die Beziehung der Hauptwörter oftmals nicht angegeben, und was uns nur Zeitwort und Subjekt ist mitunter ausgelassen war.[53] Diese Schreibweise nannte die spätere Zeit den „alten Styl" (Kuwen).

Eine Abart in der Zeichnung der Schrift brachte in dieser Zeit Tsieuhu in Lu auf, deren Züge man den kriechenden Insekten verglich und deshalb Tiaotschungthwan nannte; allgemein wurde diese nicht.

Der Drang des Nachsinnens über die höchsten Fragen war erregt. Ein Mann aus der Familie Li, Namens Pejang, Lipejang, geboren — 604, nachmals genannt Laótse, (Lautse) „der alte Herr", Geschichtschreiber sowie Aufseher der Bücher und Urkunden des Kaisers, suchte den Schlüssel zum Verständniß des Lebens und der Welt in der Vernunft und schrieb in seinem Greisenalter (um — 525?) nach den Sagen, bevor er Tsina verließ, an der Westgränze in Hanku auf die Mahnung des dortigen Gränzbewahrers das, was er gelehrt hatte, in einem Buche vom (rechten) „Wege und der Tugend" dem Taoteking, nieder. Seine Lehre und sein, wegen der Dunkelheit des Ausdrucks, schwer verständliches Buch legten, allerdings meist einem schlimmen Mißverstande ausgesetzt, den Grund für eine Schule von Filosofen, von Träumern und Geisterbeschwörern, welche bis in unsere Zeit fortbestand, und ein umfassendes Schrifttum hervorbrachte. Seine nächsten Schüler und Erklärer Kuanjuntse, Verfasser des Werkes Schischinking, und Jünwentse waren seine würdigen Nachfolger; allein auf ihrer Höhe vermochten sich nur Wenige unter den Späteren zu halten. Laotse's Lehre führte zur Beschäftigung im Denken, zur Beschaulichkeit, zum Leben im Geiste und demzufolge zur Zurückgezogenheit, zur Abwendung vom äusseren Treiben, vom eingreifenden Handeln.

Digitized by Google

Dieſe Wendung ſagte indeß dem auf das äuſſerlich Nützliche hingerichteten Sinne der Tſineſen wenig zu und ein anderer Lehrer, ein jüngerer Zeitgenoſſe Laotſe's aus dem Fürſtenhauſe Kung, der den Menſchen weniger auf ſich ſelbſt als auf die Geſellſchaft der Menſchen, in der er lebt, bezog und im Anſchluß an die geſchichtlichen Erinnerungen und die Vorbilder der Vergangenheit darauf ausging Menſchen und Verhältniſſe zu beſſern, fand viel größeren Beifall und Anhang. Dieſer, Tſchungni mit Namen, genannt Kungtſe oder nachmals Kung fu tſe d. h. „König der Lehrer" (latiniſirt Confucius), war geboren — 550 (oder — 551, — 552?), führte lange Zeit Verwaltungsgeſchäfte und ſtarb — 479. Wie er auf die Größen der Vorzeit zurückwies, um ſeinen Ermahnungen Nachdruck zu verleihen, ſo wies die Folgezeit auf ihn hin als den großen Meiſter, der den rechten Wandel zeige. Auf ſeine Ausſprüche wurde nachmals das höchſte Gewicht gelegt. Er hieß der Filoſof ſchlechtweg und ſein förderlicher Einfluß auf die Menſchheit war beinahe noch größer als der des Ariſtoteles.* Ariſtoteles wirkte mehr auf die Erkenntniß, er mehr auf die Sittlichkeit.

Kungtſe ſagte unter anderem: „Die Bücher werden mit denſelben Zeichen geſchrieben wie ehedem" und erklärte eine Aenderung in der Form der Schriftzüge für eine der wichtigſten Angelegenheiten des Reiches, weshalb eine Abwandlung oder Verbeſſerung derſelben niemand geſtattet ſein ſoll, als dem Himmelsſohne, dem Kaiſer.[54] Denn in der Schrift mußte die Einheit bewahrt werden ſollten nicht alle bisherigen ſchriftſtelleriſchen Errungenſchaften in Frage geſtellt werden. Gleichwol ſoll einer von Kungtſe's Schreibern, Schenwei, im Zuge der Schriften eine Veränderung vorgenommen haben, welche den Namen Linſchu bekam.

Kungtſe ſammelte auch in ſeinem Alter das Vorzüglichſte der alten Bücher und Ueberlieferungen und ſtellte es gedrängt zuſammen, um es nutzbarer zu machen. Er traf eine Auswahl aus ungefähr dreitauſend aufgeſchriebenen Volksliedern, von denen er

---

* Die Religionsſtifter ſetze ich ihnen nach, weil ihr Einfluß auch ſchädliche Folgen hatte und ihre Lehren von den Geiſtlichen und den Kirchlichen vielfach getrübt und umgeſtaltet worden ſind.

Digitized by Google

331 als die ihm am meiſten zuſagenden in ſeinem Liederbuche (Schiking) zuſammenſtellte: es befinden ſich unter denſelben ſolche, die in den erſten Zeiten der Tſcheu entſtanden waren, möglicherweiſe ſogar einige noch ältere. Aus den alten Geſchichtsbüchern, welche ſich in der Bücherei des Fürſten von Lu vorfanden, gab Kungtſe ferner im Jahre — 484 eine zuſammenhängende Sammlung von weiſen beherzigenswerthen Reden der alten Herrſcher und ihrer Räthe, in dem Werke, welches Schuking, d. h. das „Buch der unveränderlichen Lehre" heißt. Ebenſo ſammelte er ein Buch der Gebräuche (Liki) und ein Buch von der Muſik (Joking). Auſſerdem fügte er dem Iking ſeine Erklärungen bei, ſchrieb neuere Jahrzeitbücher des Staates Lu, ſeines Vaterlandes von — 722 bis — 481 unter dem Titel „Frühling und Herbſt" (Tschünthsieu). Entweder er ſelbſt noch oder ſein Schüler Tſengtſe (Thſengtſchan) ſtellte den Kern ſeiner Lehre in dem kleinen Buche des „großen Studiums" (Tahio) zuſammen und verfaßte um — 480 das Buch von der kindlichen Liebe (Hiaoking) in Geſprächsform. Rühren beide nicht von ihm ſelbſt her, ſo ſind ſie doch ganz in ſeinem Sinne geſchrieben.

Als Schriftſteller erhob ſich Kungtſe über alle Vorgänger vermöge ſeiner einfachen, gedankenvollen, kräftigen und erhabenen Sprache. Kungtſe's Schreibart galt fortan als das Muſter für die höhere Ausdrucksweiſe. Immer und immer wurde ſie nachgeahmt. Deſſenungeachtet wurden im Zeitenlaufe gar manche Stellen ſeiner Werke wegen der äuſſerſten Knappheit, in welche er den Gedanken gepreßt hatte, recht ſchwer verſtändlich und ſpätere Gelehrte weichen in der Auslegung derſelben ab. Glaubte ein Gelehrter den Sinn einer dunkeln Stelle getroffen zu haben, ſo ſchrieb er ſeine Deutung an den Rand des Buches von Kungtſe. Die zugeſetzten Erklärungen und die beigefügten Bemerkungen ſchwollen ſeine Werke zu einem großen Umfange an.

Kungtſe's Schriften galten als „die Bücher" ſchlechtweg, als die „Kings" mit welchen jeder gebildete Tſineſe ſich vertraut machen müſſe.

Seine Schüler arbeiteten an der Auslegung und ſchriftſtellerten in dieſer Abſicht, ſo Ngantſe, Lutſe, Schitſe, Lungſün, Nitſe, vor allen Tſengtſe, genannt Tſeujü, geboren — 565. Sein Enkel Kungki (oder Juanhi) genannt Tſe-ſſe (geboren — 509, geſtorben — 453). Dieſer letztere gab Nachrichten von ſeinen

Großvaters Grundsätzen und belehrenden Unterredungen in dem Buche Tschungjung, d. h. „die Unveränderlichkeit in der Mitte."

Etwa um — 430 sammelten und buchten Schüler der Schüler Kungtses die von diesem überkommenen Nachrichten in einem gemeinschaftlichen Werk, den „filosofischen Unterredungen" (Lünjü); zu den von Kungtse handelnden Büchern faßten darauf Spätere Erläuterungen ab, um sie verständlicher und eindringlicher zu machen. Tsoschi, genannt Tsokieuming, Kungtse's jüngerer Zeitgenosse und Gefährte, schrieb Zusätze zu Kungtse's gedrungener Chronik von Lu und setzte sie in den „Reden aus den Staaten" (dem Kusjü) in einer Tüchtigkeit fort, welche ächt geschichtlichen Sinn bekunden soll. Als Tsoschi erblindete, vertraute er den Abschluß seiner Arbeit dem Schenkung an. Jahrbücher einzelner Länder, der Staaten U und Juei wurden abgefaßt. Unter den Laotseanern schrieben Lipejang's Schüler Kuanjin und Wengtse, sein Ausleger, und — 400 Lietse, im Reiche Tziu über das Unkörperliche, Tschuangtse und andere. Wir gewahren also, daß durch den Anstoß, welchen die beiden Filosofen gegeben hatten, eine sich ausbreitende Schriftstellerei erweckt worden war. Lietse's Schüler, Tschangtsung, verbreitete sich über den Einfluß der Sonne, des Mondes und der Sterne. Kwantse schrieb um — 480 über die Volkswirthschaft, die Strafgesetze und den Krieg. Auch der Feldherr des Landes Tsi, Süntse, verfaßte eine umfängliche Kriegskunst mit vielen Zeichnungen, die so vorzüglich war, daß noch ein viel späteres Kriegsbuch, welches Amiot im VII. Bande der Denkwürdigkeiten der Missionare in Peking übersetzte, auf Süntse's Kriegskunst beruht haben soll. Zunächst nach ihm schrieb Uki über das Kriegswesen. Man schriftstellerte über den Waffengebrauch und die Kunst des Wurfes. Aermer war die Zeit an Dichtern. Gerühmt wurden nur der Staatsminister im Reiche Tsu, Khiühjuan, um — 360 und der Gelehrte Sünkhing um — 260. Beide liessen mit starker Stimme Klagen über die öffentlichen Zustände ertönen.

Sehr bald entstanden über die Auslegung der Schriften und Reden Kungtse's Meinungsverschiedenheiten, welche seine Anhänger in mehreren Schulen, oder wie der Tsineſe sich ausdrückt, „Familien" trennten; es gab deren viele, die unter einander stritten. Ein

Digitized by Google

wirklicher Fortſchritt bekundete ſich darin, daß um — 400 der beiden Meiſter Gedanken nicht blos von den Schülern wiederholt und gedeutet, ſondern daß auch ſelbſtſtändige Ausführungen von einigen Anhängern geleiſtet wurden, die ſich in manchem Weſentlichen von ihren Lehren entfernten; ſo ſelbſtſtändige Denker unter den Laotſeanern zwiſchen — 400 und — 300 wie Kiatſe und Hanfeïtſe, welcher letztere auch über Geſetze und Strafen handelte, ferner Hokuantſe, von dem unter andern eine myſtiſche Zahlenlehre ausging und Jangtſchü, der aber vielleicht den eigentümlichen Konfutſeanern beizuzählen iſt, wie Me (falls letzterer wirklich in dieſem Zeitalter lebte). Solche drangen indeß mit ihren abweichenden Anſichten nicht durch, ſondern wurden von den ſtreng an die Meiſter ſich haltenden Schulen als Abtrünnige verworfen, namentlich hielt Mengtſe (geboren —403 oder —402, geſtorben —314), ein lebhafter, gewandter mitunter beißender Schriftſteller die ächte Lehre Kungtſe's mit Nachdruck und Erfolg aufrecht, die darauf in Hoangtſchao genannt Sünking einen neuen gewichtigen Erklärer erhielt. Ihr vornehmſter Gegner unter den Laotſeanern war damals der beredt und blühend ſchreibende Tſchwangtſe, ein fruchtbarer Schriftſteller von vielen Kenntniſſen. Aber die Schule des Kungtſe überwuchtete weit, wurde groß und einflußreich. Auch Siüntſe's abweichende Lehren (um —260) kamen gegen ſie nicht auf. Zwiſchen —300 und — 200 blühte noch der Filoſof Kungſünlungtſe, ſchrieb Liüpuwei, der im Jahre — 235 vergiftet wurde, neue Jahrzeitbücher von Lu oder das Tſchüntſieu.

So war ein neues Schauſpiel geboten, das des Kampfes von Schriftſtellern untereinander. Während die Laotſeaner den höchſten Fragen ſich zuwendeten und metafyſiſche Unterſuchungen anſtellten, beſchäftigten die Konfutſeaner ſich mit Sitte und Sittlichkeit, mit Lebensvorſchriften und Regeln menſchlicher Einrichtungen. Es bewegte ſie etwa die Frage nach der oberſten Richtſchnur des Handelns oder nach der urſprünglichen Natur des Menſchen. Wie ſie die Lehre des Jangtſchü verwarfen, welche die Selbſtſucht obenanſtellte, ſo die des Siüntſe, welcher die menſchliche Natur für von Grund aus verderbt erklärt hatte. Sie beharrten wirklich auf einem mittleren Wege.

Die Richtung auf das Werkthätige, die Kungtſe gegeben, und der

Digitized by

von ihm an die Spitze gestellte Grundsatz, in der Behandlung der öffentlichen Angelegenheiten sich an die alten Vorbilder anzuschließen, war wol geeignet, sie zur Besorgung der Regierungsgeschäfte tüchtig und geschickt zu machen, flößte ihnen aber auch zugleich den Anspruch ein, die Leitung des Staates in ihren Händen zu haben.

Kungtse bildete demnach auch insofern einen Wendepunkt in der tsinesischen Geschichte, als nach ihm die Schriftsteller als ein besonderer Bestandtheil des Volkes hervortraten und zu einer hervorragenden Bedeutung aufstiegen. Zwischen — 500 und — 400 erhob sich in Tsina eine neue Macht, die der Gelehrten von Kungtse's Schule. In Tsina trug sich nun zu, was der Lauf einer natürlichen regelmäßigen Entwickelung herbeiführt: die Gelehrtesten wurden die Einflußreichsten, Angesehendsten, Ersten, nach deren Sinne folgerecht die Regierung sich richtete. Tsinas Entwicklung unterschied sich wesentlich von der Europas, des Landes der sich kreuzenden Gegensätze, in welchem im Mittelalter, wie in der Neuzeit der Krieger der vornehmste Mann im Staate war. Da man wissen wollte, daß Kungtse 72 Verbreiter seiner Lehre hinterlassen habe, wurde als des Herrschers Rath eine Behörde von 70 Gelehrten bestellt, welche insbesondere seine Lehre aufrechthalten und die Hauptschriften über sie auslegen sollten. Bewandertheit im Schrifttum und ausgezeichnete Theilname an ihm führte mithin zu maßgebendem Gewicht im Staate.

Da kam eine Zeit, in welcher der von — 246 bis — 209 gebietende Kaiser Tsin Schihoangti, dem es gelungen war, der Unterfürsten völlig Herr zu werden und die Kaiserhoheit zum ehemaligen Glanze zu bringen, auch ihre hochgestiegene Macht mit der ganzen Wucht seines starken Armes zu brechen unternahm. Der ruhmdürstige Mann ließ auf Berggipfeln und Felsen Verse einschreiben, seinen Namen und seine Größe zu verkünden.

Trotz wiederholter Staatsgebote war es bisher nicht möglich gewesen, die nothwendige Uebereinstimmung in den Schriftbildern zu erhalten. In den verschiedenen Gegenden wurden verschiedene Zeichen gebraucht. Rechnete man doch schon 70 eigentümliche Schreibweisen zusammen, deren Vorhandensein die Verbindung in dem weiten Reiche und die Gemeinschaft des Volkes in einer

Einheit ernstlich gefährdete! Denn eine Strecke von einer Gegend mit eigenem Schriftzuge war dieser, als von dem anderorts landesüblichen abweichend, unverständlich. Solcher Verwirrung ein Ende zu machen, beschloß der gewaltige Tsin Schihoangti. Er gab also seinem obersten Rath Lise Befehl, den Schriftvorrath in Verbindung mit Tschaokao und Humuking ganz durchzuarbeiten und endgültig zu gestalten. Lise sollte sich an das Tschwan halten; er that dies indeß nur theilweise, zog vor, auf jene vermeintlich ältesten 540 Schriftzeichen oder wiederkehrenden Grundzüge zurückzugehen, richtete sich nach gewissen alten, angeblich von Fohi ausgegangenen Regeln im Zusammensetzen der Striche und trachtete nach einer größern Ebenmäßigkeit. Von diesen Rücksichten geleitet, ließ er in den überkommenen Zeichen Züge weg oder setzte ihnen neue zu. Er gab an, aus wie viel und welcherlei Strichen ein Schriftbild bestehen müsse. Lise veränderte also die Schrift. Lise ging nicht so behutsam wie Kaiser Siuanwang's Gelehrte zu wege, sondern verfuhr durchgreifend und neuernd gleichgesinnt seinem Gebieter. Er brachte neue Zusammensetzungen zu Wortbildern und andere Züge der Zeichen, sodann beschränkte er die Gesamtzahl der Schriftbilder auf nur 9353 (nach anderen Gewährsmännern auf 10,500). Nachdem dies geschehen, genehmigte Kaiser Schi, vom Hause Tsin, Lise's neue Schrift, welche die Benennung das kleine (jüngere?) Tschwan (Siao-Tschwan) erhielt, ließ sogleich eine Anzahl Hauptbücher über das Heilverfahren, die Himmelskunde und die Zauberkünste in sie umschreiben und gebot auf das strengste sich ihrer von nun an allein zu bedienen und keine alte mehr zu gebrauchen. Wie er ganz Tsina geeinigt, so wollte er auch eine einzige einförmige Schrift einführen.

Aber so wenig wie während Siuanwang's Regierung erfolgte ihre Annahme im ganzen Reiche. Strafen schreckten nicht. Man fuhr fort in der alten gewohnten Schrift, trotzdem daß Tsin Schihoangti sie verboten hatte, zu schreiben. Der Kaiser gerieth in Wuth. Ohnedies war er schon aufgebracht, weil die am Alten festhaltenden Gelehrten von Kungtse's Schule (der er nicht anhing) seinen neuernden Staatsordnungen entgegen und im Wege standen. Der alternde Herrscher sann schon darauf, den Einfluß der Denker zu beseitigen, die Stimme der Theoretiker zum

Digitized by Google

Verstummen zu bringen, der fortwährenden Berufung auf die Verfahrungsweisen der früheren Zeit ein Ende zu machen.

Jetzt nahte ihm Lisi mit dem Vorschlag, auf daß freie Bahn für die neuen Schriftbilder geschaffen und die alten ausgerottet würden, die vorhandene Büchermasse wegzuschaffen — das alte Schrifttum zu vertilgen. Mittelst einer solchen Maßregel ließ sich auch die störende Erinnerung an die vergangenen Tage, welche die Bücher festhalten, vernichten und mit den Büchern zugleich wurden die Schriftzüge vergessen. Es gab hernach keine Muster mehr für diese. Ehedem — soll Lisi zum Kaiser geredet haben — als es viele Herren im Lande gab, mag die Bücherweisheit am Platze gewesen sein, damit Kenntnisse zum Regieren gewonnen wurden; gegenwärtig jedoch, da die ganze Welt unter Einem Herrn steht, ruhig und friedfertig, und Eine Ordnung gilt, Ein Gesetz überall beobachtet wird: wozu soll da das Reich noch voller müßiger und streitsüchtiger Schriftsteller bleiben, die sich immer auf das Alte, Unzeitgemäße berufen und unsere Zeit beständig meistern? Nicht nach den Büchern, sondern nach den Regierungserlassen müssen die Menschen sich richten und lernen. Vom Ackerbau hängt des Reiches Gedeihen ab, nicht von den unergiebigen Büchern. Schihoangti ergriff dies Wort. Er gebot: aller Orten sollten die Bücher an die Beamten abgeliefert werden zur Verbrennung bei Strafe der Brandmarkung und vierjähriger Zwangsarbeit am Bau der großen Mauer zum Schutze der Gränze;[55] er nahm nur aus als nützliche Bücher diejenigen, die von dem Ackerbau, der Musik, der Heilkunst, der Sternseherei, den wahrsagenden Loosen und von den Thaten seines Herrscherhauses Tsin handelten, Laotse's Taoteking und das Iking. Was das Amt der Reichsgeschichtschreiber an Schriften bewahrte, wurde zuerst den Flammen übergeben. Beamte, die um das Verheimlichen alter Bücher wußten, wurden mit derselben Strafe wie die Verheimlicher getroffen. Ein verwegener, nie dagewesener und so nie, nur in weit beschränkterer Weise aus Glaubenswuth wiedergekommener Versuch das ganze vorhandene Schrifttum zu vernichten! Gewiß großer Schrecken im Lande. Wol widersetzten sich die Gelehrten; aber ihr Tadel, ihre Widerspenstigkeit reizte den alten Gebieter noch mehr. Schihoangti, der nicht weniger grausam als klug war,

ſetzte ſeine volle Macht ſchonungslos an das beſchloſſene Unternehmen. Er veranſtaltete die Zerſtörung der an ſeine Vorgänger erinnernden Denkmäler. Mit unausgeſetztem Nachdruck, mit ſteigender Schärfe betrieb er die Verfolgung; ſeinen Sohn und muthmaßlichen Thronfolger Fuſu, der wiederholt in ihn drang einzuhalten, verbannte er zornig in den Nordſtrich, ja um Schrecken zu verbreiten, ließ er im folgenden Jahre (—212) in ſeiner Hauptſtadt mehr als 460 ſtandhafte Konfutſeaner lebendig begraben. Alle Schriften der Konfutſeaner, deren ſeine Diener im ganzen Reiche habhaft werden konnten, wurden in Aſche verwandelt. Noch waren die Bücher auf Holzbretter oder Bambustafeln geſchrieben: wie lieſſen ſie ſich bei ihrem großen Umfange verbergen? Angeber fehlten nicht, die auf Unkoſten der Nebenmenſchen ihr Glück ſuchten. Sein Leben ſetzte in die höchſte Gefahr, wer Bücher zurückhielt. Nur äuſſerſt wenige konnten verſteckt, vermauert werden. Der Untergang beinahe des ganzen alten Schriftetums erfolgte wirklich. Einiges nur wurde in entfernten Gegenden geborgen. Das Jahr — 213 war dasjenige, in dem dieſe große Bücherverbrennung ſich begab.

Und als ob das Unglück ſich häufen ſollte, gingen kurze Zeit darauf unter Lieupang (Kaotſu), dem erſten Kaiſer des Hauſes Han (— 206 bis — 194) bei einer Feuersbrunſt in der Hauptſtadt auch die Archive mit den Reichspapieren zu Grunde.

So mit der Gewalt, die Tſinſchihoangti einſetzte, ſollte eine durchgreifende Umwandlung der Schrift bewirkt werden.

Die neue gebotene Schriftart Liſe's zeigte ſich jedoch alsbald nicht ſo beſtändig, wie man hätte erwarten ſollen; ſie erlitt ſchnell auch Abänderungen. Gleich ſein Mitarbeiter Tſchingmiao war mit ihr nicht ganz zufrieden, weil ſie gebogene Züge anwendete, und er erſetzte ſolche durch grade Striche und ließ überdies manche Schriftzeichen gänzlich fallen. Da Tſchingmiao's Schreibweiſe bequemer war, genehmigte Schihoangti ihren Gebrauch in Geſchäftsſachen. Gewichte und Maße befahl der Kaiſer in ihr zu beſchreiben. Die von Tſchingmiao aufgebrachte Abart von Liſe's Schrift hieß man Liſchu d. h. Beamtenſchrift. Mit ihr ließ ſich raſcher ſchreiben, weil das Eckige leichter fiel als die Rundung. Die Amtsſtuben ergriffen ſie gern, und in der Uebung derſelben ver-

ſteifte ſich der Zug nach und nach noch mehr zu derjenigen Weiſe, die man ſpäterhin Kiaiſchu nannte.

Aus Tſinſchihoangti's Zeitalter rühmten die Tſineſen eine dem Wangſchuho beigelegte Lehre vom Pulſe, den eigentümlich filoſofirenden Liuſchi, einen der Räthe dieſes Kaiſers, uud den Dichter Kiüjüan, der die Gedichtſammlung Liſao herausgab und zuerſt die alte Weiſe, der gemäß 4 Wörter einen Vers bildeten, verließ und ſeine Verſe aus 5 Wörtern bildete, die einen Gedanken abſchloſſen. Er war ein Verwandter und Rath des Kaiſers und redlich bemüht, ihn von ſeiner verderblichen Richtung abzubringen. Da es ihm nicht gelang und er das Unheil ſchaute, dichtete er noch das ſchöne Lied: „Was man auf dem Herzen hat" und ſtürzte ſich dann in einen Fluß.

In eben jenem Zeitalter der Bücherverbrennung und des Stockens der ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit trug ſich gleichwol ein Fortſchritt zu. Ein Feldherr Tſin Schihoangti's Mungtian, der mit der Aufführung der großen Schutzmauer im Nordoſten wider die rohen Tatarenhorden betraut war und die Reichsgränze hütete, erfand das Schreiben mit dem in aufgelöſter Farbe getränkten Haarpinſel*, nachdem man ſich vorher, wahrſcheinlich wenn man einmal auf Seide oder Zeug ſchrieb, dazu nur eines Hölzchens bedient hatte. Im tſineſiſchen Tauſend-Wörterbuch heißt es: „Tian machte Pinſel." Nicht eher ſoll ihm das Schreiben mit dem Pinſel gelungen ſein, als bis er dieſen ſehr fein hergeſtellt und zu der aus Ruß und Waſſer beſtehenden Schwärze noch Leim hinzugefügt hatte.

Feine ſpitze Pinſel wurden in Tſina aus Thierhaaren in

* Diejenigen, welche die Einführung der Tuſche erſt zwiſchen — 279 und — 156 anſetzen wollen, haben überſehen, daß die Tſineſen ſchon vor Kungtſes Zeitalter gelegentlich auf Seide und Zeug ſchrieben. Ebenſo irrig ſcheint die Angabe, daß Mungtian auch die Papierbereitung erfunden habe. Beſtimmten Zeugniſſen zuwider entſprang ſie wahrſcheinlich einem falſchen Rationalismus. Es hört ſich gut, daß nachdem zuerſt Papier gemacht, man den ſpitzen Stab von Bambus oder Holz habe wegwerfen und durch eine zweite Erfindung, die des Pinſels, erſetzen müſſen, weil in den Riſſen des Papiers die färbende Schwärze weit auseinanderfloß, allein die Ueberlieferung beſagt Anderes, und das Anſehn gewichtiger Schriftſteller kann uns nicht beſtimmen, mit ihr in Widerſpruch zu treten.

Digitized by Google

einen Bambusgriff gefaßt hergeſtellt. Den Pinſelſtock mußte der Schreibende genau ſenkrecht auf den grade vor ihm liegenden Beſchreibeſtoff im rechten Winkel halten, gleich als wolle er ihn mit dem Pinſel durchſtechen: hätte er ihn ſchief geführt, ſo würde er ſich zerfaſert haben. Der Tſineſe faßt ihn zwiſchen dem Daumen und dem zweiten wie dritten Finger, ſo daß er auf dem zweiten Knöchel des vierten Fingers ruht und zwiſchen dieſer Stützung und ſeiner getränkten Spitze eine reichliche Daumenbreite bleibt. Der kleine Finger wird an den vierten angedrückt; die Hand und der Vorderarm ruht auf dem Tiſche, nur die Finger bewegen den Pinſel. Der Bambusſtiel muß hart und ſchwer, grade und wohlgerundet ſein. Die Haare müſſen weich und elaſtiſch ſein; ſie werden, nach der Faſſung in den Stiel, ſpitz zugeſchnitten. Man gebraucht die Haare von Kaninchen, die man am häufigſten wählt, von Katzen, Hirſchen, Ziegen, Füchſen, Wölfen, von der Schnauze der Maus. Als die vorzüglichſten Pinſel gelten die von Haſenhaaren und Zobelhaaren, demnächſt kommen die von Füchſen.

Seide war ſehr koſtſpielig; Bücher auf Bambustafeln nahmen ſo vielen Raum ein und wogen ſo ſchwer. Um über dieſe Uebelſtände hinwegzukommen ſann man auf Herſtellung eines billigeren Beſchreibſtoffes, der dem Zeuge ähnlich ſei. Nach vielen vergeblichen Verſuchen gelang die künſtliche Zubereitung der Rinde oder des Baſtes des Maulbeerbaumes (Broussonetia papyrifera) zu einem brauchbaren Papier. Zufolge einer Nachricht wurde Papier zuerſt gefertigt in der Regierungszeit des Hankaiſers Hiao Wenti —176,[56] nach einer anderen erſt unter dem Hankaiſer Hiao Wuti im Jahre — 95. Dieſe letzte Angabe dürfte vorzuziehen ſein, weil ausdrücklich als Erfinder der dem Ackerbau vorgeſetzte Oberbeamte Wuti's Tſailin genannt wird, der Reſte von Baumrinde und Hanffaſern, Lumpen von Seide und hänfenen Geweben, alte Angelſchnüre gemengt, durch langes Kochen in einen Brei umgewandelt und dann auf der Erde habe trocken werden laſſen. Sollte Tſailin nicht der erſte Erfinder ſein, ſo wird ihm das Verdienſt einer weſentlichen Verbeſſerung angerechnet werden müſſen, denn ihm ſind Tempel errichtet worden, in denen er noch immer verehrt wird. Anfangs war man froh, ein grobes Papier zu Stande

zu bringen. Nach kurzer Zeit kam man darauf, es zu glätten und feiner herzustellen.

Sehr bald wurde das Papier in den Amtsstuben, an den Gerichten u. s. w., denen die Aufbewahrung der umfänglichen Schrifttafeln beschwerlich fiel, eingeführt und verdrängte in ganz Tsina für den gemeinen Verbrauch alle andern Beschreibstoffe. Blos in einzelnen ausnahmsweisen Fällen wurde hinfort Stein oder Seide noch zum Träger der Schrift gewählt. Eine Auszeichnung sollte es sein, wenn Kungtse's Tschüntsieu auf Holz, auf dem er selbst einst dies Buch geschrieben hatte, wiederholt ward.

Der älteste Stoff, der zu Papier gemacht wurde, scheint des Maulbeerbaumes Rinde gewesen zu sein; daher auch grade auf die von tsinesischer Bildung berührten Umlande, Siam und Japan, die Herstellung von Papier aus diesem Baume überging. Das Verfahren ist folgendes: die Zweige werden in heißes Wasser gelegt, nachdem sie eine halbe Stunde darin gelegen, wird die untere Haut der Rinde, die ungefähr ein Zehntel des Durchmessers ausmacht, abgestreift, dieselbe mehrmals während einiger Tage in klarem Flußwasser erweicht, an der Sonne getrocknet und gebleicht, darauf mit Aschenlauge drei Stunden gekocht, zu einem Brei gerührt und mit etwas klebriger Zuthat vermengt. Nachdem die Masse in Kufen geschlagen oder gestampft worden war, wurde sie ausgeschöpft und in Formen aus dünnen Bambusstäbchen oder Fäden von mehreren Ellen Umfang gefaßt und an einer glatten hohlen Mauer, die durch Feuer erhitzt wurde, ein vom Brei mit einem Rahmen abgeschöpfter Bogen vermittelst einer Bürste angestrichen; von der Hitze verdunstet rasch die Feuchtigkeit und der schnell getrocknete Bogen fällt ab. Schließlich wird er in Alaunwasser getaucht, welches ihm glänzenden Schimmer gibt und verhindert, daß das Papier Dinte trinke. So, ohne Druck und Presse stellt der Tsinese sein Papier her. Die Beimischung beträgt auf 10 Pinten Wasser 6 Unzen Fischleim und 12 Unzen Alaun. Die Bogen wurden gewöhnlich zu 3½, selbst 10 bis zu 50 Fuß Länge und 2 Fuß Breite gemacht.

Die Anfertigung von Papier haben die Tsinesen mit ihrer Bildung in die Umlande verbreitet.

Der rastlose Eifer, der die Tsinesen belebt, führte sie sehr

bald zu Verſuchen, auch andere Stoffe zur Papierbereitung zu nehmen, und ſie brachten es auf mannichfache Weiſe zu Stande. In verſchiedenen Gegenden wurden eigentümliche Arten deſſelben gefertigt. In Fukian wird es anders bereitet als in Tſchekeang u. ſ. w. Fukian iſt der Hauptſitz der Bereitung des Papiers aus Bambus, welche die gangbarſte Art iſt. Dort werden in den Bergen Bambus angepflanzt für die Papierbereitung. Anfangs Juni (nach dem 5ten) fällte der Tſineſe die jungen Stauden, die einjährigen Schöſſlinge, zerſchnitt ſie in Stücke von 5 bis 7 Fuß Länge und bereitete ſie auf folgende Weiſe. Zuerſt werden ſie hundert und mehr Tage in Waſſer, welches oft erneut wird, geweicht, alsdann mit Hämmern geſchlagen und abgeſchält. Die unterſte Haut, welche weicher und weißer iſt als die obere, wird danach 14 Tage in reinem Waſſer eingeweicht, dann in trockenen, hierauf in gelöſchten Kalk von der beſten Art gelegt, danach in Mörſern zu einem Teig oder Brei zerſtoßen und zerſtampft und ein gummiartiger Pflanzenaufguß ſammt Alaun zugeſetzt, worauf die Maſſe zu einer klebrigen Flüſſigkeit geſchlagen wird. Nach einem andern Verfahren wird der Brei mit Kalk vermengt und während 8 mal 24 Stunden in Holzkufen mittelſt darunter geſtellten Feuers heiß gehalten und geröſtet, dann Lauge aus Holzaſche zugefügt, Waſſer zugeſetzt und während 6 Tagen in einem Keſſel geſotten, bis Uebergehen in Fäulniß eintritt. Darauf erſt erfolgt die Zerſtampfung und eine äuſſerſt ſorgſame Auswaſchung (mit Chlor?), um die Maſſe zu entfärben. Oder man ſtößt, wenn das Röſten vorüber iſt, nach eingetretener Gährung mit einem eiſenbeſchlagenem Holze die Rinde ab, zerreibt die weiße holzige Maſſe, trocknet dieſe, bringt ſie abermals auf Kalklagen, kocht ſie dann 24 Stunden in Flußwaſſer; hierauf wird vom Faſerſtoff die zum Viehmaſt verwendbare Gallerte abgeſchieden, der Faſerſtoff gerollt, mit ſiedendem Waſſer und Lauge während 10 Tagen zu wiederholtenmalen übergoſſen und nachmals in einem Mörſer zu einem Brei wieder zerrieben. Zuletzt wird die Maſſe in Formen gehoben und in künſtlicher Wärme getrocknet. Um das Papier zu ſtärken, wird zur Maſſe eine Abkochung von Reis hinzugeſetzt. Die Form iſt ein mit feinen Fäden gewebeartig überſpannter Holzrahmen mit hohem Unterrande. Der Arbeiter drückt ihn in den Brei; je

nachdem er ihn kürzere oder längere Zeit darin hält, fällt das Papier dünner oder dicker aus. Er versteht sich darauf, dies zu berechnen. Das Abgehobene legt er auf eine Platte. Hat er tausend Bogen übereinander, so legt er eine zweite Platte darüber, und preßt beide mittelst Stricken zusammen, um die noch vorhandene Flüssigkeit auszudrücken. Dann hebt er die einzelnen Bogen mit einem kupfernen Zwicker ab und trocknet sie vollends am Feuer auf die vorhin schon beschriebene Weise. Das Verfahren ward dahin vervollkommnet, daß der Rahmen mit dem Schöpfsiebe an beiden schmalen Enden, um im Gleichgewicht zu bleiben, Gewichte erhielt, und daß um die Arbeiter nicht unnütz anzustrengen, die Gewichte an Schnüren hingen, welche über Rollen an der Decke des Zimmers geführt wurden. Die Tröge mit der Masse wurden aus Backsteinen, die mit Cement verstrichen waren, etwas breiter als die beabsichtigte Form des Papiers, gemacht. Zwischen zwei Tröge ward ein niedriger Ofen gestellt, dessen Obertheil zwei ganz glatte Abdachungen aus einer Art Gyps von der Größe des zu verfertigenden Papieres bildeten.[57] Vermöge dieser Einrichtung stellten die Tsinesen zusammenhängende Bogen von 8 bis 9 Fuß Länge und verhältnißmäßiger Breite her.

Zu Briefen bestimmtes Papier, welches besonders schön sein soll, wird noch geleimt und mit glatten Steinen satinirt. Zu Beglückwünschungen wählte man rothes Papier. Das bunte Papier wurde nur aus dem besten Stoffe gefertigt. Die Hauptbereitungsstätte desselben ist auf dem Berge Juanschan. Blosses Packpapier wird aus Bambusfasern und Reishalmen gemacht.

Zu Papier verwendete man noch das Mark von Aralia papyrifera, Aeschynomene paludosa, Araliacea, der Brodfruchtpflanze, die Rinde von Thuga orientalis, Brussonetia papyrifera, des Baumwollenbaumes, die innere Haut des Ulmbaumes, des Treepaperbaumes, junge Bambussprossen, Stroh von Waizen und Reis, Hanf und Nessel, die äussere Hülse des Seidenwurmkokons. Das sogenannte Reispapier kommt gewöhnlich von Sumpfpflanzen. Sonst unbrauchbare Stoffe machte man so dargestellt werthvoll.

Dem Kaiser Kaoti (479 bis 482) wird die Erfindung nachgerühmt, dem Papier ohne jede Beimischung von Metall, einen

Silberschein zu geben, dem Kaiser Kaotsung (649 bis 683) die Herstellung eines Hanfpapiers von besonderer Dauerbarkeit für seine Befehle, dessen man sich daher vorzugsweise für amtliche Schriftstücke bediente. In der Provinz Setschuan wurde dieses Papier vornämlich gefertigt.

Bald machte man vom Papier auch noch anderen Gebrauch als zum Schreiben; man verwendete es zu Fächern u. s. w. Packpapier stellte man einfacher aus Bambusfasern und Reishalmen her. Im VII. Jahrhundert ersetzte man die Sitte, zur Ehre der Todten Seide zu verbrennen, durch die, Papier zu verbrennen. Die Verwandten schrieben ihre Wünsche auf dies Papier und bildeten sich ein, daß wenn es verbrannt werde, der verklärte Geist sie vernehme. Dazu wurde ein besonderes Papier im nördlichen Tsina aus Papierabfällen gemacht, das „Papier zum Verbrennen" (Hotschi).

Die Bereitung des Baumwollenpapiers hat sich wahrscheinlich von Tsina aus nach Vorderindien und Mittelasien verbreitet. Um 600 wurde solches zu Samarkand in der Bucharei angefertigt. Dort sahen und lernten Perser und Araber seine Bereitung und verpflanzten sie in das südwestliche Asien, von woher sie in Europa bekannt wurde. Tsina ist also das Mutterland des Papiers.

Erst gegen 940 wurde in Tsina die Herstellung von Papier aus abgetragenen Zeugen von Kattun und aus leinenen Lumpen aufgebracht.[58]

Später, als das Papier eine Zeitlang sehr theuer geworden war, arbeiteten die Tsinesen auch beschriebenes Papier zu neuer Brauchbarkeit um. Solches wurde aufgespannt, gewaschen und gereinigt, dann getreten und geknetet, bis aus ihm eine unförmliche Masse geworden war, die nun mit frischen Stoffen vermengt und zu einem Brei gekocht ward, welcher das neue Papier ergab. Das Herstellungsverfahren war dabei ein abgekürztes. Solches Papier hieß „wiedererwecktes" (Hoanhoentschi).

Das Papier war anfangs sehr derb; später verfertigte man es fein, ungemein dünn und dennoch fest, so daß es nicht leicht zerreißt, in verschiedener Dicke und Größe, in allen Farben, äusserst mannichfaltig, auch kunstreich geziert, immer aber sehr glatt. In

höchster Vollkommenheit ward es geschaffen. Tsinesisches Papier ist dichter und zugleich weicher als das europäische, sanft anzufühlen, seidenartig, biegsam und zäh, fast schwammig und dabei so dünn, daß es beinahe durchschimmernd ist. Es bricht bei weitem nicht so leicht als europäisches. Man muß es gewaltsam zerreißen. Seidenpapier zeichnet sich durch seine Schönheit aus. Kattunpapier fällt weißer und schöner aus als Bambuspapier. Für das beste wurde sonst das in Nanking aus Baumbast gefertigte gehalten; hochgeschätzt ist auch das in Kiangnan angefertigte als überaus fein und zart. Die Tsinesen bedienen sich desselben gern zu Artigkeitsbriefen. Seit dem VII. Jahrhundert mußte Korea einen Theil seiner Abgaben in Seidenpapier und glänzender Tusche liefern. In der neuesten Zeit wurde tsinesisches Papier ein Handelsgegenstand für Europa, wo es zu Kupferstichen diente. Eine starke Ausfuhr von dünnem, hellgrauen Papier von 4 Fuß Länge und 2 Fuß Breite in Kisten mit 15 Packeten zu je 96 zusammengebrochenen Bogen kam in Zug.

Indeß hat das tsinesische Papier auch Gebrechen. Denn es ist nicht nur minder weiß und rein als das europäische, sondern nimmt auch eher Nässe und Staub an und zieht oder wirft sich leicht; Staub und Feuchtigkeit schaden namentlich der Dauerhaftigkeit des Bambuspapieres; auch fressen die Würmer es gern an. Auf demselben geschriebene Bücher müssen dieser Benachtheiligungen wegen öfters der Sonne ausgesetzt und geschlagen werden. Tsinesisches Papier ist demnach nicht so haltbar für die Länge der Zeit als das alte europäische, und diese üblen Eigenschaften machen es nothwendig, die Bücher nach längeren Zwischenräumen frisch aufzulegen, die Bibliotheken gewissermaßen unaufhörlich zu ernenen. Sehr alte Bücher gehören daher in Tsina zu den Seltenheiten.

Fein und glatt mußte das Papier ausfallen, da mit dem Pinsel auf ihm geschrieben wurde: auf rauhem und grobem würden sich ja die Pinselhaare schnell zerfasern. Bei der Dünne des Papiers schlägt aber die Schreibflüssigkeit durch die Rückseite; diese wird also unbrauchbar und man beschrieb es deswegen nur auf einer Seite. Längere Stücke beschrieb man in gegenüberstehenden Seiten und brach sie fächerartig; die ganze Rückseite blieb leer. Wollte man etwas auf beiden Seiten beschreiben, so verdoppelte man die

Digitized by Google

Papierlage und leimte zwei Blätter mit ſolcher Geſchicklichkeit, daß es kaum zu merken war, übereinander.

Früher bezeichnete der Ausdruck pien die beſchriebenen Bambustafeln; dieſer ging nunmehr auf eine Anzahl zu einem Buche zuſammengehöriger Bogen über und ward angewendet auf Papierbücher in dem Sinne, wie bei uns Heft oder (kleines) Buch. King oder Buch bezog ſich nicht auf die äuſſerliche Erſcheinung eines Geiſteswerkes, ſondern auf dieſes ſelbſt und hatte, wenn es auch anfänglich nur Buch ſchlechtweg bedeutet hatte, von den hochgeſchätzten alten Büchern I-king, Schi-king, Schu-king u. ſ. w., den Sinn eines Werkes von maßgebendem Werth angenommen.

Nicht mindere Sorgfalt wurde an die Bereitung der Tuſche geſetzt, die aus Fichten- oder Tannenruß und mit Leim oder Oel oder Hanſenblaſen gemacht wurde. Im III. oder IV. Jahrhundert ſtellte man aus Rückſtänden einer unvollſtändigen Verbrennung Dinte in feſter Geſtalt, in Kugelform her. Später vermochte man nicht mehr ſo dauerhafte hervorzubringen. Korea übertraf nun Tſina in der Dintebereitung und die Tſineſen mühten ſich, die ihrige der koreaniſchen gleich darzuſtellen, was ihnen jedoch erſt im IX. Jahrhunderte gut gelang. Aber auch die koreaniſche Dinte glich nicht der alten. Seit 1070 verwendete man zu ihr den Ruß ölgetränkter Dochte und nannte die derartig hergeſtellte „Pallaſt-Dinte“. Man verſuchte verſchiedene Zuſammenſetzungen, bis im Jahre 1370 ein Tuſchenverfertiger Schen-tſi-ſchun, nach 18jährigen Bemühungen ſie wieder vorzüglich machte.[59] Seitdem bereitet man wieder aus Pflanzenruß mit verſchiedenen Zuſätzen eine ſehr feine Tuſche von ſtärkſter Schwärze, welche beim Auftrag ſich gar nicht verläuft und äuſſerſt ſchnell trocknet. Sie ſchlägt zwar bei der Dünne des Papieres durch, aber der Zug kommt ganz genau zum Vorſchein. Das raſche Trocknen war von Belang, weil die Tſineſen, wenn auch in jeder Zeile abwärts, doch nachher von rechts nach links ſich im Schreiben wendend, mit der weiter gehenden Hand das eben Geſchriebene bedeckten. Von der Beſchaffenheit des Ruſſes nnd des Bindemittels hängt die Güte der Tuſche ab. Zu wohlfeiler nahm man Oel; beſonders gute gab Hanföl mit Reiskleber mittelſt eingeſetzter Lampendochte unter einem Deckel angezündet, an dem der Ruß ſich anſetzte; die beſte ſoll aus Schweinefett gewonnen werden.

Digitized by Google

Der gewonnene Ruß wird durch Seide geſiebt. Als wohlfeiles Bindemittel dient Oel, als beſſeres Leim aus Büffelhäuten oder Fiſchen, als vorzüglichſtes Leim aus den inneren Theilen von Hirſchgeweihen, die man acht Tage in Reiswaſſer erweicht und darauf längere Zeit ſieden läßt und auskocht. Oft mengt man mehrere Leimarten zuſammen. Beides, gekochter Leim und Ruß werden in gleichen Gewichtstheilen gemengt, mit der Hand geknetet, in einem Mörſer gerieben und dabei etwas Harz vom Toxicodendron vernicifernm beigeſetzt. Den Teig läßt man dann an der Luft trocknen, gibt ihm noch 4—500 Schläge mit einem langen Hammer, bringt ihn darauf in eine hohle Holztafel, hüllt dieſe in Holzaſche oder gepulverten Kalk oder Waizenbrod und läßt ihn in einem Ofen bei gelindem Feuer während einiger Tage trocknen. Teig aus Hirſchhornleim muß raſch geformt werden. Nach dem jetzigen Verfahren wird die erweichte und erhitzte Maſſe in die Form gebracht und unter einer Preſſe, auf die ſich der Arbeiter ſetzt, zuſammengedrückt. Die Bereitung geſchieht nur in den kälteſten Monaten, weil in der wärmeren Zeit der Leim in Gährung gerathen könnte. Die gemeine Tuſche hat einen ſchwarzen, grauen oder blauen Schimmer, die beſte einen braunen und iſt in ganz kleine Stücke geſchnitten. Durch langes Liegen wird ſie beſſer. Gemeinlich wird die Tuſche mit wohlduftenden Beſtandtheilen (Borneokampfer, Moſchus, Ambra) verſetzt. Am geſchätzteſten iſt die Tuſche von Nanking und von Hoeitſcheu. Rothe Farbe wird nur zu Büchertiteln verwendet, blaue gehört für Trauerſchriften.

Nicht flüſſig ſondern feſt, in kleinen viereckig länglichen Stücken wurde die Tuſche dargeſtellt. Die Schreiber führen bei ſich ein Porzellangefäß, dem oft die Geſtalt einer Gans oder Ente gegeben iſt, aus deren Schnabel ſie einige Tropfen warmes Waſſer auf ein Marmornäpfchen, einen kleinen platten, an dem einen Ende etwas gehöhlten Stein oder in eine Schale von Thonſchiefer, (worauf zuerſt Tſchungjeu gekommen ſein ſoll) gießen, und ſehr raſch darin ein wenig Tuſche auflöſen, bis ſie etwas ſchwarze Flüſſigkeit haben. Von der Dinte machte man übrigens auch in der Heilkunſt Gebrauch. Die Tſineſen glaubten, alte Tuſche wirke gut gegen Krämpfe und Blutflüſſe der Kinder.

Das Schreibzeug eines Tſineſen beſteht aus 3 Pinſeln,

Tusche, Wassernäpfchen und Reibschaale. Dies alles wird gewöhnlich zusammen in einem Kasten von dunkelrothem Holz aufbewahrt, der etwa 11½ Zoll lang, 6 Zoll breit und 3 Zoll hoch ist. Den Schreibbedarf: Pinsel, Tusche, Napf und Papier nennen die Tsinesen mit Recht „die vier werthvollen Dinge" (sse pao).

Die Erfindung des Papiers war eines der förderlichsten Ereignisse für das tsinesische Schrifttum. Große Schwierigkeiten für das Schreiben, das hinfort nur noch in Ausnahmsfällen ein Hineinreißen der Züge war, für das Abfassen, Fortbringen und Aufheben der Bücher waren nun hinweggeräumt und mit der Erleichterung des äusseren Gebahrens mehrte sich der Gebrauch, der von der Schrift und von den Büchern gemacht wurde. —

Gewaltiger als Schwert und Zepter erwies sich die Schrift! Schihoangti hatte dem Anschein nach der Tsinesen altes Schrifttum zum allergrößten Theile zerstört und die Schule Kungtse's ausgerottet; allein es vergingen nur 18 Jahre nach der großen Bücherverbrennung und schon vermaß ein Gelehrter in einer Abhandlung über die Regierungsformen auf des alten Weisen Kings sich zu berufen, und sehr bald danach gediehen sogar die Konfutseaner zu hohen Ehren. Nach einer kurzen Unterdrückung erhoben sie sich. Noch während die Taosse d. h. Laotse's Anhänger vorwogen, wurde im Jahre — 191 der Widerruf des kaiserlichen Erlasses gegen die Bücher förmlich vom Kaiser ausgesprochen. Der Rückschlag war rasch und stark. Zwei gute Schriftsteller von Laotse's Schule, Prinz Hoainantse — 189 und sein jüngerer Zeitgenosse Hoainans Statthalter Lieu-ngam, schrieben, der erstere filosofische, der andere viele Bücher mit Belehrungen sittlichen Inhalts: alles lenkte aber immer fortreißender, mächtiger zurück in die Wege Kungtse's. An den konfutseanischen Filosofen Suntse, dessen Blüthe man noch — 230 ansetzt, reihte sich — 177 Wentschungtse. Die mündliche Ueberlieferung hatte die Lehren diese kurze Zeit getragen, doch die alten Bücher fehlten, in denen alles geschrieben stand; man vermißte sie schmerzlich. Emsig forschte man nach, ob noch Bücher der alten Zeit der Vernichtung entronnen seien. Gleichzeitig wendete man sich dem alten Schriftzuge wieder zu. Lise's Schreibart wurde aufgegeben; man nannte seinen Zug in

der Folge Tsintschwan. Dunkelheit habe er — so redete man diesem verhaßten Manne nach — durch seine neuen Schriftzeichen über die anders geschriebenen Bücher hoher Einsicht verbreiten, und wie es ihm nicht gelungen mit Strafen zu schrecken, das Volk verdummen wollen durch Vernichtung der Bücher und die an ihrem Verluste hängende Unwissenheit. Von allen Büchern, die Lise und Tsin Schihoangti hatten erhalten wollen, kamen nur ein paar, das Iking und Taoteking, sonst keines auf die Folgezeit: die Kings, die er auszutilgen gemeint hatte, aber bestanden größtentheils die aufreibende Wirkung der Zeit.

Diese Wendung war entschieden, als im Jahre — 139 Wuti den Kaiserthron bestieg, den er bis — 87 inne hatte. Unter seiner Regierung füllte sich der Hof wieder mit Gelehrten; an seinem Hofe lebten die Dichter Suwu und Liling, welche (was der hervorragende Dichter der ersten Hanzeit Meisching nicht gethan hatte) die Versform Kiüjüan's nachahmten, die in der Folge von den Dichtern allgemein angenommen wurde, weil sie einen längeren Gedanken in einem Verse auszudrücken gestattete. Als Dichter in dieser Zeit wird noch hervorgehoben Sfema Siangtschu. Langathmige Gedichte, die halb Beschreibung, halb Geschichte waren, wurden freilich dazumal beliebt. Schon seit längerer Zeit war eine leichtfertige, blos auf Unterhaltung bedachte Geschichtenerzählung, die man romanhafte Geschichte nennen könnte, in Schwung gekommen; angebliche Geschichtsbücher, in denen eigene Erfindungen dreist vorgetragen wurden. Der Art waren die „Nachrichten von den Tscheu" (Tscheu Khao), der Art die „Denkwürdigkeiten aus dem Amt der alten Historiker" (Thsing sse tseu), umfängliche Werke und andere. In Wuti's Tagen ward in dieser Manier eine Geschichte von Jü an bis zum Fall der Tscheu in 943 Heften ausgearbeitet: wahrlich keine Erzeugnisse, welche ernste und gewissenhafte Männer anders als kopfschüttelnd betrachten konnten. Aber sie fanden doch Beifall. Der geraume Zeit schon vorwiegende Einfluß der Taosse hatte die Neigung zum Wunderbaren gesteigert. Man bemerkt daher an den Dichtern, daß sie mit Hintansetzung einfacher Natürlichkeit über das Gewöhnliche hinaus zu gehen strebten, und an Prosaisten, Vorliebe für gesuchte, selbst dunkle Ausdrucksweise. Gern schilderten

sie seltene, seltsame Naturbegebenheiten und das fantastische Ausserweltliche bevorzugten sie. Diese in Wuti's Zeit hervortretende Richtung nannte man die Schule Kuai (die Romantische?) Um so größeres Gewicht mochten Andere auf die verständige Nüchternheit der Schule Kungtse's legen. Wuti begünstigte diese letztere.

Ein grosser Eifer richtete sich auf das Wiedergewinnen dessen, was verloren gegangen war. Teh, der Unterfürst von Hokian, welcher — 130 starb, scheute großen Aufwand nicht, um die noch irgendwo erhaltenen alten Schriften zum Vorschein zu bringen und zu erwerben. Er bestellte Gelehrte, welche die Schrifttafeln, die glücklich aufgetrieben wurden, untersuchen und in Ordnung bringen mußten. In der That gelang es seinen Bemühungen mehrerer Hauptwerke habhaft zu werden. Unter diesen waren der Schiking, das Tahio, Tschungjung, Liki, Tschüntsieôü und Mengtse's Schriften. Kurz vor seinem Ableben brachte er diese dem Kaiser Wuti, der es sich angelegen sein ließ, zu retten, was noch zu retten war von dem alten Schrifttum; er setzte Belohnungen für alle aus, die noch alte Bücher herbeibrächten, denn noch mangelte so manche wichtige Schrift seit jenem Unheilsjahre des Bücherbrandes, und bestellte — 136 eine eigene Behörde zu ihrer Aufsammlung, Wiederbekanntmachung und Erläuterung. In besonderen Aemtern ließ Wuti Abschriften von den Büchern nehmen, damit sie wieder verbreitet würden. Wuti befahl alle Bücher, die aufgetrieben werden könnten, in seinen Pallast zu bringen, und ließ nach tsinesischen Büchern in Korea und Japan, es heißt sogar auch in Indien nachsuchen. Massen von Büchern wurden ihm überbracht, leider befanden sich unter ihnen nur wenige wichtige. Besonders schmerzlich vermißte man den von Kungtse entworfenen Schuking mit seiner Kunde der Vergangenheit und seinen weisen Sprüchen, Warnungen und Rathschlägen: dieses Buch, das so nachdrucksvoll darauf hinwies an dem Vergangenen zu halten. Aus dem Munde des hochbetagten Fuscheng, der das Buch noch zur Zeit seines Bestandes auswendig gelernt hatte, war ein Stück davon — 175 niedergeschrieben worden: nunmehr entdeckte man unter den Trümmern eines alten Gebäudes Holztafeln, welche 58 von seinen 100 Abschnitten enthielten; freilich in sehr schadhaftem Zustande durch Feuchtigkeit und Wurmfraß. Kungangkue

(— 96) entzifferte sie und schrieb sie aus den alten Schriftzeichen in die seiner Zeit üblichen um: doch stimmte seine Lesung nicht in allem zu der Angabe, die jener Greis aus dem Gedächtniß gemacht hatte.

Derselbe Kaiser Wuti beauftragte um — 104 mit der Sammlung aller alten Nachrichten und mit einer auf ihnen ruhenden Abfassung der allgemeinen Geschichte des Reichs der Mitte den Sjemathan. Sjemathan fing mit dem Jahre — 2637 an und erörterte die Zeitfolge; er starb über der Arbeit. Sein Sohn Sjematsian, ein Mann von forschendem Sinn, Herz und Muth, der die Gabe einer guten lebendigen Darstellung besaß, brachte sie zu Stande. Die von diesem — 97 vorgelegten geschichtlichen Denkwürdigkeiten" (Sse-ki) reichten bis — 121 und dienten obwol er nach ihrem Erscheinen wegen seiner Wahrhaftigkeit vernachlässigt und sogar verfolgt wurde, der Folgezeit als Muster. Sjematsian bekam den Ehrennamen des Fürsten der Geschichtschreiber. Seine Geschichtsbücher wurden auf Befehl der nachkommenden Herrscherhäuser regelmäßig fortgesetzt. Der Fortsetzer Panku um + 85, der noch Sjematsian's Papiere benutzen konnte, ward wie jener von Ungunst getroffen. Nachmals wurde bis zum Ausgange eines Herrscherhauses die Niederschrift über dieses im Archive verwahrt, dann erst verarbeitet und veröffentlicht. Damit stellte man das freimüthige Urtheil der Historiker sicher. So bekamen die Tsineien eine amtliche Geschichtschreibung und ein Geschichtswerk von einem Umfange, desgleichen kein anderes Volk ein ähnliches besitzt; daher erstreckt sich ihre amtliche Landesgeschichte gegenwärtig aber auch nur bis zum Jahre 1644.[60] Panku und wol bereits sein Vorgänger behandelten den Zustand der Kenntnisse, den der Volkswirthschaft, die Gesetze und Gebräuche mit und außer dem Schrifttum, Lebensläufe ausgezeichneter Männer. Darin fanden sie Nachfolger. Gewöhnlich beträgt die Geschichte eines Kaiserhauses 60 starke Hefte, und in ihr sind nicht blos die Thaten des Herrschers, sondern alle beachtenswerthen Vorgänge in den Wissenschaften, Künsten u. s. w. vermerkt. „Die vier und zwanzig Geschichtschreiber" — so heißt dies umfassende Werk — bilden eine lange Bändereihe. Der von Neumann in Kanton angekaufte, in die münchener Bibliothek übergebene Abdruck der Reichsjahrbücher (Sse) bis 1644 beträgt 3705 Hefte.

Die Wiederauffindung der alten Schriften verlief sehr langsam. Wol hatte des Reiches weiter Umfang und das baldige Ableben des Tsinkaisers, schon vier Jahre nach der großen Bücherverbrennung (Schihoangti starb — 209) die durchgreifende Ausführung seines Gebotes beeinträchtigt, aber es war doch unsäglich viel vom alten Schriftenschatze zu Grunde gegangen. Nun liessen sich die alten Bücher, die noch irgendwo vorhanden waren, nicht so schnell herbeischaffen, trotz großen Eifers. Der Zufall brachte so manches Buch wieder zum Vorschein; viele jedoch, von deren ehemaligem Dasein man noch wußte, wurden vergebens gesucht. Und doch that die Regierung alles mögliche. Kaiser Tschingti (—33 bis — 7) beauftragte z. B. den Beamten, dem der Verkehr mit Fremden und die Sorge für diese oblag, mit der Nachforschung nach den alten Büchern. Derselbe Kaiser befahl im Jahre — 26 eine Ueberschau des gesammten Büchervorrathes zu veranstalten. Sein Befehlshaber des Fußvolks Tschinhuang, sein Oberhistoriograf Jinhien, sein Leibarzt Li Tschukoüe erhielten von ihm den Auftrag, alle in ihr Fach schlagenden Schriften zu mustern und zu ordnen, und nachdem sie dieselben in den richtigen Zustand gebracht, an Liëu Hiang abzuliefern, der seinerseits die an die Kings sich anschließenden Schriften durchsah und nach dem ihm Vorgelegten ein Verzeichniß des Bestandes anzufertigen hatte. Erst dessen Sohn Liëu Hin brachte unter Tschingti's Nachfolger Ngaiti das Verzeichniß zu Stande: es gibt uns eine Vorstellung von dem schriftstellerischen Besitze der Tsinesen in der ersten Zeit der christlichen Zeitrechnung. Er ist größer, als man sich vorstellen mag. Von den 7 Abtheilungen, in welche Liëu Hiang das tsinesische Schrifttum zerfällte, bestanden 6 aus 13,269 Heften, oder sechshundertzwanzig Werken, in ungefährer Schätzung mithin aus etwa 2 oder 3000 mäßigen Bänden, wie sie heute gedruckt werden. Davon enthielt die Abtheilung der Kings 122 Werke, die Abtheilung der auf das Schrifttum und die Filosofie bezüglichen Schriften enthielt 52 Werke von Konfutseanern, 40 von Taossemännern, 50 von andern filosofischen, 17 von juristischen Schulen, ferner 9 über Landwirthschaft, 15 über unterhaltende Schriften. Die folgenden enthielten: 106 Werke mit Gedichten, 53 über das Kriegswesen, 6 Geografische, 22 über die Sternkunde, 18 über

den Kalender, 31 über die fünf Elemente (d. h. Fyſik), 26 über Heilkunſt, 23 über Vorherſagungen, 10 über die Geiſter. Die ſiebente Abtheilung, deren Inhalt wir nicht kennen, befaßte 19,821 Hefte. Im Ganzen alſo beſaß man im Reichsmittelpunkte 33,090 Hefte.[61] Bei alledem war man überzeugt, es ſei das Meiſte verloren, was die frühere Zeit geſchaffen hatte, nur ein geringer Theil gerettet. Die Maſſe hatte Tſin Schihoangti's Wüthen wirklich vernichtet.

Man bedauerte noch immer lebhaft den großen Verluſt, das mit den Büchern verlorene Wiſſen. Eifrige Gelehrte, wie Tayte zogen aus den vorliegenden Werken alle Stellen aus, welche Bruchſtücke aus verlorenen Büchern enthielten, und ſtellten dieſe zuſammen, wie wir Fragmente griechiſcher und lateiniſcher Geſchichtſchreiber ſammeln. Wie vieles fehlte! wie ſehr ſehnte man ſich nach dem Verlorenen! Im Wunſch für den Verluſt ſchadlos zu halten, das Untergegangene zu erſetzen, hielten verſchrobene oder geldgierige Gelehrte Fälſchungen für erlaubt. So kam z. B. im erſten Jahr der chriſtlichen Zeitrechnung ein Buch Sanfen mit Kunden von der allerälteſten Geſchichte zum Vorſchein, welches nach dem Urtheil der bewährteſten tſineſiſchen Gelehrten eine neuere Erdichtung war. Neugeſchmiedete Machwerke wurden hochberühmten Namen untergeſchoben, wie dem Tſutſe, ja dem mythiſchen Schinong, ja dem Hoangti ſelbſt. Eine Zeit kam, in welcher eine Menge Apokryfa entſtand. Doch tauchten in der Folge noch einzelne ächte Schriften aus dem Altertume auf, wie denn namentlich im Jahre 279 im Grabe eines Königs von Wei die ſchon erwähnte alte Bambuschronik wieder entdeckt wurde.

Seit Wuti's Tagen galten die Werke des Kungtſe als die maßgebenden. Je heftiger ſeine Schule verfolgt worden war, deſto inniger ſchloſſen ſich die Tſineſen an ihn an. Die Schätze des alten Schrifttums ſchienen vor allem der Beachtung werth. Wie mit ängſtlicher Sorgſamkeit alles hervorgeſucht und geſammelt wurde, was den Bücherbrand überdauert hatte, ſo wurde das Gerettete mit peinlicher Genauigkeit abgeſchrieben, aufbewahrt, erörtert. Die ſechs Kings wurden als die Grundlagen für die menſchliche Vollendung angeſehen. Das Buch I, weil es die Wurzel der übrigen iſt, ſagt der Geſchichtſchreiber Panku. Das

Buch Jo, von der Muſik, vermittelt die Uebereinſtimmung zwiſchen den Empfindungen des Menſchen und den himmliſchen Einſichten; das Buch der Lieder Schi lehrt den Ausdruck; das Buch der Gebräuche Liki ſtellt das Verhältniß der verſchiedenen Beſtandtheile der Geſellſchaft an's Licht; das „King ſchlechtweg", das Buch Schu, entwickelt durch die Rathſchläge der Erfahrung Wiſſen und Regierungskunſt; der „Frühling und Sommer", das Tſchüntſieu, lehrt Auswahl und Urtheil bei geſchichtlichen Ueberlieferungen. Dieſe fünf Bücher begründen die unerſchütterlichen fünf Haupttugenden: Wohlwollen, Gerechtigkeit, geziemendes Weſen, Wiſſen oder Weisheit und Lauterkeit.[62] So Panku, der, man muß geſtehen, ſich höchſt überſchwänglich über den Werth dieſer alten Bücher äuſſerte, aber, wie man zugleich anerkennen muß, in völliger Uebereinſtimmung mit der herrſchenden Meinung. Dem hochverehrten Lehrer errichtete man in jeder Stadt des Reichs neben dem Unterrichtsgebäude einen Ahnentempel, eine Kapelle, in welcher ſeine Bildſäule und mit goldener Schrift ſein Name ſtand, oder wo die Bildſäule mangelte, eine Tafel hing, mit den Worten: „Sitz des Geiſtes des heiligſten und weiſeſten Oberlehrers Kungfutſe" Zweimal im Jahre, um die Tag- und Nachtgleiche, (oder monatlich am Neumond und Vollmond) brachten in ihm die Beamten mit den Gelehrten des Ortes ihm unter Wohlgerüchen Opfer von Wein, Oel und Früchten dar ſich ehrfurchtsvoll niederwerfend vor der Bildſäule oder der ſie vertretenden Tafel.[63] Die Zahl ſolcher Kungtſetempel ſoll (nach Medhurſt) gegenwärtig 1560 betragen. Der Konfutſeanismus wurde nun Staatsfiloſofie.

Die fernere Entwickelung des Tſineſentums war damit beſtimmt. Die Konfutſeaner bildeten ſeinen Kern. Die ſchriftgelehrten Hüter des Wiſſens oder vielmehr die Kenner und Bewahrer der als richtig und darum als maßgebend anerkannten Vorſchriften für das Leben und die Geſellſchaft waren an ſich zwar keine Träger irdiſcher Macht, allein ihnen fielen die Staatsbeamtungen nothwendig zu. Was zu Zeiten ſich wider ſie erhob, beruhte in der Regel auf keinem Gegenſatz der Grundſätze, ſondern blos auf vorübergehender, wiederholt ſich von neuem regender Willkür, auf ſchlechten Gelüſten und frecher Gewaltthätigkeit, die am Kaiſerhofe

Digitized by Google

auf den Besitz der Macht trotzte. Solchem Treiben gegenüber standen stets die Schriftkundigen. Das innige Festhalten der Schulüberlieferung, die in so hohem Ansehn war, gab ein Band für die zerstreuten Kräfte ab. Zuletzt behielten sie immer wieder die Oberhand. Viele Jahrhunderte der tsinesischen Geschichte haben ihre Eigentümlichkeit in dem Ringen der Gelehrtenschulen mit den Pallastbewohnern und Höflingen. Wie sehr auch die Zeiten im Hin- und Herschwanken des Uebergewichtes wechselten: dem Wesen und der Weise des Tsinesen, dem Gehalt und der Gestalt des Staates ward, was sich im klassischen Schrifttum ausgebildet und festgestellt hatte, dauerhaft eingeimpft und unverwischlich angeeignet. Es lebt heute noch und in voller Stärke.

Die Erneuerung des Alten in den Hanzeiten beseelte mit frischem Eifer zu rührigem Schaffen und dieser Eifer erhielt sich lange. Die Erleichterung des Schriftstellerns in Folge der Erfindung des Papiers trug auch wesentlich dazu bei, daß sich in reicher Fülle das Schrifttum ergoß. Ward doch bereits beinahe über jede wichtigere Maßname der Regierung von gelehrten Männern geschrieben.

Unter den Schriftstellern der mehr als fünftehalbhundertjährigen Hanzeit (die Han herrschten von — 202 bis + 264) hoben sich ausser den schon Genannten hervor um — 100 Maotschang, der die wiederaufgefundene alte Liedersammlung neu ordnete, um — 80 Huankhuan aus Juningfu in Honau mit seinen Sittlichkeit befördernden Unterredungen (Jenthielün), Fufungmajung durch sein Buch über die Rechtschaffenheit, (Tschungking), welches unter Anführung von Aussprüchen Kungtse's lehrte, wie in verschiedenen Verhältnissen der rechtschaffene Mann sich zu verhalten habe; Janghiong um — 22, der über die Gesetze handelte, Sangkhin um — 15 mit einem den Lauf von 90 Flüssen beschreibenden Werke. Unverdrossen waren Taipenkiün, Taitsekiün, Heutsang bemüht, die alten Vorschriften für den gesellschaftlichen Zustand, den Umgang mit Menschen, die Aufgaben des Staates und die Berufe der Beschäftigungen zu sammeln. Der schon genannte Tayte und sein Bruder Tayteliki stellten die Angaben über alte Sitten zusammen. Alle diese Regeln verarbeitete das Staatskollegium der Gelehrten in dem Buch Liki, welches sowol

ein Staatshandbuch wie ein Lehrgebäude der Etikette und des Rituals war. Die Bedeutung eines King oder heiligen Buches wurde ihm jedoch verſagt; es galt blos als „Mittheilung", (Ki). Kaotangſcheng genannt Pohan ſchrieb hierauf über das Liki. Ferner zeichneten ſich aus der ſchon erwähnte Lieuhiang, der ſowol Dichter war als in mehreren Werken Nachrichten von vortrefflichen Fürſten und Gelehrten zur ſittlichen Belehrung mittheilte; dann in dem zweiten nachfolgenden Geſchlechte der amtliche Geſchichtſchreiber Panku, Panpiao's Sohn und Nachfolger, deſſen Erörterungen tſineſiſcher Alterthümer und ehemaliger Gebräuche gewiß bedeutender waren als ſein Buch der acht Muſter und ſein Buch der Sternkunde. Panku's Schweſter Panhoeipan, die Tſaotaku, half nach dem Tode ihres Gemahls an dieſen gelehrten Werken, ſetzte ſie, nachdem Panku im Gefängniſſe umgekommen war, mit Erfolg fort und verfaßte auch ein Buch über die Lage und die Pflichten des Weibes (Niükietsipien). Sie lebte gegen + 100. Es war ein Zeitalter des Sammelns, aber auch ſelbſtſtändige Werke wurden abgefaßt. Tſchao-y ſchrieb wichtige Jahrbücher der Unterreiche U und Juey; Hoanghien behandelte das, was er „äuſſere Geſchichte" nannte, nämlich Kriegseinrichtungen und die Kunden von den kaiſerlichen Frauen.

Die eigenthümliche Beſchaffenheit der Schrift drängte zur Abfaſſung von Wörterbüchern, d. h. zum Sammeln und Erklären der Schriftzeichen oder der Schriftſprache. Ein großes, umſtändliches und ſorgfältiges Werk verfaßte gegen das Jahr 100 Hiuſchin unter dem Titel: „Verſtändige Deutung der einfachen und abgeleiteten Schriftzeichen" (Schuewen kiaitsse). Tiefeindringend und weitläufig bemühte er ſich um Ermittelung der richtigen Züge aus Inſchriften und alten Büchern; ſein Beſtreben die von Liſe eingeführte Schreibweiſe zu empfehlen, war allerdings vergebens, da er jedoch mit großer Gelehrſamkeit eine Ausleſe von 9353 Zeichen erörterte und in beſtimmte Gattungen eintheilte, ſo wurde er deſſenungeachtet zur Gewähr und Richtſchnur für die Folgezeit. Die Sachordnung gab er auf und hielt ſich vielmehr an die Züge. Man wollte wiſſen, daß der alte Pao (vgl. Seite 279) die Schriftzeichen in 6 Abtheilungen geſondert habe: in vollſtändige Abbildungen (Sianghing), in nur angedeutete Bilder der Gegenſtände (Siangsze),

Digitized by Google

in zusammengesetzte Ideenbilder (Siangi), in umgekehrte oder Bezügliches hervorhebende (Tschwantschü), in übertragende (Kiatseï, metaforische) und in Tonbilder (Siangsching, seine 4. Klasse), welche letztere insofern Laute waren, als sie den Laut einer Gruppe, zu der sie hinzugefügt wurden, ausdrücklich kennzeichnen und Namen ergeben sollten. Zweifelsohne war diese Eintheilung seit Alters gangbar; allein je mehr der übliche Schriftzug von seinen ersten Formen sich entfernte, desto weniger konnte sie genügen. Hiuschin schlug einen andern Weg ein. Für die Zeichen stellte er, mit Willkür verfahrend, gemäß ihres Aussehens 540 Grundfiguren, Schlüssel oder Klassenhäupter auf,[64] an welche die übrigen Schriftbilder als weitere Ausführungen der einen oder andern Gestalt sich anreihten, so daß also die ursprüngliche Bildlichkeit bei Seite geschoben und aus der gegenwärtigen Formung ein System von Strichen entwickelt wurde. Nachdem die Schriftzeichen die Rundungen verloren und die Bildlichkeit eingebüßt hatten, lag die Aufgabe vor, ihre ungemeine Menge durch Zurückführung auf übereinstimmende Verhältnisse, auf die verschiedene Art der Zusammensetzung einiger weniger Striche übersichtlicher zu machen: und dies versuchte Hiuschin. Nach den Zügen also der Schrift, nach Zahl und Form der Striche wurden von ihm die Wortbilder gegliedert: eine Eintheilung, welche das Erlernen erleichterte, jedoch allein kein Licht auf ihre Entstehung der Schriftzeichen warf. Wer ein ihm unbekanntes Schriftzeichen kennen lernen wollte, der konnte es in Hiuschin's Werk leicht auffinden; die meisten späteren Verfasser von Wörterbüchern folgten deshalb seinem Vorgange, wenn es ihnen auch nachmals glückte, das System der Züge besser zu vereinfachen. Sein grundlegendes Werk erschien erst im Jahre 121. Da die Aussprache in den kleinen Unterstaaten eine abweichende war, verfaßte Janghiung ein diese Mundarten behandelndes Wörterbuch. Kopho behandelte die vorhandenen Ueberlieferungen von Muwang's Versuche, den Schriftzug festzustellen. Tschangky verfaßte im zweiten Drittel des III. Jahrhunderts ein die Sachordnung befolgendes Wörterbuch.

Im Jahre 175 richtete Tsaijong eine Denkschrift an Kaiser Lingti, der zuerst die Konfucianer als staatsgefährliche Verschwörer verfolgt, hernach seinen Sinn umgewandelt und ihre Gelehrten

an seinen Hof berufen hatte, eine Aufforderung auf Sicherstellung des Wortlautes der sechs Musterbücher, der klassischen oder kanonischen des Konfutseanismus, Bedacht zu nehmen. Lingti hatte schon vorher Befehle gegeben für die Hauptbücher Sorge zu tragen; er ging bereitwillig auf diese Aufforderung ein. In Folge seines Auftrages schrieb sie Tsaijong mit höchster Sorgfalt in rothen Zügen auf 44 Marmorsäulen, welche Züge alsdann geschickte Steinmetze aushieben. Einer Angabe zufolge waren die Kings in den drei Hauptarten der Schriftzeichen zugleich auf sie getragen, nämlich in dem Kuwen, dessen sich Kungtse selber bedient hatte und in dem sie bis zur großen Bücherverbrennung geschrieben worden waren, und in dem derzeit üblichen Tschwan und Li; einer andern, minder glaublichen Nachricht zufolge gar in sechs Schriftarten. Diese Marmorsäulen wurden vor dem Gebäude der Akademie aufgestellt; da mochte jeder Gelehrte die konfutseanischen Hauptwerke in ihrer zuverlässigen Gestalt schauen, da hatten alle zur Akademie gehenden jungen Männer die richtige Form der Schriftzüge vor Augen. Von diesen Steintafeln wurden hernach viele Abschriften genommen und sie sind die Gewähr für die gegenwärtige Fassung der tsinesischen Musterwerke.

Anlangend den Weg jedoch sichere Kenntnisse zu erwerben, standen die Tsinesen weit hinter ihren griechischen Zeitgenossen. Als Schischin in seinem Buche über die Gestirne (Singking) von 93 Sternen handelte, gab er astrologische Deutungen hinzu. Sie standen hier noch da, wo der gemeine Wahn des Haufens in Griechenland anhielt, nicht auf der Stufe der Gelehrten Griechenlands. Als der Arzt Ping im II. christlichen Jahrhundert sein Wissen ausbreiten wollte, gab er das alte, vorgeblich von Hoangti herrührende Heilbuch vom innern Menschen (das Neiking) mit seinen Erläuterungen heraus. Vermuthlich nicht viel anders schrieb um 229 der berühmte Arzt Tschangkaepin (ob eins mit Tschangki?) über die Heilkunst.

Neben Büchern, welche die Grundsätze der Sittlichkeit und der Regierung unter Vorhaltung von nachahmungswürdigen Beispielen, meist in Gesprächsform dem Verständnisse näher zu rücken suchten, waren Auslegungsschriften die beliebte Gattung der Schriftstellerei. In beiden ward nicht viel Neues von Belang zu

Digitized by Google

Tage gefördert. Allerhand Weisheitssprüche, Ermahnungen und Ermunterungen schrieb Ku-i in dem geschätzten Buche Siuschi; Gespräche desselben Inhalts, die ein hausbackenes Gerede über gute Lehren waren, faßten Siünjue um 200, Janghiang und Andere ab. Viele Gelehrte beschäftigten sich jetzt namentlich mit der Erklärung der im Schiking enthaltenen Lieder. Tseukung (oder Tuanmosse) in Weï und Schinpei aus Lu, gaben im III. Jahrhunderte zu denselben geschichtliche Bemerkungen und Loki aus Lu erläuterte die in ihnen erwähnten Pflanzen und Thiere. Der zu den Taosse sich neigende Hoangfumi (gestorben 280 oder 282) wendete in seinen Jahrzeitbüchern der Kaiser und Könige seine Aufmerksamkeit der Lebensbeschreibung berühmter Tsinesen zu; von seinem gehaltreichen Werke sollen nur Bruchstücke bis auf unsere Zeiten gekommen sein. Andere Taosseaner ergingen sich in Träumereien, welche auf eine ungeregelte Einbildung schädlich einwirkten, so des So aus dem östlichen Tungfang Schrift von den Wundern der Geister (Schiniking), welche von dem Anhang der verderbten Lehre Laotse's als ein musterhaftes Werk angesehen wurde; so eine fabelhafte Länderbeschreibung, die „Geschichte der zehn Lande innerhalb des Meeres" (Hainuischitscheuki); so des Kohien „Bericht über das Dunkel" (Thungmingki), gleichfalls eine fabelhafte Länderbeschreibung. Dergleichen unsinnige Machwerke brachten auch noch die folgenden Zeiten in großer Anzahl zum Vorschein — ein Anlaß mehr für alle Verständigen, sich an Kungtse's nüchterne Lehre zu halten.

In den Dichtungen herrschte ein frischer Ton, doch bildete sich kein größerer Dichter. Schon im II., mehr noch im III. Jahrhunderte war der Dichter Lieblingsgegenstand der Preis aufopferungsmächtiger Freundschaft, im IIIten die Mahnung zum frohen Lebensgenusse, zum Festhalten des glücklichen Augenblicks, den der Gedanke an die Zukunft nicht trüben soll, da das Leben so herb und bitter ist. Dieser Ton steigerte sich bis zum Lobe der Trunkenheit. Vielleicht war die Aenderung im Verhalten der letzten Han, die den Gelehrten sich abgeneigt zeigten und den Dichtern eher Ungnade erwiesen als Huld, nicht ohne Einfluß auf diese Stimmung.

Hatten die meisten älteren Bücher in ihrem Ausdruck und

Digitized by Google

in ihrer Darstellung die Mühe des schriftstellerischen Handhabens der Sprache noch deutlich verrathen, so war diese Schwierigkeit jetzt längst überwunden. Die Tsinesen rückten im Verfolge der Geschlechter, besonders seit dem Rückschlage, welcher der großen Bücherverbrennung folgte, vorwärts zu größerer Bestimmtheit und deutlicherem Ausdruck ihrer Gedanken, zu Flüssigkeit und Gewandheit. Das schriftstellerische Vermögen war gestiegen. Vom Style der Beamten wurden jene Eigenschaften gefordert und derartige genaue, gute und geläufige Schreibart nannte man deshalb die Beamtensprache (Kwanhoa).[65] Die Büchersprache erhob sich, was beweiset, daß Bücherlesen etwas verbreitetes und gewöhnliches war, zur allgemeinen Umgangssprache der Gebildeten, zum mindesten in einem nicht geringen Bereiche des weiten Staatsgebietes. Sie ward und blieb die Sprache der Obrigkeit für alle öffentlichen Angelegenheiten ohne irgend welche Ausnahme.

Der Preis der Bücher war nicht gering. Nur Bemittelte vermochten sich eine größere Anzahl anzuschaffen. Auch war die Erlangung von Büchern schwierig. Reisen wurden als Gelegenheit, um neue herbeizubringen benutzt. Da Viele bei ihren Studien darauf angewiesen waren, ein ihnen nöthiges Buch vom Besitzer zu leihen, so pflegte man dasselbe im Kreise der Studirenden laut vorzulesen, damit Mehrere seinen Inhalt gleichzeitig vernähmen.

Ueber die Schrift selbst wurden in der ersten Hanzeit mehrere Bücher abgefaßt. Ihre Künstlichkeit drängte zu Betrachtungen über die Schriftzeichen. Der eine dieser Schriftsteller war Ssema Siangju aus Tschingtu, um — 130, der andere war der kaiserliche Geschichtschreiber Jéu, der zwischen — 48 und — 7 sogar zwei Bücher über die Schrift ausgehen ließ. Beide blieben bei den überkommenen Formen stehen.

Am Schriftzuge ward aber in der Hanzeit viel gekünstelt. Befahl doch Wuti einem berühmten Schönschreiber Tschentsun zur Verherrlichung des Umstandes, daß an seinem Throne drei „Glückspilze" gewachsen waren — von einer Champignonart, welche Glückspflanze hieß — was als überaus günstiges Vorzeichen galt, für ein Gedicht auf dieses Begebniß eine neue Art der Wortzeichen auszusinnen. Tschentsun wählte als Grundlage die in den Tscheuzeiten für Geheimschriften übliche Weise und modelte

Digitized by Google

nach ihr die gangbaren Züge. Er war, wie wir sehen werden, nicht der einzige Neuerer. Im allgemeinen wurden in dieser Zeit der Rückkehr zum Alten diejenigen Schriftformen, welche man auf noch vorhandenen alten Vasen, Dreifüssen, Glocken sah, mit Vorliebe angewendet. Für kaiserliche Gnadenerlasse behielten die Han eine Schriftart bei, die schon vor ihrer Zeit in solchen angewendet worden war, das Kuteuschwan.

Die Schrift auf Urnen und Münzen war zuweilen verändert, wellenförmig, punktirt, gedehnt, gebogen, zugespitzt, selbst mit Bildern von Schlangen, Insekten, Federn verziert, so daß sie auf den ersten Anblick ein fremdartiges Aussehen hatte; doch war auch sie in den wesentlichen Zügen der gangbaren gleich. Auf den für alle Beglaubigungen erforderlichen und daher in allgemeinem Gebrauche befindlichen Sigeln, die entweder aus Metall oder aus Edelsteinen bestanden, in welche die Steinschneider die Züge eingruben, behielt man die älteren Schriftformen bei bis in die neueste Zeit. Namentlich war es Lise's Formung, die für Sigel und Gefässe beliebt blieb.

Wie viele Schriftzeichen auch im Schwange waren, sie deckten dennoch nicht sämtliche neu entwickelte Vorstellungen und außerdem regte sich immer von neuem die Willkür im Ausstinnen neuer Zeichen. Janghiong erfand — 30 eine Anzahl neue, über die er hernach Andern, welche seine Schriften lesen wollten und wegen der unbekannten Bilder nicht verstehen konnten, besondere Auskunft ertheilen mußte. Ein halbes Tausend dieser neuen Zeichen erklärte er in einem eigenen Buche. Ein Halbjahrhundert später, + 23, erfand ferner der oberste Rath Vangmang neue Wortbilder.

Auch im Schriftzuge gab es keinen Stillstand. Ein Schönschreiber Tsaohi, der sich durch seine Abschriften der Kings und die geschmackvolle Ausführung des Titels von andern Büchern einen Namen gemacht hatte, schrieb eigentümlich Eingaben an den Kaiser sowie kaiserliche Erlasse in solcher Art, daß das an seinen Schriftzügen Auffällige, Thautropfen, die im Herabfallen sind, verglichen wurde. Dieser Verzierung gab sein Zeitgenosse, Kaiser Tschingti (— 33 bis — 7) vor allen andern Zeichnungen der Wörter den Vorzug. Derselbe Tsaohi brachte noch eine andere

Digitized by Google

Weise des Ausführens auf, in welcher die Schriftzeichen mit aufgehängten Nadeln verglichen wurden, das Sientschentschwan.

Seit an des Griffels Stelle der geschmeidige Pinsel getreten war und ein gefügigerer Beschreibstoff vorlag, mochte auch eine größere Gefälligkeit der Züge erreicht werden, denn die Beweglichkeit der Hand hatte weniger Hemmungen zu überwinden und die Arbeit des Schreibens war nicht so schwerfällig. Diese Art wurde die Lischrift benannt und ist auf **Tafel XXIX. n. III.** zu sehen. Von der jetzt üblichen Schrift unterscheidet sie sich wenig; ihre Striche sind dicker und steifer, derber und gröber; für Vorreden von Büchern hat man sie mitunter bis zur Gegenwart beibehalten. Mit ihr ließ sich viel schneller schreiben als vordem. Sie wendeten an öffentliche Schreiber (Ligin), denn es war schon ein besonderes Geschäft solcher aufgekommen und Schreiben diente zu einem Erwerbszweige. Rasch trat über der Erleichterung des Schreibens, mit der großen Menge der Schreibenden und der Eilfertigkeit im Ausführen eine Veränderung ein, welche die bisherige Regelrechtheit und Form der Zeichen stark beeinträchtigte. Die Schreibenden wollten es sich noch bequemer machen. Eine flüchtige Handschrift mit willkürlichen Abkürzungen und mit Verschlingungen riß allgemach ein. Als erster, welcher mittelst abkürzender Zeichnung eine schneller auszuführende Schrift aufbrachte, wird Suho aus der ersten Hanzeit (mithin bald nach — 200) genannt, den die Absicht geleitet haben soll, den jungen Leuten das Erlernen so vieler Schriftzüge zu erleichtern,[66] wobei man freilich nicht einsieht, wie dies grade durch das neue Verfahren geschehen konnte. Andere nennen als Schriftveränderer in dieser Weise einen Verschnittenen am Kaiserhofe Sejeu zwischen — 48 und — 33.[67] Diese Schreibweise fand, ohngeachtet sie schwieriger zu lesen war, Beifall und diente anfangs selbst zu Eingaben an den Kaiser. Außer den Genannten wird als derjenige, welcher die Wendung zum Kursiv machte, Tschangping, der zwischen + 76 und 84 blühte,[68] gerühmt. Die Tsineſen nennen aber auch noch als Urheber dieſer, wenn man will, freieren Schriftweise seine Zeitgenossen, die um + 80 lebenden Gelehrten Tschangtschi, Tusu, Tschuisüan. Man hat vielleicht daraus zu entnehmen, daß sie von verschiedenen Seiten einbrach. Der Geschicht-

schreiber Jeu wendete sie zwischen 76 und 88 an. Diese Schrift hieß Tsao.* **Tafel XXIX. n. IV.** zeigt sie. Auch ihrer bedienen sich die Tsinesen noch heute zuweilen, allein die in ihr enthaltenen Abkürzungen, Zusammenziehungen und Verbindungen versteht doch nicht jeder Leser. Darum wählt man sie besonders gern zu Zaubersprüchen. Die Staatsgewalt, Kaiser und Akademie, stemmten sich wider das Einreißen des Tsao. Kaiser Hiaohoti — in der Zeit, da Hiuschin an seinem Wörterbuche arbeitete, + 89 — sah aus ihrer Verbreitung Mißstände voraus und verbot sie, die Rückkehr zum alten Schriftzug anbefehlend. Oeffentliche Aktenstücke durften im Tsao nicht geschrieben werden. Die Regierung hielt fortwährend die ältere Schriftform aufrecht. Um 300, um 400 gelangte die schnellere Schrift aber dennoch zum gemeinen Gebrauche. Sie drang in die ungelehrte Volksschicht ein und behauptete sich. Gern bediente man sich ihrer für Bücher leichteren Inhalts; in kaufmännischen Kreisen wird sie noch gegenwärtig stark gebraucht. — Wieder eine andere Abart, das Jugloschwan erfand Liéupeschang (oder Lieuteschang im II. Jahrhundert, zwischen + 56 und 220), der, wie man erzählte, aus Bewunderung des gestirnten Himmels für dessen Anblick in seiner Schreibweise ein Abbild zu geben trachtete. Am Ende des III. Jahrhunderts zeichnete sich Weiheng in einer Schreibweise aus, in welcher man die Nachahmung schöner Wolken (Tschuijünschwan) erkennen wollte. Kuokuschan belebte um 300 Tsieuhu's Schreibart wieder. Im IV. Jahrhundert bildete sich übrigens auch die ältere Weise unter vorwaltendem Streben sowol nach Ebenmäßigkeit der Striche als nach Bequemlichkeit des Zuges zu einer gefälligeren Formung aus, zu dem Kiai, welches für die nachfolgenden Jahrhunderte maßgebend blieb und noch gegenwärtig in den Kanzleistuben und in den Drucken[69] angewendet wird. Siehe **Tafel XXIX. n. V. und VI.** Um 505 ersann Siaotsesün die Abart Feipeichu d. h. die „im weißen Flug" Wie viele Aenderungen! Ein jüngerer tsinesischer Gelehrter, Feische, gibt an, daß „bei den Alten" zwanzig verschiedene Weisen, die Schriftbilder zu malen, in Uebung gewesen seien! Förderlich dem Verständniß der Bücher und dem Schreiben konnte diese Mannich-

* Eigentlich Thsao.

faltigkeit unmöglich sein. Neben der Musterschrift, in der noch jetzt Bücher gedruckt werden, blieb die „geläufige Hand" (Hingschu) hauptsächlich nach Lieuteschang, Form der Schreiber und Geschäftsleute, ein schwieriger lesbares Kurrent; ja dieses wurde, wenn zu Abkürzungen gegriffen und der Pinsel fortlaufend, ohne daß der Schreibende absetzte, geführt ward, zu dem noch unkenntlicheren „Pflanzencharakter". Die ursprüngliche Gestalt der Schriftbilder war bis zur Unkenntlichkeit verzogen und fast verwischt. Kein Wunder, daß nach dem Verluste der Anschaulichkeit fast aller Bilder die Betrachter der Schrift dieselbe auf die bloße Zusammensetzung einiger Striche zurückführten. Man trug sich mit der Fabel, daß weiland Fohi sechs Regeln dafür aufgestellt habe. An die alte Bildlichkeit der ursprünglichen Wortschrift wurde kaum noch gedacht. Die Bilder standen wie beliebig ersonnene Zeichen da. Solchergestalt ging in den ersten christlichen Jahrhunderten eine durchgreifende Umwandlung im Schriftzuge vor sich. Eine Menge alter Bilder war nicht nur abhanden gekommen, sondern in den beibehaltenen nach und nach die kennzeichnende Eigentümlichkeit des Schriftzuges verwischt worden, so daß beinahe der alten ersten Schrift die allmälig neugestaltete jüngere als eine andere gegenüberzustellen ist.

Der Schriftzug blieb in der Folgezeit der Hauptsache nach bei der erreichten Gestaltung stehen. Die einzige wesentliche Aenderung, die in ihm vorging, bestand darin, daß einige Lesezeichen aufgebracht wurden, die nicht einmal durchgängige Anwendung fanden. Eigennamen wurden als solche durch einen Vorsatz kenntlich, der sie als Menschen oder als Bezirk, Stadt, Straße, Berg, Fluß bezeichnete. Auch Amtstitel und Geschäftsstellung und derlei wurden auf solche Weise bemerkbar gemacht. Manchmal kennzeichnete man ein Wort als einen Personennamen dadurch, daß ihm ein Seitenstrich beigegeben wurde, und einen Ortsnamen durch zwei Seitenstriche. In späteren Schriften ließ man ferner besonders gewichtige Wörter den Anfang einer neuen Zeile ausmachen und gab ausdrücklich Hervorzuhebendem einen rothen Strich bei. Zur Angabe des Satzanfanges, namentlich des Anfangs von Strofen und Paragrafen, fügte man etwas höher einen großen Kreis bei, zur Angabe des Abschlusses einen kleinen

Digitized by Google

Kreis oder einen dicken Punkt zur Linken, ebenfalls etwas höher als das betreffende Schriftbild. In derselben Weise bediente man sich auch des kleinen Kreises oder einer Reihe kleiner Kreise oder Punkte, um auf eine Stelle die Aufmerksamkeit besonders zu lenken. Setzte man unter ein Wortbild einen größeren Kreis, so wollte man damit dessen Wiederholung ausdrücken. Andere Lesezeichen hatten die Tsinesen nicht und dieser Mangel erschwerte zuweilen das richtige Verständniß.[70]

Mehrere tausend Jahre des Schriftgebrauches haben verhältnißmäßig geringe Veränderungen mit sich geführt, konnten gleichwol nicht ohne Spuren bleiben. Schriftzeichen kamen außer Brauch, neue entstanden, veraltete wurden abermals hervorgezogen, um in veränderter Weise angewendet zu werden, verschiedene Schreibungen traten nebeneinander, ja was Laune und Nachlässigkeiten Unaufmerksamer aufgebracht hatte, diente sogar mitunter Späteren als Vorschrift zur Nachahmung. Spielereien wurden zur Regel. Die Anzahl der Schriftbilder mehrte sich, wie es nicht anders sein konnte, noch fortwährend. Zufolge einer Angabe wurden allein im Jahre 453 über tausend neue Zeichen aufgebracht.[71] Die große Menge überschüssiger Wortbilder (also der Synonyme oder Varianten) war ein höchst beschwerlicher Ballast. Anderseits war aber auch fortdauernd neues Schaffen geboten. Ihr frühzeitig ausgebildetes System festhaltend mußten die Tsinesen immerfort auf Mehrung Bedacht nehmen, fortwährend für neuaufkommende Anschauungen und Begriffe Fürsorge treffen, um für sie einen gewissen Schriftausdruck neu festzustellen. Eine kleine Veränderung in einigen einzelnen Zeichen ging überdies in Zwischenräumen nothwendig vor sich, weil das Zeichen für den Namen des jedesmaligen Kaisers, um nicht entweiht zu werden, nirgends mehr angewendet werden durfte und nach des Kaisers Ableben aus den Wörterbüchern ganz gestrichen werden mußte.* Eine kaiserliche Verfügung setzte allemal, wenn ein solcher Fall eintrat, ein neuerfundenes Bild an die Stelle des aufgehobenen.

Bei einer Wortschrift, deren Bildlichkeit verloren gegangen

---

* So neuerlich das Wortzeichen für Ring, Morisson's Wörterbuch, n. 8026.

ist, bleiben anscheinend willkürliche Züge. Am treuen genauen Bewahren der einmal vorhandenen Gestalten hängt demzufolge das Verständniß des gesamten Schrifttums, der Bestand der geistigen Schätze. Des Schriftcharakters Erhaltung blieb sonach eine Hauptsorge der Gelehrten und Beamten und auf richtiges gutes Schreiben mußte in Tsina großer Werth gelegt werden; darauf war mit Strenge zu halten. Denn ein falsch gezogener Strich kann den Sinn ändern, ein verzerrtes Bild trübt das Verständniß. Die Schätzung des Schön- und Rechtschreibens war mithin eine Nothwendigkeit. Schlecht schreiben gilt bei den Tsinesen als eine Schande; man sucht eine Ehre in schöner Schrift. Ueber das docti male pingunt würde jeder Tsinese den Kopf schütteln. Ein schlecht geschriebenes Wort kann in den Prüfungen der jungen Leute den Durchfall zur Folge haben und Beamte laufen nicht blos wegen übel gewählter Ausdrücke, sondern auch wegen schlecht gemalter Züge Gefahr der Absetzung. Unrichtiges Zeichnen der Wortbilder stürzt sie. Alles namentlich, was dem Kaiser vorzulegen ist, muß auf das genaueste der gültigen Form entsprechen.

Der gemeine Mann nimmt es freilich nicht so ängstlich. Alle die verschiedenen Zeichnungen, die ein Wort je nach seinen mannichfachen Bedeutungen bekommen hatte, faßt sein Gedächtniß nicht; sie alle zu erlernen und im Gedächtniß festzumachen, erforderte ja geraume Zeit. Die Ungelehrten behalfen sich demgemäß gewöhnlich nur mit dem einen Bilde, welches den Laut vertrat, in welchem viele Bedeutungen enthalten waren für diese alle. Da kennt jeder nur die Schriftzeichen, die am allerhäufigsten vorkommen und die für sein Geschäft gangbaren. Für den gemeinen Gebrauch reichten überhaupt vier- bis fünftausend Wortzeichen aus.

Die Eigentümlichkeit des tsinesischen Schriftsystemes konnte nicht ohne Rückwirkung auf die sprachliche Entwicklung bleiben. Die Bedürfnisse der Schreibenden und Lesenden sind sicherlich nicht ohne allen Einfluß auf ihre mündliche Ausdrucksweise und die Rede der Gebildeteren wird von der Menge gewöhnlich nachgeahmt. Kurz und bündig wie die Schrift ist, tritt sie doch nicht in allen Fällen bestimmt genug auf; sie erheischt darum erhöhte Acht-

Digitized by Google

samkeit auf die Bedeutung jedes Wortes. Indem sie nöthigte den wahrhaften Bedeutungen der Bilder abgezogene beizufügen, die Witz in Gleichnissen auffindet, übte sie anfangs in einseitiger Weise den Scharfsinn. Anschauliche Auffassung beförderte sie jedoch keinesfalls. Da in ihr das Bild oder der Gegenstand selbst ohne Vermittlung des Lautes zum Geiste spricht, bedarf sie manches Bindeglied nicht, zu dessen Anwendung die Lautschrift hinführt, und einen Damm setzt sie obenein der Wortbeugung entgegen; denn in ihr ist es ja unzulässig die Wörter abzuändern. Der Umstand, daß ohne Zweifel in sehr früher Zeit die Sprachstämme in die Bilder der Schrift eingeschlossen und festgebannt wurden, mag wol dazu beigetragen haben, daß auch im Munde des Tsinesen die Wörter starr und steif beharrten, sich nicht abschliffen, noch mit einander vereinigten und keine bedeutungsvollen Abwandlungen annahmen. Wäre dies versucht worden, so hätte ein Zwiespalt zwischen Rede und Schrift eintreten müssen und so dürfte manche Eigentümlichkeit der tsinesischen Sprache in der Eigenheit und frühen Ausbildung dieser Schrift ihre Erklärung finden. Die Abgezogenheit der Wörter in der tsinesischen Schrift und Sprache (ihr abstrakter Charakter) mag übrigens nicht ohne Einfluß darauf geblieben sein, daß die kalte verständige Nüchternheit, die ohnehin in der tsinesischen Sinnesart von Alters her scharf ausgeprägt war, auf Kosten des Gefühls entschieden vorwog, indem in der Schreib- und Ausdrucksart das Berechnende viel, das Gemüthliche wenig oder keine Nahrung fand.

Ein so umfängliches Mittel der Darstellung wie das tsinesische, war keineswegs ein leicht aneigenbares. Solche große Menge von Zeichen, die in der späteren Art ihres Auftretens sich keineswegs als nothwendige gaben, sondern gleich wie willkürliche Festsetzungen erschienen, mußte dem Gedächtnisse eingeprägt werden und erforderte eine sehr lange Zeit der Erlernung. Ein jeder Tsinese war deshalb in die Nothwendigkeit versetzt, einen recht bedeutenden Theil seiner Jugendzeit und Jugendkraft an die bloße Einübung des Lesens und Schreibens zu setzen. Den gesamten Schriftstoff zu bewältigen, dahin brachte es blos ein sehr kleiner Theil des Volkes. In der Zeit der Han mußte, wer sich um die Stelle eines Reichshistorikers bewarb, zum

Digitized by Google

mindeſten neuntauſend Zeichen inne haben.[72] Die Mehrſten blieben bei den gewöhnlichſten Wörtern und denjenigen Zeichen ſtehen, die ſie nothwendig bedurften; was für einen andern Beruf geſchrieben war, vermochten ſie entweder gar nicht oder nur ungenügend zu leſen. Und das Leſen ſelbſt war bei weitem mehr Sache der bloßen Erinnerung als der arbeitenden Verſtandesthätigkeit. Wie ſchwierig auch das Erlernen des Buchſtabirens iſt, ſo fällt doch hernach die Ausübung der alfabetariſchen Schrift leichter und im Leſen bleibt der beurtheilende Verſtand unausgeſetzt thätig, wogegen im Tſineſiſchen die Thätigkeit nur auswendig Gelerntes heranzieht, Leſen und Schreiben des einzelnen Wortes ein todtes Gedächtnißwerk iſt. Aus alle dem folgt: das tſineſiſche Syſtem der Wortſchrift leiſtete der raſchen Entwickelung und geiſtigen Beweglichkeit geringen Vorſchub; eher wird man geneigt zu meinen, daß es auf den fortgeſchritteneren Stufen der Entwicklung nicht unbeträchtlichen Abbruch that.

Einen bedeutenden Vortheil gewährte jedoch andererſeits dieſe Schriftart. Sie war und konnte ſein ein zuſammenhaltendes Band im geiſtigen Leben des Reiches der Mitte. Denn, weil der Tſineſe nicht ſchrieb, was er ausſprach, weil das Geſchriebene die Gegenſtände und Vorſtellungen in Unabhängigkeit von ihren Lautungen angab, war ſie lesbar auch für den, der kein Wort Tſineſiſch verſtand, Tſineſiſch nicht reden konnte, für alle Unterthanen des Himmelsſohnes und ſelbſt für Nachbarvölker, die ihre Bildung Tſina verdankten, gleich verſtändlich. Tſineſiſche Schrift läſſt ſich in jeder Sprache leſen.[73] In den Reichsverband gezogene Völker konnten ſie ſich ohne Schwierigkeit aneignen. Auch die Wandlungen der lebendigen Rede in der Zeit ſtörten keineswegs. Wenn irgendwo für einen Gegenſtand oder Begriff das bisherige Wort aufgegeben und an ſeiner Stelle ein anders lautendes in Schwang gebracht wurde, ſo hatte dieſe ſprachliche Veränderung auf die Schrift gar keinen Einfluß. Warum wäre es nöthig geweſen, mit einem neuen Zeichen das alte zu vertauſchen? Das alte blieb fortbeſtehen, wurde nur anders ausgeſprochen. Mochten immerhin, wie dies ja ſich zutrug, in den verſchiedenen Gegenden die Mundarten ſich abweichend ausprägen: auf die Schrift übte dies gleichfalls keine ſtörende Einwirkung, da ja die lautliche Beſchaffenheit über-

Digitized by Google

haupt in ihr gar nicht zur Geltung gelangen sollte. Gibt sie doch der Stimme keine Weisung, wird sie doch gleichsam mit den Augen geredet, fällt sie doch ausgesprochen verschieden in's Ohr. In den Zeichen las jeder Kundige die nämliche Vorstellungsreihe, den gleichen Sinn; anders freilich sprach man sie in jedem Lande aus. Wie unsere Ziffern von den verschiedenen Völkern Europas verschieden ausgesprochen, gleich verstanden werden, wie in Süd-Ungarn wol vorkommt, daß Knaben im Buche H—o—s—e—n buchstabiren und dann das landesübliche „Buksen" rufen: so geschah es allenthalben im tsinesischen Bereiche. In Fukian spricht man seine eigene Mundart, schreibt gleich allen übrigen Tsinesen. Ein Tsinese von Emuy malt „Vater", liest aber statt des klassischen hu anders, nämlich pay, schreibt „Weise" liest es aber nicht hiandschin, sondern gaolang.[74] Es besteht demnach eine überall verständliche, Altes und Neues und alle Mundarten zusammenhaltende, gleichmäßig verbindende Bücher- oder Beamtensprache (Kuan-hoa), die in den meisten Gegenden Tsinas gar nicht geredet wird, sondern blos geschrieben, die immer gleich ist, die für alles Amtliche, für Bücher und Briefe gilt. Eine mächtige Förderung der Reichseinheit mußte dieser Charakter der Allgemeinheit abgeben. Allerdings leben noch jetzt im Reiche schriftunkundige Miao's (wie die Tsingtsong und der grunzende Klan[75]) die sich immer noch anstatt der Schrift der Kerbhölzer zu Verträgen bedienen.

Vermöge dieser vorzüglichen Eigenschaft diente sie den Beamten des ungeheuren vielsprachigen Reiches, die öffentlichen Geschäfte in allen Theilen zu besorgen; sie *regieren durch das Mittel der Schrift*. Mit den Nachbarn, den Hinterindiern und Japanesen, wird in ihr der Verkehr unterhalten. Diese haben sie sich angeeignet.

Das tsinesische System ist die allgemeine Schrift Ostasiens geworden; das tsinesische Schrifttum ward dadurch mit einem Schlage das Eigentum der von den Tsinesen gebildeten Völker und hat unter ihnen ein neues schriftstellerisches Leben geschaffen. Ein tsinesisches Buch ist für nahezu *500 Millionen* Menschen zugänglich und der Schriftsteller kann wirklich zu allen sprechen, welche in diesem Bildungskreise stehen. Uebersetzungen sind nicht von nöthen.

Dem Vortheil ſtand ein Nachtheil gegenüber, indeß untergeordneten Belanges. Indem alle ſchriftſtelleriſchen Aeuſſerungen in dieſer Schrift geſchahen, erwachten die Volksmundarten nicht zum Schrifttum und indem es eine einzige Strömung des Geiſteslebens gab, war doch ſelbſt innerhalb derſelben nicht alles Allen verſtändlich. Die Menge ſelten vorkommender Zeichen hinderte an allgemeiner Bekanntſchaft mit den Büchern. War es doch nöthig, um ein wiſſenſchaftliches Buch leſen zu können, ſich vorher erſt mit der Schrift dieſer Wiſſenſchaft vertraut zu machen; etwa wie der Mathematiker Beſcheid in den algebraiſchen Ausdrücken wiſſen muß, um ein mathematiſches Buch nur leſen zu können. Immer und immer wieder ſind deshalb die gebildeteren Tſineſen genöthigt Wörterbücher zur Hand nehmen, um in ihnen nachzuſchlagen nach dem Sinn ſeltener Schriftzeichen.

Wie die Tſineſen, ſoweit ſie drangen und wohin Einzelne von ihnen kamen, als Träger der Bildung ihre Schrift und ihre Schriften verbreiteten, während ihnen ſelbſt von außen keine fördernden Einflüſſe zukamen, iſt ſchon öfter bemerkt worden und wird weiterhin noch etwas näher beleuchtet werden müſſen. Der Geiſt ihres Schrifttums war ein vorzüglicher. Dem harten Sinn der rohen Mittel- und Oſtaſiaten entgegen lehrte er Menſchenfreundlichkeit, Wohlwollen und Milde, prägte er den Menſchen ein, ſich im Zaum, immer im Maße zu halten. Darauf hin richtete ſich der Konfutſeanismus. Veredelnd alſo wirkten die tſineſiſchen Bücher, wo ſie bekannt wurden. Zieht man die Ausdehnung der Tſineſen über ein ſo großes, weites Gebiet in Betracht, veranſchlagt man recht, welche Maſſen roher Stämme, über welche hinweg die Tſineſen ſich verbreiteten, geſittigt werden ſollten, ſo wird man bei dem Mißverhältniß der einzuſetzenden Kraft gegen die zu bewältigende das völlige Durchdringen des konfutſeaniſchen Gebotes nimmermehr erwarten dürfen und ſchon das wirklich Erreichte als einen ſehr großen, bedeutenden Erfolg rühmen müſſen. Von ganz beſonderer Wichtigkeit war es hierbei, daß die gute Geſinnung und höhere Auffaſſung ſich im Mittelpunkte des Reiches, im oberſten Regimente, allen Schwankungen ungeachtet, behauptete und von da aus beinahe fortdauernd weiter ausgebreitet wurde.

II.

In derselben Zeit, in welcher sich dem Anschein nach der Abschluß des tsinesischen Wesens auch in den hier betrachteten Lebensäusserungen vollzog, drang in dasselbe bereits ein neuer fremdartiger Bestandtheil. Die anders entwickelten Völker des Südwestens berührten, wie anzunehmen ist, zum erstenmale bedeutsam Tsina; Schößlinge anderer Reise senkten sich in seinen Boden. Indien wirkte ein, Indien, dessen bisherige Entfaltung im vollständigen Gegensatze zur tsinesischen stand.

Im Jahre 39 unserer Zeitrechnung zogen die ersten Buddhistenmissionare in's Reich der Mitte, denen andere später nachfolgten. Sie brachten die Kenntniß des Alfabetes, der Devanagarischrift, mit. Um ihre Lehren den Tsinesen zugänglich zu machen, mußten sie sich bequemen tsinesisch zu schreiben; aber sie fanden ja im tsinesischen Wörtervorrath keine Schriftbilder für viele ihrer Vorstellungen und Begriffe, für ihre Gebete und heiligen Namen; es blieb ihnen nichts übrig, als neue für ihren Bedarf zu ersinnen. Bald hatten sie Tausende aufgebracht. Man hat berechnet, daß durch das Eindringen des Buddhismus bis zum Anfang des X. Jahrhunderts 26430 neue Zeichen der tsinesischen Schrift einverleibt worden sind. Nicht lange nach dem großen Umschlage, der den Konfutseanismus oben auf brachte, neigte sich Kaiser Mingti, der von + 57 bis 75 Gebietende, dem Buddhismus zu, führte ihn 64 von Staatswegen ein und ließ aus Indien heilige Schriften der Buddhisten herbeiholen. Im Jahre + 67 übersetzten zwei Inder Kasja — Matanga und Kufalan Buddhistisches in's Tsinesische. Achtzig Jahre später, um die Mitte des II. Jahrhunderts, gab es eingeborene Tsinesen, welche Buddhistenschriften übertrugen; Antsing, der fromme Büßer, machte den Anfang. Rege Thätigkeit im Uebersetzen herrschte bald. Das Uebersetzen war, was man hierbei in Betracht ziehen muß, außerordentlich schwierig. Gegen 300 (zwischen 291 und 299) übersetzte der Buddhist Tschusse, welcher selbst nach Khoten (Indien?) gereist war, um buddhistische Schriften dort

Digitized by Google

anzukaufen, schon vortrefflich und im IV. Jahrhundert vervollkommneten sich überhaupt diese Uebertragungen. Einen großen Umfang gewann dies neue buddhistische Schrifttum und um 500 schätzte man die Zahl der tsinesisch vorhandenen Buddhistenschriften bereits auf mehr als 5400 Bücher. Um andere indische Werke als um solche, welche den Buddhismus unmittelbar betrafen, kümmerten sich diese Frommen aber gar nicht.

Die des Indischen kundigen Buddhisten machten nun auch die alfabetarische Schrift geltend. Ein Buddhistengeistlicher war der Mann, der im Reich der Mitte zuerst über die Zusammensetzung der Wörter aus Grundlauten belehrte: Schinki (oder Schinkung) heißt dieser Gelehrte, welcher zuerst das tsinesische Lautsystem entwickelte. Seitdem trat dieser Gedanke den Tsinesen näher und diesem Einflusse dürfte wol beizumessen sein, daß nun auch zu Ende des V. Jahrhunderts Tscheusche die abweichenden Betonungen oder Stimmbiegungen in der Aussprache eines tsinesischen Wortes unterschied. Im Anschluß an das Devanagari Indiens stellten die Buddhisten ein Alfabetar auf. Sie wählten 36 tsinesische Zeichen für die indischen Mitlauter und 108 solche für die Selbstlauter, Doppellaute (Disthongen) und Nasentöne; doch drang dasselbe nur theilweise und nur langsam ein. Etwa um 500 brachten die Buddhisten für die Lautung eine Bezeichnungsweise auf, welche besser Eingang fand. Wenn nämlich die Aussprache eines Schriftzeichens sich nicht durch ein gleichlautendes Schriftzeichen annähernd kennzeichnen ließ, so nahm man drei Zeichen, von denen das eine tsie „theilen", der Beisatz war, welcher die Art der Auffassung der beiden anderen angab. Von diesen sollte dann das Erste nur für seinen Anlaut, das zweite nur für seinen Auslaut gelten. Um z. B. für das Schriftbild „Höhle" die Aussprache kung mitzutheilen, schrieb man ku-tung-tsie. Die drei Zeichen für schin, tu, tsie drückten mithin den Laut schu aus. Auf diese Art gaben die buddhistischen Gelehrten die Weisung, daß ein Laut gemeint sei, bestehend aus dem Anfangsmitlauter des ersten Wortes und dem vokalischen Klang des zweiten.

Das neue Alfabetar konnte, da es vermöge fremden Einflusses zu einer Zeit eingeführt war, in welcher der Tsinesen

eigenes Schrifttum bereits fertig ausgebildet dastand, ja eine Vergangenheit hinter sich hatte, keine weitgreifende Bedeutung gewinnen. Für Beibehaltung der herkömmlichen Wortschrift sprach überdies eine gewichtige Rücksicht. Das Reich war zu gewaltiger Größe angewachsen; in seinem weiten Umfange war die Sprache in vielfache Mundarten auseinandergegangen und eine Menge von Völkern verschiedener Zunge umschlossen. Ohne deren Rede erlernt zu haben, ohne alle Mundarten zu verstehen, konnte man sich vermöge des gangbaren Schriftsystems mit ihnen allen sofort verständigen. Man mußte also wol bei der bisherigen Schriftweise stehen bleiben, wie beschwerlich diese auch sonst war. Indeß das neue Tsieverfahren empfahl sich sowol den Gelehrten, seit die anhaltende Beschäftigung mit dem Schriftschatze die Bezeichnung des Lautes zum Bedürfniß gemacht hatte — sind ja doch z. B. in den Gedichten die Verse und Reime an den Laut gebunden — als den Schreibenden, wenn sie in den Fall kamen, Eigennamen und Fremdwörter auszudrücken. Es fand daher allgemeinen Eingang in den Gelehrtenkreisen. Freilich erforderte es großen Schriftaufwand für jedes einzelne Wort und ließ doch immer noch manche Unbestimmtheiten zu, so daß es nicht völlig genügend erscheint. Um recht sicher zu gehen, wurde dem Worte, dessen Lautung angegeben werden sollte, neben dem Tsieverfahren noch ein ihm gleichlautendes Schriftzeichen beigesetzt. In Versuchen, die Aussprache zu bestimmen, fuhren die Buddhisten fort; sie unterschieden 9 Klassen Anlaute und 12 Klassen Auslaute, sowie 4 Betonungsweisen, für die sie Benennungen erfanden. In den ersten Jahrzehnten des VII. Jahrhunderts verfaßte Lofajan ein nach der Lautlehre geordnetes Wörterbuch (das Kuang-jun), welches im folgenden Jahrhundert Sünmian vervollständigte. In den wissenschaftlichen Kreisen mußte immer mehr Gewicht auf die Lautung gelegt werden. Dessenungeachtet blieb der Gedanke einer Alfabetschrift den Tsinesen gänzlich fremd und als sie eine solche von den Europäern geübt sahen, staunten sie, kam dieselbe ihnen wie ein unverständliches „Geheimniß" vor. Sie begreifen nicht, versicherte 1696 Le Comte, wie der Europäer seine Gedanken mit wenigen, an sich allein keinen Sinn gebenden Zeichen schreiben kann und wie man auf diesem Wege sogar ganze Bücher und

Digitized by Google

Bibliotheken zu Stande zu bringen vermag.[76] Dem Weſen des Tſineſiſchen widerſtreitet alfabetariſche Schriftart ſo ſehr, daß Gibot meinte, Tſineſiſch würde mit unſeren Buchſtaben geſchrieben ein Räthſel ſein.[77]

Bei alledem lehrt uns die Entwickelung der tſineſiſchen Schrift (worauf die Betrachtung der mechikaniſchen Hierolgiyfik ebenfalls führt) daß ein Syſtem, welches ſich der Wiedergabe der Tonſprache entſchlagen will, zu einer folgerechten und beſtändigen Durchführung nicht zu bringen iſt. Die Schranken, die es anfänglich zieht, werden im Verfolge durchbrochen. Die Mechikaner kamen in die Nothwendigkeit, den Laut der Wörter anzugeben; die Tſineſen griffen gleichfalls zu Behelfen, das Wort in ſeine Laute zu zerfällen und mittelſt zweier Lautzeichen, (wenigſtens in gewiſſen Fällen) zu ſchreiben. Was bei ihnen ein unvollkommener Uebergang blieb, das war bei anderen Völkern der Ausgang.

Noch entſchiedener drückte ſich die Hinwendung auf das Lautliche darin aus, daß die eigentlichen Bilder immer mehr zurückwichen, die den Sinn an den Laut des Wortes knüpfenden Zeichen, obwol doch grade dieſe Beſtimmungszeichen erforderten, immer mehr vortraten. —

Es gab nunmehr in Tſina ein beſonderes buddhiſtiſches Schrifttum neben den beiden nebeneinander herlaufenden Gattungen konfutſeaniſcher und laotſeaniſcher Schriftſtellerei, die keinen Bezug auf einander nahmen. Die Buddhiſten legten Klöſter an, welche ſie zu Bücherniederlagen machten, und gelangten ſonach mit der Zeit in den Beſitz vieler Büchereien, doch hatten ſie nur Aufmerkſamkeit für das, was innerhalb dieſes Kreiſes ſich bewegte. Da ſie indeß ihre Wurzeln nicht in Tſina, ſondern im Gangeslande hatten, ſo bekümmerten ſie ſich mehr um das Ausland, wenigſtens um einen gewiſſen Theil deſſelben, als die andern Landeseingeborenen, die in dem erhebenden Gefühl ihrer überlegenen alten, durchaus ſelbſtſtändigen Bildung auf die fremden Völker hochmüthig herabſahen. Solche Buddhiſtenſchriften, die als wahre Bereicherung des tſineſiſchen Schrifttums anzuſehen ſind, weil ſie eine Lücke deſſelben theilweiſe mindeſtens ergänzten, waren des Janghientſchi Nachrichten von buddhiſtiſchen Tempeln und Pilgerfahrten und von den Klöſtern im Reiche Lojang, wie der

Digitized by Google

„Bericht von buddhistischen Reichen", (Fokuoki), welchen der nach Indien gepilgerte buddhistische Mönch Schifahian, der 414 von seinen Wanderungen heimkehrte, niedergeschrieben hat. Der Priester Tanking verfaßte eine Geschichte der fremden Reiche, Kaosengtschuen, in der ersten Hälfte des VI. Jahrhunderts, eine Geschichte berühmter Buddhisten. Bald nach 600 theilte Tschiko die kaiserliche Sammlung ein in 4 Fächer: das große und das kleine „Fuhrwerk", Gemischtes, Verdächtiges. Ueber die buddhistischen Kreise hinaus drang aber das buddhistische Schrifttum nur wenig.

Die Schriftstellerei der Anhänger der entstellten Lehre Laotse's, der sogenannten Taosseaner, kam nun auch im IV. und V. Jahrhundert zur Blüthe. Ihr Meister Kohung, genannt Paoputsse, gestorben 320, der auf einem Berge bei Kanton als Einsiedler lebte und den magischen Stein vorgeblich anfertigte, handelte in Büchern von der „inneren" und von der „äusseren Geheimlehre" (Waipian und Naipian) über das Geisterreich, die Weltentstehung und die Zauberei. Ein wirklicher Anhänger Laotse's, der um 350 lebende Tschoangtse scheint ein richtigeres Verständniß der Lehre besessen zu haben, denn sein „Vollkommenes Buch der südlichen Blume" (Nanhoatschinking) blieb auch in den Augen späterer Geschlechter ein musterhaftes Hauptwerk; aber das allermeiste, was von dieser Seite zum Vorschein kam, bestand aus Werthlosem. Kanpao schrieb über das „Suchen nach Geistern" (Seuschinki) und Jentschithui erzählte „Vergeltungen durch die Geistererscheinungen". Später sammelte die Vorschriften der heiligen Taomänner Taohungking (gestorben 536) in den „Lehren der Verklärten" (Tschinkao) und im „Hinansteigen zur verborgenen Kunst" (Tschengtschininkiue). Die ihren Hirngespinsten nachhängenden Taosseaner, die in ihren Träumereien dadurch bestärkt wurden, daß sie Entsprechendes in älteren Schriften lasen, aber sich hüteten, anderen Gedankenkreisen Angehöriges zu studiren, verrannten sich (grade wie in unseren Tagen die christlichen „Orthodoxen", die nicht mehr die wirklich wissenschaftlichen Werke der Theologie, die rationalistischen und kritischen, studiren), immer tiefer in unheilbarer Beschränktheit und lächerlicher Albernheit, Spannen sich die Taossemänner doch sogar eine nagelneue Urgeschichte Tsinas aus, an der nicht das

Digitized by Google

geringste Wahre war und die hernach doch von den Japanern gläubig hingenommen wurde! Willkür und Einbildung durchbrach in der taoſſiſchen Schriftſtellerei das folgerechte Denken. Gleichwol war dies eine breite Strömung. Um 600 berechnete man das Schrifttum dieſer Taoſſe auf 1950 Werke in 6198 Heften.

Indeß den Mittelpunkt gab noch immer Kungtſe's verſtändige Schule ab; ungeachtet aller ihrer hausbackenen Nüchternheit und andern Gebrechen ſtand ſie denn doch hoch über Bonzen- und Taoſſekram. Sie beeinflußte zum Glück die Maſſe des Volkes. Im gewöhnlichen Leben herrſchte im III. und IV. Jahrhunderte der Brauch, liebliche Sätze der anerkannten Weiſen, Geſchichtſchreiber und Dichter, namentlich aber aus den muſtergültigen Büchern entnommene, an öffentliche Gebäude, an Thore und Wände, ſelbſt auf Hausgeräthe und Gefäße anzuſchreiben, damit alles Volk ſie vor Augen bekomme. In die alten Werke vertiefte man ſich: das Beurtheilen war dabei ſchwach. Tſchanghoa lieferte eine Beſchreibung von Allerlei: Powotschi, etwa „kleines Geſchwätz," die Kaiſer Wuti der Tſin — er herrſchte von 265 bis 289 — eigenhändig verkürzte, um für ihre größere Verbreitung zu ſorgen, obgleich das Buch ein oberflächliches Durcheinander von allerhand Merkwürdigkeiten, als Naturerzeugniſſen, Menſchenwerken, fremdartigen Ländern, Menſchen und Sitten, mit vielem Fabelhaftem untermengt enthielt. Solche Neugung, vermiſchtes Wiſſen könnte man ſagen, gefiel grade, was allerdings ein Anzeichen ſowol von ſchlechtem Geſchmacke als von oberflächlicher Sinnesart iſt.

Geſchichtſchreiber im III. Jahrhunderte waren Tſchuihung in ſeinen Jahrbüchern der ſechzehn Reiche, Hoangfumi, der nicht blos von den Fürſten, ſondern auch in einem eigenen Werke über die hohen und die ausgezeichneten Beamten handelte, Tſchang-Kiü, Tſchinſcheu im IV. Jahrhunderte und andere. Weiſcheou, der von 550—577 blühte, entwarf eine große Geſchichte der Weï; Peikiu, ein hervorragender Feldherr, faßte das Ausland in's Auge und ſchrieb ſowol Nachrichten von den Sitten der Koreaner als ein Buch über die im Weſten Tſinas gelegenen Länder. Wir ſehen, die Buddhiſten bekamen Nachfolge.

Neben der Geſchichtſchreibung war die Arbeit an Wörter-

Digitized by Google

büchern eine bedeutſame. Tſuipao gab im IV. Jahrhundert eine „Erklärung von Altem und Neuem" (Tsaitsi): es war ein auch auf das Sachliche eingehendes Wörterbuch, Lieuhi aus dem Hauſe der Han verfaßte ein etymologiſches Wörterbuch der Tonſprache (Schiming), worin er, übrigens die Wortmaſſe nach Gattungen der Gegenſtände ordnend, den Sinn vieldeutiger Wörter erklärte; die Homonyma beſchäftigten ihn. Im V. Jahrhundert kam das mehr als 24000 Zeichen behandelnde Wörterbuch Tſingtſiao's, das ſogenannte Thungtſchi, heraus. Es folgte gegen die Mitte des VI. Jahrhunderts (543) das Wörterbuch Kujewang's unter dem Titel des Jaspisbuches (Jüpian); in der 674 abgeſchloſſenen Umarbeitung Sſunkiang's erklärte es 22405 Zeichen unter 542 Elementarzeichen und verband damit die Ordnung nach Begriffen. Alles Leiſtungen, welche Loſajan's neuem Wörterbuche, von dem ſchon gemeldet wurde, noch vorangingen. Seit Loſajan gab es Wörterbücher, welche die Schriftzeichen nach den Sachen, andre welche ſie nach angenommenen Grundzeichen, und ſolche welche ſie nach der Ausſprache eintheilten; an dieſe ſchloſſen ſich ſpäter toniſche, welche nach dem Auslauten, alſo gewiſſermaßen nach Reimen ordneten.

Solche Wörterbücher waren Hülfsmittel zum Verſtändniſſe der Schrift, welche nicht nur die Gelehrten, ſondern auch alle Gebildeteren, deren Beſchäftigungen ſich über das Gewöhnliche hinaus erſtreckten, öfter bedurften. Täuſchen wir uns nicht, ſo liegt ein Anzeichen dafür, daß es nun ſchon einen weiteren Leſerkreis gab, der natürlich in den ernſten, ſchweren Werken keine Befriedigung fand, ſondern leichtere Schriften begehrte, darin, daß die Landesgeſchichte, auf welche von allen Tſineſen ſo hoher Werth gelegt ward, nun auf freiere, ergötzliche Weiſe behandelt wurde, was freilich der tſineſiſchen Gelehrten Billigung nicht finden konnte, ſo wenig, wie die unſrige. Allein derartige unterhaltende Bearbeitungen, die auf Grund wirklicher Nachrichten weiter Geträumtes vortrugen, fanden bei Vielen Beifall, ja die von Tſinſcheu Mitte des IV. Jahrhunderts in dieſer Weiſe geſchriebene Darſtellung des dreihundertjährigen Zeitraumes der inneren Kriege (von — 168 bis + 265) unter dem Titel „Geſchichte der drei Reiche" (Sankuetschi), welche doch keine wahrhafte Geſchichte

Digitized by Google

war, erfreute sich so vielen Beifalls, daß sie während des nachfolgenden Jahrtausends in den Händen der gebildeten Tsinesen blieb.

Häufiger wurden im V. und VI. Jahrhunderte Arbeiten der Naturbeschreibung. Der auf das Nützliche hingerichtete Sinn der Tsinesen schuf frühzeitig eine die Anwendung der Gewächse u. s. w. erfassende und betrachtende Schriftstellerei. Kiling aus Tsao beschrieb 79 Pflanzen in seinen „Bäume und Pflanzen der Südgegend" (Thsao motschuang), Taikhaitschi verfaßte ein besonderes Werk über den Bambus, Tschanghoa ein Buch über das Geflügel (Kinking), welches die Folgezeit als untadelig ansah. Im V. Jahrhunderte kam in Umlauf ein sehr beifällig aufgenommenes Buch der Tafeln und Oden über Ackerbau und Weberei, (Kangtschituschi), welches zu vortrefflichen Zeichnungen kurze Gedichte mit bezüglichen guten Lehren darbot. Auch Bücher über den Thee erschienen.

Neben Wundergeschichten, die immer noch einen großen Leserkreis fanden, (dergleichen z. B. in der ersten Hälfte des VI. Jahrhunderts Wangkia, Jinfang, Ukiün ausgehen liessen), standen doch als maßgebend große im konfutseanischen Schrifttum wol bewanderte Gelehrte, Ausleger und beständige Erneuerer desselben, unter denen der um 616 blühende Wentschongtse solchen Ruf gewann, daß die Folgezeit auf ihn zurückschaute.

Lieuhin aus Tungkuan schrieb in der ersten Hälfte des VI. Jahrhunderts über Gedichte, Denksprüche und Inschriften, und aus den Dichtern, die von 202 bis 556 gelebt hatten, veranstaltete Tschungjung in seinen „Reihen der Gedichte (Schiphin) eine Blumenlese mit kurzen Vorbemerkungen. Im VI. Jahrhundert wurde das stets hochgehaltene Gedicht von der kindlichen Liebe geschaffen.

In eben diesem Jahrhundert ließ der Kaiser den Tscheuhing ein Elementarbuch für die Jugend abfassen, das Tausendwörterbuch (Thsiantsewen), in welchem jedes der 1068 aufgenommenen und in 178 Zeilen geordneten Wortbilder ein einzigesmal vorkam und je 6 Zeichen einen beherzigenswerthen Satz ergaben.* Zuerst

* Dies für den Unterricht der Jugend bestimmte Tausendwörterbuch wäre zufolge den japanesischen Geschichtschreibern schon im Jahre 285 nach Japan

Digitized by Google

gab dieses vorzügliche Schulbuch die nothwendigsten Begriffe von der Natur und ihren Erzeugnissen, darauf unterrichtete es über die Tugend der ersten Herrscher Tsinas, über die Eigenschaften und die Pflichten des Menschen, dann sprach es vom Glanze des Reiches, von seinen Pallästen, endlich vom Wandel, dem Ackerbau und den Künsten des Volkes. Alle Völker, welche im Bereiche der tsinesischen Bildung standen, Koreaner, Lutschuaner, Japanesen, Tübetaner, Siamesen, Barmanen, Mongolen eigneten dies Elementarbuch sich an. In Tsina selbst ward es in den verschiedenen Schriftweisen eingeführt. Die reifere Jugend lernte die Klassiker auswendig.

In Dichtungen wurde das Mittelmaß nicht überschritten. Wuti, der erste Liangkaiser, der von 502 bis 549 herrschte, war ein geschätzter Dichter. Im allgemeinen ahmten die Dichter die alten Vorbilder, namentlich die Lieder des Schicking nach oder gefielen sich in kecken Erfindungen und neuen figürlichen Ausdrücken. Auch Buddhistisches und Filosofisches ward in Verse gestreckt. Ein filosofirender Dichter war Paotschao, ein mehr beschreibender aber zugleich von der Vergänglichkeit aller Dinge tief berührter Dichter Wangpo, der 618 starb. Seine Form war untadelig. Sonst wird mehr verschwenderisches Darbieten als Maßhalten und Durchbildung für ein Kennzeichen der Dichtungen dieses Zeitalters angesehen. Gehört aber dieser Zeit das im Volksmunde erhaltene „Gedicht der weißen Haare" an, in welchem die Wenkiün von ihrem Gatten Ssemaſtangjü, als er eine Andere freite, Abschied nahm, so brachte sie eine reizende Schöpfung hervor.

Damals betrug der kaiserliche Büchervorrath 37000 Hefte; von 581 bis 617 sollen allein 139 erdkundliche Werke in 1432 Heften herausgekommen sein. Schriftstellerei war ganz allgemein zu einer Zeit, als Europa in den Banden der Gläubigkeit, in Unwissenheit lag, Wenige nur im Abendlande schrieben, ein paar Ausgewählte abgerechnet niemand zu einer durchdachten schriftstellerischen Hervorbringung befähigt war.

---

gebracht worden. Offenbar ein Irrtum. Als die ersten bedeutenden tsinesischen Werke nach Japan kamen, meinten sie, sei auch dieses Werk unter ihnen gewesen. Ebenso eingebildet ist das angebliche Suchen nach alten Büchern in Japan und Korea in Wuti's Zeit (Seite 302).

Digitized by Google

Im VII., VIII. und IX. Jahrhundert entfaltete sich nach solchen Arbeiten und Vorbereitungen eine neue Blüthe des tsinesischen Schrifttums: es war die herrliche Zeit der Tangherrscher (618—905). Der vorletzte der vorangehenden Suikaiser Jangti (604—616) hatte schon an seinem Hofe behufs der Erläuterung und Verbesserung der alten Schriftwerke, sowie zur Abfassung neuer Bücher eine Akademie gestiftet, deren thätige Mitglieder 17000 Hefte neuer Herausgaben und eigener Darlegungen ausgehen liessen. Man sieht, die Tang verursachten nicht, sie fanden nur, aber förderten eifrig und weise den mächtiger werdenden schriftstellerischen Drang.

Der zweite Tangkaiser Taitsong (626—649), ein tapferer Degen, zog dem Soldatenstande die Gelehrten vor. Die grade Bahn konfutseanischer Lehre hielt er ein, ohne sich übrigens um Glaubenssachen und Ketzereien zu kümmern. In Tsina bestand Freiheit, volle Freiheit der Meinungen. Unter diesem Kaiser kam das Gesetzbuch des Reiches zu Stande. Er selber verfaßte ein erst nach seinem Tode erschienenes und von den späteren Geschlechtern dennoch hochgehaltenes Werk über die Regierungskunst, den „goldenen Spiegel"; sein Stolz war, mit höchster Pracht ein neues Universitätsgebäude errichten und über die Klassiker, die er selber fleißig studirte, zahlreiche Bücher abfassen zu lassen.

Im VII. Jahrhundert (650) wurde vom Grad der Kenntnisse die Berechtigung zu Anstellungen in Staatsämtern abhängig gemacht und deshalb eine Ordnung der Prüfungen festgestellt. Damit war an die Jugend die Forderung gestellt, die Hauptwerke des Schrifttums fleißig zu studiren.

Der ausgestreute Same ging herrlich auf.

Ein hoher Dichterwald schoß empor. Große Dichtwerke von erhabenem Schwunge wurden allerdings nicht geschaffen, jedoch der Wurf in Kleinerem gelang vorzüglich. Sehr viele zum Singen bestimmte Lieder zeichneten sich durch Wahrheit und Wärme des Gefühls, graden und treffenden Ausdruck, so wie durch kurze und zugleich anschauliche Schilderungen aus. Manche sind so vollendet, daß sie unübertreffbar dastehen und beständige Dauer haben werden. Sie waren keine unmittelbaren Gefühlstöne: die Gefühlsdichtung war künstlerisch gestaltet. Die Dichter

Digitized by Google

waren Gelehrte, und das genaue Einhalten gewiſſer Formen war Bedingung für die Anerkennung eines Gedichtes. Die jungen Männer, welche einer Staatsprüfung ſich unterzogen, mußten ein Carmen in 12 Verſen fabriziren, in denen eine gewiſſe Folge des Gedankenganges einzuhalten war: die erſten 4 Verſe galten dem Gegenſtande des Gedichts, die mittleren 4 hatten aus ihm etwas zu entwickeln, die letzten 4 ſollten durch eine unerwartete Wendung zum Abſchluſſe führen. Natürlicherweiſe waren ſolcher Gebundenheit die Dichter nicht unterworfen, aber der Kunſtdichtung gehören alle erhaltenen Dichtungen der Tangzeit an. Sehr viele Gedichte begannen mit einer Naturbetrachtung.

Im VII. Jahrhundert glänzten durch kleine Gedichte die Feldherrn Jankhiong und Oeutſching genannt Wentſching, welcher letztere muthig und friſch dichtete, des Kriegers Beruf pries, ferner der kaiſerliche Geſchichtſchreiber Tſchintſeü-ngan, dem das Untergehen aller Dinge vor Augen ſtand, Lopinwang, der ſich ſtreng an Regeln band und in ſeinen Ausdrücken, gleichwie der dem Soldatenſtande angehörende Songtſchiwen, etwas Geſuchtes hatte, das uns weniger zuſagt. Das Ende der meiſten unter dieſen Dichtern war ein trauriges. Tſchintſeü-ngan ſtarb im Gefängniſſe, Lopinwang unterlag in Unruhen als Vertheidiger einer gerechten Sache, Jankhiong und Songtſchiwen wurden wegen Theilnahme an Verſchwörungen hingerichtet.

Grade die trübe Auffaſſung der ungewiſſen Zukunft und ſo mancher Kummer über Leiden der Gegenwart riefen den Gegenſatz, das freudige Ergreifen des Augenblicks und die Luſt am Genuſſe hervor, und dieſer Stimmung gab im VIII. Jahrhundert eine ganze Reihe der Schwelgerei huldigender Dichter einen ſchönen Ausdruck und grade dieſe erreichten den Gipfel der tſineſiſchen Dichtkunſt. Voran ſteht der tſineſiſche Hafis Litaïpe aus Sſetſchwan, geboren 702 geſtorben 763, ein großer Gelehrter, der im Sehnen die von ihm bewunderte Kraft und Anmuth der alten Dichter zu erreichen, kunſtvoll und doch zugleich einfach ſchrieb, der, ungeachtet ſeines vielen Wiſſens ein fröhlich gemutheter Mann war, dem Wein und Geſellſchaft mehr als das Stubenhocken zuſagte, der den Beherzten beſingt, welcher in ſeinem ganzen Leben kein Buch aufgeſchlagen hat, gut reitet, jagt und

tapfer ſich ſchlägt. Wozu mühen ſich unſere Gelehrten? frug Litaipe. Den Hof des Kaiſers Minghoang Hiuantſong (712—755), des großen Förderers der Wiſſenſchaften und Künſte, des Gönners der Dichter, in deſſen Geſellſchaft Litaipe ungezwungen lebte, verließ er, um im Lande von Ort zu Ort zu wandern. Er liebte den Wein mehr als recht: wenn er angetrunken war, glaubte er, ſchwelle ihm die Ader des Dichtens. Aber das that weder ſeiner Zartheit Abbruch, noch der Feinheit ſeiner Anſpielungen. Prachtvoll bearbeitete er unter anderm das erwähnte Gedicht der Wenkiün. Ihm wurden, als dem Fürſten der Dichter, nachmals Tempel geweiht. Sein ebenbürtiger Freund Thufu, genannt Tſeümeï aus der Nähe von Siangjang, geboren 714, geſtorben 774, eine Zeitlang Cenſor des Kaiſers, alſo in der höchſten Würde, war ein ebenſolcher unabhängiger, feiner Geiſt und führte, nachdem er in Ungnade gefallen, ebenfalls lange und oft recht kümmerlich ein herumſchweifendes Leben; er verläugnete ſogar ſeine Perſon, um nicht wieder an den Hof gebracht zu werden, obgleich er ſich nach der Hauptſtadt ſehnte. Als er noch am Hofe weilte, erhob der Ehrenmann in ſeinen Gedichten die Menſchenwürde gegen die Aushebung zum Soldatendienſte — und ſo zum Verwundern groß war die Freiheit in Tſina, daß ihm ſeine auſſerordentlich ſcharfen Worte nichts ſchadeten! Thufu breitet in ſeinen Gedichten ſich mehr aus, als der kurze, knappe Litaipe, und wird darum anſchaulicher, ohne freilich dieſen an Nachdrücklichkeit zu übertreffen. Er dichtete wie Litaipe Weinlieder; aber Romanzen gefielen ihm noch mehr, und ſeine Muſe war zugleich den öffentlichen Zuſtänden gewidmet; er beſang auch berühmte Männer Tſinas. In ſeinen jüngeren Jahren oft ſcherzhaft, gebot er in ſeinem Alter nur über düſtere, traurige Töne. Der dritte große Dichter, den bis zu dieſem Tage wie den Litaipe und Thufu die Tſineſen als Muſter hochhalten, war einige Jahre älter als dieſe, der Arzt Wangoey, ein Buddhiſt, der bereits i. J. 713 Doktor wurde. Ein Tatarenfürſt ließ ihn aufheben, um ihn als Arzt bei ſich zu haben; ſein Ruf als Dichter ward aber noch größer, als der ſeiner Heilkunſt.

Wo drei ſo große Dichter aufſtehen, iſt ausgebreitete dichteriſche Thätigkeit vorauszuſetzen. In der That lebten noch viele Dichter

Digitized by Google

von großem Ruf: Pei-y-tschi, Tschangdschohu, Tschüwan, Tsuihao, der Buddhist Mongkaodschen, ein jüngerer Freund Wangoey's, ein politischer Satyriker, ferner die Taossemänner Tschangkien, Thaohan und Oey-yngvoe, alle drei im VIII. Jahrhunderte, von denen der erstere die Wissenschaften um ihrer selbst willen betrieb und durch reiche und kunstvolle Beschreibungen glänzte, der andere auch in beschreibender Dichtung, der dritte durch vortreffliche Betrachtungen sich hervorthat; beschreibend hielt sich auch Wangtschangling; Künstlichkeit und Feinheit des Ausdrucks verband mit neuen Gedanken Tsintsan; der in Reimen äusserst sorgsame Tschangtsi reichte in's IX. Jahrhundert, ebenso Pekiüy, geboren etwa 771, gestorben 846, der Mittelpunkt eines Dichterkreises „der neun Greise von Hiangschan", die ihre Gedichte zusammen ohne sich zu nennen, ausgehen liessen, endlich der 818 geborene Lischangyn. Nach Pekiüy's Tode ließ der Kaiser seine tausend Seiten füllenden Gedichte sammeln, auf Steintafeln reißen und diese in seinem Garten aufstellen. Weit über tausend Lyriker machten sich einen Namen. Eine beinahe eintausend Jahre später (1707) auf kaiserlichen Befehl veranstaltete Auslese aus den Tangpoeten füllte zwanzig Hefte. Damals pflegte man neue Gedichte geschrieben an öffentlichen Plätzen anzukleben, auf daß sie dort ein jeder lesen könne; aus welcher Sitte hervorgeht, daß eine hochgesteigerte Theilnahme an neuen dichterischen Schöpfungen vorhanden war; denn bei uns würde der Dichter, welcher die zufälligen Abnehmer einer Zeitschrift nicht für das ganze Volk hält, wenn er auf diese tsinesische Weise seine neuen Gedichte bekannt machen wollte, der Lächerlichkeit verfallen.

In dieser Aufschwungszeit soll auch das Schauspiel in Tsina erfunden worden sein. Es wird erzählt: Kaiser Minghoang habe es 745 zur Unterhaltung seiner jungen Gattin ausgedacht, der er die Heldenthaten seiner Vorfahren habe vortragen und anschaulich machen lassen: indeß ist fraglich, ob wirklich schon im VIII. Jahrhunderte eine dramatische Bühne entstand oder nicht vielmehr jene Angabe auf bloße Gebärden- und Puppenspiele zu beziehen ist, da das älteste, europäischen Gelehrten bekannt gewordene Schaustück: „die Geschichte des westlichen Pavillons".

Digitized by Google

(Sisiangki) erſt zwiſchen 960 und 1119 fällt. Schauſpieler d. h. Pantomimiker gab es allerdings ſchon vor den Tangs und eine Vorbereitung zu Bühnenſtücken konnte die Unterredungsform ſein, in der man nicht allein gelehrte und ernſte Dinge ſeit Alters behandelte, ſondern ſeit einiger Zeit ſchon auch Schöngeiſtiges, Erdichtetes. Ob die Angabe, daß der in Schantung am Ende des VII. Jahrhunderts geborene Kaoſchi aus Liebe zu einer Schauſpielerin, der er folgte, für ihre Truppe Stücke geſchrieben habe,[78] wie es den Anſchein hat, auf geſprochene Schauſpiele zu beziehen iſt und jene Erzählung bekräftigt, wagen wir bei der Dürftigkeit unſerer Kenntniſſe von Tſina nicht zu behaupten, zumal es heißt, Kaoſchi habe erſt mit 50 Jahren zu verſifiziren angefangen und noch mit vor Alter zitternder Hand ſeine Gedichte geſchrieben. Kaoſchi war jedenfalls ein bedeutender Dichter, der ſich ebenſowol in der Nachahmung des Altertümlichen frei zu bewegen wußte, wie auch ſelbſtſtändig und neuernd zu ſchaffen.

Außer Zweifel aber iſt, daß bereits über das Dichten geſchrieben wurde und die Aufſtellung von Regeln erfolgte, nach denen man ſowol Dichtungen würdigen, als Verſe gelehrt ſchmieden konnte — was allemal ein Beweis von lange fortgeſchrittener Uebung der Dichtkunſt, von dem Vorhandenſein zahlreicher Dichtungen iſt.

Während, wie berichtet, Schöngeiſterei in dieſen Jahrhunderten an der Tagesordnung war, drängte die Wucht des Gelehrtentums zu akademiſcher Korrektheit.

Im engeren konfutſeaniſchen Schrifttum hielten die Ausleger der klaſſiſchen Bücher ſich an ihre Vorgänger aus der Hanzeit als Gewährsmänner: auf dieſem Felde ſchien demnach Erſchöpfung eingetreten. Ueber die Regierungskunſt ließ ſich noch Neues ſchreiben und es geſchah. Auch die geſchichtliche Thätigkeit blieb äuſſerſt rege, aber vorwiegend innerhalb der gezogenen Bahnen. Weitergreifend ſchrieb Lijenſcheou große Werke über die nordiſchen und über die ſüdlichen Fürſtengeſchlechter. Thujeu erweiterte in den letzten Jahrzehnten des VIII. Jahrhundert Lieutſchi's „Verwaltungseinrichtungen“ zu einem Geſchichtswerk, welches in geſonderten Abſchnitten von der Verwaltung, von den Einkünften, von dem Geldweſen des Reiches, von dem Bevölkerungs-

stande, dem Handel, den Bräuchen, vom Kriegswesen, vom Recht, von der Verwaltung, von der Eintheilung des Reiches, von der Musik, von den Studien, den Prüfungen, von der Verehrung der Ahnen u. a. behandelte.

Wahrscheinlich gestützt auf Kunden, die aus Indien überkommen waren, unternahm der Buddhist Yhang (geboren 682, gestorben 721) Arbeiten der Erdmessung und Beobachtungen des Himmels, die weit über die bisherige Kenntniß hinausgingen und ein wissenschaftliches Verfahren begründeten; Yhang entwarf auch ein Lehrgebäude der Sternkunde und andere mathematische Schriften, welche die Grundlage für alle späteren Arbeiten der Tsineſen, bis zum Bekanntwerden der arabischen und europäischen Fortschritte abgaben.

Häufig wurden nun Schriften gewerblichen Inhalts unternommen. Aus den schon vorhandenen Abhandlungen über den Landbau zog Hannge „das Nothwendigste für jede Jahreszeit“ (Sse schitsuanjao). Loju beschrieb die Theeberge bei Kanton (im Kutschü) und verbreitete sich umständlich über des Thee's Anbau und Pflege (im Tschakin). Ein Anderer schrieb sogar über die Theebereitung ein besonderes Buch, nämlich: „vom Wasser beim Theekochen“ (Tschantschaschuiki).

Der durchgehends weit mehr für den Bedarf des Lebens als auf Erweiterung und Kräftigung des Geistes bedachte Sinn der Tsineſen hatte nicht nur frühzeitig eine Schriftstellerei über wirthschaftliche Gegenstände hervorgerufen, sondern auch zum Abkürzen von Werken großen Umfangs verleitet. Er führte nun zu ausgedehnten Sammelwerken, welche in Auszügen aus den vorliegenden Hauptbüchern über alle Zweige des Wissens sich ausliessen; dergleichen verfaßten nach der Mitte des VIII. Jahrhunderts Lientschi und gegen dessen Ablauf Tojeu. In solchen Encyklopädien, welche einen bedeutenden Einfluß auf die Ansichten erlangten, lag schwerlich ein Fortschritt der Gedanken, aber die Hauptsachen, die man wußte oder zu wissen wähnte, wurden durch sie zu allgemeiner Kenntniß gebracht.

Um diese Zeit trafen die tsinesischen Gelehrten eine von ihrem Bestreben nach Ordnung ausgehende Eintheilung aller Bücher in vier Gattungen (Pu). Die erste und höchste Reihe hieß „Bücher“ schlechtweg (Kings oder blos Pu) und enthielt die anerkannten

Muster, in denen das unabänderlich Gültige, das Feststehende und Urkundliche zu lesen war. Sie umfaßte die klassischen und kanonischen Werke, aber überhaupt auch Bücher mit Vorschriften für den Wandel, Wörterbücher und anerkannte Lehrwerke — also Schriften so gut über den Thee wie über die Sittlichkeit. Die berühmtesten Auslegungen der konfutseanischen Schriften gehörten dazu. Die zweite Reihe, benannt nach dem „Mann der rechten Mitte", Sse, begriff Werke blosser Mittheilung, wie Erzähltes und zu ihr gehörten daher ebensowol Geschichtsbücher und Beschreibungen als historische Romane. Die dritte Gattung hieß zwar noch „die Ausgezeichnete", Tse, umschloß aber doch eigentlich nur, was zweiten Ranges im Gebiete der Wissenschaften und Künste angesehen wurde und darum der ersten Gattung nicht beigezählt werden konnte. Dahin rechnete man auch die Haupt- und Grundwerke der Buddhisten und Taosseaner. In sie wurden gereiht belehrende Auseinandersetzungen der konfutseanischen Schule von geringerer Geltung, die Arbeiten der Naturbeschreibung, über Landwirthschaft, Heilkunde, über Kunsttheorie und die Mengschriften und Encyklopädieen. Alle Schriften, welche außerhalb der Schule des Kungtse standen, mithin das gesamte Schrifttum der Taosseaner und der Buddhisten, fielen ihr zu. Die vierte und unterste Ordnung endlich, „Sammlung", Tsi, benannt, war für die Schöpfungen der Einbildung, für schöngeistige Leistungen bestimmt. Man sieht, daß diese Gliederung der Bücherwelt nicht aus den Gesetzen des Inhaltes hergeleitet, sondern nach Aeusserlichkeiten gemacht war und dem niederen Fluge der Tsinesen entsprach. Jede Gattung zerfiel in Unterabtheilungen (Lui), die erste hatte deren 10, die zweite 15, die dritte 14, die vierte 5.

Als eine höchste schriftstellerische Behörde bildete Kaiser Sutsung im Jahre 740 das Kollegium der Hanlin oder den „Pinselwald", die gesamte Schriftthätigkeit damit unter die Staatsoberaufsicht nehmend. Mitglied konnte nur werden, wer schwere Prüfungen glücklich bestanden hatte, die im kaiserlichen Pallaste unter dem Vorsitz des Kaisers vorgenommen wurden. Dieser kaiserlichen Akademie wurden die 22 Geschichtsschreiber untergeordnet, welche der Reihe nach dem Kaiser aufwarten, seine Handlungen und seine Worte buchen mußten.

Große Büchereien wurden in der Zeit der Tang angelegt.

Digitized by Google

Man veranschlagte um die Mitte des VIII. Jahrhunderts, daß die Gesamtzahl der noch vorhandenen Hefte 53915 betrage; und da man annahm, daß unter den Tang, also bis 905, die Abfassung von 28469 Schriften erfolgt sei, so läßt sich schließen, daß noch ungefähr 30000 Werke, die bis zum VII. Jahrhundert abgefaßt worden waren, sich erhalten hatten.

Aus den Tangzeiten stamme, meinen europäische Gelehrte,[79] auch die heutige Aussprache der Schriftzeichen im Lesen seitens der Beamten. In ihr sei die Beamtensprache zum Abschluß gekommen.

Im VIII. Jahrhundert richteten die Kaiser einen regelmäßigen Dienst von Eilboten ein, welche ihre Erlasse zu befördern hatten und wol auch Briefschaften Anderer in die Ferne trugen. Die kaiserlichen Briefe bezeichnete als solche eine am Umschlag angebrachte Feder.

Bald nach den Tang wurden Bücher gedruckt. Weit eher als in Europa ward im Reich der Mitte die Kunst des Buchdrucks erfunden. Dies steht freilich fest, aber darüber, wann die Erfindung vor sich ging, schwanken die Meinungen. Vermuthlich näherte man sich ihr stufenweise. Die übliche Vertiefung der Schriftzüge in Stein und Holz legte den Gedanken nahe, Abzüge von derartig Geschriebenem zu machen. Kujewang's oder seines Bearbeiters Wörterbuch gibt an, daß in den Jahren + 76 und 265 von den Unterschriften der Kaiser und Fürsten Abdrücke und zwar von Steinplatten gemacht worden seien. Pauthier in Paris besitzt solche aus der Tangzeit.[80] Hätte Cibot Recht, so wäre die Erfindung im Jahre + 221 gemacht worden; zufolge dem Sammelwerke Pitschong begann der Holzdruck 581 oder bald nachher, fand jedoch erst im VII. Jahrhunderte Ausbreitung. Julien hat auf eine Verordnung vom Jahre 593 unter Kaiser Wenti hingewiesen,[81] auf die sich eine Encyklopädie beruft, wonach alle gebrauchten Zeichnungen gesammelt und noch nicht herausgegebene Schriften, behufs ihrer Veröffentlichung, auf Holz gezeichnet werden sollten — was den Buchdruck voraussetzt. Nach anderen Gewährsmännern erfolgte die Erfindung erst im X. Jahrhunderte und diese Behauptung wird dadurch unterstützt, daß das älteste bekannte Druckwerk erst im X. Jahrhunderte zu

Digitized by Google

Stande gekommen ist. Klaproth setzt den Abdruck der Bücher Kungtse's zwischen 890 und 925, Julien setzt ihn in's Jahr 904.[82] Die erwähnten Facsimilia abgerechnet kannte man kein gedrucktes Buch, welches als Beweis für Uebung des Druckes vor dem X. Jahrhunderte vorgewiesen werden konnte. Die Stelle des „Jenloühkiên", welche auf Wenti's Befehl von 593 geht, bezeugt möglicherweise nur, daß er die Kings in Holz schneiden ließ, aber nicht, daß wirklich Abzüge davon genommen wurden, und es wäre nur eine Muthmaßung des Verfassers, daß Druck erfolgt sei. Angebliche Drucke im kleinen Unterstaate Schu, auf welche tsinesische Gelehrte, wie Hulinglin und Andere sich bezogen, indem sie von da den Ausgang des Druckes annehmen, können nicht früherer Zeit als dem X. Jahrhunderte, in welchem dieser Staat erst bestand, angehören.

Der gewöhnlichen Meinung nach hieß der Erfinder Fongtao (oder Fongingwang), war von King gebürtig und aus einem Ackerbauer Gelehrter und Beamter geworden. Das Jahr 924 sei das entscheidende gewesen; 927 habe er die großen Musterbücher in Stein hauen lassen und 932 sei der erste Abdruck von Steinen ab zu Stande gekommen, natürlich mit weißem Zuge auf schwarzem Grunde. Er druckte zuerst mit dem Aufdrücken der Hand. Andere berichten: Fongtao habe 931 oder 932 an den Kaiser das Gesuch gerichtet, die klassischen Bücher samt Anmerkungen zu ihnen für die Schulen in Holz schneiden und vervielfältigen zu dürfen; deren Ausgabe sei auf Kosten des Staates unternommen, aber erst 951 fertig geworden und in Verkauf gekommen. Leider habe sie viele Fehler gehabt. Bald sei der Editio princeps der 9 kanonischen Kings der Abdruck von Hiuschin's Wörterbuche nachgefolgt. Tschu-itsun wieder behauptete im XVII. Jahrhundert in seinem großen Erläuterungswerke zu den Kings (Kingikao), dieselben seien zwischen 936 und 943 von Kupferplatten abgezogen worden. Die tsinesischen Gelehrten selbst haben also diese Streitfrage noch nicht gelöst. Weiter erfahren wir, daß im Jahre 993 Kaiser Taitsung befohlen habe, alle wichtigeren Handschriften in Stein auszuhauen und abzudrucken, und daß er die Abzüge am Hofe habe vertheilen lassen; namentlich erwähnt werden die Geschichtswerke Ssematsian's und die

Digitized by Google

Geſchichten der Han. Die Drucke gingen von der Regierung aus. Im XI. und XII. Jahrhundert ſoll die neue Kunſt zu ihrem gegenwärtigen Verfahren vervollkommnet worden ſein.

Druck von Stein ging dem Holzdruck voran. Eingraben in Stein war ja alt. Anfänglich ward die Schrift vertieft und die Platte geſchwärzt, auf welche das Papier mit der Hand aufgedrückt wurde, ſo daß das Papier geſchwärzt wurde und die Schrift gemäß den Lücken in der Platte weiß ausfiel (ſo 993). Sehr bald jedoch nahm man Holztafeln und zwar Cedernholz, und verfuhr, da dieſe viel leichter zu bearbeiten waren, umgekehrt, indem man um die Schriftzüge ringsum das Holz wegſchnitt, ſo daß die Bilder erhaben ſtehen blieben und ſich ſchwarz abdruckten.

Das gegenwärtige ſineſiſche Druckverfahren iſt folgendes. Aus hartem Holze werden viereckige, gewöhnlich ½ bis ¾ Zoll dicke Tafeln geſchnitten, und am Obertheil, der für je zwei Seiten beſtimmt iſt, glattgehobelt. Zuerſt bediente man ſich des Holzes von Dryandra cuneata, ſeit 1614 des härteren Kirſchbaumholzes, ſpäter wählte man auch gern das von Birn- Pflaumen- und Bruſtbeerbäumen, weil letzteres die Würmer, die Feinde der Bücher, ſeltener anfreſſen. Mußte die Platte einen größeren Umfang haben, ſo wurde ſie dicker als gewöhnlich geſchnitten, um dem Werfen des Holzes beſſer vorzubeugen. Die kleinen Lücken im Holze auszufüllen und die Oberfläche ganz eben zu bekommen, überzog man dieſelbe unmittelbar vor dem Auflegen des Schriftblattes mit einem Reisteig oder einem andern klebrigen Stoffe. Das Herſtellen der Schriftblöcke iſt ein beſonderes Geſchäft und bildet einen eigenen Erwerbszweig.

Auf dünnes, durchſichtiges Papier ſchreibt ein Schönſchreiber genau und zierlich das in Druck zu Bringende und vergleicht darauf ſeine Arbeit mit der Vorlage, damit kein Fehler unterlaufe. Ein Blatt (zwei Seiten) bekommt gemeinlich ein halbes Tauſend Zeichen. Beide Seiten umrahmt ein ſtarker Strich; ein anderer Strich bezeichnet die Mitte, wo das Blatt zu falzen iſt; Striche trennen die Längenzeilen.

Auf den noch feuchten Kleiſter des Holzes wird das geſchriebene Blatt verkehrt aufgelegt, und nachdem es angetrocknet, mit einem benetzten Finger ſorgſam abgerieben. Am Blocke bleibt

Digitized by Google

jeder Strich deutlich kennbar zurück. Umgekehrte Schrift steht auf ihm. Auf daß sie besser hervortrete, wird die Oberfläche noch mit Fett oder Oel getränkt, wodurch auch das Holz etwas weicher wird.

Dann geht ein geschickter Holzschneider an's Werk. Sauber nimmt er mit seinem Meissel vor allem die Zeilenstriche, sodann alle hellen Flecken in den Schriftzeichen und alles Holz um sie herum bis zur Tiefe einiger Linien weg. Diese Art, die Zeichen erhaben auszuschneiden, ist die gewöhnliche; sie heißt der „männliche Druck" (Jangwen). Werden hingegen die Zeichen vertieft, wobei das weiße Holz stehen bleibt, so spricht man vom „weiblichen Druck" (Jenwen). Der Holzschneider muß größter Genauigkeit sich befleissigen. Er bringt in einem Tage in der Regel 100 Wörter fertig.

Darauf erfolgt der Auftrag der Tusche mittelst eines Pinsels oder Haarwisches. Die Druckerschwärze besteht aus gestoßenem und durch ein Haarsieb geschütteten Lampenruß, welcher erst in Branntwein zu einem Brei geweicht, dann mit Rindsleim oder Pflanzenöl (einem Zehntel seiner Masse) angemacht und zuletzt mit Wasser verdünnt ist.

Der Drucker sitzt vor einer Bank, auf welcher der Block über eine Unterlage von Papier festgelegt ist, so daß er sich weder verrücken noch unten reiben kann, (denn der Holzblock wird auf seiner Unterfläche ebenfalls ausgeschnitten). Er hat auf der einen Seite einen Haufen von Papierbogen, auf der andern den Topf mit der Schwärze, sowie den Pinsel. Sein erstes ist, daß er mit dem in die Schwärze getauchten Pinsel oder der Druckbürste die Tafel zweimal sanft überfährt, so daß alles Hervorstehende gleichmäßig bestrichen ist. Nachdem dies geschehen, legt er einen Bogen darauf, breitet ihn sorgsam mit einer ganz weichen Bürste aus, legt einen zweiten darüber, der wie ein Deckel dient, und fährt mit einem fest angedrückten Reiber aus Palmenrinde — oder auch nur mit einer Bürste — ein paarmal darüber. Der Druck ist fertig. Einer Presse könnte der Drucker sich wegen der Dünne und Zartheit des Papiers, nicht bedienen. Das Papier wird wie beim Schreiben so auch bei dem Drucken nur auf einer Seite verwendet, da die Schwärze durchschlägt. Nach etwa vier

Digitized by Google

Abzügen wird der Anfstrich der Schwärze erneuert. Ein guter Drucker zieht täglich 2 bis 3000 Bogen ab; bei eiligen Sachen, bei denen es auf die Sauberkeit nicht ankommt, soll er es in einem Tage bis zu 10,000 Abzügen bringen. Von einem Holzschnitt lassen sich gegen 16,000 Abdrücke nehmen und wenn man ihn danach ausbessert, noch einmal so viele. Manchmal werden selbst 30 bis 40,000 Abdrücke genommen, bevor an die Ausbesserung gegangen wird.

Steine wurden zum Drucken nur für kaiserliche Erlasse beibehalten, für welche man bei der ältesten Weise blieb. Zu Prachtausgaben und für sehr starke Auflagen brauchten die Tsinesen Kupferplatten. Bei schleunig herzustellenden und nicht auf lange Dauer berechneten Sachen, wie Neuigkeitsblättern, Umläufen, Anzeigen und nur für augenblicklichen Bedarf bestimmten, dienten Tafeln mit einem Auftrag von hartem Wachs, worin die Schrift mit einer Nadel ausgeritzt wurde. Diese gestatteten natürlich nur eine geringe Anzahl lesbarer Abzüge. Sollten Vergoldungen angebracht werden, so blieben in den Formen Hohlräume, in welche der Pinsel Gold- und Kupferstaub mit einem Bindemittel auftrug.

Die getrockneten Bogen gelangen in die Hände des Buchbinders, der sie nach den Seitenstrichen und dem Mittelstrich zum Falzen grade zusammenlegt, bricht, heftet und an jedes Ende des Ganzen einen Deckel von leichter Pappe fügt. Oft erhalten die Deckel einen schönen Ueberzug von Seide oder Brockat. Wo die Doppelblätter, die einen Bogen ausmachen, offen sind, werden sie zusammengeheftet, so daß die unbedruckten Seiten an ihrem Rande zusammenhängen und beim Lesen überschlagen werden. Aufschneiden ist nicht nöthig, da die bedruckten Seiten offen liegen. Das Zusammenheften mit Seide war schon gegen 745 in Brauch gekommen,[83] wurde aber selbst bei gedruckten Büchern nicht allemal angewendet. Wie in den Tangzeiten gebunden ward, so fuhr man fort zu binden. Die Hefte (pen) wurden meist sehr dünn gemacht, gewöhnlich aus 50—80, selten aus mehr als 100 Blättern, so daß sie nur einen halben oder ganzen Zoll dick wurden. Mehrere zu einem Werke gehörende Hefte, gewöhnlich 8 bis 10, werden in einer pappenen Kapsel (besonders werthvolle in einer hölzernen) auf-

Digitized by Google

bewahrt. Nicht selten werden aber auch, wenn die Hefte eines Werkes eine solche Schachtel nicht füllen, Hefte mehrerer Werke zusammen gethan. Die Kapseln werden flach auf das Bücherbrett gelegt und übereinander geschichtet.

Das beliebte Format ist ein längliches Oktav, doch werden auch Ausgaben in Duodez („Aermelausgaben" d. h. bei sich zu tragende genannt) und in groß Quart, bis zu 14 Zoll im Geviert veranstaltet.

Der Titel kommt an den Anfang (d. h. nach unserer Bezeichnung hinten, wie bei semitischen Büchern); die erste Seite eines tsinesischen Buches würde unsere letzte sein. In dem Zwischenraume der gegenüberliegenden Seiten ist in die Länge ferner der allgemeine und der besondere (Kolumnen- oder vielmehr Kapitel-) Titel beigedruckt, der folglich in den Rand kommt, durch den äusseren Bruch beim Zusammenfalten getheilt wird und auf jeder Seite halb steht. Der Titel gibt am Anfange das Jahr des Druckes und den Drucker an. Am Rande werden die Ueberschriften der Hauptstücke wiederholt. Wenn das Buch nicht mit einer Vorrede beginnt, so ersetzt diese gewöhnlich ein Schlußwort. Die Angabe etwa auf das Buch bezüglicher obrigkeitlicher Erlasse und seiner verschiedenen Herausgeber wird nicht unterlassen. Längere Anmerkungen werden auf den oberen Theil der Seite gesetzt und durch einen Strich vom eigentlichen Wortlaut unterschieden, kurze Erläuterungen nicht selten mit kleinerer Schrift zwischen die Zeilen eingefügt. Viele Bücher werden mit eingeschalteten Abbildungen ausgestattet. Sogenannte illustrirte Ausgaben sind sogar gewöhnlich, da hierfür in der Ausführung des ganzen Buches durch Holzschnitt eine wesentliche Erleichterung liegt. Ein Inhaltsverzeichniß wird häufig beigegeben, aber niemals ein Register; mangelt ja doch der Gedanke alfabetarischer Anordnung überhaupt. Die Seiten werden gezählt, aber nicht durch das ganze Werk fortlaufend, sondern für jeden Abschnitt besonders. Vom Staat besorgte Ausgaben kennzeichnen Drachenbilder.

Die Platten eines starken Buches nehmen, weil zu je zweimal zwei Seiten eine besondere Tafel gehört, beträchtlichen Raum ein; manchmal füllen sie ein kleines Gemach aus. Diesem Nach-

theil ſteht aber der Vortheil gegenüber, daß der Tſineſe nicht nöthig hat, auf's Gradewohl eine große Ausgabe für das Papier zu machen. Er braucht nur wenig drucken zu laſſen, da er das Buch je nach Bedarf immer wieder von neuem auflegen kann. Der Verleger läuft ein geringes Riſiko. Mit der Zeit leiden allerdings die Platten durch den Wurmfraß; die Würmer zerſtören einzelne Wörter. Dann hilft man ſich, indem man beſchädigte Stellen ausſchneidet und in die Lücke neue Stücke einſetzt.

Die tſineſiſche Druckerfindung war mithin Stereotypie und zwar eine ſolche, welche den Abdruck einer Handſchrift gab. Wegen der Beſchaffenheit des tſineſiſchen Schriftſyſtemes wäre die Bildung einzelner zuſammenzuſetzender und wieder auseinander zu nehmender Typen allzu umſtändlich geweſen.

Indeß erfand doch, als die Stereotypie noch nicht in dem Grade vervollkommnet war, wie es nachmals gelang, zwiſchen 1041 und 1048 ein Eiſenſchmidt, Namens Piſching, den Druck mit beweglichen Lettern (Hopan). Dieſer Mann grub die Schriftzeichen aus einer dünnen Tafel feinen weichen Thones heraus, härtete dieſelbe hernach in Feuer und zerſchnitt die Tafel, ſo daß er nun einzelne Wortbilder hatte. Die Dicke oder der Kegel der Lettern war ſehr gering, nur die einer Münze. Von häufiger vorkommenden Wörtern machte er 20 und mehr Wiederholungen, ſeltenere formte er erſt bei eintretendem Bedarf aus Thonteig. Wollte er drucken, ſo ſtellte er in einer eiſernen Form zwiſchen Silberplatten ſeine Typen zurecht, verband ſie durch einen zugleich etwaige Abſtände ausfüllenden Ueberzug von erweichtem Wachs, Harz und Kalk, welches nachher verhärtete, preßte ein glattes Klopfholz oben darauf, damit ſie gleichſtänden, und ging danach an den Druck; er zog anfangs ein paar, dann 10, auch 100 bis zu 1000 Abdrücke ab. War dies vollbracht, ſo erhitzte er den abgenommenen Satz von neuem, damit der Kitt herausſchmolz, und zerlegte die nicht mehr zuſammenklebenden Typen und wuſch ſie aus. Man ſieht, daß Piſching ſich eiſerner Formen bediente, und in Metallſtreifen die Typen zu einer Zeile übereinanderſtellte, da Längenzeilen zu ſetzen waren. Der Abdruck geſchah noch mittelſt der Bürſte.

Digitized by Google

Aber Pisching fand nach seinem Tode keinen Nachfolger im Drucken mit beweglichen Typen. Als er gestorben war, übergaben seine Gehülfen sein Zeug dem Schasü (in der Provinz Kiâng), der es sorgsam aufhob und auch eine Nachricht von Pisching's Verfahren schrieb. In der That war es für eine Schrift von vielen tausend Zeichen wenig tauglich. Bemerkenswerth ist es aber doch, daß auch der Versuch mit beweglichen Typen in Tsina lange vor Gutenberg gemacht wurde.

Eine zahlreiche Menge von Menschen fand seit der Erfindung des Buchdrucks ihre Nahrung im Herstellen und in dem Vertriebe von Büchern und durch die Geschäfte, die dazu gehören. Auch Weiber betrieben das Holzschneiden. Von ihnen gemachte Tafeln, gelten indeß für minder gut. Der Kaisersitz Hangtscheu war lange der Hauptort der Druckereien und die dort erscheinenden Drucke galten als die vorzüglichsten.

Wenn im Reiche der Mitte die Erfindung des Buchdrucks keine ähnliche Einwirkung ausübte, wie in Europa, wo sie von wahrhaft ungeheurem Einfluß war, so findet dies sicher seine Erklärung darin, daß die Tsinesen um die Mitte des X. Jahrhunderts einen weit größeren und weit bedeutenderen Reichtum an umlaufenden Schriften besaßen, als die Europäer 1444. Hierzu kam, daß Fongtao's Erfindung unvollkommener war und unvollkommener sein mußte als die Gutenberg's, und daß in Europa der Zeitpunkt dieser Erfindung zusammentraf mit dem erst kürzlich begonnenen Hervorsuchen der altlateinischen und griechischen Schriftwerke, welche eine neue Anschauung eröffneten und einen Umschwung der Gesinnung bewirkten, wogegen in Tsina alles sich in längst ausgetretenen Bahnen fortbewegte. Endlich war gewiß auch von großem Belang, daß Reich und Volk einige Zeit darauf mit einer langen schweren Heimsuchung geschlagen wurde, indem schon am Ende des IX. Jahrhunderts im Nordosten Barbaren sich festgesetzt hatten, die im X. Jahrhunderte weiter vordrangen, die Nordprovinzen verheerten und später Tsina überzogen.

Wiewol nicht entfernt im selben Maße folgenschwer und fruchtbar wie in Europa, war die Vervielfältigung der Bücher in Tsina doch immerhin bedeutsam und fördernd. Mit ihrer nunmehrigen Billigkeit hing ja ihre ausgedehntere Verbreitung

Digitized by Google

zusammen, damit zugleich die stärkere Sicherstellung der gewonnenen Bildung in den Zeiten der mongolischen Ueberziehung.

Seitdem Bücher gedruckt werden konnten, bekamen Geisteserzeugnisse eine große volkswirthschaftliche Bedeutung. Früher erfährt man nichts von einem Stande der Buchhändler, fortan gab es einen solchen. In Anschluß an die bisherigen Verhältnisse blieb der Verfasser auch der Herausgeber seiner Schrift und der Bücherhändler war nur der Vertreiber. Die Herstellungskosten waren gering, weil starke Auflagen nur durch die große Nachfrage erforderlich wurden. Wer auch diese nicht erschwingen konnte, hatte noch einen Weg zur Veröffentlichung offen, da von Staatswegen fortwährend gute Bücher aufgelegt wurden. Er sendete sein Werk an den Kaiser ein; die angestellten Doktoren in der Hauptstadt prüften es und wenn sie es gut fanden, wurde es auf ihren Bericht mit Staatsgeld gedruckt. Höhere Beamte schlugen regelmäßig und meistens mit Erfolg diesen Weg ein. Die Regierung erachtete es als eine ihrer vornehmsten Pflichten für die Vervielfältigung guter Schriften ununterbrochen Sorge zu tragen.

Eine andere Wirkung war eine abermalige Veränderung im Schriftzuge. Die Tang waren der Anwendung der vielen alten Schriftweisen in den Weg getreten. Gegen das Jahr 744 hatte sogar ein kaiserlicher Erlaß befohlen, die veralteten aufzugeben und nur der gegenwärtig üblichen sich zu bedienen. Die gewöhnliche war seitdem das Lischu, und wenn es galt Steine, Sigel, Fahnen zu beschreiben, das Siaotschwan. Die Rückkehr zum Einschneiden der Wortbilder, welches zum Druck erforderlich war, nahm ihnen die leichte Schwunghaftigkeit, welche die Führung des Pinsels auf dem Papier gegeben hatte; sie fielen winklicher, scharfkantig, eckig und steif aus. Man unterschied die Druckschrift (Sum) von der Pinselschrift (Kiai). Von den Drucken ging diese Art auch auf die Schreibeschrift über. Diese letztere hieß dann Kiai Sungpan. **Tafel XXIX.** n. V. zeigt sie. Es gerieth nach ihrer Art alles in's Viereckige. Liëutu, dessen Schreiben sehr geschätzt wurde, gab den Zügen eine scharfe Form, eine schärfere, als welche sie vor dem Buchdruck gehabt hatten, indeß eine solche, die weder langwierig im Ausführen noch schwerfällig für das Auge war. Seine Schrift nannte man Hinschu.

Digitized by Google

Nachmals milderte man diese Züge wieder in dem gewöhnlichen Schreiben und trachtete zugleich nach einem feineren und zierlicheren Aussehen, als welches die Druckschrift hat. Die übliche Handschrift, soweit sie Schönschrift ist, (das Kiai Hingschu) zeigt **Tafel XXIX.** n. VI. Die geläufige Schrift im gewöhnlichen Verkehre blieb allerdings ein schwer lesbares Geschreibsel von starken Grundstrichen und Zickzacken, die sogenannte „Geschäftshand". Schönschreiberei war eine Beschäftigung, der selbst angesehene Männer sich ergaben. Als gegen die Mitte des VIII. Jahrhunderts der Feldherr Tsaopa, der seinen Stammbaum auf Wuti zurückführte, in des Kaisers Ungnade fiel, ergab er sich dem Schönschreiben und bemühte sich den hochberühmten Schönschreiber Wangjeü zu übertreffen;[84] als er daran verzweifelte, warf er sich auf die Malerei, in der er dann Großes leistete.

Starke schriftstellerische Thätigkeit ging nach dem Zeitalter der Tang in den dreihundert Jahren der Herrschaft der Sung, welche von 960 bis 1279 geboten, fort, wiewol schon im XII. Jahrhunderte das Reich und die Bevölkerung durch die Tataren schwer litt. Gewiß war das Festhalten seiner Geschichte im Bewußtsein und das Eingedenkbleiben der bisherigen ganzen Entwicklung ein namhafter, großer Vorzug der Tsinesen vor den Völkern Europas, die (natürlich von einigen einzelnen Gelehrten abgesehen) von ihrer eigenen Geschichte nur eine ganz geringe, verworrene und unrichtige Vorstellung besitzen und schwachen historischen Sinn haben. Indeß eine allzugroße Hinwendung zu der Vergangenheit, übermäßige Vorliebe für das Altertum hatte in ihrem Gefolge den Nachtheil, daß die neuen Bedürfnisse der Gegenwart nicht hinlänglich beherzigt wurden und daß von den Buchgelehrten nicht genug auf das hingewirkt ward, was im Drange der Umstände das Nothwendigste geworden war, nämlich für Mittel zur Erhaltung des Staates zu sorgen. Viel wurde gedruckt; das war löblich, aber besser wäre das Schriftstellern so lange in den Hintergrund getreten, als der Bestand des Reiches und damit die Fortdauer der Bildung gefährdet war. — Die in der Sungzeit geschaffenen Werke liegen in Drucken, somit in unanzweifelbarem Wortlaut vor. Um die Sicherstellung der Hauptschriften aus der alten Zeit machten sich noch viele Gelehrte ver-

Digitized by Google

dient, namentlich um die des Mengtse die Gebrüder Tching. Auch für Nichtkonfutseaner sorgten die Kaiser; auf ihr Geheiß wurde eine buddhistische Encyklopädie (Tsifoujouankoueï) in tausend Heften zusammengestellt, deren Abschluß 1012 erfolgte.

Die Kaiser schätzten überhaupt die Gelehrten und beschäftigten sich gern und viel mit den mustergültigen Werken. Der von 960 bis 975 herrschende Tschaokuangjin Taïtsu dichtete selbst ein Carmen zum Lobe Kungtse's. Er veranlaßte, um der Verwirrung im Gebrauche der Schriftzeichen entgegenzuwirken, eine amtliche Ausgabe von Huschin's Wörterbuche. Am kaiserlichen Hofe lebten Losse, der um 980 eine „Beschreibung des Erdkreises" (Taipinghoanjütschi) herausgab, in welcher er natürlich nur das beschränkte tsinesische Wissen von der Erde mitzutheilen vermochte, aber doch mit gesundem Urtheil prüfend, der älteren Schriftsteller Angaben verwerthete. Kaiser Taitsung (975—997) sammelte sich für sein eigenes Studium 80,000 Hefte. Tschintsung (997 bis 1022) ließ die alten Werke neu auflegen, sorgte für ihre Verbreitung im ganzen Reiche und belohnte diejenigen, welche ihm seltene oder gar unbekannt gebliebene Handschriften zubrachten. Diese Kaiser häuften Bücher und waren auf Mehrung des Schriftenbestandes emsig bedacht. Bei dessen Anwuchs veranstaltete der Kaiser, damit der Hauptgehalt denjenigen zugänglich werde, welche nicht die Muße besaßen, Massen von Büchern zu lesen, im Jahre 1002 eine gedrängte Zusammenfassung des Erheblichsten oder eine allgemeine Encyklopädie.

Einer der obersten Staatswürdenträger Ssemakwang (geboren 1018, gestorben 1086), ein Mann von erhabener Gesinnung, und hochgeehrt, arbeitete mit langer Anstrengung, beinahe alle vorhandenen Geschichtswerke ausnutzend, gründlich und lichtvoll große Jahrbücher von — 425 an mit Tabellen und beigegebenen Untersuchungen, eine Gesamtgeschichte Tsinas, unter dem Titel „allgemeiner Spiegel für Regierende" (Tsötschithungkian) aus, mit denen er 1084 in 354 Heften bis zum Jahre 959 zu Stande kam. Sie wurden von einem seiner Hülfsarbeiter Lieusu fortgesetzt und gelten bis zum heutigen Tage als eines der vorzüglichsten tsinesischen Geschichtswerke. Ein nicht unbeträchtliches Schrifttum hat an dasselbe angeknüpft. Ssemakuang's Verwaltungsschriften und

Vorstellungen in Regierungssachen bildeten eine Sammlung nachahmungswürdiger Muster. Und merkwürdig, 1097 wurde sein Grabmal zerstört, wurden seine Schriften von Obrigkeitswegen verbrannt, weil eine feindselige Partei ihn nach seinem Tode schwerer Staatsverbrechen bezüchtigte. Ein Menschenalter darauf 1129, war sein Name freilich wieder in Ehren und fest steht seitdem sein Ruhm. So ist das Schicksal ächter Historiker! Vom selben Ssemakuang wurde auch ein Gartengedicht geschaffen, das sich durch herrliche Naturschilderung auszeichnet.[85]

Die Hochhaltung der konfutseanischen Lehre war so gestiegen, daß nun auch, im Jahre 1085, ihrem Hauptvertreter Mengtse, tausend Jahre nach seinem Tode, ein Tempel geweiht und sein Bild in den Kungtsetempeln in eine Nische gestellt wurde. Dieses merkwürdige Volk hielt Verehrung seiner schriftstellerischen Größen ersten Ranges für seine Schuldigkeit.

Die Steigerung der Lebensthätigkeit mag auch den Abirrungen der Taosse Vorschub geleistet haben; im XI. Jahrhundert kam wenigstens ihre abergläubische Richtung in große Aufnahme, sogar am Hofe. Um 1022 vernahm man öfter, es seien Bücher mit geheimnißvollen Zeichen, in schwarze Deckel gebunden und versigelt, vom Himmel heruntergefallen, aus denen man Aufschlüsse über die höchsten Fragen herausklügeln wollte, und der Kaiser ließ zur Aufbewahrung solcher ihm gebrachter Bücher besondere Tempel erbauen. Das prüfende Urtheil war mithin nicht so weit entwickelt oder doch nicht so allgemein, als man nach den übrigen Leistungen erwarten sollte. Betrüger konnten sich Glauben verschaffen. Ja sogar das Weissagen brachte in ein förmliches System Hoangkikingschi.

Wie rege indeß schon gegen d. J. 1000 das Geistesleben war, zeigte sich darin, daß unternommen wurde, der alten Lehre eine auf Schlüsse gebaute zusammenhängende Darstellung zu geben. Der Anfänger dieser tsinesischen Scholastiker war ein Würdenträger des Staates Tscheutse (oder Tscheulienki), dem die beiden Tschingtse nachfolgten.[86] Eine metaphysische Grundlage zu gewinnen ward versucht. Tscheutse stellte, wie es scheint, auf Laotse bauend, eine grenzenlose erste Ursache oder erste Thatsache an die Spitze. Ihr folgt eine Unterlage, und die Bewegung der ersten Ursache ruft in

Digitized by Google

dieſer das Männliche, ihre Ruhe das Weibliche hervor, die beiden Weiſen des Seins, deren Aeuſſerungen das Elementare ſchaffen, deren Miſchung Glück oder Unglück bringt. Auf der Naturordnung beruht dann die ſittliche Ordnung. Die in der Wiſſenſchaft ſich kündende Einſicht iſt göttlichen Urſprungs. Die Frage der Weltentſtehung ward ſomit zum Gegenſtande der Forſchung gemacht. Einer von den gelehrten Auslegern der Kings Tſchaokangtſie forderte (1070), die unklare Grundlage der tſineſiſchen und konfutſeaniſchen Weltanſchauung folgerecht entwickelnd, zum Verſtändniß der maßgebenden, wohlthätigen Naturordnung das Erkennen der zu oberſt waltenden Naturgeſetze, als der beſtimmenden Mächte. Tſchaokangtſie behauptete beſtimmt, daß im Stoffe die geſtaltende Kraft ruhe, wobei jede übernatürliche Urſache ausgeſchloſſen war. Eine ſolche Anſicht führte zu der Annahme, daß die Welt in einem allmäligen Zerſtören und Wiedererneuen ſich befinde, und weiter wurde gelehrt, daß ſie entſtanden ſei und vergehen werde. Noch war allerdings das zu ſicheren Ergebniſſen hinführende Verfahren naturwiſſenſchaftlicher Forſchung von den Tſineſen keineswegs erkannt, ſondern der ſcholaſtiſche Geiſt vorherrſchend und außerdem die Gelehrſamkeit bloſſes Sammeln und Aufſpeichern: was anderes konnte aus dieſer Lehre demzufolge entſprießen, als eine voreilige Naturfiloſofie voller willkürlicher Verſicherungen? Die Hauptvertreter dieſer neuen Richtung waren außer den Genannten Tſchangtſai und Tſchuhi. Siemakuang war ihr als ſtrenger Konfutſeaner entgegengetreten.

Vom Drucken ward nun auch noch ein anderer Gebrauch gemacht, um aus ihm Geld zu ſchlagen. Nachdem ſchon früher der Mangel an Metall für Münzen durch verſchiedene Aushülfsmittel zu erſetzen verſucht worden, half zuerſt Tſchangjung im Lande Schu ſich mit gedruckten Anweiſungen auf Geldzahlung, welche die ſchweren Eiſenmünzen vertraten. Der vorhin erwähnte Kaiſer Tſchingtſung ergriff dieſen Ausweg und gab von Staatswegen Papiergeld aus.[87]

Die Noth der Zeit drängte indeß auch dahin, daß Kaiſer Jintſung (1022—1063) Vorſchriften für die Kriegführung zuſammenſtellte, aus den zerſtreuten Regeln ein Kriegsbuch bildend. Sein Werk wurde 1163 durch zugefügte Beiſpiele erweitert.

Tschangsiü behandelte nach diesen strategischen Regeln die Thaten von hundert berühmten Heerführern.

Unter den Sung setzte sich auch die auf die gewerbliche Seite gerichtete Schriftstellerei fort. Wie viele Bücher erschienen nicht allein über den Thee! Tschangkia gab eine „kurze Anweisung zur Kupfergewinnung" d. h. Eisen mittelst flüssigen Kupfervitriols zu verkupfern. Als medizinischer Schriftsteller machte sich Jongho einen großen Namen, dem später Tschütschinheng nachfolgte. Mifei verfaßte sowol eine Geschichte der Malerei als eine Musterung der berühmten Gemälde und Tongjeu behandelte die Grundsätze der Malerei. Die Aussagen der Vorgänger pflegte man in solchen Werken stets beizubringen.

Nach der Mitte des XII. Jahrhunderts strahlt der 1129 geborene, berühmte Ausleger der Kings Tschuhi (Tschutse). Er bekleidete eine Weile hohe Staatsämter, und übte eine ausgebreitete Schriftstellerei in den Gebieten der Filosofie, Staatswissenschaft, Geschichte und Pädagogik. Außer seiner staunenswerthen Belesenheit in allen Fächern zeichneten ihn gründliche Kenntniß der Schrift und der Sprache, Klarheit im Denken und Gewandheit im Darstellen aus. Systematische Beherrschung alles Geleisteten war sein Ziel. Wol vor allem der Umstand, daß er die vorhandene Masse von Auslegungen der Kings mit dem Bemühen auszugleichen und Verschiedenes zu vereinigen, ausschöpfte trug dazu bei, daß ihm unter allen Erklärern der höchste Rang eingeräumt wurde. Sein Streben, wo möglich alles in Uebereinstimmung zu bringen, war freilich oft nur mit Hülfe des umdeutenden Verfahrens ausführbar. Man war der Ueberzeugung, daß er den Sinn der alten Schriftsteller in der Regel richtig getroffen habe. Das Erscheinen seiner Erörterungen machte gradezu einen Abschnitt für den Auslegungsbetrieb. An seine Auffassung hielt sich in der Folge der Staat. Tschuhi schrieb auch über die Kunst Bücher zu lesen. Als Filosof suchte er im Anschluß an die naturfilosofische Schule in dem Werke Singli die Erklärung der Welt im beständigen Aufeinanderwirken der thätigen Bewegung und der leidenden Ruhe, aber er ließ die Scheidung der Leben gebenden ersten Ursache oder großen Thatsache, welche überall ist, im menschlichen Geiste vor sich gehen d. h. er ließ nur eine einzige

Substanz gelten. Gegen diese seine Lehre erhob sein Zeitgenosse Luschi oder Lutsetsing Einwürfe, aber Tschuhi wurde durch ihn nicht verdunkelt. Diese Naturfilosofie behauptete sich bis zur Gegenwart. Tschuhi's äußerst übersichtliche Geschichtsdarstellungen fußten im Hervorheben der Ursachen und Wirkungen. Sein „Jugendlehrer" und „das kleine Studium" (Siaohio), eine Sammlung guter und zugleich einfacher Aussprüche und Vorschriften sowie vortrefflicher Beispiele, war darauf berechnet die tsinesische Lebensweisheit einzuprägen und den Weg dem Tahio zu ebnen, das jeder Gebildete verstehen sollte. Ein halbes hundert Ausleger schriftstellerten hernach an diesem im höchsten Ansehn stehenden Buche Tschuhi's. Er selbst, der immer forderte in allem auf das Wesen der Dinge auszugehen, klagte darüber, daß Vielwisserei um sich gegriffen habe, welche nur die Neugier befriedige. Wenn Gelehrte, wie es oft vorkomme, bedauerten, daß sie den Inhalt eines Buches nicht behalten könnten, so wisse er — dies war sein Wort — nur den einen Rath: „Leset weniger und denket mehr über das Gelesene nach, dann wird es unversehens in eurem Geiste wurzeln." Ein schweres Werk müsse man angreifen wie ein Feldherr oder ein Untersuchungsrichter, der keine Ruhe gebe, bis er am Ziele sei. „Lasse den Gedanken des Schriftstellers in Dir so reifen, daß er gleichsam dein eigner Gedanke werde." Die heutigen Leser aber, fährt Tschuhi fort, lassen den Inhalt eines Buches niemals in sich reif werden; „sie lesen in stürmischer Hast oder mit spielendem Behagen; wie ist es da möglich, daß der Stoff langsam und sicher in den Geist einsickere?" Tschuhi wurde im Leben wegen seiner Rechtschaffenheit verfolgt und niedergedrückt, nach seinem Tode „der Fürst des Wissens" (Wenkong) betitelt.

Bei diesem großen Aufschwunge wagte es in der Geschichtschreibung Juankitschung die Aufreihung nach der Zeitfolge zu verlassen, um dem Faden der Begebenheiten nachzufolgen und das sich Zusammengruppirende als ein Ganzes in einem Zuge hintereinander zu erzählen: dies war aber so wenig nach dem Geschmacke der Tsinesen, daß Juankitschung darin keine Nachfolger fand. Man fuhr fort in der herkömmlichen Weise die Vergangenheit zu erzählen und einzelne Zeiträume und Reiche zu be-

handeln, so wie dies Ngeoujangsieou (1007—1072), der geschmackvolle Darsteller Eujangsieu, Jelungli (1180), Lojeu und Andere thaten.

An Dichtern fehlte es auch im Sungzeitalter nicht. Unter diesen erwarb sich einen geachteten Namen Tschikai um 1050 mit Versen, welche die in die Oeffentlichkeit hinausgetretenen Handlungen angesehener Männer freimüthig beurtheilten. Als der vorzüglichste galt Sutungpo, der dem Litaipe an die Seite gestellt und allezeit in Tsina hochgehalten wurde.

Auch sogenannte überdichtete Geschichten oder Romane und Schauspiele erschienen nun häufig in dieser und in der nächsten Zeit. Denn wiewol die Mittelasiaten immer weiter eindrangen und Mongolenfürsten endlich das ganze Reich von 1280 bis 1333 unterwürfig inne hatten, so erstarb der Schriftstellerdrang dennoch nicht.

Die kleineren oder größeren „überdichteten Geschichten", die Novellen und Romane, dürften ihren Ausgang von moralischen Erzählungen genommen haben; sie trugen nicht selten die Form der Unterredung und mengten häufig Gedichte ein. Nicht blos an Stellen gehobener Stimmung unterbrachen ihre Erzählung Verse, sondern auch an den Anfang und Schluß eines Abschnittes setzte man gern bezügliche Verse namhafter Dichter. Darin bekundete sich, wie tief diese in's Volk eingedrungen waren. Ganze Romane wurden sogar in Versen geschrieben. Nicht selten sind allerdings die eingefügten Verse, wie Abel Remüsat urtheilt, ein übel angebrachtes Schmuckwerk, in welchem nur der Verfasser sein Talent als Schöngeist leuchten lassen will. Der Inhalt der erdichteten Erzählungen gehörte niemals der Mährchenwelt an. Die tsinesische Nüchternheit liebte keine Fabeln; sie malte das wirkliche Leben ab. Von den in Europa bekannt gewordenen dürften diejenigen, welche eine Menge Einzelheiten in buntem Wechsel vortragen, ohne daß etwas anderes als der Zufall in den Abenteuern, Begebenheiten und Heimsuchungen herrschte, dem Darstellungsvermögen dieser Zeit entsprechen. Das Gewebe der Fabel ist in diesen prosaischen Dichtungen noch ebenso lose wie die Zeichnung der Menschen blaß: es sind Erzählungen, wie man sie in Deutschland um 1700 machte und las. Die besser ge-

Digitized by Google

arbeiteten und feineren dürften erst in einer späteren Zeit geschaffen worden sein.

Am Ende der Sungzeit, 1277, stellte ein Schulmeister Wang-poheu für seine Anstalt eine Encyklopädie zur Belehrung der tsinesischen Jugend auf, das „drei Wörterbuch" (Santseking). Seine Fibel gibt in je 3 Wörtern einen Satz; je 4 Sätze oder Zeilen gehören zusammen und sind gereimt, so daß sie leicht auswendig zu behalten sind. In einer Reihe von Sprüchen bietet sie eine Uebersicht der Grundkenntnisse und Grundsätze oder Pflichten, nennt die Hauptunterscheidungen, ebensowol des Getreides wie der Leidenschaften, erzählt die wichtigsten Begebenheiten der Landesgeschichte, führt ermunternde Beispiele vor und prägt Ermahnungen ein. Sie beginnt mit dem Satze: „Bei der Geburt des Menschen ist seine Natur ihrem Wesen nach empfänglich für das Gute, durch die Natur sind die Menschen gegenseitig befreundet, durch Gewohnheit und Erziehung werden sie erst von einander entfernt; wenn die Menschen nicht unterrichtet werden, verändert demgemäß ihre Natur sich zum Schlimmen", und betont nachdrücklich das Streben nach Erkenntniß und das Studiren von Büchern. Dieses treffliche Lehrbuch wurde alsbald für das ganze Reich angenommen und ist noch heute in allen niederen Schulen Tsinas eingeführt. Ausführliche Erläuterungsschriften wurden später zum Nutzen der Lehrer zu diesem Büchlein abgefaßt.

Gute Schulbücher wie bündige vielumspannende Zusammenfassungen entstehen erst, wenn das Schriftum gereift und zu großer, kaum zu bewältigender Ausdehnung angeschwollen ist. Die alte im Jahre 1002 vom Kaiser veranlaßte Encyklopädie zu Grunde legend trug nun Ma-Tuanlin (geboren 1245, gestorben 1322) mit zwanzigjährigem Fleiße und besonnenem Urtheil eine mächtige Encyklopädie in 348 Heften zusammen, in Auszügen aus allen bedeutsamen Werken. Die Hauptsache von allem, was über die Vergangenheit, die Altertümer, die Regierungsweise, über alle Seiten des Volkslebens, über die Gelehrten und die Schriften Tsinas gewußt wurde, sowie den Kern der von Teumen um 988 aus Japan nach Tsina mitgebrachten Geschichte Japans, bot diese seine 1314 beendete „gründliche Untersuchung der alten Denkmale" (Wenhiantungkao) dar. Sie enthielt genaue Nachrichten über

Digitized by Google

Bücher und Schriftsteller bis 1224. Dies große Werk war (wie nachmals in Europa Bayle's Wörterbuch) keine bloße Sammelei, sondern eine Wiederholung unter beständiger Sichtung und Forschung. Man kann sagen, äussert Abel Remüsat, daß es eine ganze Bibliothek ersetzt. Eine solche Encyklopädie, die namentlich alle über Tsina Auskunft gebenden älteren Nachrichten auszugsweise systematisch und chronologisch zusammenstellte, war auch das in der letzten Sungzeit gearbeitete „Jaspismeer" (Jühai), welches erst 1340 gedruckt wurde. Die Behandlungsweise war die geschichtliche, die der Tsinese am meisten liebt. Wurde z. B. ein Amt genannt, so ließ man sich nicht die Angabe seiner Bedeutung genügen, sondern verfolgte alle mit ihm vorgegangenen Veränderungen von den ältesten Zeiten an.

Um dieselbe Zeit, da an die Stelle der Sung die Herrschaft der eingedrungenen Mongolen nach und nach trat, erschien das große Werk über Acker- und Gartenbau, Seidenzucht, Waldpflege und Viehwirthschaft (das Nongsangtsi jao), schrieb Wanghi die Anleitung, wie der Lauf des Hoangho zu regeln, samt Nachrichten über die früheren Ueberschwemmungen und gab 6 Flußkarten bei. Ein tonisches Wörterbuch verfaßte Hantschao (zwischen 1123 und 1260), welches über Synonyme gut belehrte. Das in der zweiten Hälfte des XIII. Jahrhunderts erschienene Wörterbuch Janghiuan's, Luschuthong betitelt, welches nach den sechs Gattungen die Schriftzeichen abhandelte, stellte neun Unterabtheilungen auf; allein die Folgezeit fand diese eher verwirrend als erleichternd. In dieser Zeit schrieb Lojeu ein Buch über die Tusche, verfaßte Tangkeu eine neue Geschichte der Malerei seit 220, in welcher er die vorzüglichsten Gemälde beschrieb und beurtheilte: das Buch „Spiegel der Malerei" (Hoakian). Die Lebensläufe von mehr als anderthalbtausend Malern behandelte der gelehrte, in Jünkien lebende Hiawenjen mit dem Ehrennamen Sseliang, im „kostbaren Spiegel der Malerei" (Tuhoeipaokiang). Ein Lehrer der Redekunst aus Tongping in Schantong Wangkeu verfaßte einen Spiegel der Beredsamkeit.

Die Münzen des Landes wurden auch behandelt. Ueber Münzen hatten schon in der ersten Hälfte des VI. Jahrhunderts Kuhengtschang und unter den Tangs Tschangtai geschrieben, deren

Digitized by Google

Abhandlungen arbeitete 1095 Hiaomei zusammen; er fügte vieles hinzu, um eine Münzgeschichte Tsinas herzustellen. Sein Werk setzte Tongjeu fort.

Große Sorgfalt wurde noch in der Sungzeit an die Sammlung, Abschilderung und Erklärung der tsinesischen Altertümer, namentlich insofern Schrift auf ihnen zu sehen war, gewendet. In den ersten Zeiten ihrer Herrschaft lieferte Nitschung aus Lejang (968) Tafeln mit Abbildungen der alten Gefäße und Inschriften, besonders solcher, die sich auf die Gebräuche bezogen, im Sanlitoü. Gegen die Mitte des XI. Jahrhunderts beauftragte Kaiser Dschingtsung den damaligen Vorsteher des Schrifttums Taytschang genaue Abschriften von allen Zeichen auf den alten Denkmalen, Urnen und Werkzeugen zu nehmen und sie nach der Zeitfolge zu ordnen. Dies ward ausgeführt von 1049 bis 1053. Liütufang arbeitete gemeinsam mit einem andern Gelehrten eine Beschreibung der ältesten Vasen, Glocken, Spiegel und ähnlicher Stücke aus, in dem Kaokoütnoü. Wangkieng beschrieb den Vorrath der Siaosammlung im Buche Siaotungtsikulo, Sieschi genannt Schankung bildete die Inschriften der Vasen und Bronzen im Tschungtingkuanschi ab, welches 1167 eine Ergänzung erhielt. Jangki prüfte 1165 im Loükingthoükao, welches 322 Abbildungen hatte, die Figuren der Kings, Jang Wenping endlich schrieb zwischen 1174 und 1190 über die Aussprache der Zeichen, die man auf Steinen der Tscheu- und Tsinzeiten erblickt. Mehr als hundert Jahr später bereicherte Ukieujen seine Arbeit in einer neuen Ausgabe sehr. In hohes Altertum zurückreichende Stücke glaubte man noch zu besitzen. Zählte doch aus der Zeit der Schang (seit — 1763) Wankieng 126, die vermehrte Ausgabe von Schankung's Werke gar 209 Stück auf, und aus den Tscheuzeiten Wankieng 133, jene 253; ja letzterer zufolge gab es noch zwei Stücke, die in den Hiazeiten (um — 2159) entstanden sein sollten! Gewiß, mit allergrößtem Eifer wurde alles Altertümliche aufgesucht und bewahrt, alles, was für die Geschichte der Schrift von Belang war, erhalten, freilich nicht allemal mit Kritik.

Nicht ganz so sorgsam verfuhr man mit den neueren Büchern. Tsching Kiahtsai beurtheilte den Bestand derselben damals dahin, daß von 100 in der Hanzeit vorhanden gewesenen Büchern kaum eines oder

Digitized by Google

zwei übrig seien. Von Taoſſeſchriften zählte im Zeitalter der Sung Tengtſeho im „Verzeichniß des Schatzes der Taoſſe“ (Taotsangschumu) 311 Werke auf. Die Anzahl der neuen werthvollen Hervorbringungen von 960 bis 1275 berechnete man auf 22 Werke über die Schrift und 21 über das Bücherweſen, auf 56 Werke über das Iking, 18 über das Schiking, 22 über das Schuking, 76 über die anderen Hauptbücher der konfutſeaniſchen Zeit, ſämtlich kommentatoriſcher Art, ferner auf 113 geſchichtliche Werke, auf 38 über die Gelehrſamkeit, 62 Werke litterariſcher Kritik und 29 Encyklopädien; weiter 21 über Staat und Verwaltung, 2 über die Geſetze, 7 Buddhiſtiſche, 13 Taoſſeſchriften, 1 über den Ackerbau, 3 über die Muſik, 23 über die Malerei, 5 über Mathematik und Sternkunde, 36 über die Heilkunſt, 35 über Einzelheiten, 58 mannichfaltigen, 68 leichten, unterhaltenden Inhalts, 46 Sammlungen, 402 Dichtwerke u. ſ. w. Mit dieſen aufgezählten 1215 Werken, welche auf das Jahr nur vier neue Erſcheinungen ergäben, ſind wol blos die bedeutenderen Hervorbringungen gemeint, diejenigen in der Sungzeit entſtandenen Bücher, die nach faſt einem halben Jahrtauſend noch in den Büchereien ſich befanden. Das meiſte Schöngeiſtige iſt ganz bei Seite gelaſſen.

Im XII. Jahrhundert brachte Weikwan eine gefällige Schreibweiſe, das Lienjetſchwan, in Mode, bei der man den Kopf der Buchſtaben dicker als den Schwanz machte. Um dieſelbe Zeit, um 1115, liebte man auch Nachahmungen der alten Züge, die man auf Vaſen und Glocken ſah, die Art die Tſchungtingtſchwan hieß. Die Sung lieſſen es an Sorge um die Schrift nicht fehlen. Die alte wurde gepflegt, aber entſchieden wog vor die gradſtrichige, welche durch die Drucke in Schwang gebracht wurde. Dieſe ward weiter ausgebildet. Unter den verſchiedenen Darſtellungen und Schriftbildern war der Gebrauch der ſogenannten Lautbilder allmälig in den Vordergrund getreten, ſo daß dieſe die Hauptmaſſe der gebrauchten Zeichen ausmachten.

Seitdem es gewöhnlich geworden war neue Bücher in Druck zu geben, nahm übrigens die Achtſamkeit auf die Bewahrung der urſprünglichen Niederſchrift beträchtlich ab. Nach genommenem Abdruck ſchien dieſe nahezu werthlos geworden. Man bekümmerte

Digitized by Google

sich nicht weiter um sie. Nun wurden aber bei dem Stereotypiren zuweilen Fehler (im eigentlichen Sinne Schnitzer) begangen und man gewahrte diese erst nach längerem Gebrauche des Buches. War, wie häufig vorkam, immittelst die Urschrift verloren gegangen, so liessen sich dieselben nicht mehr durch eine Vergleichung berichtigen und man war darauf angewiesen, sich mit Muthmaßungen, wie an solchen Stellen zuerst geschrieben sein möge, zu behelfen.

Die Ueberziehung Tsinas durch die Mongolen drohte der alten Bildung den Untergang. Wenn gleich zum Glücke für die Tsinesen die Beherrscher der Mongolen, die neuen Juankaiser, ausgezeichnete, emporstrebende, der Geistesbildung holde Männer waren: die Schwärme, die mit ihnen in's Land eingebrochen über Tsina sich ergossen hatten, waren ungebildet und roh. Wer es wohl meinte, sah bei dieser Wendung der Geschicke die Aufgabe vor sich seine Kräfte anzuspannen, um nur den bisherigen Ertrag langer und erfolgreicher Anstrengungen zu behaupten und zu erhalten. Innigerer Anschluß an das Alte, Hinwendung zu ihm im Gegensatz zu dem augenblicklich Treibenden ergab sich daraus als gebieterische Nothwendigkeit. Freie Bewegung, die von dem Ueberkommenen sich entfernte, um in neuen Bahnen sich zu versuchen, konnte unter diesen Umständen äusserst nachtheilige Folgen haben. Es war das Bedürfniß der traurigen Gegenwart festzuhalten das Ueberkommene, festzustehen auf dem Boden der Väter. Jedoch eine üble Wirkung hing daran, die, daß die ohnehin übermäßige Betonung des Alten nur noch mehr gestärkt ward.

Eine Zeit lang trug sich durch die Mongolen Zerstörung der tsinesischen Einrichtungen zu. Die Verwaltung war aufgelöst, Prüfungen fanden nicht mehr statt, viele Bücher gingen zu Grunde. Die Errungenschaften einer langen Vergangenheit schienen ernstlich gefährdet, weil das Reich den Nachbarn unterlegen war. Indeß trat schnell eine Wendung zum Besseren ein. Die neuen mongolischen Kaiser, die man das Haus der Juan hieß, gingen bereitwillig auf die tsinesische Bildung ein. Schon 1276 stellte Kaiser Chubilaichan (1260—1294) die Staatsprüfungen nach der alten Weise wieder her. Sie suchten das große Reich auf tsinesische Art zu regieren; doch grollend hielten die allermeisten Gelehrten

Digitized by Google

von den Fremdlingen sich fern und liessen sich durch keine Belohnungen locken. Es waren Wenige, welche sich der neuen Gewalt anschlossen. Einer von diesen letzteren war Utsching aus Suidschen mit dem Ehrennamen Jeutsing, bekannt als ein eifriger Anhänger und Nachfolger Tschuhi's, als ein feiner und beredter, blühender, blumenreicher Schriftsteller, scharf im Urtheilen und voll Vertrauen zu seinen Ansichten. Ihm ertheilte Chubilai den Auftrag, Bücher und Karten, die der Zerstörung entgangen seien, wieder aufzusammeln, ihn bestellte er zum Aufseher der Schulen und Studien; und Utsching hielt den Konfutseanismus aufrecht. Er ließ sich angelegen sein bei Gelehrten zu vermitteln. In seinen Bemühungen unterstützten ihn die gleichfalls zu den Mongolen übergehenden Schriftsteller Wangkeu, der schon erwähnte Verfasser des Spiegels der Beredsamkeit, der 1275 einen hohen Rang und die Bestimmung erhielt, Karten, Verzeichnisse, alte Gefäße sowie anderes Erhaltene zu sammeln, und der von ihnen ebenfalls zu großem Einfluß gehobene Hiüheng aus Honui mit dem Ehrennamen Tschongping, ein Mann von umfassender Gelehrsamkeit und ein äußerst klarer und einfacher Schriftsteller. Unter seinen vielen Schriften über die Kings, die Bräuche und die Begebenheiten befand sich auch ein besonderes Buch über die Schrift. Von Bedeutung war, daß Hiüheng die mongolische Sprache sich aneignete und mongolische Bücher abfaßte. Chubilai betraute ihn mit der Ausarbeitung eines Gesetzbuches. Hatten vordem Buddhisten Werke aus fremden Sprachen in's Tsinesische übertragen, d. h. ihren Gedankengehalt in tsinesische Schrift umgesetzt, so kam nunmehr Uebersetzung aus dem Tsinesischen in's Mandschuische auf. Nicht umschreibend sondern streng ward übersetzt.

Dem Buddhismus ergeben ließ Chubilai auf Antrieb der Bonzen die Bücher der Taosse verbrennen, nur das allgemein anerkannte Taoteking verschonend, und dagegen die heiligen Bücher der Buddhisten mit Gold schreiben, was einen Aufwand von 3200 Unzen Gold erheischte; eine spätere neue Ausgabe derselben kostete 3900 Unzen Gold, eine dritte Ausgabe 2800 Unzen. Neue Buddhistenbücher wurden von auswärts eingeführt. Sehr bald jedoch gingen die Mongolen im tsinesischen Wesen auf, wozu nicht wenig die vielen Uebersetzungen tsinesischer Werke in's Mon-

Digitized by Google

golische beitrugen. Mongolen schriftstellerten nun tsinesisch. Kaiser Jintsung (1311—1320) stellte das auseinandergesprengte und zerstäubte Kollegium der Reichsgeschichtschreiber her, führte das System der Prüfungen wieder ein, und ließ nach der neuen Hauptstadt Peking die 9 oder 10 alten Marmorcylinder Siuanwang's, des Tscheukaisers, mit seinen Schriftzügen bringen, wo sie noch Pater Gaubil sah. Wentsung (1328—1332) errichtete eine Akademie zur Beschäftigung mit den Kings und mit den Geschichtsbüchern. Die Juankaiser sorgten übrigens auch für die Abfassung der Geschichte ihres Stammes und für die Buchung der Gesetze und Bräuche, sowie (1350) für eine Auswahl der Urtheilssprüche des höchsten Gerichtshofes.

So nahm das bisherige Schrifttum von neuem Fortgang. Ueber die Kings wurde nach wie vor viel geschriftstellert, wobei man sich nun ganz an Tschuhi hielt und dessen Worte wieder auslegte. Unter der Menge dieser Erklärer oder tsinesischer Filologen dürfte nur Tschinhao aus Tutschang mit dem Ehrennamen Jüntschü hervorzuheben sein, weil es ihm gelang auf viele dunkle Stellen des Liki oder des Buchs der Gebräuche Licht zu werfen, so daß in der Folge seine desfalsigen Erklärungen als mustergültig angesehen wurden. Der Statthalter und Vorsteher der Censoren Suthientsio mit dem Ehrennamen Pesteu gab um 1333 in einem Buch das „unfehlbare Verfahren die Menschen zu regieren" an.

Ausnehmend stark, vielleicht eben der Fremdherrschaft wegen, war die Hinneigung zur Geschichte und sie wurde auch besser behandelt. Hoking mit dem Ehrennamen Petschang — Huykuei, mit dem Ehrennamen Tschingfang, der zum Erzählen das Betrachten fügte, Tschinli mit dem Ehrennamen Scheuong, der die Ursachen der jedesmaligen Größe und des Verfalls erörterte, und Andere schrieben über die allgemeine Geschichte des Reiches. Der Taossemann Toketo behandelte sowol die Geschichte der Sung vom Standpunkte seiner Schule, als im Verein mit anderen Gelehrten die Nachrichten vom Nordstaate Liao und in der Geschichte der Kin die ältere Geschichte der Mandschu. Der Buddhist Kiongan erzählte die Geschichte des Buddhismus bis 1068. Andere Geschichtschreiber behandelten die Vergangenheit

Digitized by Google

einzelner Länder des Reiches, wie Lihaowen mit dem Ehrennamen Weiking 1344 und Lojeudschin. Der weitgereiste Litse verfaßte eine Geschichte Tunkins und Wangtajuan eine Geschichte der fremden Völker überhaupt. Noch Andere lieferten Lebensbeschreibungen. Der schon erwähnte Suthientsio gab von hohen Beamten der Juanzeit vortreffliche Nachrichten. Der Mönch Nientschang lieferte eine allgemeine Geschichte der buddhistischen Patriarchen bis 1333 und Sinwenfang berichtete in seiner Geschichte der Schöngeister unter den Tang über 397 Schriftsteller. Zu einer zergliedernden Würdigung der Geisteserzeugnisse war diese Geschichtschreibung übrigens noch nicht gekommen, sie stand noch bei der Aufspeicherung der äusserlichen Angaben.

Nicht minder breitete sich die Schriftstellerei auf die umständliche Beschreibung einzelner Provinzen und Gegenden im XIV. Jahrhunderte aus. Dabei wurde große geschichtliche Gelehrsamkeit aufgewendet, auch, wie z. B. von Siühian um 1341 über die Inschriften in dem von ihm geschilderten Bezirke Kiaho gesprochen. Karten waren auch beigegeben. Unter den vielen Beschreibungen dieser Art galt die, welche Jükin über den Bezirk Thsi abfaßte, als die vorzüglichste. Tscheutakuan beschrieb um 1300 Kambodscha. Zu dem älteren Haïpeking oder der Geschichte der Schiffahrt fügte Wangtajuan um die Mitte des XIV. Jahrhunderts nicht nur Ergänzungen, sondern auch Beschreibungen von 20 bis 30 fremden Reichen und eine, freilich dürftige, Geschichte der Inselbarbaren. Zwanzig alte Karten eines Theiles von Tsina erörterte um dieselbe Zeit (1344) der sorgfältige Lihaowen.

Hieran knüpfen wir, daß Wangssetien und Schangtschihong gleichzeitig eine Statistik der Archive ausarbeiteten; Panmaosiao aus Tsinanfu, der kaiserliche Vorleser, schrieb eine Geschichte des auf Stein und Metall Eingeschnittenen im Buch Kinscheli, sowie über den Ursprung des Holzschnittes, dessen Verfahrungsarten er auch genau beschrieb. Tschingscho mit dem Ehrennamen Tseüking aus Puthien arbeitete eine Geschichte der tsinesischen Schrift aus, zu der nachmals Lieujeuting einen Kommentar lieferte.

Die Wörterbücher handelten nicht minder von der Schrift. Das Wörterbuch des Archivars Tscheu Peki aus Pohang hieß

„Ursprung der Zeichen des Schuewen" (Schuewentsaujuan). Pekt versuchte ein Schriftzeichen aus dem andern zu entwickeln und stellte damit ein eigenes System auf. Liwentschong unterschied in seinem Wörterbuche, welches er „Spiegel der Zeichen" (Tseukién) benannte, zweifelhafte, ähnliche, mangelhafte Zeichen u. s. w., ordnete nach 206 Schlüsseln und beachtete die verschiedene Modulation oder Intonation der Aussprache. Juschisu arbeitete ein Reimwörterbuch aus. Im Jahre 1397 kam der nach den Reimen in 120 Klassen geordnete Utschejünsuï zu Stande.

Ueber die schriftstellerische Darstellung ward mehr und besser geschrieben als früher, woraus man das Reifen des Geistes erkennt, der, wie streng er auch an das alte Mustergültige sich band, gleichwol dasselbe seinen Betrachtungen zu unterwerfen anfing. Nachdem schon Wangkeu über die Beredsamkeit geschrieben hatte, verbreitete sich Tschinytseng, ein anmuthiger Dichter, der in seiner Armuth den Hülfsarbeiter für Studirende abgab, über die Abfassung in Prosa.

In die Fußtapfen seiner Vorgänger auf Tsinas Thron eintretend fand Chubilai für gut zur Belehrung des Volkes ein kurzes Werk über die Landwirthschaft und die Bereitung der zu verarbeitenden Stoffe im Jahre 1274 abfassen zu lassen, welches ohne das gelehrte, namentlich geschichtliche Beiwerk, mit welchem die tsinesischen Gelehrten ihre Darstellungen auszustatten gewohnt waren, lediglich das Anwendbare enthielt, so daß es dem gemeinen Manne als Anweisung dienen konnte. Tsengmingschen entwarf es. Ein gelehrtes, umständliches, viele Anführungen aus älteren Schriften enthaltendes Werk über den Ackerbau faßte Wangtsching ab, ein im tsinesischen Altertum wol bewanderter Gelehrter. Er besprach darin die gebrauchten Werkzeuge, handelte über die Bewässerung, beschrieb hydraulische Maschinen und gab so reichhaltige und so gründliche Auskunft, daß sein Buch ein Hauptwerk für die folgenden Zeiten blieb.

Auch für die Heilkunde gab es tüchtige Schriftsteller in dieser Zeit, wie Tschutschinheng, den berühmtesten Arzt derselben, wie Wanghaoku, wie Tsitetschi, welcher die ärztlichen Systeme prüfte; er selbst hing der medizinischen Schule Tongjuan's an,

wie Wangfeu, der 397 ärztliche Vorſchriften Tſchangki's behandelte. Wir haben uns aber von der mediziniſchen Schriftſtellerei nichts beſſeres vorzuſtellen, als was das Abendland dazumal bot. Tſitetſchi z. B. theilte die Heilmittel ein nach ihrem Stoffe und ihrer Form, als ſchwache und ſtarke u. ſ. w. Beachtenswerth iſt es, daß jetzt auch ein Mongole als ärztlicher Schriftſteller auftrat, Schathumoſu (Salimiſche) um die Mitte der zweiten Hälfte des XIV. Jahrhunderts mit dem Buche von den anerkannten Heilkräften der Arzneien, und zwar auf eine ſo vorzügliche Art, daß ſeine Angaben über die Wirkſamkeit der Heilmittel von den tſineſiſchen Aerzten bis über die Mitte des vorigen Jahrhunderts hinaus befolgt wurden. — Taoſſe und Buddhiſten fuhren fort zu ſchriftſtellern. Der Taoleute „innere und äuſſere Lehre" (Taosinnéiwái) war eine nachmals gegen Ende des XVI. oder in der erſten Zeit des XVII. Jahrhunderts herausgegebene Zuſammenſtellung vieler Werke dieſer Sekte. Von den buddhiſtiſchen Schriften wurden Verzeichniſſe gemacht.

Mit der Herrſchaft der Mongolen drang noch manches Neue in's Tſineſentum, das ſonſt ſo wenige fördernde Beziehungen zum Auslande hatte; nicht als ob die Mittelaſiaten ſelbſt den Tſineſen viel hätten darbieten können, aber die Mongolen hatten ja auch das Morgenland überzogen und Viele ſich dem Islam ergeben. Dieſe brachten Bekanntſchaft mit arabiſcher Bildung nach Tſina. Nun waren die Araber in manchem Betracht den Tſineſen vorangeeilt und Tſina hätte von den Arabern viel aufnehmen können, wenn nur die ſpröde Weltanſchauung der Tſineſen nicht alles Fremdartige von ſich abgewieſen hätte. Freilich mögen auch wenige gelehrte Araber in's Reich der Mitte eingewandert ſein, auf welche zu achten Veranlaſſung geweſen wäre. Gegen die vielen nach Tſina gekommenen Fremden, gegen Tübetaner, Indier und Andere verhielten ſich die tſineſiſchen Gelehrten ablehnend. In einem einzigen Stücke lieſſen ſie ſich von den Arabern berühren, weil ſie darin deren unzweifelhafte Ueberlegenheit anerkennen mußten: in den mathematiſchen Wiſſenſchaften. Hatte ſich doch unter den Tſineſen der Zahlen Wiſſenſchaft am Iking entwickelt!

Der tſineſiſche Gelehrte Jelutſutſai mußte den Tſchinggischan auf ſeinen Zügen begleiten. Bei dieſen Reiſen wurde ihm die Sternkunde des ſüdweſtlichen Aſiens bekannt. In's Vaterland

Digitized by Google

zurückgekehrt gab er in einem Buche von ihr Nachricht. Die Sternkunde wurde dann von Andern zweimal behandelt: das einemal nach der Weise des Westens, das andermal nach verbessertem einheimischen Verfahren. Hiüheng, Wangsiün, Jangkung-y und Kuoscheuking stellten in einem Werke gemeinschaftlich zusammen, was ihnen von den abweichenden Lehren des Westens anwendbar erschien. Der eine von diesen Kuoscheuking mit dem Ehrennamen Joüsse aus Hingthaï, geboren 1230, gestorben 1316, erst Leiter der Kanalbauten, hernach Vorsteher der mathematischen Oberbehörde, ein selbstständiger Forscher, warf sich auf das Studium der arabischen Mathematiker, schöpfte namentlich aus Ibn Junis. Aus ihnen erlernte er zuerst die sfärische Trigonometrie. Neue bessere Verfahrungsweisen und Beobachtungswerkzeuge wurden ihm bekannt. Er wendete sie an und führte sie ein. Seitdem wurden in Peking genauere Himmelsbeobachtungen angestellt. Die Ueberzeugung, daß die Araber bessere Mathematiker seien als die einheimischen Gelehrten, stand nun so fest, daß um die Mitte des XVI. Jahrhunderts von Reichswegen die Abfassung des Kalenders den Arabern anvertraut, und dessen Besorgung lange in der Folgezeit gelassen wurde.

Der Stellenwerth der Ziffern war in dieser Zeit tsinesischen Gelehrten bekannt. Sobald die Zahlen nicht durch Wörter ausgedrückt wurden (vgl. Seite 260), ergaben ein bis fünf grade, senkrecht oder wagerecht gestellte Striche die ersten 5 Zahlen, alsdann vertrat ein wagerechter Strich die 5, an welchen soviel senkrechte Striche angesetzt wurden, als Werthe über 5 bezeichnet werden sollten. Das Zehnerzeichen war ein Kreuz und dieses wurde durch Nachsetzen einer niederen Ziffer vervielfältigt. So schrieb man in alten Zeiten. Später kam ein Kreis, welcher unserer Null entsprach, auf und jede vorangehende Stelle stand um das Zehnfache im Werthe höher, z. B. **1≡1100** war soviel als 14700. Diese Bezeichnungsweise findet sich im Buche Yksjentuan und in den Büchern des um 1240 schreibenden Tsinkiutschao.[88] Martin muthmaßt, daß diese Bezeichnungsart von den Indern zu den Tsinesen gekommen sei.

Von arabisch gebildeten Muhamedanern wurde auch ein Umschwung in die Erdkunde gebracht, in der sie so weit

Digitized by Google

vorgeschritten waren. Sie führten wissenschaftliche Aufnahmen des Landes aus und fertigten bessere Karten an.

Von den ernstgehaltenen Werken der Juanzeit, für welche man einen Zeitraum von nicht ganz hundert Jahren, nämlich von 1275 bis 1368 gelten ließ, besaß vor hundert Jahren die Reichsbibliothek 356. Von diesen kamen auf Auslegung der Grundwerke 72 (und zwar 23 auf das Iking, 7 das Schiking, 10 das Schuking bezügliche) 2 auf die Taolehre, 5 auf Mathematik, 12 auf Heilkunst, 6 auf Musik, 5 auf Malerei, 4 auf Ackerbau u. s. w. Wie unvollständig jedoch dieser Bestand war, erhellt daraus, daß es nur 2 buddhistische Werke und nur 175 Liederdichter im alten Style zu verzeichnen gab.

Von diesen 175 Dichtern des Jahrhunderts der Juan rühmte man den Moralisten Sie-yngfang mit dem Ehrennamen Jülan aus Wutsin, den Verfasser der „enthüllten Volksirrtümer", dann den um 1300 blühenden Lehrer der schönen Künste Taïpiaojuan aus Fonghao, den man des reinen Ausdrucks seiner Verse wegen bewunderte und am meisten den um 1340 namhaften Tschang-tschü mit dem Ehrennamen Tschongkiü aus Puning. Ihm wurde 1346 vom Kaiser die stylistische Durchsicht der von den Reichshistoriografen ausgearbeiteten Geschichte übertragen. In seinen alten Tagen erlebte er das Unglück der Juan mit tiefbekümmertem Herzen. Seine „Gesänge der Grille" (Thuijentse) sind gefühlvoll und anmuthig. Ihr Titel richtete sich nach den tsinesischen Vorstellungen; in Europa würde man seine Liedersammlung „Nachtigallengesang" überschrieben haben. Tschangtschü's Ausdruck war äusserst fein; er dichtete oft in traurigem Tone und viel über die öffentlichen Hergänge und Leiden. Die Mehrzahl der Dichter erging sich in Nachahmungen der Vorgänger. Dichtungen der Tang- und der Sungzeit dienten als Vorbilder.

Das Gefallen an unterhaltenden Erzählungen war groß. Den alten heroischen Roman Tschinschen's Geschichte der drei Reiche (vgl. S. 329) hatte im XIII. Jahrhundert, am Ende der Sungzeit Peisong mit vielen Zusätzen, die noch Fabeln in Menge beibrachten, herausgegeben. Wol hatte darauf unter den Juan ein Gelehrter eine Berichtigung der Irrtümer, die Peisong vorgebracht, ausgehen lassen; dies hielt aber den Lokuantschong nicht ab

Digitized by Google

den Stoff abermals in gedrängter Darſtellung zu bearbeiten. Lokuantſchong's Name wurde ſehr gefeiert. Im XIII. Jahrhunderte noch verfaßte zur Unterhaltung des Volkes Lieukhi eine legendariſche, romanhafte „Geſchicht der Kin." Ganz freie Erfindung, welche die Landesgeſchichte nur zum Hintergrund nahm, war des etwas ſpäteren Schinaï-ngan Roman in der gemeinen Volksſprache Schuïhutſchuan „Geſchichte der Ufer", der ſich in Abenteuern und Ränken fortſpann und eine Menge von Nebengeſchichten in ſich aufnahm. Recht vielerlei ſollte in ihm vorgebracht werden und da die Schürzung des Ganzen loſe war, ließ ſich manches hineinſchlingen. 140 Handlungen ſpielen ineinander. Dieſer Roman fiel daher recht weitläufig aus; er füllte 70 Hefte. Dabei war doch der Ton fließend und leicht, ſelbſt ſpaßhaft und der Fortgang ziemlich raſch. Das Bunte und Seltſame der Abenteuer gefiel. Obgleich die Handlungen noch nicht aus Charakteren und Stimmungen hergeleitet ſind, auch viel Fantaſtiſches zum Vorſchein kommt, ſo erging ſich doch Schinaï-ngan mehr als ſeine Vorgänger in Schilderungen, malte die Sitten gut und hatte zuweilen einen komiſchen Anflug. Ein tſineſiſches Sprichwort lautete: „die Geſchichte der drei Reiche ſagt den Jünglingen zu, die Geſchichte der Ufer den Alten."

Vor allem fand die Schauſpieldichtung lebhaften Anklang und entfaltete ſich im Zeitalter der Juan zu großem Aufſchwunge. Zieht man in Betracht, daß aus dieſem hundertjährigen Zeitraume nicht weniger als 190 gute dramatiſche Dichter bekannt ſind, ſo wird man ſich nicht leicht zu der Meinung bekennen, es ſei die Schauſpieldichtung erſt in ihm aufgebracht worden, die vorangehende Zeit habe nur Pantomimen, Poſſen und Hanswurſtiaden gekannt, erſt Wanſchifu das ernſte Drama geſchaffen. Ohne Zweifel war Wangſchifu ein höchſt begabter Dichter und Dramatiker; ſein lebhaftes und feines Stück Siſiangki, „die Geſchichte des Abendpavillons", trägt ſeinen Namen in die Zeiten; allein er iſt wol eher als Erfinder der Oper zu nennen.[89] Rechtes Gedeihen hatte die dramatiſche Kunſt allerdings erſt in den letzten Jahrzehnten des XIII. Jahrhunderts und ernſt gehaltene Stücke von Gewicht mögen damals zuerſt geſchaffen worden ſein. Die Bühnenſtücke führten insgeſamt die Benennung Tſakhi. Natürlich

wendete man zu ihnen nur die wirklich gesprochene Volksrede an; die Dichter mußten und wollten einfach und klar schreiben. Betrachten wir den Werth dieser neuen Gattung, so zeichnen die besseren Hervorbringungen sich in den Unterredungen durch Gefühl, Geist und Feinheit der Form aus. Den Schmuck bilden eingestreute Verse. Um einen Erfolg leichter zu erzielen webten die Dichter auch Verse aus allgemein bekannten Gedichten in ihre Arbeiten. Ohne Bedenken erborgten sie, und häufig geschah es, Stellen, selbst einzelne Auftritte aus vorhandenen Stücken. Einzusehen, daß dies ein Raub an fremdem Gute sei, dazu war das Volk Tsinas noch nicht gereift. Ferner suchten sie die Wirkung zu steigern durch Musik. In den Lustspielen wurden Gefühlsergüsse gern als Gesang vorgetragen; Arien mitten inne kommen vor. Bediente sich der Dichter dabei solcher Lieder, die aus der früheren Zeit herrührten, so ließ er ihnen wenigstens eine neue Gesangsweise unterlegen. Kiatschongming wendete in einem Feenstücke auch Chöre und Tänze an. In äusserer Beziehung gab es kein Maß. Es wurden Stücke geschrieben, die aus 10, die selbst aus 20 Aufzügen bestehen; ein Stück („Udschithaojuan" von Wangtsesji) setzt zwischen zwei Aufzüge eine Zwischenzeit von hundert Jahren voraus. Wenn gleich manche Stücke nur in Unterredungsform gebrachten Romanen gleichen, so sind doch andere ganz Handlung und die Unterhaltung schreitet in ihnen rasch vorwärts. Bei den meisten bleibt aber die Verkettung lose. Die Sinnesweise der Auftretenden wird gewöhnlich scharf gezeichnet und festgehalten, doch weniger glücklich das Handeln aus ihr hergeleitet; überhaupt liegt die Schwäche der Stücke der Juanzeit in dem Entwickeln. Das Meiste ward vielmehr allzu äusserlich gegeben. Matschijuan, der am höchsten unter den Dramatikern geschätzt wird, ferner Tsinkiansu, Wuhantschin, Mongbanking und Andere waren vortreffliche Charakteristiker, aber Seelengemälde haben sie doch nicht geschaffen.

Als eigentlichen Ausgangspunkt für dieses Schauspiel dürften wir nicht Pantomime und Posse, sondern die Geschichtschreibung zu betrachten haben, und als überleitendes Mittelglied den historischen Roman. An seiner Geschichte hängt der Tsinese viel mehr als irgend ein Volk des Abendlandes. Dem trockenen Be-

richte Wärme, Eindringlichkeit, Anſchaulichkeit zu geben, berühmte Perſonen lebendig, leibhaftig vorzuführen, Vorgänge und Sitten abzuſpiegeln: das war die Aufgabe, welche zuerſt die Schauſpieldichter ſich vorſetzten und löſten. Sie ſchloſſen ſich dabei in der Regel der Geſchichte ziemlich eng an. Ihr Ton iſt nicht ſelten ernſt, nachdrucksvoll und erhaben, die Haltung ſtreng ſittlich, denn das Schauſpiel ſollte zur Tugendübung anfeuern. Aus dieſem Grunde machte ſich überhaupt das Belehrende ſtark bemerkbar. Die hiſtoriſchen Stücke ſind die zahlreichſten und nach dem Urtheile Bazin's auch die gelungenſten; ſie bilden den Mittelpunkt der tſineſiſchen Schaubühne. Viele Dichter Schangtſchonhian, Liſcheuking, Tſchingtehoei u. a. ſchufen ſolche.

Demnächſt wurden Familienſtücke in großer Menge gedichtet, die ſich um Liebe bewegten und ihren Verlauf durch ein Ränkeſpiel oder auch durch den Zufall nahmen. Zu ihnen gehörten derbe Scherze. Dieſe ſcheinen ſich nicht ſehr über die Mittelmäßigkeit erhoben zu haben. Auch Stücke, deren Schwerpunkt eine Gerichtsverhandlung iſt, wurden gemacht.

Geiſtliche Schauſpiele konnten die Konfutſeaner nicht haben; aber Buddhiſten und Taoſſe machten Stücke mit Bekehrungsgeſchichten von Weltkindern und Lebemännern zu ihrem Bekenntniſſe. Auch manche Dichter, die nicht ihres Glaubens, bemächtigten ſich ſolcher Stoffe, welche aus ihm zu entnehmen waren, mit Vorliebe, weil ihnen dieſelben Gelegenheit boten, die Zuhörerſchaft beſſer zu unterhalten, für das Auge etwas zu bieten und alle Reize der Einbildung in Anſpruch zu nehmen. Bei der Verbreitung des buddhiſtiſchen und Taoſſe-Aberglaubens durften ſie auf allgemeine Bekanntſchaft mit den Vorausſetzungen einer derartigen Behandlung rechnen und grade die gewöhnliche Nüchternheit und Einförmigkeit des tſineſiſchen Lebens mochte manchmal geneigt ſtimmen, über alle Grenzen der Wahrſcheinlichkeit hinauszuſpringen. Sobald man ſich auf die buddhiſtiſche Mythologie und die Taoſſelegenden einließ, konnte man Himmel und Unterwelt, Götter und Dämonen, ſowie was ſonſt noch vorſtellen! Feenſtücke mit Fantasmagorien und vielen Geſängen wurden demnach ſehr beliebt. Matſchijuan dichtete ein ſolches Taoſſe-Stück (Hoangliangmong), welches viele Schönheiten enthielt; ſein erſter Akt ſpielt im Himmel. In einem

andern Stücke „Die Sorgen im Hanpallaſte“ machte er ſich über die Taoſſe luſtig.

Schalkhaften Dichtern bot nämlich das Betreten des Bodens, auf dem die Buddhiſten und Taoſſe ſtanden, auch noch den Vortheil, dieſe auf eine launige Weiſe verſpotten zu können. Mit ihren ausſchweifenden Vorſtellungen ließ ſich Spaß treiben und Gelächter erregen. Tſchinthingjü verhöhnte den buddhiſtiſchem Kram, indem er ihn vorführte. Welchen trefflichen Stoff bot die Lehre von der Seelenwanderung die Buddhiſten lächerlich zu machen, die Zuhörerſchaft auf ihre Koſten zum Lachen zu bringen! Pferd und Eſel konnte man auf der Bühne ſprechen laſſen. Jopetſchuan's ergötzliche Verſpottung der Taoſſe „Li genannt Tiekhuaï“ wird noch heute aufgeführt.[90] Wie keck Tſchingtehoeï verfuhr, um eine gangbare Pſychologie blos zu ſtellen, zeigt ſein Stück Tſienmulihoan: es eilt in Liebesweh eines Mädchens Geiſt dem fernen Geliebten nach und verkehrt mit ihm, während daheim ihre Seele im Körper bleibt, ſo daß ſie in zwei Perſonen auftritt. Stücke zur Verſpottung kamen überhaupt häufig zum Vorſchein. Schekiünpao z. B. machte die Sitten der Beamten lächerlich.

Schauſpiele dichten war eine ſchriftſtelleriſche Arbeit, denn ſie wurden geſchrieben, als Bücher verbreitet und auch geleſen. Indeß erſchien ihre Abfaſſung leichter als die gelehrter Werke und ſo ſehen wir, daß ſolche auch Weiber dichteten; ſpielten ſie doch mit. Die Schauſpielerin und Kurtiſane Tſchangkhopin erwarb ſich ſogar mit ihren Stücken, die ſich weniger durch Gefühl als durch angenehme Schreibart und feine Verſe auszeichneten, einen ſo großen Ruf, daß ſie den Autornamen Tſchangkouepin bekam. Sie hatte freilich auch die tſineſiſche Filoſofie ſtudirt. Andere Schauſpieldichterinnen konnten höchſtens ihre Namen in Verzeichniſſen, aber nicht ihre Stücke auf den Bühnen erhalten.

Der fruchtbarſte unter den Theaterdichtern der Juanzeit war Kuanhanking, der 60 Stücke ausgehen ließ. Aufgezählt werden aus dieſem Zeitalter ſechſtehalbhundert. Eine Ausleſe wurde hernach in der „Sammlung von hundert Stücken“ veranſtaltet, die noch immer gern geleſen wird. Die Schriftſtellerei für die Bühne war nun in Zug gebracht, aber die Folgezeit übertraf die unter den

Juan lebenden Theaterdichter nicht und mehrere ihrer Schauſpiele haben ſich ein halbes Jahrtauſend bis zur Gegenwart auf der Bühne behauptet. Die Eintheilung der Schauſpiele geſchah, indem Haltung und Behandlung für nebenſächlich angeſehen wurden, nach dem Stoffe in ſieben Gattungen: nämlich in geſchichtliche, mythologiſche, gerichtliche, Familien-, Charakter-, Ränke-Stücke und Taoſſedramen. Die Geſchichte des Theaters ſchrieb ſpäter Hanhiütſe.

Eine Gegenbewegung der Tſineſen gegen ihre mongoliſche Herrſchaft ſtürzte dieſe nach langen Kämpfen. Hungwu, eines Tagelöhners Sohn, wurde das Haupt der Aufſtändiſchen und begründete nach dem freiwilligen Abzuge des letzten Juankaiſers das einheimiſche Herrſcherhaus der Ming. Noch ehe Hungwu des ganzen Reiches mächtig geworden war, gab er (1366) den Auftrag nach allen Büchern zu ſuchen und einen oder zwei Abdrücke derſelben in ſeine Sammlung zu bringen. Auf dem Thron berief er alsbald (1368) 19 angeſehene Gelehrte zur Abfaſſung der Geſchichte der Juanzeit und verordnete, in einem Werke von allen Menſchen, die ſeit dem fernſten Altertum ſich in irgend einer Richtung beſonders ausgezeichnet hätten, einen Lebensabriß mit ihrem Bildniß zu geben. Seit 1366 ließ der Kaiſer fortlaufende Hof- und Staatsnachrichten drucken, aus denen die erſte Zeitung entſtand, wenn man von den Actis diurnis der Römer abſieht. Auch eine ausführliche Landesbeſchreibung mit Karten ließ der Kaiſer ausarbeiten, die zugleich geſchichtlich den Reichsumfang unter jedem Herrſcherhauſe nachwies. Sie kam 1394 zu Stande und gewann großen Ruf. Amtliche Reiſebücher, welche alle Straßen und Wege im Reiche anführten, wurden ſchon unter den Ming für den Bedarf gedruckt. Seitdem ſind wiederholt Geografien von gewaltigem Umfange abgefaßt worden und in zunehmender Güte (ſo 1461 das Taiminytungtschi, eine Beſchreibung des Reichs und ſeiner Nachbarlande), als es in Europa noch nichts der Art gab. Loingjang's allgemeine Beſchreibung von Tſina hielt man für ſo gediegen, daß 1686 Zaiſangbing einer neuen Bearbeitung derſelben ſich unterzog und dieſe abermals 1744 gedruckt wurde. Noch in den Zeiten des Verfalls der Ming erſchien 1587 ein großes amtliches Handbuch der Verfaſſung und der Einrichtungen des Reichs,

das Taminghoeitian in 65 Heften. Dieſer Kaiſer gebot die Anlegung einer Bücherei in jeder größeren Stadt. Zweihundert Jahre ſpäter gab es in Tſina 272 öffentliche Staatsbibliotheken.

Der neue Kaiſer, kraftvoll auftretend, erwies ſich als ein warmer Freund der Bildung, obſchon er in ſeiner Jugend keinen ſonderlichen Unterricht genoſſen hatte. Eben deshalb, weil ihm die Weihe tſineſiſcher Gelahrtheit gebrach, hatte er auch für das blos gelehrte Weſen und die hochtrabende Weitſchweifigkeit, hinter welchen viele Schriftkundige ihre Gedankenarmuth verſteckten, keinen Sinn. Die ſchriftſtelleriſchen Behörden ließ er vor ſich kommen und ſprach ſie an: „Die Alten ſchrieben wenige Bücher, aber machten ſie gut. Der Zweck aller ihrer Schriften war: Tugend und Pflichtgefühl einzuflößen, Verdienſte zu preiſen und Mittel anzugeben um die Beobachtung der Geſetze und Gebräuche zu erleichtern. Sie ſchrieben für jedermann verſtändlich, ihr Styl war fließend, ihr Ausdruck einfach und klar. So aber ſchreiben unſere neueren Gelehrten nicht. Sie ſchreiben viel und über Gegenſtände, welche von keinem wirklichen Nutzen ſind, ſie erſäufen einen Gedanken in Fluthen von Worten; gibt es einen dunklen Ausdruck oder einen Ausdruck mit doppeltem Sinn, ſo wählen ſie ihn grade abſichtlich. Man möchte ſagen: ſie ſchreiben um nicht verſtanden zu werden. Ihr Häupter des Schrifttums, müht euch in daſſelbe wieder einen guten Geſchmack zu bringen. Dies werdet ihr nur vermögen, wenn ihr die Alten nachahmt.“ Die kaiſerliche Mahnung mochte im allgemeinen wol begründet ſein, nur der Hinweis auf die Alten war verkehrt. Was deren Nachahmung fruchten konnte, war bereits erſchöpft und grade im Verfolg des Nachahmens und Auslegens das tſineſiſche Schrifttum zu Einſeitigkeit geartet. Sollte es vorwärts rücken, ſo war es nun längſt an der Zeit, daß die Schriftſteller nach Selbſtſtändigkeit trachteten, ihren Blick auf Auswärtiges warfen und ihrem eigenen Genius huldigten. Auf dem von Hungwu angerathenen Wege blieb es bei dem Bisherigen, bei Wiederholungen und weiteren Ausführungen des ſchon Bekannten und in der gewohnten Weiſe.

Nachdem Hungwu noch im Jahre 1397 ein allgemeines Geſetzbuch hatte ausgehen laſſen, ſtarb er 1398. Einer ſeiner Nachfolger, der von 1403 bis 1424 herrſchende Jonglo oder Tſchingtſu,

gab abermals das Gesetzbuch des Reiches heraus. Da es alle Verwaltungsverordnungen enthielt, so schwoll es zu einem Umfang von 1100 Heften an.[91] Derselbe Kaiser beauftragte 42 Gelehrte mit umfassenderen Erklärungen der klassischen Bücher nach dem Vorgange der beiden Erklärer Tschingtse und Tschuhi (S. 350 und 352). Die durch seine Veranstaltung hergestellte Sammlung aller mustergültigen Werke (das Junglotatian) trug 22870 Hefte aus. Ebenso wurde von denselben Gelehrten eine Zusammenstellung der Ansichten über die Entstehung und Ordnung der Welt ausgearbeitet: „die große Auslegung der Naturgesetze" (das Singlitatsiuan), ein Hauptwerk der Naturfilosofie.

Die späteren Mingkaiser liessen dem Schrifttum keine Sorgfalt angedeihen; einige von ihnen wandten sich sogar vom Konfutseanismus ab. Dürftig sind wir dermalen in Europa über den weiteren Gang unterrichtet. Wir wissen, daß vor hundert Jahren die Staatsbibliothek an Werken aus der Mingzeit d. h. von den zwischen 1368 und 1644 erschienenen achtehalbhundert besaß, nämlich 197 auslegende (von denen 54 das Iking, 22 das Schiking, 16 das Schuking betrafen) 54 Geschichtswerke, 9 über die Schrift, 10 über Bücherkunde, 8 der litterarischen Kritik, 23 über die angenommene Lehre, 8 über die Verwaltung, 1 über Gesetze, 4 über den Ackerbau, 5 über den Krieg, 23 über die Heilkunst, 16 über Mathematik und Sternkunde, 3 über Musik, 18 über Malerei. 5 kleine Schriften, 24 Mengschriften, 45 Sammlungen, 15 Encyklopädien, 3 Bücher Weissagungen, 3 Taowerke, 240 Bände Gedichte im alten Style.

Unter den erschienenen Werken ging eines der bedeutendsten des XVI. Jahrhunderts von dem Bürgermeister von Pengkihian Lischitschin aus, einem Naturforscher und Arzte, der nicht nur im Jahre 1564 ein ausführliches, sehr geschätztes Buch über den Pulsschlag (nach dem die Aerzte vorzugsweise urtheilten) drucken ließ, sondern auch eine große Naturbeschreibung unternahm. Lischitschin sammelte, ordnete und mehrte zwischen 1552 und 1578 die naturwissenschaftlichen Kenntnisse in seinem Kräuterbuch (Pentsaokangmü) in 52 Heften, welches nach seinem Tode 1590 Wangschitschin veröffentlichte und der Kaiser auf Staatskosten herausgeben ließ. In dieser großen, einen Abschluß machenden

Leistung, in welcher die Ausbeute von 716 Werken sich befand, waren die Naturkörper unter den beiden im tsinesischen Leben vorherrschenden Gesichtspunkten, dem der Nützlichkeit und dem der Geschichte behandelt. Die Naturkenntniß stand ganz im Dienste der Medizin. Die Beschreibung war in Form eines Zeugenverhörs nach der Zeitfolge gegeben; hinterher folgte nach des Verfassers eigener Anschauung die Berichtigung des Ueberlieferten. Hervorgehoben waren die Heilkräfte, und insofern glich das Werk einer Materia medica, denn es bot Arzneien, gab die Krankheiten an, gegen die ein Kraut dienen sollte, und enthielt das Rezept. Auch Kleidung und Geräthe kommen in Betracht. Dem Ganzen voran ging die Uebersicht der bisherigen Schriften über Naturkunde. Zuerst wurde vom Wasser, dann vom Feuer, hierauf von den Erden, Metallen, Juwelen, Steinen und Salzen gehandelt. Zu den Juwelen waren die Krystalle und das künstlich von den Europäern hergestellte Glas gerechnet. Danach folgte die Beschreibung der meist nach ihren Standorten geordneten Pflanzen: die Wasserpflanzen, die Steinpflanzen, die Pflanzen feuchter Niederungen, die Giftpflanzen, die rankenden Gewächse, Getreidearten, Küchenkräuter, Fruchtbäume und übrigen Bäume; demnächst kamen an die Reihe die Insekten und Gewürme, die Schuppenthiere, unter welche die Schlangen und Fische gerechnet wurden, die Schalthiere, gefiederte und behaarte Thiere (Vögel und Vierfüßler). Von den in Tsina eingeführten Pflanzen wurden genaue geschichtliche Nachrichten gegeben. 1892 Beschreibungen und 8160 Rezepte umfaßte es. Außer manchem unnützen Gerede enthielt dies Buch neben wirklichen Beobachtungen auch viele vermeintliche Wahrnehmungen, theilweise Irriges und gänzlich Falsches: war es doch ein Inbegriff des Ueberlieferten. Sein Ansehen hielt die alten Irrtümer aufrecht.

Loingtschong arbeitete eine kurze allgemeine Erdbeschreibung aus (das Kuangjüki), die nach einem Jahrhundert noch von neuem aufgelegt wurde. Sieingki setzte Ssemakuang's Geschichtswerk fort. Seine Arbeit erschien 1566. Um 1590 ward das Khangkienitschi abgefaßt, welches eines der gelesensten Geschichtswerke blieb. Am Anfange des XVII. Jahrhunderts erschien eine große Sammlung der Bücher der Taolehre (das Taosinneiwai).

Digitized by Google

Im Jahre 1607 beendete Wangki eine große Encyklopädie mit Abbildungen unter dem Titel „Sammlung von bildlichen Darstellungen der drei wirkenden Kräfte“ (Santsaituhoei). Der Titel dieses Buches erklärt sich daher, daß Abbildungen, weil der Holzschnitt ihren Druck erleichterte, fast zu allem hinzugefügt zu werden pflegten. 1615 kam des Meï Ingtso (Muyin) genannt Taugfang kurzes Wörterbuch „die Bedeutung der Zeichen“ (Tsowei oder Huienkintsoweï oder Tsüchuy „Ordnung der Grundzeichen“) heraus, welches gleichwol 33179 Wortzeichen enthielt. Diesem Meï war es gelungen die Zahl der sogenannten Schlüssel noch mehr zu vereinfachen und sie auf 214 herabzubringen, bei denen es in der Folge sein Bewenden behielt. Ein anderer Lexikograf Chanchiao, dessen Wörterbuch Schotangchaibiän 1626 erschienen sein soll, umfaßt zwar viel mehr, 54595 Wortbilder, die alfabetisch nach den Konsonanten gestellt waren, aber dieser bedurfte 707 Grundzeichen. Andere Wörterbuchverfasser schlossen sich indeß Meï's Verfahren an, zuerst der Bibliothekbeamte in Nantschangfu Tschungtscheue 1634. Erwähnenswerth ist, daß dem Letzteren Liaopetse seine Handschrift abkaufte und daß unter dessen Namen das Wörterbuch 1670 gedruckt wurde mit dem Titel Tschingtsetung. Es umfaßt gegen 40,000 Zeichen. Ebenso ergriff Meï's Eintheilung Thangelgung in seinem Wörterbuch der neuen Schrift (Tschengtsütung), dem auch ein mandschuisches Syllabar beigegeben war. Uschintscheu lieferte einen Anhang zu Meï's Werke, der noch 33395 Zeichen enthielt, das Tsegalipu.

In diesem Zeitalter hatte sich bereits der Roman vervollkommnet, denn einer von den zehn klassischen Romanen, die feine, mit Recht gefeierte Erzählung „die beiden gelehrten Mädchen“, entstand in ihm. Der Familienroman kam auf und wurde beliebt. Scharf beobachtender Sinn führte zu treffenden Gemälden des gesellschaftlichen Treibens und zur anschaulich gemachten Zergliederung des inneren Lebens. Wie Menschen in ihrem Handeln gemäß den verschiedenartigen Verhältnissen, in die sie hineingerathen, geschildert wurden, so ward das Spiel der Gefühle und Leidenschaften, das Weben des Geistes vorgeführt. Indem alles recht genau ausgemalt und recht deutlich zur Anschauung gebracht wird, indem von Allem umständliche Beschreibungen vorgetragen,

Digitized by Google

kleine Züge in's Licht geſtellt und der Menſchen lange Unterredungen mitgetheilt werden, wie in den engliſchen Familien- und Geſchichtsromanen eines Richardſon und Walter Scott, gelingt es in der That den Eindruck des Wirklichen zu erreichen. Mögen durch Ränke angezettelte Verwicklungen eine Rolle ſpielen, ſo ruht doch der Schwerpunkt der beſſeren Romane keineswegs in der Fülle und dem Wechſel der Abenteuer, ſondern vielmehr im edlen Style, in der Anmuth der Verſe und in der gelehrten jedoch nicht ſteifen Form. Wir kennen einen tſineſiſchen Roman, in welchem das ſchriftſtelleriſche Talent den Mittelpunkt abgibt; das europäiſche Schrifttum hat keinen hervorgebracht, in dem dies ſo der Fall wäre, obſchon es ſich häufig genug mit den Schickſalen armer, unglücklicher Schriftſteller beſchäftigt hat. Kingſchingthan moderniſirte (1630 und 1644) im Ausdruck und verſah mit Erklärungen die beiden alten berühmten Romane, die Geſchichte der Ufer und die Geſchichte der drei Reiche, um ſie jedermann zugänglich zu machen. Alte gute Bücher ſollten nicht verkommen. In den Romanen hatte die Einbildung Gelegenheit in's Weite zu ſchweifen und dem Bedürfniſſe zu genügen, ſich die Zügel ſchießen zu laſſen. Luftige Gebilde lieſſen ſich da ſchaffen, mit Feen und Geiſtern konnte man da nach Belieben verkehren. Wie es Schauſtücke gab, die in einer erträumten Welt ſpielten, ſo wurden auch Romane geſchrieben, die völlig fantaſtiſch waren. Aus den vorhandenen Gedichten zog man — ſo zu arbeiten war tſineſiſche Gewohnheit — Regeln für die Dichtung im XVI. Jahrhundert, welche die Kunſtrichter mit Strenge geltend machten.

Noch während der Herrſchaft der Ming begann europäiſcher Einfluß die Tſineſen zu berühren. Nachdem ſchon 1554 Europäer in Makao gelandet waren, erſchien im Jahre 1581 von Bekehrungseifer getrieben der Jeſuit Michael Roger in der Abſicht das Chriſtentum ihnen zu verkündigen; ihm folgte Pater Mathäus Ricci und bald mancher Andere. Da die Predigt des Evangeliums nicht verfing, nicht wirken konnte, machte Ricci die Ueberlegenheit europäiſcher Wiſſenſchaft geltend und lehrte (Anderes, wogegen der Tſineſe gleichgültig geblieben wäre, bei Seite laſſend) Mathematik, Aſtronomie und Erdkunde vom Standpunkte der überlegenen Wiſſenſchaft des Abendlandes die Tſineſen kennen und zwar mit

solchem Erfolge, daß im Jahre 1601 Kaiser Wanli (Schintsung) ihn in den Staatsdienst berief. Unter Ricci's Leitung erschienen 100 Hefte in tsinesischer Sprache, welche europäisches Wissen mittheilten. Mit Hülfe eines bekehrten Tsinesen Sen-kuong übersetzte Ricci die ersten Bücher des Eukleides, aus dem die Tsinesen die erste Kunde mathematischer Beweisführung erhielten. Vor Vollendung dieses Werkes starb Ricci 1610. Verfolgungen, welche die anfangs gut aufgenommenen Missionare durch ihren Bekehrungseifer sich zuzogen, hemmten wiederholt auf Jahrzehnte das Eindringen des europäischen Geistes: nach einiger Zeit jedoch öffneten die Tsinesen immer von neuem ihr Ohr dem europäischen Wissen, sofern dieses vom Glauben unberührt war und somit ihrer Gesinnung nicht widerstrebte. Die Jesuiten Adam Schaal (1628), Ferdinand Verbiest (1668) u. a. fanden als Gelehrte in den Hofkreisen Eingang. Der Jesuit Aleni gab 1631 tsinesisch eine Erklärung der Figurenzeichnung, die der Astronom bedarf. Der Eindruck, welchen die gelehrten Europäer als Mathematiker, Astronomen und Geografen hervorbrachten, war so mächtig, daß die gelehrigen Tsinesen ungeachtet ihres großen Stolzes ihre Schüler wurden und ihr einheimisches Schrifttum in diesen Wissensgebieten großentheils bei Seite schoben. Sie entwarfen seitdem Karten nach europäischen Vorbildern. Von ihren eigenen alten mathematischen Werken behielten sie blos das alte Tscheupeï und die an das Iking sich anschließenden Zahlenwerke. Nicht einmal des einst gefeierten Kueschenking's Werke waren in der Mitte des XVIII. Jahrhunderts in der großen Bücherei Kianlung's aufgenommen.[92]

Abermals mußten die einheimischen Herrscher Tatarenhäuptern weichen; um die Mitte des XVII. Jahrhunderts waren Mandschu Herren von ganz Tsina und von dieser Zeit sitzen die jetzt regierenden Taitsing auf dem Thron des Himmelssohnes. Wiederum erlebte Tsina schlimme Tage. Wiederum war es nothwendig geworden die alte Bildung mit aller Macht aufrecht zu halten und an ihr nicht rütteln zu lassen. Wiederum erwies diese sich dermaßen mächtig, daß sie die Eindringlinge bewältigte. Würde die europäische Bildung nach zweimaliger Ueberziehung Europas von Barbarenhorden noch Stand halten? Vielleicht, doch sicher sind wir dessen nicht. Der neue Kaiser ordnete vor allem

Digitized by Google

das Recht. 1644 wurden die peinlichen Gesetze in den „Gesetzen der großen Tsing“ vereinigt und gedruckt, 1647 ward eine große Gesetzsammlung (Tatsingliuei) veröffentlicht, welche von Zeit zu Zeit verbessert und vermehrt erschien.

Inniger als die Juan schlossen die neuen Herrscher sich den Konfutseanern an; sie zeigten sich indeß auch den Jesuiten hold, die auf die Unwissenheit der Tataren spekulirten. Kaiser Schuntschi (1644—1661) berief den Pater Schaal (Schall) zur Vorsteherschaft der Behörde der Mathematiker; seitdem entwarfen (mit einigen Unterbrechungen) Missionare den Staatskalender, an dem sie natürlich den tsinesischen Sternsehern die astrologische Beigabe, die nicht fehlen durfte, anzufertigen überliessen. Denn der Tsinese erwartet von seinem Kalender die Angabe der guten und schlimmen Tage. Schaal's Nachfolger in dieser Stellung wurde 1668 Verbiest* unter Kaiser Kanghi (1662—1722), welcher Kaiser sich von den Missionaren in der Mathematik unterrichten ließ und dann selber ein mathematisches Lehrbuch verfaßte, das noch gegenwärtig benutzt wird. An Kanghi's Hofe in Peking blühte das Studium der Mathematik und Astronomie. Die von Ricci unbeendet gelassene griechische Geometrie führte sogar ein Tsinese Meiwungan, kraft eigenen Nachsinnens, weiter. Durch die Europäer geschah von 1707 bis 1717 eine geometrische Aufnahme des Reichs und die von ihnen ausgeführten Karten sind die Grundlage aller bisherigen Karten Tsinas geblieben. Indeß Einzelne auf die Erweiterungen der Einsichten wol eingingen und von oben herunter diese eine Seite, in welcher die abendländische Ueberlegenheit unzweifelhaft war, gefördert wurde, so nahmen die tsinesischen Gelehrten im Ganzen doch eine abweisende Haltung ein. Ihr Unwille gegen das Fremdländische und besonders über das Eindringen eines Offenbarungsglaubens und eines Kirchentumes, an dem ihnen sehr vieles anstößig war, wuchs langsam aber stetig. Gegen Kanghi konnte er sich unmöglich kehren, weil dieser selber den Lehren Kungtse's mit großem Eifer ergeben war.

---

* Dem Verbiest folgte Kegler.

Digitized by Google

Kanghi suchte durch großartige Fürsorge für die Schriftstellerei seine Vorgänger zu übertreffen. Kein Fürst Europas hat so viel für das Schrifttum gethan, als er. Unermüdlich studirte er. Durch seine Gelehrten veranstaltete er die Ausführung einer Menge großer Unternehmungen. Er ließ von neuem die klassischen Bücher erklären, ließ neue Ausgaben trefflicher Werke besorgen und mit Erläuterungen versehen. Als seine Herrscheraufgabe sah er es an, sowol den Gelehrten in die Hand zu arbeiten, als durch gemeinverständliche Bücher das gewonnene Wissen dem ganzen Volke zugänglich zu machen. Sein Eingreifen rief eine Menge von Werken hervor, unter denen vielleicht das später noch zu besprechende Wörterbuch das größte ist. Auf seine Veranlassung wurden Aufsätze über Darstellung und über Schriftwerke gesammelt und herausgegeben, erschien eine neue Encyklopädie (Iuankianlaihan) in 440 Heften im Jahre 1700. Ausführliche Beschreibungen der einzelnen Provinzen mußten die in ihnen Angestellten ausarbeiten und mit Landkarten und Abbildungen versehen. Ein „Spiegel der Quellen der alten Litteratur" (Jüsuankuwenjuankian) bis in's XII. Jahrhundert reichend, erschien 1685 und unterschied im Drucke die verschiedenen Verfasser; seine Vorrede, wie die Worte der alten Schriftsteller und die Zusätze und Bemerkungen der lebenden Gelehrten waren durch die Farbe des Druckes kenntlich gemacht. Nach einem neuen Plane wurde übersichtlich in Auszügen aus früheren Werken eine gedrängte Geschichte bis zu seiner Zeit, welche den Begebenheiten eines jeden Jahres mindestens eine Seite bestimmte, in 100 Heften abgefaßt (das Jutinglitaikische) und auch ein chronologisches Tabellenwerk (das Nianpiao), das 1717 erschien. Im Jahre 1707 kam eine auf seinen Befehl ausgewählte Blumenlese aus den Dichtern unter dem Titel „besungene Dinge" (Jongwo) heraus. Ebenso ließ er das „Lesebuch für jeden Tag" (Jikiang) anfertigen und noch viele andere nützliche Bücher. Für seine Tataren wurden auf sein Geheiß chinesische Hauptwerke in's Tatarische übertragen. Kaiser Kanghi war selber ein thätiger Schriftsteller; mit schön geschriebenen Vorreden stattete er viele Werke aus; seine Reden galten nach seinem Tode als Musterstücke des Styles. Ueber 100 Hefte betrugen seine Schriften. Er war

Schönschreiber. An alle Tempel schickte er Bänder mit eigenhändiger ehrender Inschrift, sogar der Jesuitenkirche. In seinem rühmlichen Eifer brachte er zu Peking in seinem Pallaste eine sehr große Bücherei zu Stande, welche den Namen „Spiegel der Quellen" bekam. Auf Veranlassung der Missionare, welche die europäische Druckart empfahlen, ließ der Kaiser auch 250,000 bewegliche Typen in Kupfer herstellen, mit denen 6000 große Quarthefte sauber gedruckt wurden, darunter eine vermuthlich auf europäische Mittheilungen gestützte „Geschichte der fremden Völker, welche die Tsinesen kennen," in 77 Heften, und eine Geschichte der tsinesischen Sprache und Schrift in 84 Heften.

Um diese Zeit blühte auch ein ausgezeichneter Dichter Umeitsün, dessen Weise als eine wildbewegte geschildert wird, 1665 erschien der vielgelesene Roman Kinpingmeï (s. S. 398) und 1679 eine vorzügliche Novellensammlung unter dem Titel „Erhohlungen vom Studium" (Liautschai) in 16 Heften. Schöngeistige Zergliederung und Beurtheilung gelang erst in dieser Zeit. Man berichtete nun nicht blos, sondern würdigte auch. Am Ende des XVII. Jahrhunderts galt Hanjüling als schöngeistiger Kritiker von erstem Rang. Häufiger wurden abgekürzte Geschichten geschrieben. Ueberschau war in allen Gebieten Bedürfniß geworden. Auszüge aus den meisten geschichtlichen Abhandlungen, die seit dem Jahre 25 herausgekommen waren und zugleich die Quellenstellen nach der Zeitfolge geordnet trug Maso (1670 oder 1690) im Buche Itsche zusammen, das leider nur die alte Geschichte enthielt.

Kanghi's Nachfolger Jungtsching, Schitsung (1722—1735), erweiterte die von seinem Vater Kanghi abgefaßten obersten Grundsätze für den Menschen zu einem kurzen Grundbuch der Hauptgebote und Pflichten; es sind sechzehn. Drei davon beziehen sich auf die Kriegsleute. Die beschränkte Vorstellung europäischer Juristen, daß der Staat blos eine Rechtsanstalt sei, war den Tsinesen fremd. Das Geschwätz dieser Tage vom „Rechtsstaate" würde ihnen, welche als die Aufgabe der Regierung betrachten das Volk emporzuheben, höchst verwunderlich vorkommen. Diese „heilige Lehre" (Schingjü) wird von den obersten Beamten dem Volke regelmäßig von Zeit zu Zeit vor-

gelesen (an jedem Neumonde und jedem Vollmonde), in die Umgangssprache der Gegend, in der es geschieht, übertragen und erläutert. Die Regierung verbreitete dies Schriftchen und ließ es in viele Sprachen übersetzen. Auch die unterwürfigen Völker sollten ja mit den allgemein gültigen Grundsätzen vertraut gemacht werden. Als unter diesem Kaiser die große Reichsgeschichte bis zum Antritt seines Hauses von der kaiserlichen Geschichtsakademie glücklich zum Schluß gebracht worden war, erfolgte ein feierlicher Aufzug der Prinzen und sämtlicher Gelehrten Pekings, um dies Werk der vaterländischen Geschichte, in prächtige Seide eingeschlagen, ihm zu überreichen. Er empfing die Darbringer des Geschichtsbuches ehrfurchtsvoll und versprach aus den Beispielen der Vorväter seine Weisheit zu schöpfen. Unter seiner Regierung erschien (1725) Tulischen's „Verzeichniß fremder Länder" (Ijülü), ein Reisebericht dieses im Jahre 1712 als Gesandter in die Mongolei geschickten Mannes. Schitsung war wieder ein versteifter Tsinese, der selbstgenügsam und geringschätzig auf die europäischen Wissenschaften hinabschauete und bald nach seinem Regierungsantritte 1723 wurden die Missionare als Verkündiger falscher und schädlicher Lehren ausgetrieben oder eingesperrt.

Schitsung's Nachfolger, der große Kaiser Kaotsung Kianlung (1736—1796) war ein ganz den Wissenschaften ergebener Fürst. Wo hätte Europa Seinesgleichen? Wiewol seiner Ueberzeugung nach Buddhist, und als Mandschu sich fühlend, diente doch sein Regieren vor allem dem konfutseanischen Schrifttum. Er selbst zeichnete sich in rednerischen und dichterischen Abfassungen aus, die er in Stein graben ließ; er selbst schrieb zu den Werken die Vorrede, deren neue Auflagen seine Gelehrten besorgten. Seine Lobgedichte auf die Eroberung der Kalmückei und auf der Mandschu Ausgangsstätte, die Stadt Mukden (1743), seine Besingung des Thees (1746) gefielen, obschon sie mehr blumenreiche Beschreibungen in geschmücktem Style als wahrhafte Gedichte sind. Er setzte sieben Wörter in eine Verszeile, was zu allzu großer Breite verführt. Das Gedicht auf Mukden faßte er tsinesisch und mandschuisch ab; die Ausgabe wurde aber nicht in den Verkauf gegeben, sondern verschenkt. Das Lied auf den Thee, welches er während

Digitized by Google

der Jagden in der Tatarei gedichtet, ließ er auf die Tassen einer neuen Porzellanart, für die er eine Fabrik angelegt hatte, schreiben.[93] Die Sammlung seiner Gedichte (Juschitsi) beträgt 24 Hefte. Während seiner sechzigjährigen Regierung ließ Kianlung zusammenfassende und abschließende Werke größten Umfanges beinahe in allen Gebieten ausarbeiten. Er beauftragte die Gelehrten, die in Peking angestellt waren, mit großen Unternehmungen, dergleichen eine einzelne Kraft nicht leicht, wenigstens nicht so hätte bewerkstelligen können. Wir entnehmen aber aus allem, daß das prüfende Untersuchen und weiter vordringende Forschen stark zurücktrat hinter dem sich Bemächtigen und Flüssigmachen des bereits Vorhandenen. Im Jahre 1742 wurde eine vollständige Lehre von der Landwirthschaft (das Scheuschitongkao) in 24 Heften herausgegeben. Im Jahre 1743 erschien der „goldene Spiegel der medizinischen Schriftsteller". Von der obersten Behörde der Bauten wurden die „Regeln der Baukunst" (Kongtschingtsofa) herausgelassen. In den 42 Folianten der „Denkschrift über die Altertümer von westlicher Reinheit" (Sithsingkukien) ließ er Abbildungen und Beschreibungen aller alten Gefäße im kaiserlichen Museum liefern. Mehr als 100 Hefte betrug die Sammlung abgebildeter und beschriebener, alter und neuer Denkmäler. Ein Nachtrag von 20 Heften behandelte die Münzen. Die Geschichte seines Stammes, der Mandschu, ließ Kianlung in mehreren Werken bearbeiten, so in den 250 Hefte betragenden „umfassenden Geschichte der acht Banner" (Pakitongschi, 1739) u. a. In's Mandschuische, auch in's Tübetanische, Mongolische ließ er viele wichtige Werke, Klassiker, Chrestomathien, Encyklopädien, Geografien u. s. w. übersetzen. Um genaue Landeskenntniß war er wie seine Vorgänger bedacht. Die Gelehrten des Hanlinkollegiums mußten unter Leitung des Choschoïsinwang eine Beschreibung des Reichs und seiner abhängigen Nebenländer entwerfen, welche 1749 in 116 starken Folioheften mit 469 Karten erschien: sie verbreitete sich auch über die Geschichte, die Sitten, die Merkwürdigkeiten und Altertümer, die berühmten Männer. Seit 1737 erschienen überdies auf Staatskosten Beschreibungen einzelner Länder. Nach den Linkiuinseln schickte er Gesandte, um Nachrichten über sie einzuholen. Tschinjuan,

der als sein Beamter viele Jahre in Turkistan und Ili verweilte, gab 1778 ein „Verzeichniß dessen, was von den westlichen Ländern gesehen und gehört wird" (das Sijüwenkianlu) heraus. 1763 befahl Kianlung die Anfertigung eines Wörterbuches mit den richtigen Namen in den seit 1755 unterworfenen innerasiatischen Gebieten, (das Sinkiangschilio) und 1778 die Beschreibung der Länder im Westen gemäß der europäischen Ansicht (im Sijuwenkianlu). Im ganzen Reiche ließ er von nützlichen Büchern Abschrift nehmen, viele borgte er von ihren Besitzern. Nach Peking zog er zur Besorgung des Unternehmens die angesehensten Gelehrten und die geschicktesten Drucker, und setzte sogar Strafen auf die Fehler, welche die Nachlässigkeit der Drucker verschuldete.

Nachdem auch er die Kings wieder hatte herausgeben und gute tsinesische Dichtungen zusammenstellen lassen, ordnete er 1773 einen Wiederabdruck aller vornämlich geschätzten Werke, an Zahl 10,412, an, deren Umfang auf 168,000 oder 180,000 — oder gar 600,000 — Hefte veranschlagt wurde. In diese Sammlung, gewiß der größten unter allen Ausgaben, nahm Kianlung auch drei von Jesuiten verfaßte Bücher, Darstellungen der christlichen Lehre, auf.[94] Bei seinen Lebzeiten brachte er diese Ausgabe nicht fertig; sie soll vor einiger Zeit noch nicht vollendet gewesen sein. Im Jahre 1818 waren von dieser tsinesischen Bibliothek 78,731, nach Andern 75,854 Hefte gedruckt.

Obschon Matuanlin's Encyklopädie zweimal, zuerst bis 1644, dann bis 1736 fortgesetzt worden war, ließ Kianlung gegen Ende seiner Regierung eine noch größere Encyklopädie abfassen, die 10,000 Hefte zählen soll. Seine Bibliothek brachte er auf 600,000 Hefte. Sie enthielt aber ausschließlich Werke in der Gelehrtensprache, nichts in der Volkssprache, keine Schauspiele, keine Romane u. dgl. Von ihr ließ er 1775 (1782, 1784) ein beurtheilendes Verzeichniß, welches 138 Hefte (33,600 Seiten) füllte, und über den Verfasser, die Schule, zu der er sich hielt, die Umstände der Veröffentlichung seines Buches und andres kurz unterrichtete, sowie aus ihm einen Auszug des Wichtigsten drucken, gleichsam Wegweiser in dem ungeheuer angeschwollenem Schrifttum.

Aus den Kupfertypen seines Großvaters Kanghi hatte Kianlung, als ihm Geld mangelte, Münzen schlagen lassen: später

Digitized by Google

1773, als er die große Ausgabe der Hauptwerke befohlen hatte, stutzte sein Finanzrath Kinkian über die Menge der zur Herstellung so vieler Bücher erforderlichen Stereotypplatten, berechnete die Unkosten und schlug dem Kaiser das Druckverfahren mit beweglichen Typen vor. Darauf eingehend ließ Kianlung 1776 wieder 250,000 Typen anfertigen und richtete im kaiserlichen Pallaste zu Peking, in dem Gebäude Wuingtian die Druckerei ein, welche die neuen Ausgaben zu liefern hatte. Champignon und Julien loben die von ihr hergestellten Bücher als bewunderungswürdig fein und schön, als tadellos;[95] nach Anderen dagegen sollen die Abdrücke etwas schlechter als die von Tafeln ausgefallen sein. Dieses nachtheilige Urtheil gilt sicher für die auf diesem Wege hergestellten Bücher, welche nicht aus der kaiserlichen Druckerei hervorgingen. Andrerseits rühmt man aber doch diesen nach, daß sie weniger Druckfehler als die Tafeldrucke enthalten. Im allgemeinen blieb Tsina beim Tafeldruck stehen. Man bediente sich in der Folge der beweglichen Schrift nur ausnahmsweise, und behielt sie fast nur für kleinere einfache Sachen bei, die blos zu vorübergehendem Gebrauche bestimmt waren, wie Verordnungen, Anzeigen, Zeitungen und Kalender.

Bewegliche Typen heißen zusammengesetzte Zeichen (païtsoü); Kianlung legte ihnen den Ehrennamen: „zusammen genommene Perlen“ (tsiütschin) bei. Für die Herstellung derselben wird gewöhnlich das europäische Verfahren befolgt, jedoch mit einer Abweichung hinsichtlich der angewendeten Stoffe, auf die entweder Kinkian kam, oder die schon vorher bekannt, von ihm nur empfohlen wurde. Als Patrizen nämlich werden Holzstämpel angewendet; zu Matrizen gebraucht der Tsinese einen im Ofen gebackenen Teig von Porzellanerde, in den der Stämpel eingetrieben wird. Zum Ausguß des Eindrucks dient eine Mischung von Blei und Zink; zuweilen wird dem Typenmetall auch Silber beigesetzt. Diese Wahl der Stoffe hat den Vortheil, daß nicht, wie bei Anwendung des Kupfers zu den Formen, Oxydiren, über welchem die Matrizen leicht verderben, benachtheiligt, und daß die Herstellung der Patrizen äusserst billig ist. Ein Stämpel mit einem Wort kostet noch nicht einmal einen Silbergroschen, sondern gemeinlich nur 4 bis 8 sächsische Pfennige.

Nicht wie Barbaren haben die fremden Herrscher über den Tsinesen gewaltet, weder die Juan noch die bis zur Stunde regierenden Taitsing: im Gegentheile, in Bewunderung herausfordernder Weise sind sie auf das Tsinesentum eingegangen und dasselbe zu fördern bemüht gewesen. Gewiß, sie waren nichts weniger als Feinde der Bildung! Dessenungeachtet hat die zweimalige Bewältigung und Beherrschung Tsinas durch Tataren den einheimischen Fortschritt gehemmt und, was vielleicht noch schlimmer war, die weitere Entwicklung einseitiger gestaltet, weil behufs der Erhaltung des bisherigen Standes der Bildung zwei Aufgaben mit unabweislicher Nothwendigkeit den Tsinesen sich aufdrängten: ihre alten Errungenschaften zu wahren und auf die eingedrungenen Tataren dieselben zu übertragen. Das neuere Europa ist verschont geblieben von so schwerem Unheil, wie es das Reich der Mitte zweimal betraf, weil es kriegsgewaltiger war und auch weiter abliegt von den Steppen Asiens. Die natürliche Wirkung desselben auf Tsina zeigte sich darin, daß die ohnehin übergroße Neigung zum Beharren am Herkömmlichen noch verstärkt und die übergroße Hochhaltung des Altertumes, die schon Kungtse dem Volke eingeprägt hatte, noch weiter verschärft, noch stärker übertrieben wurde, daß Schrifttum und Unterricht des Nachwuchses sich auf das strengste anschloß an das Alte. —

In der Jugendbildung nimmt das Erlernen des Schreibens und Lesens eine geraume Zeit in Anspruch und die Stellung eines Lehrers desselben gilt als ehrenvoll. Der Dorfschulmeister ist schon ein angesehener Mann. Zum ersten Unterricht dient ein Hülfsbuch, welches die gewöhnlichsten Wörter und einige Gespräche enthält. Die Unterweisung muß natürlich einen anderen Gang einhalten, als bei den Völkern mit alfabetarischer Schrift. Das fünf oder sechsjährige Kind wird schon vom Vater dem Schulmeister zugeführt. Der Schreiblehrer malt zuerst an eine schwarze Holztafel mit Kreide etwa das Wort „Vater"; dieses sprechen die Kinder mit lautem Geschrei wiederholt aus, ein Kind nach dem andern tritt alsdann vor die Tafel und malt die Züge nach. Ist die ganze Reihe durch, so geht der Lehrer zu einem zweiten Worte über. Am nächsten Tage findet eine Wiederholung statt und erst wenn wirklich sämtliche Schüler das vorgenommene Schrift-

Digitized by Google

zeichen inne haben, rückt der Lehrer im Schreiben weiter.[96] Später schreiben die Knaben auf viereckige Stücke rothen Papieres. Dies Einüben währt ein paar Jahre, jeden Tag vier bis fünf Stunden, zwischen 10 und 5 Uhr. Ein schwerer Fehler dieses Unterrichtes ist, daß der Schüler stets nur den Namen des Wortzeichens erfährt, ohne dessen verschiedene Bedeutungen mitgetheilt zu erhalten, ein Uebelstand, der um so schwerer in's Gewicht fällt, da es auch für einen Laut viele Zeichen gibt, wie z. B. für den Laut ching 51 verschiedene vorhanden sind, die zum Theil nur in gewissem Sinne verstanden werden sollen. Noch wenigstens vier Jahre werden hierauf damit verbracht, daß der Schüler mit rother Dinte schwach gezeichnete Wortbilder erst überziehen oder stärker gezeichnete auf darüber gebreitetem Florpapier nachziehen muß, ohne irgend von den angegebenen Strichen abzuweichen, und wenn er dies vermag, sie auf frischem Papier aus freier Hand nachzumalen hat. Der Anfang im Schreiben eines Zeichens wird links oben gemacht. Die Bücher mit Vorschriften (Kalligrafien) enthalten eine große Menge von Regeln für die Ausführung der Schriftzeichen, die auf 8 Hauptbestimmungen zurückgeführt worden sind.[96a] Diese Bücher pflegen in „weiblichem Druck", also mit schwarzer Fläche hergestellt zu werden. Erfolgreicher Unterricht im Schönschreiben gehört zu einer guten Erziehung. Gebildete Tsinesen schreiben meistens schön und zeichnen zierlich und geschickt die Rundstriche, die Hörner der Zeichen, wobei sie ganz grade Striche und scharfe Ecken als ungefällig vermeiden oder mildern, das Ebenmaß der Verhältnisse beachtend und auf den Wechsel verschiedener Formen bedacht. Sie werden in der Führung des Pinsels so eingeübt, daß sie mit ihm ebenso geschwind wie Europäer mit der Feder fortkommen.[97] Mit 14 bis 16 Jahren können die Schüler leidlich schreiben und lesen, allein sie vermögen wol die Laute richtig auszusprechen, verstehen aber häufig den Sinn des Gelesenen nicht, weil ihnen der Zusammenhang zwischen dem Bilde und seinen verschiedenen Bedeutungen nicht genugsam erklärt worden ist und so bleibt ihnen auch später vieles Gelesene, weil sie es nur zum Theil begreifen, unklar. Ueberhaupt ist dieses Lehren überaus trocken und schärft weder das Urtheil noch erweckt es Ideen. Es ist ein bloßes Einprägen,

kein Verstehen und Einsehen; es muß abstumpfen und zu gewohnheitsmäßigem Treiben hinführen. Was die jungen Tsineſen von ihrer Sprache lernen, lernen ſie an der Schrift. Grammatiſchen Unterricht gibt es nicht.

Dagegen ſind die in den Schulen eingeführten Bücher, welche der Lehrer zu ſeinen Vorſchriften verwendet, ja zu gebrauchen gehalten iſt, vorzüglicher als die gewöhnlich in europäiſchen Schulen eingeführten, weil der Staat für ſie eine weiſe Sorge getragen hat. Das eine iſt das (Seite 355 erwähnte) „Buch von je drei Zügen", mit dem der Anfang gemacht wird, das andere (vgl. Seite 330) „das Buch der tauſend (einfachen) Wörter". Das Erſtgenannte prägt ein: „man leſe laut mit dem Munde und überdenke das Geleſene mit dem Herzen. Des Morgens ſei man darüber, des Abends ſei man darüber." Ein drittes Schulbuch iſt das von den Namen der „Hundert Familien" (Pekiaſing), ein Verzeichniß von 484 Geſchlechtern des Landes, das vierte die Auswahl einiger „Oden für Kinder", das fünfte das „wiſſenſchaftliche Allerlei", zum Leben nothwendige und brauchbare Dinge behandelnd. Der Lehrer, der dieſe Bücher vorträgt, ſpricht den ganzen Satz vor und die Schüler müſſen ihn nachſprechen. Immer von neuem werden die durchgegangenen Zeilen und Seiten wiederholt, bis ſie dem Gedächtniſſe unverwiſchlich eingedrückt ſind. Mit dieſen Schriften, welche beinahe jeder junge Tſineſe auswendig weiß, wird der Inbegriff des tſineſiſchen Meinens dem jugendlichen Gemüthe eingepflanzt, und da Schulbücher den Sinn und die Bildung des Volkes weſentlich beſtimmen, ſo bekommt durch die angegebenen Bücher ſchon die geſamte Jugend Tſinas eine und dieſelbe gleiche Richtung. Hochhaltung wiſſenſchaftlicher Beſtrebungen wird ihr früh eingeprägt, gefeierte Vorbilder werden den Kindern vorgehalten.

Sind einige tauſend Züge hinlänglich eingeübt, ſo ſchreitet der Unterricht für die, welche ihn noch genießen können, zum Studium der Bücher Kungtſe's fort und zu des Tſchuhi pädagogiſchen Schriften. Die Kinder haben ſich ſchon gewöhnt Kungfutſe zu verehren, denn in jedem Schulzimmer hängt eine Tafel mit einer den großen Mann preiſenden Inſchrift, vor der jeder Eintretende ſich verneigt. Der Jüngling muß nun den Wortlaut

Digitized by Google

der mustergültigen Bücher zuerst abschreiben, hernach aus der Erinnerung schriftlich wiedergeben. Den eingeübten Zöglingen spricht ferner ihr Lehrer Wörter vor, deren Züge sie malen müssen; geht dies, so schreibt er nicht und spricht nicht, sondern macht mit den Fingern nur die Bewegungen, welche den Schriftzügen entsprechen würden, zeichnet also in die Luft: wie geschwind er seine Finger bewege, der Schüler muß diese Ausdrucksweise verstehen lernen und ihr folgen. Dies geschieht wegen der Vieldeutigkeit der tſinesischen Wörter, deren rechtes Verständniß meist von eigenthümlicher Betonung, mithin von richtiger Aussprache und scharf aufmerkendem Hören abhängt. Besorgt nun ein Sprechender, daß der Sinn seiner Worte zweifelhaft sein könne, so hilft er nach, indem er das Schriftbild mit dem Finger oder mit seinem Fächer in die Luft zeichnet.[98] Dies ist ganz gewöhnlich und um es zu verstehen muß eine Einübung stattfinden. Erst diesen Vorgerückteren wird eine Zergliederung der Wortzeichen gelehrt, damit sie in den Stand gesetzt werden von einem Wörterbuche Gebrauch zu machen, welches ihnen die zusammengesetzteren und die seteneren Zeichen nachweist und erklärt. An die Beschäftigung mit den Klassikern und ihren vornehmsten Erläuterungen knüpft sich einiger Unterricht in der Geschichte; das Hauptaugenmerk richtet sich aber darauf über Stellen der Klassiker Aufsätze machen zu lassen, die sich durch Zierlichkeit im Schriftzug und Ausdruck empfehlen. Wissenschaften und Sprachen werden nicht gelehrt. Das tſinesische Unterrichtswesen steht also so ziemlich auf der nämlichen Stufe, auf welcher das abendländische im Mittelalter sich befand, doch mit dem Unterschiede, daß den jungen Tſinesen der Kopf mit theologischem Unsinn nicht verwirrt wird.

Nach solcher Vorbereitung kommt die Zeit der Prüfungen für diejenigen, welche sich dem Gelehrtenstande zu widmen wünschen. Des jungen Tſinesen Ehrgeiz ist darauf hingerichtet worden, Anerkennung seiner Vertrautheit mit den klassischen Büchern in den Prüfungen zu erlangen. Die erste kann in jeder Mittelstadt abgelegt werden. Sie soll häufig für ein Drittheil der sich Meldenden Abweisung nach sich ziehen; die zweite, welche nur in einer Großstadt abgehalten wird, scheidet oft wiederum die Hälfte ab; indeß haben die, welche die erste bestanden, wenigstens einen Titel. Verkehrt

ist es, daß von vornherein eine gewisse Zahl festgesetzt wird, die nur in der Prüfung als Bestehende anerkannt werden dürfen, und noch toller, daß diejenigen, welche keine höheren Grade erreichen, alle drei Jahre die Prüfung wiederholen müssen, wenn sie den in der ersten Prüfung gewonnenen Rang nicht wieder verlieren wollen. Man nahm vor hundert Jahren (1767) an, daß die Zahl der Bewerber um den Titel eines Sioutsai (etwa eines Baccalaureus) wol eine Million betrage, aber nur 24,701 ihn wirklich erlangt und behauptet hatten — auf vierzig Bewerber also ein Glücklicher. Die Mitglieder des Hanlin oder die Akademiker sind die Richter bei den höheren Prüfungen. Eine Reihe von Prüfungen muß durchmachen, wer sich den Zugang zum Hanlinkollegium eröffnen will. Wer, nachdem er schon zum „erhabenen Mann" (Keujin) erklärt worden ist, noch die letzte Prüfung, die nur alle drei Jahre in der Hauptstadt vorgenommen wird und zum Tsinsse erhebt, besteht, hat, wenn ihn der Kaiser nicht zur Würde eines Hanlin beruft, wenigstens den Zutritt zu den obersten Würden. Staatsämter können überhaupt nur Betitelte erhalten; dem Aermsten aber, der sich Gelehrsamkeit erwirbt, stehen sie offen. Da Ansehn und Amt am Nachweis von Kenntnissen oder vielmehr an dem Durchmachen schwerer Prüfungen hängt, und solche, welche sie überwunden haben, Vorrechte genießen, auch falls sie keine Staatsstellung bekleiden, so ist der Andrang zu den Studien sehr groß.

Für die, welche auf die höheren Prüfungen losarbeiten, gibt es höhere Lehranstalten, in denen aber, soviel wir wissen, auch keine Wissenschaften außer der Geschichte gelehrt werden, sondern Uebung im Verse drechseln und etwa das, was wir Retorik nennen würden, getrieben wird; doch zielt diese nicht auf Beredsamkeit, sondern auf schriftliche Darstellung. Die Beschäftigung mit der Schrift und mit den Klassikern geht fort; die einheimischen Schriftsteller, Gesetze und Gebräuche des Landes werden näher kennen gelernt; Hauptsache aber bleibt nach wie vor das zierliche Schreiben und der schöne, lichtvolle und anmuthige Gedankenausdruck in der Schriftsprache samt dem Anfertigen von Versen.

Die Prüfungen sind auch blos schriftlich. Sie nehmen lange Zeit in Anspruch, weil der Staat sich davon überzeugen muß, daß die künftig Anzustellenden nicht etwa blos die 3—4000 Schrift-

Digitized by Google

zeichen kennen, mit denen ein Kaufmann im gewöhnlichen Leben und in ſeinem Geſchäfte auskommt, ſondern ob ſie wirklich an 10,000 Schriftzeichen verſtehen. Wir können in ein paar Minuten erſehen, ob ein zu Prüfender gut lieſt und den Sinn begreift: das iſt in Tſina nicht möglich. Den Bewerbern werden Aufſätze, welche die Klaſſiker, die Sittlichkeit, Regierung und Gebräuche ſowie auch die Vergangenheit betreffen, aufgegeben. Abgeſchloſſen und bewacht haben ſie dieſelben zu löſen. Durch geſchickte Anführungen aus den Klaſſikern empfehlen ſie ſich, doch wehe ihnen, wenn nicht jedes Schriftzeichen genau und ſauber ausgeführt iſt! Wie gut gedacht ein Aufſatz ſei, die Anwendung einer in der gemeinen Schrift üblichen Abkürzung zieht den Durchfall unfehlbar nach ſich. Auch müſſen die Schriftzeichen wohl gewählt, nicht gemein ſein, auch ſich nicht wiederholen. Auf ſcharfes Urtheil wird ſonſt weniger geachtet als auf Gewandheit im Darſtellen.

Die Verzeichniſſe derer, welche glücklich die Prüfungen überwunden haben, werden gedruckt und verbreitet. Man meint, daß dieſe zu wiſſenſchaftlichem Rang emporgeſtiegenen Männer ihrer Vaterſtadt Ehre machen. Selbſt diejenigen, welche nur erſt in der vorletzten Prüfung genügt haben, empfängt ihre Heimath mit Gepränge, die obrigkeitlichen Perſonen machen ihnen mit vielem Ceremoniell ihre Aufwartung. Die Gelehrten ſtehen überhaupt in großem Anſehn, Schriftſteller ſind hochgeachtet. Ohne Widerrede werden ſie als der Kern des Volkes und die Spitzen des Staates angeſehen. Man würde es in Tſina nur für ein Wahrzeichen der Barbarei halten, Kriegern den Vorrang vor Männern der Wiſſenſchaft zu geben. Was auf Kriegsſachen abzweckt, gilt als untergeordnet.

Vermöge des geſchilderten Bildungsganges gelangen alle wohl Erzogenen zum Verſtändniß der Ausdrucksweiſe Kungtſe's und der Schriftſprache und lernen in ihr ſich auch auszudrücken. Wollen ſie in der Folge ſchreiben und ſchriftſtellern, ſo iſt es die Schriftſprache, deren ſie ſich bedienen. Sie haben es nicht anders gelernt. Da ferner von Allen gewiſſe Bücher mehr oder weniger ſtudirt worden, ſo ſind gleiche Anſichten über die wichtigſten Fragen des Menſchen verbreitet und darum iſt das Volk der Tſineſen einig in der Geſinnung, im Geiſt und in der Sitte. Wozu die am weiteſten Vorgeſchrittenen gedeihen, iſt ein ſo zu ſagen

Digitized by Google

geſchichtliches Wiſſen, welches auf das eigene Land und Volk beſchränkt bleibt, iſt bei weitem mehr todte Gelehrſamkeit als lebendige Wiſſenſchaft.

Nicht die Kraft des Denkens, ſondern die Stärke des Gedächtniſſes iſt, wie das Prüfungsweſen an den Tag legt, das, worauf es im Reich der Mitte ankommt, und Kenntniſſe geben weniger den Ausſchlag als Uebung. Allerdings wird Ausbildung im ſchriftlichen Gedankenausdruck erreicht, allein der ganze Gedankenkreis bewegt ſich lediglich um die alten Klaſſiker, um Kungtſe und ſeine Nachfolger und um das, was dieſe in den Vordergrund gerückt hatten. Vertrautheit mit ihnen, Feſthalten an ihrer Schreibart, Nachahmung derſelben gilt als die Hauptſache und erfüllt den Sinn. Mit unbegrenzter Bewunderung werden dieſe betrachtet und was nicht in ihnen ſteht, hält man faſt als gemein. Beleſenheit in den alten Schriften verhilft demnach zu Anſehn und Bedeutung. Eifer im Studium der Bücher ward ſo in der That entzündet; aber wie einförmig iſt dieſes ganze Studium! Weite und wichtige Wiſſensbereiche blieben gänzlich vernachläſſigt. Die Beamten, und aus den Beamten gehen vorzugsweiſe die Schriftſteller hervor, wurden vermöge dieſes Bildungsganges die Träger der Schrift, der alten Ueberlieferung und des nationalen Wiſſens — des ächten ausſchließlichen Tſineſentums.

„Der rechte Gelehrte, ſteht im Liki, ſoll ein redliches Herz zu ſeinem Schatze, Gerechtigkeit zu ſeinem Grundeigentum, und Bereicherung des Geiſtes zu ſeinem Erwerbe machen.“ „Je mehr ein Menſch lieſt, deſto ſchwächer werden ſeine Leidenſchaften“ ſagt der Tſineſe.

Um durchgehends richtig die Wortbilder anzuwenden iſt übrigens eine tüchtige Schulung erforderlich, weil das gleiche Lauten ſo vieler Wörter leicht zu Verwechſelungen verführt. Wer z. B. „ſchöne Frau“ ſchreiben wollte, konnte, weil die Ausſprache ngo war, ſich vergreifen und das Bild für „Schmetterling“ hinſetzen, weil dieſes ebenfalls ngo lautet. Selbſt in Büchern kommen Druckfehler dieſer Art ſehr häufig vor.

Da es in Tſina wenig Dörfer gibt, in denen keine Schule beſteht, ſo iſt nothdürftiges Leſen und Schreiben allgemein verbreitet. De Guignes verſicherte, daß wenn auch nicht alle Tſineſen,

Digitized by Google

doch weit mehr Menschen als in Europa lesen und schreiben können. Medhurst fällte dasselbe Urtheil. Nach den von Well Williams mitgetheilten Erhebungen der Missionare gibt es aber doch eine große Zahl des Lesens und Schreibens Unkundiger, wobei noch in Betracht zu ziehen ist, daß in Tsina nicht Jeder, der lesen gelernt hat, auch Bücher verstehen kann. In dicht besiedelten Gegenden, wie in der Umgegend von Kanton, sind es allerdings nur die niedrigsten Leute, die nicht lesen können, nimmt sogar ein Fünftheil der Bevölkerung an den wissenschaftlichen Bestrebungen mehr oder weniger Antheil. Der Bildungsgang drängt dazu. Ein tsinesischer Spruch lautet: „jedesmal, wenn man ein Buch öffnet, lernt man etwas daraus", und ein anderer: „eine geschickte Feder ersetzt das Gedächtniß und die Gedanken." Treffliche Sätze, läge nur nicht vermöge der Natur der Schrift für die Gebildeten ein Sigel auf so vielen Büchern des Wissens, welche nur wenige Gelehrte zu verstehen im Stande sind.

Der Schriftgebrauch ist sonach sehr ausgedehnt und übertrifft sogar in manchen Stück die in Europa von der Schrift gemachte Anwendung. Das Beschreiben der Aussenseiten öffentlicher Gebäude ist im tsinesischen wie im europäischen Kreise gewöhnlich. Glaslaternen mit Schrift kommen wie in Tsina, wenigstens in großen Städten des Westens vor. Aber keine europäische Sitte ist es, zur Zierde von Empfangszimmern gute Sprüche in ausgezeichneter Schönschrift anzubringen. Die Reichen lieben es an den Wänden ihrer Wohnungen auf gelben oder weißen Papierrollen denkwürdige Sätze vor Augen zu haben.

Gerichtszimmer sind an den Mauern ringsum beschrieben. Das Gerichtsverfahren für Streitigkeiten ist schriftlich. Vermöge der Bedeutung, welche die Schrift in dem vielsprachigen Reiche hatte, mußte soweit möglich alles schriftlich behandelt werden. Dies machte nun freilich für die Parteien Rechtsbeistände nothwendig, welche die Beweisführung ausarbeiteten, und gestaltete das Verfahren äusserst umständlich und langsam.

In den gewöhnlichen Geschäften wird gleichfalls viel geschrieben. Der Verkehr mit auswärtigen Händlern anderer Bildungskreise ist wahrscheinlich die Veranlassung zu einer abweichenden Zahlbezeichnung gewesen, deren sich Kaufleute zu be-

Digitized by Google

dienen pflegen. Diese wenden nämlich oft außer der Null besondere Ziffern an und schreiben diese nicht senkrecht, sondern wagerecht in der Weise, daß die höhere Stelle weiter links gesetzt wird. Doch schreiben sie auch die Zahl, welche angibt, wie viele Zehner oder Hunderte u. s. w. gemeint sind, über das Zeichen der betreffenden Einheit. Cantor nennt diese Art Kaufmannsziffern. Im Drucke wird sie aber niemals angewendet.

Kaufleute, Handwerker, Dienstleute schreiben im gewöhnlichen Verkehre ein recht stark verändertes Tsao, in welchem sie das ganze Bild mit einem einzigen Pinselzuge hinmalen, und geben dabei vielen Zeichen einen anderen Sinn, so daß die Kenntniß der rechten tsinesischen Schrift zum Verständniß ihrer Briefe nicht ausreicht.

In dieser gemeinen Schreibweise bedient man sich überdies der zusammengesetzten Wortzeichen mit großer Vorliebe; vier selbst fünf Zeichen werden zu einem Worte vereinigt. „Schmeichler" z. B. wird mit den Bildern für die 5 Wörter hao-fung-tsch'heng-ti-jen geschrieben, „berechenbar" suan-ki-tee-laï-ti, „unberechenbar" suan-ki-pu-thing-ti.

Briefe werden mit höchster Sorgsamkeit geschrieben, auf das sauberste. Man nimmt zu ihnen das beste Papier (vgl. Seite 295). Ihre Form ist an eine strenge Richtschnur gebunden. Weiße Bogen werden 10 bis 12 mal gebrochen. Auf der zweiten wird begonnen, auf die letzte kommt die Unterschrift. Um so ehrerbietiger glaubt man sich zu erweisen, je kleiner man schreibt.[99] Alle auf des Briefempfängers Person bezügliche Wörter werden über die Zeile hinausgerückt und diese dahinter abgebrochen; je höher der Rang dessen ist, an den der Briefschreiber sich wendet oder je größere Achtung er ihm bezeigen will, desto höher werden die Wortbilder hinaufgerückt. Am höchsten kommen die Namen der Vorfahren des regierenden Geschlechts zu stehen. Der Brief wird zusammengefaltet und zum Verschluß mit ein paar Körnchen gekochten Reises geleimt. Die Briefbeförderung ist noch langsam und wenig zuverlässig.

Hat das Volk in Staatssachen Beschwerden, so macht es diese durch Anschläge kund. Das ist uralte Sitte und nicht blos in Gesprächen äussern sich die Tsinesen über die öffentlichen Angelegenheiten frei. Nicht selten werden Pasquille in den Straßen angeschlagen.

Digitized by Google

Nach den Gesetzen soll jedem Verstorbenen, der ein vollkommen kindlicher Sohn und aufrichtiger Gatte oder eine gute Tochter und keusche Frau war, sofern dafür Beweise vorgebracht werden, ein Denkmal mit einer Ehreninschrift gesetzt werden. Ueber den Gräbern sind Inschrifttafeln gewöhnlich. Man legt auch den Leichen vor der Bestattung ein beschriebenes Papier in die Hand[100] und verbrennt bei den Opfern derartiges Papier. Zu dieser letzten Verwendung verkaufen die Tempel glänzendes bemaltes und mit Wünschen beschriebenes Gold- und Silberpapier. (Vgl. S. 296.)

Endlich ist noch ein stehen gebliebenes Tättowiren zu erwähnen — wie in Europa zum Brandmarken! Schweren Verbrechern nämlich wurden mit der Nadel Worte eingestochen und durch Einreiben mit schwarzer Farbe unauslöschlich gemacht. Das Verfahren dabei hieß thsi oder khing.

Den Druckern der Bücher ist verboten, gekürzte oder verstümmelte Ausgaben von den mustergültigen Werken herauszulassen, ebensowenig dürfen sie dieselben in sehr kleinem Format ausgeben. Dies letztere ist in Rücksicht auf die Prüfungsarbeiten untersagt, damit die Bewerber, welche schwierige Stellen erklären sollen, solche Hülfsmittel nicht bei sich verstecken können, sondern lediglich aus dem Gedächtnisse schöpfen müssen. Es wird sehr viel gedruckt. Druckereien sind in allen größeren Städten thätig. Peking, Nanking, Hangtscheu, Kanton, Nantsching sind die Hauptdruckorte. In Sutscheufu (in der Provinz Kiangnan) wird vorzugsweise Schöngeistiges geliefert. Auch alle Buddhisten- oder Taosse-Klöster besitzen Druckereien; ihre Aebte stehen diesem Bücherwesen und Büchervertriebe vor. Sie verkaufen ihre Bücher äusserst billig, da ihnen mehr als am Gelderwerbe an der Verbreitung ihrer Legenden und Predigten gelegen ist und sich auch oft Wohlthäter finden, welche das Geld zur Herstellung von Mönchsbüchern spenden. Sehr viele Auflagen besorgt der Staat. Die Verfasser von Büchern, bei denen dies nicht der Fall ist, pflegen sich, bevor der Druck beginnt, Abnehmer zu sammeln, und selten kommen sie in die Lage, Geld zuzuschießen.

Der Buchhandel, der hiernach kein Verlagsgeschäft ist, soll sehr ausgebreitet und stark sein. Hauptplatz desselben war Sutschue,

Digitized by Google

bis Peking es verdunkelte. In Peking haben die Buchhändler ihre eigene Gasse, wie in London. Für ein Entgeld lassen die Buchhändler in ihrem Laden Bücher lesen, die sie auf dem Lager haben. Um Käufer anzulocken, lesen sie manchmal selbst aus ihren feilstehenden Büchern Einzelnes munter und mit großem Wohllaut der Stimme vor, ja mit aller Kunst des Vortrags.[101] Auch Papier- und Tuschhändler sowie andere Krämer führen Bücher. An den Straßenecken größerer Städte sitzen Buchhändler, die ihren Vorrath auf einem Tische ausbreiten und durch einen Schirm vor Sonne und Regen schützen. Im Lande ziehen ferner wandernde Buchhändler umher, die Kalender und andere gangbare Waare in einem Kasten bei sich tragen.* Neue Bücher sind sehr wohlfeil. Nur die große Billigkeit des Unterhaltes und die geringen Ansprüche des tsinesischen Arbeiters machen die niedrigen Preise erklärlich. Wohlhabende verwenden viel auf den Einband. Merkwürdig ist, daß Tsina, welches doch seine Bildung in einem weiten Umkreis verbreitete, in den neueren Jahrhunderten an Ausländer Bücher zu verkaufen verboten hat,[102] aus Besorgniß, Fremde, welche im Stande wären einheimische Bücher zu lesen, möchten das Land auskundschaften und verrätherische Verbindungen mit schlechten Landeskindern eingehen. Nur unter der Hand, Abends im Dunkeln verkaufen die Buchhändler Bücher an Europäer, die sich dann sehr hüten müssen, nicht beim Einkauf betrogen zu werden. Daher sind bis jetzt verhältnißmäßig wenige tsinesische Bücher nach Europa gekommen und der Tsinese hat wol ein Recht, über die Oberflächlichkeit der Kenntnisse der Europäer von tsinesischen Schriften vornehm die Achseln zu zucken.

In Tsina selbst sind Bücher sehr häufig, häufiger, sagt Medhurst, als in irgend einem Theile der Welt. Der Büchervorrath ist groß, obschon viele Schriften untergegangen sind. Bei dem Sturze eines Herrscherhauses ging gewöhnlich der Pallast der fallenden Dynastie mit samt der in ihm befindlichen Staatsbücherei in

---

* Mehrere Abbildungen von Buchhändlern mit ihrer Waare enthält Malpiere la Chine, moeurs, usages, costumes, arts et metiers, peines civiles et militaires, cérémonies religieuses, monuments et paysages d'après les dessins originaux du père Castiglione, du peintre chinois Pu-qua, de W. Alexandre, Chambers, Dadley. Paris 1825.

Digitized by Google

Flammen auf. Was die Han's in 180 Jahren von Urkunden, Staatspapieren, Geſetzſammlungen, Geſchichtsbüchern, Schriften über den Ackerbau zuſammengebracht hatten, ging bei Wang-wang's Tode (+ 20) zu Grunde. Eben ſolche Bücherverbrennungen trugen ſich wiederholt zu, 501, 556 und ſpäter. Aber die Kaiſer ſammelten immer wieder und jeder bemittelte Mann legte ſich eine Hausbücherei an. Die kaiſerliche Bibliothek ſoll dermalen mehr als drittehalb Millionen Hefte enthalten.

Mittelpunkt des geiſtigen Lebens blieb die menſchenfreundliche, nüchterne, hausbackene, der Geiſtesvertiefung und dem Aufſchwunge abgekehrte Lehre des Kungtſe, die in der That den Vorzug verdient ſowol vor der Verworrenheit, der Ueberſpannung und Ausartung des Buddhismus, als vor der herrſchenden Lehre der Taoſſeaner, da dieſe von reiner Abgezogenheit des Geiſteslebens abgekommen in Aberwitz und Gaukelei verſunken waren. Beide Auffaſſungsweiſen gingen nebenher fort; geſondert und in völlig getrennten Gleiſen bewegten ſich die drei Hauptrichtungen, jede für ſich allein.

Die Schulen der Konfutſeaner beherrſchten und leiteten das geſunde Schrifttum des tſineſiſchen Volkes im Ganzen und Großen. Sie wendeten es fort und fort zum Rückblick auf die muſterhafte Vergangenheit. Erörterung alter Bücher, Auslegung derſelben und Zuſammenſtellung ihrer Belehrungen machte demzufolge den Hauptſtock der ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit der Tſineſen aus. Die Hauptſachen, welche das alte Schrifttum, an das ſich alles klammert, darbietet, ſind längſt erſchöpft. Der Fortgang beſteht folglich in der genauen, nicht ſelten kleinlichen Ausführung des Kleinen. Die aus den Klaſſikern geſchöpften Vorſtellungen ſind vorgefaßte Meinungen geworden und ſo übermächtig, daß neuen Gedanken beinahe der Weg verlegt iſt.

Die Buddhiſten bewegen ſich im Kreiſe ihrer Lehre. Das von ihnen hervorgebrachte Schrifttum beſteht hauptſächlich aus Ueberſetzungen indiſcher und tübetaniſcher Werke, aus Erklärungen indiſcher Wörter, aus Ritualbüchern und Katechismen, Legenden und Hymnen. Daran reihen ſich Streitſchriften wider die Konfutſeaner, Behandlungen des Altertums und ihrer Kirchengeſchichte ſowie Lebensbeſchreibungen ihrer frommen Gelehrten, und allen-

Digitized by Google

falls noch Encyklopädien und Nachrichten von den buddhiſtiſchen Reichen des Auslands; aber zu der Allgemeinheit, in der es ſämtliche Richtungen der Geiſtesthätigkeit umfaßt haben würde, hat es ſich nicht erhoben. Wo der buddhiſtiſche Grundgedanke der Nichtigkeit alles Seienden aufhört ſich geltend zu machen, da iſt ſeine Grenze. Buddhiſtiſche Bücher pflegen auch in ihrem Aeuſſern eigentümlich zu ſein: geſchrieben wird von Buddhiſten meiſt auf loſe Blätter; dieſe werden aneinandergeklebt, bekommen an den Enden hochrothe Deckel und werden in ein pappenes Futteral geſteckt. Obſchon das Leben und Weben in einer Traumwelt, wozu der durchgebildete Buddhiſt gelangt, für die Maſſe des Volkes glücklicherweiſe ungeeignet iſt, ſo macht doch das Buddhiſtentum einen beträchtlichen Beſtandtheil des Reiches aus. Bedenke man, daß allein in der Hauptſtadt und ihrer Umgebung 80,000 Mönche leben! Viele Kaiſer hingen dem Buddhismus an. Um von dem Umfang dieſes einſeitigen Schrifttums eine Vorſtellung zu geben, ſei nur hingewieſen auf die Ueberſetzung der heiligen buddhiſtiſchen Schriften aus dem Tübetaniſchen (des Kandschur und Tandschur), welche in der pekinger Druckausgabe 333 Folieheſte, von denen jedes 4 bis 5 Pfund wiegt, anfüllt.

Daneben ſtehen die Taoſſe weit zurück. Die Zahl ihrer ſpekulativen Denker konnte nicht groß ſein. Häufiger ſchufen ſie Bücher mit Sittenregeln und Spruchſammlungen. Zuweilen erhoben ſie ſich in ſchwunghaften und in der Form vollendeten Gedichten, mit welchen ſie die Geiſter anriefen; aber in der Regel wandelten ſie Irrwege und ſchufen Todgebornes. Ebenſowol ihre auf die eingebildete Geiſterwelt bezüglichen wie ihre alchymiſtiſchen Bücher können kein Lob und keine Anerkennung beanſpruchen. Sie büßten ſchriftſtelleriſche Bedeutung ein, weil ſie eine Geheimlehre ausbildeten und vornämlich darauf ausgingen, den Trank zu brauen, der leibliche Unſterblichkeit verſchafft, und den Stein der Weiſen aus 8 mineraliſchen Stoffen herzuſtellen, der durch ſeine Berührung Körper in Gold verwandelt und Todte in's Leben zurückruft.

Nächſt den Erläuterungsſchriften ſind moraliſch-politiſche Auseinanderſetzungen, in denen gute Beiſpiele vorgehalten werden, am meiſten beliebt, weil ſie unmittelbar auf die Menſchen

Digitized by Google

einzuwirken scheinen. Weiter schätzt der Tsinese Aufzählungen, mittelst deren er die Fülle des Vorhandenen zu erschöpfen meint; doch sind dies bloße Aufstapelungen von Stoff und die Eintheilungen, welche in die verworrene Menge Ordnung bringen sollen, rein äusserlich, keineswegs aus der Natur der Sache gezogen. Ueberhaupt verläuft ihre vorwiegende Thätigkeit im Aufsammeln und unmittelbaren Erklären und ist kein Untersuchen und Entwickeln.

An Sammelwerken ist das tsinesische Schrifttum außerordentlich reich, wie schon die Menge und Größe ihrer Encyklopädien zeigt. Von den besten Schauspielen haben sie zum Beispiel eine Zusammenstellung, welche 190 Hefte ausmacht. Ungemein viel ist angehäuft worden. Das meiste Buddhistische ward durch Uebertragungen angeeignet. Man kennt die Titel von 1440 übersetzten buddhistischen Werken. Eine ganze Bibliothek von Geisterschriften gibt es, Bücher in Prosa und Versen, die angeblich von Geistern geschrieben wurden und „Herabsteigen zum Pinsel“ (Kangpit) heißen. Diese entstehen auf folgende Weise: ein Tisch wird mit Sand bestreut und ein Papier, auf dem Anrufungen an die Geister Verstorbener und die Einladung an sie, auf Fragen Auskunft zu ertheilen, geschrieben ist, wird verbrannt. Nachdem dies geschehen, werden Fragen an die Geister gestellt und aus den Eindrücken, die dann ein Aprikosenzweig auf dem Sande macht, will man Figuren erkennen und Schriftzüge herauslesen. Solcher Aberwitz geht seit alten Zeiten um. Auch die obscöne Litteratur ist sehr stark. Den überaus lasciven Roman, Kinpingmeï betitelt (Vgl. S. 380), verbot zwar der Kaiser, aber er fand immer neue Leser und Kanghi's Bruder übersetzte ihn sogar in's Mandschurische.

Der Ausbreitung des Schrifttums entspricht aber sein Gehalt nicht ganz, weil immerfort das Alte wieder aufgelegt und zusammengetragen wird, ohne daß der Tsinese nach Neuem suchte. Und was sie Filosofie nennen, ist stets nur die alte Weisheit, die dürr und trocken ausgebreitet, nicht aus Begriffsbestimmungen und Schlußfolgerungen überzeugend begründet wird. Die Folge der Beschaffenheit ihrer Weltweisheit ist, daß sie auch alle Wissenschaften ohne filosofischen Geist behandeln. Theologische Hirngespinste verwirren die Tsinesen in ihrem Betriebe zwar nicht (wie so

Digitized by Google

häufig in Europa), aber ſie dringen nicht ein in's Weſen und ſo haben ſie eine wüſte Maſſe von Erfahrungen vor ſich, welche ſie nur dadurch zu beherrſchen ſuchen, daß ſie dieſelbe äuſſerlich mit willkürlichen Eintheilungen ordnen. Was ausharrende Geduld, mühſeliger Fleiß vermag, das leiſten ſie, unverdroſſen im Aufſammeln, aber meiſtens ſtumpf, ohne die Schärfe des eindringenden Urtheils. Ihre Naturkunde iſt, wie bereits erwähnt, keineswegs durch wiſſenſchaftliche Forſchung erlangt und geſichert; dem entſprechend iſt ihre Heilkunde (nach dem Urtheil des Ruſſen Dr. A. Tatarin) ein ſyſtemloſes Konglomerat von Ueberlieferungen.

Sehr ausgedehnt, genau und ſorgfältig iſt dafür ihre Geſchichtſchreibung. Tſinas Geſchichte hängt mehr zuſammen als die Europas, das heißt: ihr Verlauf iſt nicht ſo durch Fremdartiges unterbrochen oder geſtört und von ſeinem bisherigen Zuge in abweichende Bahnen abgelenkt worden. Macht doch dies eine Hauptverſchiedenheit europäiſcher und tſineſiſcher Geſchichte aus, daß die erſtere mehrmalige Unterbrechungen erfuhr, nach denen eine Neugeſtaltung aus andern Anſätzen anhob, ſo daß ſchließlich verſchiedenartige Bildungsbeſtandtheile durch einander gewürfelt und gemengt wurden und Mannichfaltigkeit vorhanden war, während die tſineſiſche in unausgeſetztem Fluſſe gleicher Entwicklung verlief. Was man ein Mittelalter nennen könnte, gibt es in ihr nicht. Selbſtſtändig, ganz aus ſich erfolgte die tſineſiſche Entfaltung. Was von auſſen zukam, wie Indiſches, Arabiſches, Chriſtliches, war bloßer Zuſatz. Das Mongoliſche ſtörte wol, aber nur als eine Hemmung, die überwunden werden mußte. Leicht, aber auch eintönig war daher die Geſchichtſchreibung der Tſineſen; Kunſt und Schwung gebrach ihr. Jeder Gebildete dieſes Volkes fühlt ſich mit deſſen ganzer Vergangenheit verwachſen, und der Sinn für Geſchichte iſt daher in Tſina größer und allgemeiner, als ſonſt irgendwo. Mit Vorliebe ward Hiſtoriſches geſchrieben und geleſen. Die Tſineſen beſitzen auch Bücher über die Geſchichte, wie Schesche's „Führer um die Geſchichte mit Nutzen zu leſen" und Lieütſche's funfzig Hefte der Regeln für die Geſchichtſchreibung. Die Geſchichte des herrſchenden Hauſes durfte nicht gedruckt werden. Die amtliche tſineſiſche Geſchichte ſchneidet demzufolge mit dem Jahr 1644 ab. Die Kenntniß der neueren Zeiten würde gänz-

lich fehlen, wenn nicht handſchriftliche bis zur Gegenwart fortgeführte Chroniken umliefen. Erſt in unſerem Jahrhundert geſtattete die Regierung den Druck einer ſolchen, der „Chronik der öſtlichen Blume“ (Tonghaolo) 1820.

Während wiſſenſchaftliche Werke gewöhnlich ſehr bändereich ausfallen, werden ſchöngeiſtige Schöpfungen kurz gehalten. Die Lyrik in Verſen gilt in dieſer Gattung als die hohe Schriftſtellerei, vermuthlich weil ſie aus alten Zeiten ſtammt und oft im alten Styl gehalten iſt. Kleine Gedichte, kleine Lieder werden ſehr geſchätzt, beſonders wenn ſie gekünſtelt und zugleich fein ſind. Von jedem Gebildeten erwartet man, daß er die vorzüglichſten Lieder inne habe oder doch wenigſtens mit ihnen bekannt ſei. Balladen haben die Tſineſen, jedoch kein größeres Epos. Die Epik verträgt ſich ſchlecht mit einem nüchternen hiſtoriſchen Sinne. Dafür halten ſie Romane ſchadlos. Dieſe freilich, die ja erſt ſeit einigen Jahrhunderten aufgekommen ſind, gelten nur als geringere Schriftſtellerei, und obwol Romane viel geleſen werden, verbreiten ſich doch die Geſchichtſchreiber über Romanſchriftſteller nicht. Die, das niedere Schrifttum (nach der tſineſiſchen Auffaſſung) ausmachenden Romane und Schauſpiele ſind in der jeweiligen Sprache der guten Geſellſchaft abgefaßt. Dieſe wendet, um den bei der Gleichtönigkeit der Wörter mitunter nahe liegenden Mißverſtändniſſen vorzubeugen, Wiederholungen des Begriffs mit einem andern Ausdrucke an. Um z. B. „betrachten“ zu ſagen, drückt man ſich in der Unterredung „betrachten — ſehen“ (Kan-kien) aus, ſo ſpricht man to-tau — „ſich retten — flüchten.“ In Werken der niederen Gattung, nicht blos in Schauſpielen ſondern auch in Romanen, wurden derartige Wiederholungen in der Schrift, für die ſie überflüſſig waren, ebenfalls ausgedrückt. Das gemeine Volk lieſt ſehr eifrig Romane und beſpricht ſie gern. Sie machen ſeine gewöhnliche Geiſtesnahrung aus. Von den Hervorbringungen dieſer niedern Gattung urtheilt übrigens Schott, daß unter ihnen „manches ſehr viel geiſtreicher iſt als hunderte von Bänden des Höheren.“ Nichtsdeſtoweniger herrſchen in den Gelehrtenkreiſen ſo ſtarke Vorurtheile gegen das Abfaſſen von Romanen, daß Beamte, welche ſolche ſchreiben, es vorziehen, ſie namenlos in die Welt zu werfen. Sie getrauen ſelbſt dann nicht, wenn ihre

Digitized by Google

Dichtung allgemeinen Beifall gefunden hat, zur Verfaſſerſchaft ſich zu bekennen. So iſt z. B. der geprieſene Roman von den beiden gelehrten Mädchen in Aller Händen, aber niemand weiß, wer ihn geſchrieben hat.

Diejenigen Schriftſteller, welche in der alten Weiſe d. h. im höheren Styl ſchreiben wollen, gehen in dem Beſtreben viele Gedanken in einem engen Rahmen zu umſpannen, auf Gedrungenheit und Kürze aus. Sie müſſen dazu die nebenſächliche Ausführung, das Untergeordnete im Stoffe und das blos Glättende in der Form vermeiden und darum liegt in der knappen Gedrungenheit Kraft und ſelbſt Lebendigkeit. Der Klarheit und der Ueberſichtlichkeit muß ſich der gute Schriftſteller befleißigen. Geſchichtliche Anſpielungen und Anführungen von Altertümlichem werden von den Leſern gern geſehen und daher von den Verfaſſern, auch wo ſie überflüſſig wären, gebracht. Auf die Vorreden wird ganz beſonderer Werth gelegt, und gewöhnlich zeichnen dieſe ſich durch ſorgfältige Abfaſſung aus.

An ſchöngeiſtiger Schriftſtellerei betheiligten auch Weiber ſich. Wir haben bereits einige Schriftſtellerinnen vorgeführt. Gar manches Mädchen ſucht ſich durch gute Dichtungen auszuzeichnen und nicht ſelten mit Glück. Seiner Tochter dichteriſche Ergüſſe ließ z. B. der Statthalter von Kanton Juanjuan 1820 drucken. Wichtiger iſt, daß Weiber über die weibliche Erziehung geſchriftſtellert haben, ſeit jener Panhoeipan (Seite 308) die mit dem Buche der Vorſchriften für Weiber dazu den Anſtoß gegeben hatte. So lieferte in neuerer Zeit die Lutſchao ein vortreffliches zum Leſen für junge Damen beſtimmtes Buch, den „weiblichen Lehrer.“

Eine tſineſiſche Sprachlehre gibt es nur in Europa. In Tſina, wo alles ſich auf die Schrift bezieht, erſcheinen die Worte nur als der Aus- und Abdruck der Schriftzeichen. Wozu ſollte man die geſprochene Rede zum Gegenſtand der Arbeit machen? Das geſprochene Tſineſiſch iſt etwas Gleichgültiges. Die jungen Tſineſen erſparen die Zeit, welche die europäiſche Jugend über dem Studium der Grammatik verbringt, erlangen freilich auch keine rechte Einſicht in ihre eigene Sprache, zumal ſie keine fremde Sprache wiſſenſchaftlich erlernen.

Digitized by Google

Allein die Art der tſineſiſchen Schrift macht es für Jeden, der über die alltäglichen Beſchäftigungen hinausgeht, nothwendig Wörterbücher oder vielmehr Schriftbilderverzeichniſſe nachzuſchlagen.

So ſind denn ungemein viele Wörterbücher abgefaßt worden. Ihre bloßen Titel würden einen Band füllen, ſagt Callery. Das größte und vollſtändigſte Wörterbuch war das, mit deſſen Ausarbeitung im Jahre 1703 Kaiſer Kanghi ſechsundſiebzig ausgezeichnete Gelehrte beauftragt hatte; dieſe waren an ihm 8 Jahre unter ſeiner Obhut thätig bis 1711. Es enthält 43,496 Zeichen, von denen 6423 veraltet, 1659 ganz ſelten oder neu, 4200 an ſich bedeutungslos oder bloſſe Hülfszeichen ſind, ſo daß der Beſtand der häufiger gebrauchten Wortzeichen ſich auf 31,214 beläuft, wobei allerdings die lediglich in einzelnen Gegenden, in Kanton, Fukian zum Beiſpiel gangbaren nicht mit aufgezählt ſind. In Kanghi's Werke wurden die Wörter nach der Ausſprache d. h. nach ihrem Endlaut in 106 Lautklaſſen geordnet und geſchichtlich behandelt. Das aufeinander Reimende bildet eine Ordnung. Es heißt Peiwenjünfu und beträgt mit der Ergänzung 136 dicke Hefte. Es iſt zugleich eine Fraſenſammlung. Darauf ließ er durch 27 Gelehrte ein Schriftzeichenerklärungsbuch nach den 214 Schlüſſeln unter dem Titel: „Geſetz der Zeichen" (Tsetian) ausarbeiten, welches 1716 erſchien und von ihm ein Vorwort erhielt. In allen amtlichen Schriften richtet man ſich nach demſelben. Dieſes ſoll übrigens flüchtiger gearbeitet ſein, als jenes Andere, welches als eines der größten Wörterbücher aller Völker gilt, wo es nicht das größte iſt. Das Tſetian erſtreckt ſich in 42,000 erklärten Schriftzeichen nur über den Wörterbedarf ernſter Schriften: und reicht daher weder für Schöngeiſtiges noch für die Kunſtſprache der Gewerbe hin. Beſondere Wörterbücher muß noch zu Rathe ziehen, wer alle Schriften verſtehen will. Für den alten Tſchwanzug verfaßte in ſeiner Zeit (1698) Tungveifu ein eignes Wörterbuch (das Tſchwantsüchuy). Beſonders geſchätzt wegen ſeiner Erklärungen ward das 20,000 Zeichen beſprechende Wörterbuch Pintſetſien, welches Jü Hienhi unternahm und ſein Sohn Jütetſching vollendete, herausgegeben 1677; ferner erſchien das Tſchiſianfientſeulupien, welches blos zuſammengeſetzte Wörter betrifft, das Ufamjnanin von 1710, welches nach 12 Tönen geordnet iſt und

in verbesserter Fassung 1834 wieder aufgelegt ward, das unter Kianlung verbesserte Iwenpilang, dessen erster Verfasser Schamu war, und das Jinjüntschaï, welches 66,176 Wortzeichen aufzählt.

Alle diese Wörterbücher behandeln die Beamtensprache, das Kwanhoa. Merkwürdigerweise haben die Gelehrten aber keine Wörterbücher für die verschiedenen Volkssprachen ihres Vaterlandes angelegt, als ob dieselben ihnen keiner Beachtung werth schienen, ohngeachtet doch soviel in ihnen gedruckt wurde und geschrieben wird. Nur die Abweichungen innerhalb des Kwanhoas im Norden und Süden des Reiches haben Tschangjütscheng in einem vortrefflichen Wörterverzeichniß (1820) und Tsingtingkao aus Nanhaï in den Grundsätzen der allgemeinen Sprache (Tschenginthsojao 1834) behandelt. Der Letztere hat sich dabei allerdings auch über die gemeine Redeweise verbreitet.

Im übersichtlichen Anordnen, welches die Auffindbarkeit erleichterte, lag keine geringe Schwierigkeit. Nachdem in den Schriftzeichen mit den Rundungen und den sich wiederholenden Umgestaltungen die Bildlichkeit ganz und gar verloren gegangen und mit der Ueberlieferung das rechte Verständniß eingebüßt war, lag es nahe alle Schriftzeichen auf wenige Striche zurückzuführen, aus denen sie zusammengesetzt seien. Man glaubte sechs Striche für ihre Bestandtheile ansehen zu sollen. Diese waren der wagerechte, der senkrechte, der schiefe nach links oder nach rechts gewendete, der behackte oder auf verschiedene Art zum Winkel gebrochene und der Punkt oder Tropfen

Ihre mannichfache Verbindung ergab 56 Züge. Willkürlich ordnete man die Schriftbilder nach der in ihnen enthaltenen Zahl der Striche und gewissen Aehnlichkeiten in den Bildern und stellte eine Anzahl Grund- oder Wurzelzeichen, sogenannte Schlüssel oder Häupter auf, von denen die übrigen Schriftzeichen sich ableiten zu lassen schienen. Es waren diejenigen hervorspringenden Gestalten, die man in den Zügen anderer aus mehr Strichen bestehender Schriftzeichen wieder erkannte. Diese Schlüssel waren keineswegs die ersten und ursprünglichen Schriftzeichen, aber man

legte ſie in Betracht der Einfachheit oder Eigentümlichkeit ihrer Züge zu Grunde. Anfänglich zählte man 707 ſolche — nach ſo vielen theilt das ältere Wörterbuch Tſehai (oder Haipienthunghoeï) ſeine 66,474 Wörter ein — ſpäter vereinfachte man dieſe (nahm der Eine 543, der Andere 500, wieder Andere 444, 439, 360 Schlüſſel an[103]) und blieb zuletzt bei nur 214 Wurzeln ſtehen, die wieder in 17 Ordnungen gegliedert wurden. Nach langem Schwanken befeſtigte ſich dieſe Eintheilung.

Der Ordnungsſinn der Tſineſen gerieth außerdem auf eine Menge anderweiter Eintheilungen, mittelſt deren dem Gedächtniß nachgeholfen werden ſollte. Man unterſchied ihre Fülle, je nachdem die Wortbilder nachbildend (Hingseang oder Sianghing; man zählt deren 608), anzeigend (d. h. unfigürliches, wie Zahlen, wie „darüber und darunter" andeutend; Tschisse oder Tschekhesse; 107) verändert (oft zum Gegenſatze verkehrte, Tschwantschu; 372), erborgt oder übertragen (wie Herz für Sinn; Kiatsei 41), zuſammengeſetzt, (wo mehrere Wörter vereinigt ein neues ergaben; Hwuy-e oder Hoeï-i 740) oder endlich Lautzeichen (Eigennamen und anderes durch die Gattungszeichen beſonders kenntlich Gemachtes Hingsching oder Heaesching „Bilder und Klänge;" waren. Die letzteren tragen nach Du Ponceau[104] drei Viertheile der Geſamtheit aus; ſo ſehr ſind grade ſie mit der Zeit angewachſen. Man zählt 21,810. Panthier veranſchlagt die gangbaren Zeichen folgendermaßen: ideofonetiſche 21,341, figurative 608, indicative 107, combinirte 740, inverſe 372, metaforiſche 589, ſomit nur 2416 nicht lautliche.[105] Der Uebergang vom Bilde eines Gegenſtandes zum Klange ſeines Namens hatte immer mehr zum Ergreifen des Lautes geführt.

Ein anderer Punkt von Belang für die Verfertiger der Wörterbücher war die Bezeichnung der einzelnen Laute. Die Buddhiſten hatten 144 Buchſtaben aufgeſtellt. Dieſes Lautſyſtem verbeſſerten die Tſineſen, indem ſie es vereinfachten. Die 108 Vokalzeichen brachten ſie auf 45,[106] Kaiſer Kanghi's Gelehrtenverein auf 12 zurück.[107] Die Mandſchukaiſer trugen übrigens auch für das Tatariſche Sorge. Sie ordneten beſtimmte Zeichen für die Ausſprache des Tatariſchen an, damit bei Eigennamen keine Verwirrung entſtünde.[108] Kaiſer Kianlung gedachte dem

Tatarischen eine dem Tsinesischen entsprechende Schrift zu geben. Seine Beschäftigung mit dem Altertume bewog ihn seine Gelehrten Nachforschungen in den alten Schriftarten anstellen zu lassen, worauf er 1748 durch einen Erlaß den Mandschuren eine neue nach alttsinesischen Vorbildern gemodelte Schrift von 3390 Zeichen vorschrieb.[109]

Der Wortzeichen Menge ließ mannichfache Schreibungen vieler Wörter zuläßig erscheinen. Entgegen den hieran hängenden Nachtheilen für die Lesbarkeit trachteten die Gelehrten nach Festsetzung einer allgemein anzunehmenden Rechtschreibung, und diesem Zwecke sollten namentlich die Wörterbücher dienen. Diese unterschieden genaue Schriftzeichen (tsching), zuläßige gemeine (ssou), und abgekürzte Formen (seng) von fehlerhaften und verwerflichen (hu oder fei), welche letztere übrigens in manchen Wörterbüchern auch neben den richtigen verzeichnet wurden. Im allgemeinen schloß man sich an die Formen des vierten Jahrhunderts und der nächsten Folgezeit an. Für ein und das nämliche Wort blieben zuweilen mehrere Zeichen verschiedener Zusammensetzung (tungtse) anerkannt, unter denen der Schreibende wählen mochte; auch manche veraltete Form galt als noch anwendbar und ward insonderheit von Verfassern gelehrter Werke vorgebracht (das Kuwen im Gegensatz zum Kin) — wie andererseits mancher Ausdruck der Volkssprachen jeder schriftlichen Bezeichnung ermangelt. Kaiser Kanghi beabsichtigte mit seinem Wörterbuche, welches er vertheilen ließ, die Rechtschreibung festzustellen; durch dasselbe sollte die Schreibung für alle öffentlichen Schriftstücke und für den Hof feststehen, und er hielt mit Strenge darauf; hohe Beamte fielen in seine Ungnade, weil sie in ihren eingereichten Geschäftsschreiben 3 oder 4 ausgeschiedene Schriftzeichen gebraucht hatten.[110] Für amtliche Schriften sind wol die unter seiner Hoheit ausgesprochenen Buchstabengesetze (Kanghitsutien) seitdem verbindlich geblieben, allein auch er setzte nicht durch, was seine Vorgänger nicht hatten durchsetzen können. Den Ausschuß der Wortzeichen wirklich zu verdrängen gelang bisher keineswegs, denn noch immer sind gewisse Schriftzeichen in gewissen Oertlichkeiten allein im Gebrauch.

Neben diesem Bestreben nach Uebereinstimmung in gleichem

Digitized by Google

Schriftzug ist die ihm grade entgegenlaufende Neigung zu Verzierungen und Verkünstelungen merkwürdig, vermöge welcher nicht sowol einzelne neue Wortbilder aufgebracht, als vielmehr der ganze Zug durchweg in etwas anders gemodelt und wenn auch keine neue Schrift, so doch eine in einem gewissen Geschmacke gehaltene Abart der Arten geschaffen wurde. Aus der hohen Werthschätzung der Schrift erklärt sich dies. Denn mit Ehrfurcht betrachtete der Tsinese seine Schriftzeichen; sie hießen ihm „die Augen der Weisen", „die von den Weisen hinterlassenen Spuren." Altes beschriebenes oder bedrucktes Papier, dessen Inhalt werthlos geworden war, zu beschmutzen oder gar zu unsauberem Gebrauch zu verwenden, dünkte ihm höchst unziemlich; es galt als verdienstlich solches zu verbrennen, und es haben sich sogar Vereine gebildet, die sich zur Aufgabe setzten, unnütz gewordene Schriften zu sammeln und zu verbrennen. Erscheint es dem Tsinesen doch schon als eine Entweihung, ein Buch als Unterlage beim Schreiben zu benutzen, so groß ist seine Achtung vor der Schrift! und die Europäer geben ihm nicht geringen Anstoß, weil diese Achtung ihnen gänzlich abgeht. Im Schreiben der Zeichen Geschmack an den Tag zu legen ist man allgemein beflissen und Schönschreibern wird mit staunender Bewunderung zugesehen. So konnte es kommen, daß Schönschreiber eine Ehre darein setzten, vermeintliche Verschönerungen oder eigentümliche Veränderungen anzubringen oder auch veraltete Schreibweisen hervorzuziehen und in ihnen ganze Bücher zu schreiben. Da wurde z. B. im alten dicken Tatschwan Lütsche's „Frühling und Sommer", Jütschenan's „Buch, welches die Bücher erklärt", im Siaotschwan Weistü's „Kompilation der Bücher" geschrieben.

Wohlgefällig betrachtet der Tsinese seine Schriftzüge. Er, der sonst so nüchtern im äussersten Maße ist, befeuert seine Einbildung um sie mit diesem und jenem zu vergleichen. Die eine Weise des Schreibens benennt er nach der Aehnlichkeit mit herabhängenden Blättern, eine andere heißt er die in der Form der Aehren, eine dritte die Thautropfen; wieder in einer andern sieht er die Nachahmung schöner Wolken oder der Insekten, der Schildkröte, des Glücksvogels Fung oder des Drachen u. s. w., wo unsere Augen nicht die allermindeste Aehnlichkeit gewahren.

Alle erdenkbaren Vergleiche stellte er für seine Schrift an: das beste Zeugniß dafür, wie theuer sie ihm ist. Und bei dem Werthe, den er auf geschichtliche Bestimmung legte, wollte er auch wissen, woher jede Form ausging: die Züge, die an die Vögel erinnerten, kamen von Schaohao, die der Drachenart von Taïhao, die, welche die Wellen des Wassers nachahmten, von Kungkung, Fohi's Nachfolger, die feurigen Zungen gleichenden von Jenti (— 3217), und mit den Zeichen in Wolkenform sollte Hoangti selber das Festhalten der Ereignisse sichergestellt haben. Für letztere Angabe hatte er gar die Gewähr des Buches Tsohtschwan, das ein älterer Zeitgenosse Kungtse's, der Historiograf des Staates Lu Tsohkieuming abgefaßt haben sollte!

Eine Schreibende schildert ein tsinesischer Dichter:

Eine schwarze mit Regen beladene Wolke naht plötzlich,
Die Drachen, verfolgt vom Dämon der Hand, fliegen zugleich davon,
Es bedarf nicht die Schößlinge zu zählen, die in sieben Schritten wachsen,
Schon sind die Fäden schwarzer Seide voll von Perlen und köstlichen Steinen.[111]

Schönschreiber werden im Angedenken gehalten, wie Kuoküschan (um 270) und mancher Andere.

Anhaltende Beschäftigung mit den Eigentümlichkeiten und Wandlungen der Schrift übte demzufolge auch einen großen Reiz aus und wie über die Schriftdenkmale als solche, so wurden über alles, was zum Schreiben gehörte, von Vielen Bücher gearbeitet. Hatte doch schon Kungtse über die Schrift nachgedacht. Jüentu schrieb (zwischen 600 und 900) bereits ein Buch über den Ursprung der sechs Schriftzeichenarten. Unter den Sung's waren alte Inschriften fleissig von Vielen gesammelt worden (vgl. S. 357). Zwischen 1280 und 1386 verfaßte schon Tschingscho eine Geschichte der Schrift (Jenki) in zwei Büchern[112], und Panmaostao eine Geschichte der Inschriften auf Stein und Metall. Am Ende des XIII. Jahrhunderts oder in der ersten Hälfte des XIV. schrieb ferner Lojeu ein eigenes Buch über die Geschichte der Tusche (Messe), in welcher er schon über zweihundert rühmlich bekannte Bereiter dieses Schreibebedarfes aufzählt.[113] Im J. 1398 erschien das Buch des Tuschverfertigers Schenzsißun. Außer den schon Genannten galten als berühmte Paläografen Wangjuenmei, Weisiü, Tschangjüentu, Ngüeujang, dessen Werk „Prüfung der alten

Schriften" hieß, der Bonze Schetsche in seiner „Denkschrift über die Metallvasen" (Kinhuki), der Bonze Menging. Ujen schrieb über den Ursprung der Schriftzüge, Weihang die Erklärung alter Schriftzeichen, Tsaijung „die Auslegung der alten Schriftzeichen" (Tschuensche). Das Buch Tscheu-y-tschiuen schuku 1596 in 2 Quartheften behandelte alte Inschriften. Tsehan veranstaltete eine „Blumenlese von Inschriften" (Schimetsiuenhoa), die von ihm erläutert wurden. Sein Werk ist in zwei Bänden 1618 gedruckt worden. Encyklopädien und Wörterbücher verbreiteten sich natürlich ebenfalls über die Schrift, so namentlich ausführlich Wangki's große 1607 vollendete Encyklopädie (das Santsaituhoei). Im Jahre 1698 beendigte Tunweifu sein „Wörterbuch der alten Schriftzüge" (Tschuandsuchuy), welches eingehend die Tschwanschrift behandelte. Kaiser Kanghi begriff die Nothwendigkeit paläografischer Forschungen und beauftragte deshalb i. J. 1705 die Gelehrten des Hanlinkollegiums den Stoff zu mustern und das Nöthige zusammenzustellen; Sie gingen 1844 Werke durch und brachten 1708 „die Geschichte der Schrift und Malerei" (Peïwentschaï schou hoa poü oder Schuhoapu) in 100 Heften zu Stande. Vermöge des Ursprungs der Schrift behandelte man zugleich mit dieser die Malerei. Das Werk, welches die verschiedenen Schriftarten vorlegte, die Schriftausfinner aufzählte und Schreibregeln vortrug, nannte auch alle großen Maler ungefähr vom Beginne der christlichen Zeitrechnung an und beschäftigte sich zugleich mit ihren Bildern und alten Portraits. Der Kaiser schrieb die Vorrede zu diesem Werke und ließ es unentgeltlich austheilen. Die von ihm befohlenen Wörterbücher verbreiteten sich ebenfalls über die Geschichte des Schreibens und Malens und umfaßten sowol die Behandlung der verschiedenen Schriftarten als auch Regeln für Schreiber.

In den Wörterbüchern pflegt unter den Titeln „Pinselbewegung" (joungpie) und „die acht Regeln der Joungschrift" (Joungtseupafa) das Wissenswerthe über die Schrift zusammengestellt zu sein. Unter Kanghi wurde ein Auszug des Vorzüglichsten über die Schriftzeichen (Lieüeulhtschi) in vier Heften gemacht und eine Beschreibung des Museums der Altertümer (Kintingsitsingkukian), welche außer Münzen und Medaillen

1529 Gegenstände, die großentheils Inschriften hatten, besprach. In der Ausgabe von 1751 beträgt dieses Hauptwerk 42 große Foliobände. In Kianlung's Tagen war doch schon vieles in Vergessenheit gefallen und darum manches alte Buch stellenweise unverständlich. Deshalb drang er mit Nachdruck auf paläografische Forschungen und um für die Folge Beispiele, welche das Verständniß erleichterten zu geben, ließ er sein Lobgedicht auf Mukden in allen üblichen oder üblich gewesenen, in 32 verschiedenen Schreibweisen (unter denen sich auch seine neue mandschurische befand) 1743 herausgeben. Seine obersten Räthe Fuheng und Wangjeutun und deren Hülfsarbeiter Akdun und Tsiangpu wurden von ihm mit der Ausführung und dem Druck dieser 32 neben einander erscheinenden Ausgaben beauftragt und von denselben eine diese 32 Schriftarten kurz besprechende Abhandlung „Ursprung der verschiedenen Arten tsinesischer Schriftzeichen" beigegeben. Die sorgfältige Betrachtung und Erörterung der älteren Denkmale nahm noch zu. Werke über alte Inschriften sind: Hang Schitsiuan's, „vermischte Bemerkungen über den Saal der alten Lehre" (Tao Koüthangwentsi), Laitschai's „abgekürzte Prüfung der Inschriften auf Steinen und Metall" (Kinschikhekhaolio). Das Buch Thsientschi-i-sin pien enthielt Abbildungen von Münzen Gegen 1780 gab der Kriegsminister Pie Juen von Schinjang eine „Geschichte der in Stein und Metall auf dem Wege (d. h. in Schensi) bestehenden" (das Kuantschungkinschiki), 1790 Jepaokieulaï aus Kuanschan ein Werk über alte Inschriften (das Kinschiloüpòü), etwas später (zwischen 1796 und 1804) Thsientahin aus Kiating einen Beitrag „der Saal des Tsienjen, Nachträge zum Schrifttum in Stein und Metall" (Thsienjenthang Kinschiwenpowèï); 1804 erschien Juenjuen's „genaue Abbildung und Erklärung der Inschriften auf den im Altertumsmuseum aufbewahrten Geräthen, Vasen, Dreifüßen und Glocken" (das Tsikutschaitschungting-i-khikwantschi).[114] Im Jahre 1805 erschien von dem alten obersten Rath Wangtschang ein großes Werk über die alten Inschriften auf Metall und Stein (Kinschitsóüïpién) in 160 Heften, welches bis zum Jahre 1260 reicht und jede Inschrift mit Auszügen aus den bisherigen Erörterungen begleitet. Unter den vielen Werken dieser Art wird das

Pokutu oder die Sammlung und Erklärung der alten Inſchriften in 32 Abſchnitten oder 16 Heften als das vollſtändigſte gerühmt. Außer auf Jü's Inſchrift gehen die tſineſiſchen Altertumskenner auch auf die Inſchrift einer angeblichen Lanze Tſchungkang's von 2150 vor unſerer Zeitrechnung, ſomit viertauſend Jahre zurück; aber die meiſten vorgeblich uralten Inſchriften werden von manchen Gelehrten für groben Betrug gehalten. Auch Sammlungen von Handſchriften berühmter Männer wurden angelegt. Die Thangſung patakiafangſchu genannte, enthält ſolche bis zum VII. Jahrhundert zurück;[115] ſie iſt weiß auf ſchwarzem Grunde gedruckt.

Ein Stamm der rohen Miaotſe hat ſogar alte Schreibtafeln (Pangpuh, quer abgeſchnittene Scheiben eines Baumſtammes) mit Sigelſchrift als Gegenſtände unſchätzbaren Werthes aufbewahrt, zu deren Anblick nur wenige Auserwählte gelaſſen werden.[116]

Den älteren Bücherbeſtand, ſo weit er zur Gelehrſamkeit gerechnet wird, enthält „das Verzeichniß aller Bücher in den vier Bibliotheken" Kianlung's (Tsefu Tsiuenschu Tsung mu, vgl. Seite 383). Es gibt Bibliografien mit beurtheilenden Winken, alſo was man in Europa raiſonnirende Kataloge nennt. In der Beſchreibung findet allergrößte Genauigkeit ſtatt. Wie die Talmudiſten zählen ſie die Wörter ihrer Hauptwerke und bemerken z. B. daß Sſematſian's Sſeki (Seite 303) 526,500 Zeichen enthält. Bazin erklärt die Tſineſen für die vorzüglichſten Bibliografen der Welt. Zur Anzeige neuer Bücher beſtehen aber weder Meßkataloge noch Rezenſiranſtalten; nur alle auf Staatskoſten gedruckten Bücher werden in der pekinger Hofzeitung angekündigt.

Pflicht der Beamten iſt außer der Bekanntmachung der obrigkeitlichen Anordnungen die Verbreitung wichtiger Kunden und die Mittheilung von erheblichen Nachrichten. Dies thun ſie theils durch Anſchläge auf ſchwarzen Tafeln an Plätzen und belebten Straßen, theils durch Zeitungen. Im Pallaſthofe zu Peking werden jeden Morgen die amtlichen Veröffentlichungen angeſchlagen und dann abſchriftlich den Statthaltern der Lande zugefertigt. Die ſie zugleich enthaltende (unregelmäßig erſcheinende ?) amtliche Zeitung in Peking, die „Hofnachrichten" (Kingtschau), welche auch Denkſchriften, ſelbſt Rügen der Staatscenſoren mittheilt, wird in einem Abdruck in jede Stadt geſchickt und in dieſer nach

Bedarf, nicht selten abgekürzt, vervielfältigt, viel gelesen und besprochen. Die pekinger Zeitung soll seit 1366 herausgegeben werden. Sie erscheint jetzt in drei Ausgaben; die erste vollständige erscheint täglich in weißem Umschlag, die zweite, welche vieles aus der ersten nur auszieht, jeden zweiten Tag in rothem Umschlage; eine dritte billigere ist durch ihren niedrigen Preis dem Volke zugänglicher. Für alle Formen im schriftlichen Verkehr mit den Behörden gelten als Muster die Fassungen, die in dieser Hofzeitung zu finden sind.[117] Oberbeamte lassen auch eigene Zeitungen täglich geschrieben ausgehen und an feste Abnehmer verkaufen. Nachrichten aus den Beamtenkreisen machen deren Hauptinhalt aus.

Jährlich erscheint der Staatskalender, vierteljährlich ein amtlicher Adreßkalender, das sogenannte rothe Buch, jedesmal in 6 Theilen, welches Auskunft über die Behörden mit solcher Genauigkeit gibt, daß selbst das Gehalt der Beamten mitgetheilt wird. Sein Titel ist „vollständiges Buch der Gürtelträger" (Tsin schintsiuen schu). Das große Staatshandbuch (Taitsinghoeitian) beträgt 1060 Foliohefte, ein aus demselben i. J. 1774 gemachter Auszug 5 Oktavbände: es enthält aber auch außer der Aufzählung aller Aemter mit Angabe ihrer Obliegenheit, außer den gültigen Gesetzen und Verordnungen, geschichtliche Nachrichten über sie und Erläuterungen zu denselben, sowie Abbildungen aller Ritualgegenstände, der Waffen u. s. w. und ein Orterverzeichniß. So dient es als ausreichendes Handbuch für den Beamten.

Die Einheit des Staatslebens, die Geschlossenheit des Volkes und die Schroffheit des Gegensatzes gegen die niedrigstehenden Nachbarn, welche nicht in den tsinesischen Bildungskreis hineingezogen waren, führte zu großer Uebereinstimmung in den geistigen Hervorbringungen und machte die Regierung zur Bewahrerin, Trägerin und Leiterin des Schrifttums. Als Staatsobliegenheit wird es angesehen zu sorgen, sowol für den Wiederabdruck alter bewährter, als für den Neudruck guter Bücher. Die Klassiker und die Gesetze, Werke über Geschichte, Erdkunde, Statistik, Sittlichkeit läßt die Regierung prachtvoll herstellen und vertheilt sie unentgeltlich. Zu erkaufen sind allerdings nur ausnahmsweise Ab-

Digitized by Google

drücke und auch gewöhnlich dann nur schlechte Abzüge. Die Kaiser führten den Vorsitz bei den Zusammenkünften der Gelehrten behufs der Auslegung der kanonischen Bücher, — Protokolle solcher Sitzungen des Jahres 1683 sind veröffentlicht worden — prüften selbst Doktoranden, sahen es als Ehrensache an die Vorreden zu den neuen Ausgaben abzufassen und veranstalteten sowol Sammelwerke in den verschiedensten Zweigen des Wissens wie auch Uebersetzungen in die Sprachen der Nachbarvölker, die in den tsinesischen Bildungskreis eingetreten waren. In der siebenten Vorschrift der „heiligen Lehre" Kaiser Schitsungs wird da gesagt: „Erhebe akademische Gelehrsamkeit." Den Kaiser umgaben Gelehrtengesellschaften, und Schriftgelehrsamkeit war beinahe der einzige Weg des Emporsteigens zu Staatsämtern und Würden.

Wo soviel Uebereinstimmung im Bewußtsein vorhanden ist wie in Tsina, wo solcher Zusammenklang der Grundansichten stattfindet und nur wenige verschiedene auf den Glauben bezügliche Strömungen nebeneinander hergehen, da kam die Herrschergewalt auch nicht auf die Einmengung in die Presse, nicht darauf, die Druckerlaubniß von einer vorgängigen Prüfung des zu Veröffentlichenden abhängig zu machen, wie in Europa.

In gemeinschaftlicher Arbeit sammeln, erläutern und veröffentlichen die Mitglieder des Hanlinkollegiums Schriften, wobei sie selbst ganz in den Hintergrund treten; gehört doch ihre Gelehrsamkeit dem Staate. Sie lassen jedem alten Schriftsteller seine Meinung und geben dem Leser anheim, ob er sie annehmen will oder nicht, aber — sie sind dabei gleichgültig gegen die Richtigkeit des Inhalts. In ihren neuen Werken kommen die Gebrechen gemeinschaftlichen Arbeitens zum Vorschein. Wollte ein Mitarbeiter noch nicht Dagewesenes vorbringen, so würde er seine Genossen aufsätzig machen. Warum sollten sie sich die Mühe des Prüfens aufbürden? Bei dem Alten stehen bleibend gehen sie allemal sicher. Mit Neuem liefen sie Gefahr in einen Fehler zu stürzen und dann könnten sie mit Einziehung ihrer Besoldung auf mehrere Jahre bestraft werden. Die ganze Richtung der geistigen Thätigkeit ging weit weniger auf schöpferische Erzeugungen, als vielmehr auf innigen Anschluß an kanonische Musterwerke. Deshalb und da ein höchst wirksamer Bestandtheil der Büchermenge

Digitized by Google

die großen Sammelwerke waren, die nicht von einzelnen Männern sondern von Gelehrten-Vereinen entworfen wurden, da endlich aus amtlichen Aufnahmen und Regierungsanordnungen ein namhafter Theil der erscheinenden Bücher hervorging, so verlor das tsinesische Schrifttum das Gepräge der Subjektivität und nahm einen äusserst objektiven Charakter an.

Alles Höhere trägt gewissermaßen den amtlichen Stempel, wie ja auch Schriftstellerei Geschäft eines Amtes ist. Das freie Belieben, das persönliche Unternehmen, das eigentümliche Versuchen war nahezu erdrückt. Wie könnte auch der Einzelne seine Rechnung finden, wenn er mit der Wucht der amtlichen Kollegien wetteifern wollte? Die Persönlichkeit der schriftstellernden Menschen war, so sehr als nur irgend möglich, in den Hintergrund geschoben. Es entwich damit zugleich der frische und erregende Hauch der Lebendigkeit. Die Objektivität, welche man gegenwärtig in Europa thörichterweise den Schriftstellern so oft anempfiehlt, ward in Tsina glücklich erreicht! Aber Bücher werden von Menschen geschrieben und sollen von Menschen gelesen werden und immer wird auf den Menschen das fördernd wirken, worin rein und voll ein Mensch sich gibt. Das Buch vertritt, bis auf Ausnahmen, welche Schulbücher und Nachschlagewerke bilden, die Unterredung. Sein Verfasser soll merkbar bleiben. Kalt und erstarrend ist die Schrift, in der die Spur der lebendigen Thätigkeit und Aeusserung dessen, der sie hervorgebracht, verwischt ist.

Unruhige Wißbegier und brennender Eifer nach neuen Kenntnissen behalten in Tsina keinen Raum. Neues behaupten wollen gälte als Anmaßung. So ist es gekommen, daß die Einseitigkeit der Ausbildung die Tsinesen dahin gebracht hat, wo sie in schöpferischer Ursprünglichkeit den europäischen Völkern weit nachstehen. Wie vor Jahren ein gelehrter Kenner des Tsinesischen, welcher selbst in Tsina gewesen war, dem Verfasser dieses Buches versicherte, werden gegenwärtig in Tsina ungefähr ebensoviel Bücher gedruckt als in ganz Europa, aber diese vielen Bücher fügen außerordentlich wenig dem schon Vorhandenen hinzu, entbehren der inneren Mannichfaltigkeit und sind über die Maßen einförmig.

Das tsinesische Schrifttum hatte in seinem langen Bestande seine schöpferischen Keime bis dahin entwickelt, wo ihre treibende

Digitized by Google

Kraft aufhörte und nur Einförmigkeit, Einerlei und Wiederholen übrig blieb. Der große Fleiß des XVIII. Jahrhunderts war demnach beinahe ganz auf Sammlungen, Abschlüsse und Uebersichten hingerichtet. Im XIXten waren daher ebenfalls die eigenen Leistungen der Tsinesen von minderer Bedeutung, wenn gleich man ihre Dichter Pongjuan, Schui und Kijün preist; aber neue Keime wurden von Europäern gelegt.

Wenn auch die von christlichen Bekehrern ausgehenden Uebersetzungen von christlichen Glaubenslehren und Gebeten, von den biblischen Büchern, den Heiligenleben und religiösen Traktätlein, die in Makao und anderwärts mit beweglichen Typen gedruckt wurden, nicht ohne Einwirkung auf das untere, ungebildete Volk blieben, so gaben solche Bücher doch dem Schrifttum keinen belebenden Anstoß. Auch die vielen Wörterbücher, welche die ostindische Gesellschaft, welche Missionare für ihren und der europäischen Händler Bedarf ausarbeiteten, vermochten auf die Tsinesen selbst keinen Einfluß auszuüben; aber die in den Schulen der Bekehrer unterrichteten jungen Tsinesen bekamen doch viele andere Vorstellungen und Kenntnisse, und in den letzten Jahrzehnten gesellten sich zu den Uebersetzungen theologischer Schriften auch die von Werken aus der abendländischen Profanlitteratur. Mit europäischem Gelde wurde dergestalt Europäisches den Tsinesen zugänglich gemacht. Besonders verdienstlich war die Thätigkeit des 1818 errichteten anglotsinesischen Kollegiums. Geschenke ermöglichten 1845 die Ausgabe von neuen Jugendschriften für Tsinesen.

Alle diese Veröffentlichungen verursachten große Unkosten. Um nur z. B. das Neue Testament drucken zu lassen, waren 227,300 Schriftbilder erforderlich. Diese in Tafeln für 1600 Abdrücke schneiden zu lassen kostete an sich außerordentlich wenig, aber doch das Doppelte oder Viersache von dem, was der Satz einer deutschen Uebersetzung betragen haben würde. Uebrigens stritten sich die Bekehrer untereinander, welches Schriftbild für den Begriff der Gottheit anzuwenden sei, ob Schang, ob Schin, ob Tientschu![118]

Die Missionare versichern uns, daß der Tsinesen „Begierde, die Traktate und die christlichen Schriften zu lesen, sehr groß und

Digitized by Google

oft unglaublich gewesen sei", allein ihre Angaben verdienen, sobald Fragen des Glaubens in's Spiel gerathen, gar kein oder sehr geringes Zutrauen, denn wo sie dann nicht absichtlich lügen, haben sie in der Regel eine gefärbte Brille vor den Augen und ein Brett vor der Stirn. Ueber das eigentlich christliche Schriftthum entrüsteten sich die Konfutseaner. Der Statthalter von Fukian verbrannte Missionsbücher. Dem wiederholten Andringen, die Missionarbücher zu vernichten und gegen ihre Verbreiter einzuschreiten, gab Kaiser Taokuang (1821—1850) lange kein Gehör. Endlich befahl er ihre Ablieferung und Vernichtung und es mußte die gefährdete Druckerei der Missionare aus Tsina nach Singapor verlegt werden. An das Volk richtete Taokuang eine Ansprache am 18. Juni 1837, in der er sagte: „es ist euere Pflicht nützliche Bücher zu lesen, weshalb wollt ihr Fabeln glauben, denen alle Begründung fehlt?"[119]

Bei weitem wirksamer waren Uebersetzungen wissenschaftlicher Arbeiten, die von Engländern ausgingen. Auf Kosten verschiedener christlicher Bekehrungsgesellschaften erschien nach und nach eine ansehnliche Menge von Büchern, die europäisch gedacht und tsinesisch geschrieben waren, eine eigene Litteratur. Lehrbücher der Erdkunde bearbeiteten zum Beispiel frei 1846 Marquez und 1853, umständlicher nach dem Buche der Somerville (die ihrerseits sich auf Berghaus gelehnt hatte) Muirheak; die Kosten für des Letzteren Arbeit trug die londoner Mission. Milner's Geschichte von England wurde 1856 übersetzt. Hobson gab 1849 eine Abhandlung über den gestirnten Himmel und Wylie in Schanghai lieferte 1854—1860 unter theilweisem Beistand des tsinesischen Mathematikers Lischentan ein Lehrbuch der Arithmetik, das VII. bis XV. Buch des Eukleides, Loomi's analytische Geometrie, Differenzial- und Integralrechnung, Herschel's Anfangsgründe der Sternkunde und andere wichtige Werke. Von Hobson ging auch eine Anzahl gemeinfaßlicher medizinischer Bücher aus. Demnächst gaben den Tsinesen der Küsten die zunehmenden kaufmännischen Beziehungen Anstöße sich mit dem Abendlande zu befassen; ein Zeugniß dafür gibt, daß der Statthalter Kantons Lin gegen 1840 zwanzig Hefte über das Ausland schrieb, wobei natürlich manches Ungereimte mitunterlief. — Gützlaff[120] nennt Lin's

Buch „das allerseltsamste Gemisch von Unwahrheiten, Dichtung und Geschichte, das je gedruckt worden ist" — aber es war eines der ersten, welches eingehender über die Europäer sich ausließ und welche Beurtheilung würden wol unsere Schreibereien über das Reich der Mitte, (diese Abhandlung zum Beispiel, die doch aus langen und mühsamen Arbeiten hervorging) bei tsinesischen Gelehrten finden?

Die beiden Kriege der Engländer und Franzosen gegen Tsina haben den Missionaren freieren Raum geschafft und die Staatsgewalt in die Nothwendigkeit versetzt, bessere Kunden über das Abendland einzuziehen: dem europäischen Einfluß, der muthmaßlich das tsinesische Schrifttum frisch befruchten wird, ist damit ein breiterer Zugang eröffnet. Für's erste waren diese Einfälle in Tsina leider Zerstörungen, welche die Barbarei der Engländer und Franzosen ausübte. Bei dem ersten Kriege verbrannten die Engländer 1840 geflissentlich die alten Archivbestände in Tinghai;[121] das war ein Schaden und erregte mit Recht großen Unmuth unter den Tsinesen, indeß ein verschmerzbarer; jedoch ein schwererer Schlag war die zwanzig Jahre später (1860) aus ruchlosem Uebermuth und wüster Zerstörungswuth vorgenommene Vernichtung der im kaiserlichen Sommerpallaste bei Peking befindlichen Bücher- und Altertümersammlung. Vielleicht das älteste Museum der Welt ging durch rohe Hände europäischer Kriegsknechte zu Grunde! Der Untergang dieser Bibliothek, zu der auch Kianlung's Bücherei gehört hatte, wurde so schmerzlich empfunden, daß unmittelbar danach Kaiser Hienfung im ganzen Reiche nach alten und seltenen Büchern nachsuchen ließ, um einen Ersatz zu schaffen. Die Preise solcher Bücher schnellten mit einemmale beträchtlich in die Höhe. Viele dürften für immer verloren sein!

Während nur Bekehrungseifer oder Handelszwecke die Aufmerksamkeit der Europäer auf Tsina lenken, übrigens nur einige vereinzelte Gelehrte Aufschlüsse über tsinesisches Wesen und tsinesische Bildung suchen, die alsdann die äusserste Mühe haben, ihrer Forschungen Ausbeute nur in Druck zu bringen, was ihnen oftmals gar nicht gelingt, faßte im Jahre 1867 die tsinesische Regierung bereits den Plan und that zu seiner Ausführung vorbereitende Schritte um dem ihrer Obhut anvertrautem Volke die

Digitized by Google

überlegenen Kenntniſſe der Europäer zuzuführen. Den nächſten Anlaß dazu gab das Bedauern, Dampfſchiffe, Maſchinen und Feuerwaffen nicht wie die Europäer herſtellen zu können. Nachdem Tſotſungtang ſchon beantragt hatte, in Fukian eine polytechniſche Schule mit Ausländern als Lehrern der fremden Sprachen zu gründen, und eine Partei ſich erhoben hatte, welche den in dieſem Sinne Wirkenden vorwarf, ſie würden den Einrichtungen Tſinas abtrünnig, indem ſie wollten, daß bei den Abendländern in die Lehre gegangen werde, richteten Prinz Kung, der Reichsrath Wojen und Mitglieder des auswärtigen Miniſteriums an den Kaiſer (11 December 1866, 26 Februar 1867) das Verlangen eine mit ausländiſchen Lehrern beſetzte Anſtalt in Peking zu ſtiften, in welcher als Schüler Graduirte, Licentiaten und ſelbſt Doktoren, die das 30. Jahr noch nicht überſchritten, auf Staatskoſten während mehrerer Jahre unterhalten würden, da ſolche, an eingehendes Studium der Klaſſiker gewöhnt, die Geiſtesſtärke beſäßen, um erfolgreich zu ſtudiren, und auch andere der Mathematik Kundige Zutritt erhielten und mit Geldbeihülfe unterſtützt würden. Sie beriefen ſich auf Kanghi „den Menſchenfreund“, auf die Stelle im Liki, welche von den Holzarbeitern und Stellmachern handelt, zum Beweis, daß der Gelehrte ſolche Beſchäftigungen nicht unter ſeiner Würde halten könne, und ſagten: „daß der genialen Gewerbthätigkeit des Weſtens in Wahrheit das aſtronomiſche Zeitberechnungsſyſtem Tienjuan zu Grunde liegt; auch bezeichnet man dort den Oſten als die Heimath aller dieſer Erfindungen. Das Grundweſen ihrer Syſteme iſt jedenfalls tſineſiſch, wenigſtens verhält es ſich ſo mit der Aſtronomie und Mathematik, und auch mit den übrigen Wiſſenſchaften kann es nicht anders ſein. Tſina hat ſie zuerſt in's Leben gerufen, die Abendländer haben ſie ſich angeeignet und vermöge der ihnen eigenen gründlichen und tiefſinnigen Anlagen und der Fähigkeit ihre Denkkraft nach allen Seiten anzuwenden, durch Entwicklung des Veralteten Neues geſchaffen.“ Keine Schmach ſei es, „daß tſineſiſche Magiſter bei Fremden in die Lehre gehen; es gibt auf der Welt keine größere Schmach, als wenn ein Menſch hinter andern an Bildung zurückſteht.“ Wojen erhielt darauf Befehl, europäiſche Gelehrte zu berufen.[122]

Selbſtverſtändlich kann es ſich anfangs nur um die unmittelbar

nutzbringenden Wissenschaften handeln; den hergebrachten europäischen Aberglauben kann Tsina nicht gebrauchen; Filosofie, Geschichtschreibung, Dichtung und Beredsamkeit Europas und was mit diesen zusammenhängt, liegt ihm für jetzt noch allzu fern. Aber es läßt sich erwarten, daß Tsinesen, nachdem sie sich mit mathematischen, astronomischen, geografischen, naturwissenschaftlichen, technologischen und medizinischen Werken der Europäer vertraut gemacht haben, alsdann auch andere Bücher der Europäer zu lesen begehren werden — voraussehen läßt sich jedoch noch nicht, welche Wirkung dies dann auf Tsina ausüben wird.

Blicken wir auf das Entwickelte zurück, so bietet das tsinesische Schriftsystem ein abgeschlossenes Ganze von außerordentlichem Reichtum. Die Tsinesen kamen weiter als die Mechikaner, weil ihnen das Schriftbild nicht mehr nur als ein Zeichen diente, um die Erinnerung festzuhalten. Da sie Wörter ausdrücken wollten, setzten sie sich in den Stand, dem Gange ihrer Sprache genau zu folgen. Ihre Weise gewährte zugleich den Vortheil, daß im Reiche der Mitte mundartliche Abweichungen das Schrifttum nicht erschweren konnten, weil überall die gleichen Wortzeichen verständlich waren und angewendet wurden. Viele konnten tsinesisch schreiben aber nicht sprechen, verstanden die tsinesische Schrift aber verstanden nicht die tsinesische Sprache. Indeß führte die Bezeichnung ganzer Wörter andererseits zu einer großen Beschwerlichkeit und machte die Schrifterlernung zu einer langwierigen und mühseligen Arbeit. In seinem Ausgangspunkte zeigt sich wieder, daß Schreiben und Malen eins war; wird man doch versucht zu sagen, daran erinnere daß sie mit dem Pinsel schreiben. Mit grober Zeichnung sinnlicher Gegenstände fingen sie an: indeß sahen wir, wie im Verlaufe der Zeit, im Gefolge der häufigen Anwendung die bildliche Formung so sehr verloren ging, daß die Schrift das Ansehen willkürlicher Zeichenzusammenstellungen bekam. Wir sahen auch, wie aus der Wortschrift sich langsam die Bildung von Sylben- und Buchstabenzeichen entwickelte. Allein diese Anfänge einer vollkommeneren Gattung waren nicht im Stande aufzukommen vor einem fertig ausgebildeten und in sich vollendeten Schriftsysteme, als welches das Tsinesische damals, wie diese Entwicklung vor sich ging, bereits schon da stand.

Digitized by Google

Umkreis der tſineſiſchen Bildung.

Des tſineſiſchen Reiches Ausdehnung war gleichzeitig Weitertragen der Schriftkunde und Anpflanzen tſineſiſcher Bildungskeime. Vom urſprünglichen Herrſchersitze empfing ſie zuerſt das heutige Süd-Tſina. Mit dem über das Staatsgebiet hinaus ſich erſtreckenden Einfluß des Reiches der Mitte wurde nach allen Richtungen hin tſineſiſche Bildung verbreitet, deren vornehmſter Hebel die Schrift war. Die Beſchaffenheit der letzteren war, wie wir erkannt haben, vorzüglich geeignet, ſie in einem weiten Kreiſe zum Verkehrsmittel verſchiedener Völker zu machen, denn indem ſie in jedem ihrer Beſtandtheile einen Gegenſtand, eine Handlung, eine Vorſtellung bezeichnete, war ſie für *jeden* lesbar, der den Schlüſſel inne hatte, auch wenn ihm das Verſtändniß anderer Sprachen abging. Mit ihr zugleich drang das tſineſiſche Schriftthum ein. Niedrigſtehende Völker wurden mit den großen Leiſtungen der Tſineſen bekannt und rankten ſich an ihnen empor; ihre Bücherwelt war ihnen geöffnet. Tſineſiſch ward für ſie eine *Gelehrtenſprache*, wie es das Latein für Mittel- und Nord-Europäer geweſen iſt. Aus tſineſiſchen Büchern wurden Einſichten geſchöpft, wurde Geiſtesbildung gewonnen. Die von den Tſineſen gefaßten Vorſtellungen gingen auf dieſe Völker, welche von ihnen lernten, über. Das eifrige Leſen tſineſiſcher Schriften erweckte mit der Zeit die Vorgeſchritteneren unter ihnen zu eigener ſchöpferiſcher Thätigkeit. In ihrer Mitte bildeten ſich durch Beleſenheit in den tſineſiſchen Werken Gelehrte; manche von dieſen arbeiteten dann ſelber tſineſiſche Werke aus, wie vordem Deutſche, Franzoſen und Engländer lateiniſche Abfaſſungen ausgehen lieſſen. Nachdem das Dargebotene hinlänglich verarbeitet war, fanden ſich auch Solche, die im Anſchluß an die gegebenen Vorbilder in ihrer Landesſprache zu

ſchriftſtellern wagten. Dies erfolgte namentlich in Korea und in Japan. Hervorgerufen wurde die Schriftſtellerei der Umlande durch Tſina.

Das Tſineſentum erſtreckte ſich ſüdwärts über den größten Theil der hinterindiſchen Halbinſel, nach Annam, Tungking, Tſchentſching (welches wir fälſchlich Kochinchina nennen) bis nach Kambodſcha hinein, nordwärts nach Korea und zu den Tataren, oſtwärts nach Nippon oder Japan und zu den Lutſchu- oder Liukiu-Inſeln, weſtwärts nach Mittelaſien zu Tataren und in die Länder Tübet, Butan, Nepal — ſoweit bis ſeiner Ausbreitung im Weſten die eingedrungene ſüdaſiatiſche Schrift eine Schranke ſetzte.

Die Veränderungen, welche die tſineſiſche Schrift in dieſen vielen Ländern im Laufe der Zeiten erfuhr, waren denen, welche ſie im Reiche der Mitte ſelbſt durchmachte, nicht immer völlig gleich. Der Geſchmack anderer Völker geſtaltete die Züge einigermaßen um. Dabei konnte es ſein Bewenden nicht haben. Denn wie geeignet die tſineſiſche Schrift auch war, das Bindemittel für viele Völker zu ſein, lagen doch in ihrer Natur auch Gebrechen, welche Uebelſtände, wo ſie zu dieſem Zwecke diente, nach ſich zogen. War ja das Tſineſiſche für Wortbeugungen unanwendbar! Nothwendig trug ſich eine Veränderung zu eben wegen des Umſtandes, daß dieſe tſineſiſche Schrift nicht die Laute, ſondern die Sachen ſelbſt angab und nur in zweiter Stelle für Klänge galt. Da die Gegenſtände und die Begriffe in den andern Sprachen anders ausgeſprochen wurden als in Tſina, ſo wurden auch der Zeichen Klänge umgewandelt, indem die Zeichen die einheimiſche Wortlautung annahmen, das hieß: viele Schriftbilder bekamen eine doppelte Ausſprache. Die eine war die überlieferte, tſineſiſche, die andere war die einheimiſche gemäß ihres Sinnes. Die Kenntniß von Gegenſtänden, welche Tſina nicht beſaß, ſowie der verſchiedene, eine andere Satzbildung mitunter bedingende Sprachcharakter erforderte überdies eine Zuthat von neuen Zeichen, welche nach Geiſt und Art der tſineſiſchen Schrift dazu erfunden wurden. Jedes Volk gelangte mithin zu gewiſſen Abweichungen.

Das Tſineſiſche erfuhr demnach in den verſchiedenen Umlanden verſchiedene Umwandlungen, ſobald deren Einwohner es ſich

Digitized by Google

für ihren heimiſchen Gebrauch zurechtmachten; nichtsdeſtoweniger blieb daneben das tſineſiſche Schriftſyſtem in ſeiner eigentümlichen Geſtaltung, deren die Gelehrteren in dieſen Ländern kundig waren, beſtehen und blieb ſolchergeſtalt das Mittel des Verkehrs und der gegenſeitigen Verbindung. Gelehrte Bücher wurden tſineſiſch abgefaßt. Manche Völker dieſer vom Reiche der Mitte angeregten Länder ſtehen heute noch auf einer Stufe der Unſelbſtſtändigkeit, bei der ſie alles Gewichtige tſineſiſch und nur nebenher leichte Waare in der Volksſprache ſchreiben.

Korea.

Verbreiter der tſineſiſchen Schrift und der mit ihr zuſammenhängenden Bildung nach der Halbinſel Korea und den japaniſchen Inſeln ward erſt der gelehrte Wangſchin, der mit dem Kaiſerhauſe der Han verwandt war. Die von den Japanern angenommene Zeitrechnung ſetzt ſein Wirken in die letzten Jahrzehnte des III. chriſtlichen Jahrhunderts, doch könnte es ſein, daß ſeine Zeit ein wenig ſpäter fiele. In beiden Ländern belehrte er die fürſtliche Familie und den Hofkreis; drei oder vier Menſchenalter verſtrichen alsdann noch, bis die Schreibkunſt in das Volk eindrang.

Der größte Theil der koreaniſchen Halbinſel, welche in alter Zeit Tſchaoſian „Morgenhelle“ hieß, deren Bewohner von den Tſineſen Sianpi, von den Japaneſen Kirin genannt wurden[1], befand ſich lange Zeit unter tſineſiſcher Botmäßigkeit. Schon Wuwang ſoll um — 1111 einen Statthalter in die Halbinſel geſchickt haben. Kaiſer Wuti unterwarf ſie — 110 zum zweitenmale. Bis zu deſſen Zeit verknüpfte Korea und das Reich der Mitte kein feſtes Band, aber es gab doch Bezüge der Landeseinwohner zu Tſina. Wiederholt flüchteten nach Korea Tſineſen, die nach inneren Unruhen ihr Vaterland meiden mußten. Allein nur des tſineſiſchen Treibens Auſſenſeite ſcheint aufgenommen worden zu ſein. Von einem Schriftleben iſt nichts zu gewahren vor der Einwanderung jenes Gelehrten Wangſchin. Wangſchin

Digitized by Google

kam mit Büchern an und ließ ſich in dem ſelbſtſtändigen Reiche nieder, welches auf dem mittleren Theile der Weſtküſte unter dem Namen Petſi beſtand. Die eigentliche Verbreitung von Büchern, mit welcher die Einführung der Lehre des Kungfutſe zuſammenhing, begann indeß erſt im Jahre 374, als König Kin Siao Ku wang den Tſineſen Kaohing zum Lehrer des tſineſiſchen Schriftthums beſtellte. Weiteren Vorſchub that das wenige Jahre ſpäter erfolgende Eindringen von Apoſteln des Buddhismus. In dem Reiche auf der Oſtſeite Koreas, Sinra oder Sinla, war damals die Schrift ſchon bekannt, doch durchaus noch nicht verbreitet; in das Reich des Nordtheiles, nach Kaoli, kam die Schrift zuerſt im Jahr 372 durch den Buddhiſtenprieſter Schüntao, den Fukian, Fürſt, des tſineſiſchen Unterreiches Tſin, mit Buddhabildern und Religionsbüchern dahin ausgeſendet hatte. Schüntao unterrichtete junge Leute und es kam in Kaoli zur Anlegung von Schulen für die Jugend.[2] Die Fortſchritte des geiſtigen Betriebes ſcheinen indeß geringfügig geweſen zu ſein; der kriegeriſche Andrang, dem die Halbinſel von Japanern und Tſineſen ausgeſetzt war, mag ſie verlangſamt haben.

Der Umſtand, daß ziemlich gleichzeitig oder doch in raſcher Aufeinanderfolge das tſineſiſche Schriftſyſtem und der Buddhismus in Korea bekannt wurden, zeigte faſt zugleich neben dem Wortbilde die alfabetariſche Zerfällung und obſchon die fertige tſineſiſche Schrift angenommen wurde, ſo wendete man ſich doch auch jener zu, ja unter dem überwiegenden Einfluß der tſineſiſchen Buddhiſten richtete man ein einfaches Alfabet für die koreaniſche Sprache mittelſt neuer Zeichen eigentümlich auf. Es heißt Onmun (nach Klaproth: Ghinboun, bei den Tſineſen: Jen wen). Seine Einrichtung wird einem Könige von Sinra und zwar um das Jahr 374 beigelegt. Indeß möchte einen Zweifel an dieſer frühen Zeitbeſtimmung und die Vermuthung, erſt nach 700, ſeien Koreas gelehrte Männer dazu gelangt, der Umſtand erwecken, daß Japan in regem Verkehr mit Korea ſtand und im VIII. Jahrhunderte durch ſein Bedürfniß zur Erfindung von Syllabaren geführt wurde, während es ſo nahe gelegen hätte, das koreaniſche Alfabet einzuführen, deſſen Vorzug vor ſyllabariſcher Schrift ſchwerlich überſehen worden wäre, zumal daſſelbe äuſſerſt

Digitized by Google

ſinnreich und einfach iſt. Das koreaniſche Alfabetar berechnete man in ſeiner ausgeführten Geſtalt zu 11 Selbſtlauten, 16 Mitlauten, unter denen der Hauchlaut und der Naſal ſich befinden. Aus dieſen erwächſt weiter ein Syllabar von 154 einfachen und 18 bis 22 zuſammengeſetzten Sylben. (Siehe **Tafel XXX.**) Damit verhält es ſich in nachfolgender Weiſe.

Grundlage für die Bezeichnung der Selbſtlaute oder „Hauptzeichen" war ein einfacher liegender oder ſtehender Strich; ſtehend ſchlug er i (oder j), liegend u an. Ein und daſſelbe Zeichen hatte eine veränderte Bedeutung nach ſeiner Lage. Ein kurzer Querſtrich ſeiner Mitte angefügt bezeichnete weitere Verſchiedenheiten: am ſtehenden (i), wenn er nach rechts ging a, wenn er nach links ging e oder ö, am liegenden (u), wenn er in die Höhe ging (⊥) o, wenn er darunter abwärts fiel (⊤) abermals das lange u; der einfache Strich gab nämlich nur ein kurzes, unbetontes u. Wie zwei Zeichen für u, hatte der Koreaner auch zwei für a, nämlich noch ein ſchräges, gen rechts in die Höhe gehendes Strichelchen (/), um das kurze a anzugeben. Nun gebrach der koreaniſchen Ausſprache die Reinheit und geſichtete Fülle des Klanges. Die Laute entquollen dem Munde unrein; es litt darunter zunächſt und am meiſten die Vokaliſation. Die Gewohnheit des Volkes von Korea durch die Zähne zu ſprechen, verſchleiert die vokaliſchen Töne dermaßen, daß wie von Siebold verſichert,[3] ein europäiſches Ohr die Grenzen zwiſchen u-o-ö-e ſchwer beſtimmen kann. Wenn nun nach Siebold's Meinung dem Koreaniſchen das e gänzlich fehlen ſoll, weil es in fünf ihm vorliegenden Aufzeichnungen dieſes Alfabetes vermißt wird, ſo erklärt ſich dieſer ſcheinbare Mangel aus der Unreinheit der Ausſprache. Geben doch Klaproth ſowol als J. Hoffmann übereinſtimmend demjenigen Zeichen, welches Siebold als den Stellvertreter von o und mitunter von ö anſieht, den Lautwerth des e, einem Zeichen, welches mundartlich allerdings auch o lautet. Sehr oft hatte die Sylbe einen zwiefachen vokaliſchen Laut, indem ein i dem a, e, o oder u voranging. Dieſer Doppelvokal ward durch Verdoppelung des jedesmaligen Kennzeichenſtriches angedeutet; ia alſo ward z. B. durch einen Längenſtrich, an dem zwei gen rechts gehende kurze Querſtriche befindlich ſind, dargeſtellt; iu als

Querſtrich mit zwei abwärts gehenden graden Strichen. De Rosny zählt ſogar 13 Vokalzeichen, indem er je und jä unterſcheidet und noch ein e rechnet, aber nur 14 konſonantiſche. Die Reihe der Mitlaute oder „Nebenzeichen" iſt inſofern unvollſtändig als b, d und g mangeln, als f oder v, der Chilaut und der Schinlaut fehlen und für l und r nur ein Miſchlaut vorhanden iſt. Die Mundbewegungen, welche das l und welche das r hervorbringen, liegen bekanntlich, — wie weiterhin gezeigt werden wird — nah aneinander. Die koreaniſchen Mitlaute ſind k, genannt Kiok, dargeſtellt als rechter Winkel, deſſen wagerechter Schenkel in der Höhe gen links geht (ㄱ), — n, genannt Niun, als gen rechts geöffneter rechter Winkel mit ſeinem wagerechten Schenkel unten (ㄴ) — s, Sios, ein ſpitzer, mit beiden Schenkeln unterwärts gehend (ㅅ), m, Miom, ein rechtwinkliches Viereck, (ㅁ) — t, Tikut, deſſen linke Hälfte, (ㄷ) — p, Piup, ein Viereck, deſſen Längenſtriche den obern Querſtrich überragen (ㅂ), — der Miſchlaut Liul, welcher über der Form des Tikut die entgegengeſetzte hat, wie zwei übereinandergeſtellte, halbe, nach entgegengeſetzten Seiten offene Vierecke ㄹ — endlich das mehrwerthige, den Hauch und den Naſenton vertretende Häng, ein Dreiſeit oder Kreis (△, ○). Dieſe einfachen acht Buchſtaben drücken die gelinde Ausſprache aus. Ein ihnen hinzugefügter Querſtrich kennzeichnet größere Schärfung oder Anhauchung mehrerer; durch regelmäßige Vermehrung der Striche wird der Schärfegrad angezeigt: ㅋ kh, ㅌ (ㅍ) th, ㅊ ts. Das letzterwähnte Zeichen wurde aus dem Bilde des S gemacht, durch einen Querſtrich über deſſen Scheitel. Bei größerer Verſchärfung des ts, alſo bei einem Laute, der mit tsss wiedergegeben wird, kam der Querſtrich über ein verdoppeltes s, das zuſammenhängend geſchrieben faſt wie ein M ausſah. Für ph entſtand ein neues Bild: ein ſtehendes längliches Vierſeit mit überragenden Querſtrichen ㅍ. Das i Zeichen gilt im Anfange als Jod. Jedem vokaliſch anlautenden Worte geht ein Hauch voran, der manchmal kaum hörbar, anderemale bis zum ſtarken ch geſteigert iſt; ihn drückt Häng auch aus; vor dem u klingt es faſt als w. Im Auslaut vertritt dagegen das Zeichen Häng den Naſal (-ng).

Zu dieſem Alfabete wurden, als der Verkehr mit den Ja-

Digitized by Google

panern zur Schreibung des Japanesischen nöthigte und überhaupt Fremdwörter geschrieben werden sollten, noch vier Zeichen hinzugefügt für Lautschattirungen die im Koreanischen nicht recht wahrnehmbar waren. Die Buchstaben k, t und p erhielten nämlich einen Unterscheidungsvorsatz um sie zu g, d und b zu stempeln, und aus dem ein s bedeutenden Winkel wurde ein Dreiseit gemacht zum Anschlag des weichen Z.

Werden Mitlaute verdoppelt, so werden sie auch zweimal geschrieben; gemeinlich wird aber alsdann der Buchstabe das erstemal kleiner, bei dem Kiok das erste k in das zweite k hinein gezeichnet; für doppel s entstand die Form des M. Diejenigen Selbstlaute, deren Stamm ein Längenstrich ist, stehen rechts dem Mitlaute, mit welchem sie verbunden werden, zur Seite; diejenigen hingegen, deren Hauptttheil der Querstrich ist, sowie das kurze a, werden unter ihn geschrieben. Wenn man von einem Syllabar gesprochen hat, so wollte man damit offenbar keine Eigentümlichkeit andeuten, denn die Sylben entstehen aus der regelmäßigen Zusammenstellung der Selbst- und Mitlaute.

Die Bestandtheile der Buchstabenbilder sind hiernach grade Striche in rechtwinklicher Zusammenstellung, blos Sios ist spitzwinklich, blos Häng, und auch dieses nicht immer, rund. Ein zwangloser Schreiber führte sie indeß nicht allemal so grade und steif aus. Die Striche krümmten sich ein wenig und die Verbindungen unter ihnen lösten sich; die Regelmäßigkeit der ganzen Figur und die gleichmäßige Dicke des einzelnen Striches ging darüber selbstverständlich verloren. Die große Einfachheit der Buchstaben bringt dabei allerdings den Uebelstand hervor, daß dieselben leicht unkenntlich werden. Weil ihre Züge einander nahe stehen, fließt wol ein Bild in das andere über. Mit der Kchab Tübets hat die koreanische Schrift äusserliche Aehnlichkeit.

Im schnellen Schreiben erfolgte mit den Zeichen die Auflösung der zu einem Ganzen verbundenen Striche im t, l, m, p, s, kh, th, ph. Die Verbindung zu Sylben ergab 164 Sylbenbilder. Die Schriftrichtung blieb die tsinesische d. h. der Koreaner schrieb in senkrechten Säulen von oben nach unten und in Reihen, welche von der Rechten zur Linken aufeinander folgten. Jede Sylbe machte dem Tsinesischen ähnlich ein Viereck, zu dessen Herstellung

Digitized by Google

die Züge verlängert und verkürzt wurden. Wenn aber die Sylben auch untereinander kamen, so wurde doch das Vokalzeichen a und i neben den Konsonanten, zu dem es gehörte, nicht unter ihn gestellt, und zwar rechts von ihm; o, u, e und das Nasalzeichen kamen darunter.

Uebrigens lehnten sich die Koreaner ganz an Tsina. Geschrieben wurde mit dem Pinsel wie in Tsina. Die Bereitung von Papier und Tusche erlernten die Koreaner ebenfalls von den Tsinesen, aber sie blieben bei der erlernten Verfahrungsweise nicht stehen, sondern verbesserten sie: ihr Papier war dichter als das tsinesische[4], ihre Tusche schwärzer, so daß die Tsinesen beiden den Vorzug vor ihren eigenen gaben und Tsina beides um 625 unter den von Korea jährlich zu leistenden Abgaben forderte.[5] In Papier namentlich entrichtete Korea lange einen Theil seines Tributes an Tsina. Das Papier der Koreaner wird noch jetzt wegen seiner Vorzüglichkeit gelobt. In Tsina nennt man Papier, zu dem Kokons der Seidenraupe genommen werden, koreanisches. Es scheint danach, daß diese kostspielige Herstellung in Korea vorkam. Der tsinesische Buchdruck ward eingeführt.

Eine vereinzelt dastehende Nachricht enthalten die japanesischen Geschichtsbücher: bald nach 572 sei nach Japan ein auf Rabenfedern geschriebener Brief aus Korea gekommen, den man dort erst habe lesen können, nachdem man die Federn über Reisdämpfe gehalten habe, worauf die Schrift zum Vorschein gekommen sei.[6]

Im gemeinen Leben, im Brief- und Geschäftsverkehr bedient man sich des Onmunalfabetes, die gebildetere Schicht fuhr aber auch fort nach dem tsinesischen Schriftsysteme zu schreiben. Wissenschaftliche, amtliche und gottesdienstliche Schriften wurden tsinesisch geschrieben. Indessen soll gemeinlich die tsinesische Schreibart in Korea nicht rein ausfallen, vielmehr im Durcheinander die beiden Weisen Kiaï-schu und Lischu gemischt enthalten. Das mit tsinesischen Wortbildern Geschriebene liest der Geübte sofort auf Koreanisch ab, meistens wird es aber nach einer eigenen Mundart, welche Siebold die koreanisch-tsinesische nennt[7], ausgesprochen.

Ein Reisebericht vom Jahre 1649 theilt mit, daß die Beamten am Gesims ihrer Zimmer die Namen aller Landesregenten

Digitized by Google

vom Stifter des Herrſcherhauſes an ſchrieben, auf daß ihre Kinder ſich die Reihefolge durch öfteren Anblick einprägen.[8]

Das Schrifttum Koreas ſcheint ein Abſenker des Tſineſiſchen, und tſineſiſche Werke finden auf dieſer Halbinſel Leſer. Im Jahre 990 ging Koreas Fürſt den Kaiſer von Tſina bei Abführung der Jahrauflage um Mittheilung der in Druck gelegten heiligen buddhiſtiſchen Werke an: der Himmelsſohn ſchickte ihm alle Bücher, die bis dahin auf kaiſerliche Koſten gedruckt worden waren. Das Tauſendwörterbuch wurde mit koreaniſcher Erklärung herausgegeben.[9] Einheimiſche Geſchichtsbücher ſind entſtanden, Gedichte zu machen hat der Gebildete gelernt. Eine Gelehrtengeſellſchaft hat eine umfängliche Landesgeſchichte in tſineſiſcher Sprache, das Tongſſehaikang, 14 große Bücher, ausgearbeitet. Wir wiſſen indeß vom koreaniſchen Schrifttum ſo gut wie nichts, erfahren nur, daß gegen die Mitte des XVII. Jahrhunderts eine königliche Sammlung tſineſiſcher und einheimiſcher Bücher beſtand, welche von den Beamten ſtark beſucht und benutzt wurde; der damalige Herrſcher war ein Anhänger der filoſofiſchen Schule und ſtellte jeden, der ſich in Wiſſenſchaften oder Künſten einen Namen machte, nach einer vorgängigen Prüfung an. Aus einem japaniſchen Reiſeberichte kommt uns dieſe vereinzelte Kenntniß. Reichsbibliothekar ſoll allemal ein Fürſt, der Bruder des Königs ſein.[10] Beamtung und Rang iſt ohne Litteraturſtudien nicht zu gewinnen. Prüfungen in der Gelehrſamkeit werden wie in Tſina abgehalten. Es liegen uns in des leidener J. Hoffmann Ausgabe[11] einige koreaniſche Wörterbücher vor, welche als Hülfsmittel zur Kenntniß des Tſineſiſchen und Japaneſiſchen dienen. Das eine, das Luiho, iſt eine nach Gegenſtänden geordnete Sammlung der gangbarſten tſineſiſchen Wörter mit koreaniſcher Uebertragung in vierſylbigen reimenden Verſen, das andere, betitelt: „die japaniſche Sprache in Klaſſen geordnet und erklärt", iſt ein in Korea auf 112 Folioblättern gedrucktes tſineſiſch-koreaniſch-japaniſches Wörterbuch, welches in Abſchnitten die Ausdrücke verſchiedener Wiſſenszweige aufführt. Bücher ſind in Korea ſehr theuer, vermuthlich alſo nicht häufig.

Digitized by Google

Japan.

Die Ainosstämme, welche die japanischen Inseln bewohnten, tatnirten sich in alten Zeiten ein wenig und sollen auch schwache Anfänge einer Bilderschrift gehabt haben. Noch jetzt gibt es in Japan Männer, auf deren Leibe Bilder von Drachen, Löwen und Menschen eingeätzt sind; an Weibern hat man keine Spur von Tatuirung bemerkt.[12] In Felsenhöhlen, in denen Nippons Urbewohner einst hausten, will man eingerissene Zeichen und Ziffern gewahrt haben. Zu irgend einer erheblichen Entwicklung oder nur einigermaßen ausgedehnten Anwendung gediehen jedoch diese rohen Versuche hier nicht. Wenn neuerdings de Rosny eine japanische Inschrift mit reiner Bilderschrift bemerkt hat, welche der Tsinesischen nicht gleicht und gemacht worden sein soll, ehe die Einführung des Tsinesischen erfolgte,[13] so wird, bevor darauf Schlüsse zu bauen sind, der Sachverhalt genau zu untersuchen und zu ermitteln sein; der Umstand, daß dieses kurze Schriftstück von einem Japaner beigeschriebene Zwischenerklärungen darbietet, kann an sich für sein Alter nichts beweisen. Siebold theilt mit, daß im nördlichen Theile von Nippon noch jetzt ab und zu von Hieroglyfen d. h. bildartigen Zeichen für Kalendarien und selbst zu Anderem Gebrauch gemacht werde, und spricht auch (worüber später Näheres angegeben werden wird) von runenartigen Einreißungen.[14] Was die Japaner selbst von uraltem Schriftbesitz fabeln, was sie erzählen, daß Amatanoko Mikoto auf Jinmu's Geheiß, zwischen — 666 und — 585, die japanesische Schrift zurechtgemacht habe,[15] widerlegt sich schon dadurch, daß die Amatanoko geheissene japanesische Schriftart an den älteren tsinesischen Zug erinnert. Von jenen alten Zeiten erzählten sie viel, wußten sie wenig. Sicher ist nur: vom Festlande Asiens kam der Fortschritt. Die Ankunft einiger Tsinesen in alten Zeiten mag die Einwohner wesentlich emporgehoben haben, Schriftgebrauch jedoch brachten sie entweder nicht mit oder vermochten sie nicht einzubürgern. Spät erst gelangte zu ihm das Volk dieser Inseln.

Digitized by Google

Entscheidend für die Bewohner Jamāto's oder der „Libelleninsel" (Akizusima), die nachmals den Namen Nippon bekam, war der Seezug, den ihre Herrscherin Okinaga taraſi mit dem Feldherrn Takeutsi nach Korea unternahm. Japanischer Berechnung zufolge wäre er im Jahre 201 unserer Zeitrechnung ausgeführt worden, wahrscheinlich geschah er später, indeß noch im Laufe des III. Jahrhunderts. Der errungene Sieg gab den Japanern auf der bereits theilweise in den tsinesischen Bildungskreis hineingezogenen Halbinsel eine feste Stellung und brachte sie in dauernden Verkehr mit dem Reiche Petsi, vielleicht selbst mit Tsina. Wenn den japanesischen Geschichtsbüchern Glaube zu schenken ist, so wurde von Japan zum erstenmale im Jahre 239 eine Gesandschaft nach Tsina abgeordnet. Des im Reiche Petsi eingesetzten Fürsten Sohn Atogi brachte ein Gespann Rosse dem Herrscher von Nippon zum Geschenk. Dies geschah nach japanesischer Zeitrechnung im Jahre 284 und dieser Prinz, der nach Japan kam, konnte lesen und lehrte diese neue Kunst dem japanesischen Erbprinzen. Der damalige Herrscher, der sechzehnte in der Reihe der japanesischen Fürsten, der Sohn jener Eroberin von Korea, Jatsiman Daibosat oder Osinteno (Wozin), begriff ihre Wichtigkeit. Mit Bedauern sah er an der Unbildung seines Volkes gute Maßregeln scheitern; sein lebhafter Wunsch war, es der Unwissenheit zu entrücken, und hier in diesem neuen Wissen erkannte er ein Mittel, sein Volk emporzuheben. Er fragte den Prinzen, ob es in Korea noch Gelehrtere gäbe als ihn, und wie er von ihm den Namen seines Lehrers Wangschiu nennen hörte, entschloß er sich rasch, schickte unverzüglich eine Botschaft an den Fürsten von Petsi und ließ um diesen Gelehrten für sein Land bitten.

Wangschiu kam schon im nächsten Jahre, im zweiten Monat d. J. 285, brachte Bücher mit, unterwies den Erbprinzen und die Großen im Lesen und Schreiben. Dieser Tsinese führte somit die tsinesische Schrift in Jamato ein. Er blieb daselbst und starb wahrscheinlich auf der Insel. Das dankbare Volk verehrt ihn noch heute unter dem Namen Wonin und hat für die Feier seines Andenkens einen eigenen Tempel im Bezirk Idsumi errichtet. Späte japanesische Schriftsteller wollen wissen, daß Atogi (der bald darauf den Thron in Petsi bestieg und nach einem Jahrzehnt,

Digitized by Google

angeblich 294 starb) damals mehrere Werke des Kungtse, seine Unterhaltungen (das Lünjü) und das Iking nach Nippon gebracht habe. Nennen Manche den Schriftbringer zu den Japanern Kambodari, so liegt dieser Angabe entweder ein Irrtum zu Grunde oder sie gibt blos eine andere Benennung für einen jener beiden Männer. Soviel dürfte ferner sicher sein, daß die Kenntniß der Schrift außerordentlich schnell nach Korea und Japan verpflanzt wurde, und daß zuerst die vornehmste Gesellschaftsschicht in ihren Besitz sich setzte.

Lange Zeit kann dessenungeachtet nur sehr spärliche Anwendung der Schrift stattgefunden haben. Papier wurde aus Korea bezogen, auch schrieb man in Japan auf Seide und „Hanfsplint". Erst im V. Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung dürfte die Schriftkunde an Bedeutung gewonnen haben. Im Jahre 404 bestellte der Herrscher Nippons Isaro wakeno mikoto (nachmals Li Tsiu benannt) in den verschiedenen Landschaften Schreiber, welche Sagen und Gebräuche aufzeichnen mußten.

Im VI. Jahrhundert kamen aus Petsi wiederum zwei bedeutende Anstöße. Im Jahre 513 stellte sich nämlich von dorther ein großer Gelehrter in dem tsinesischen Schrifttume Namens Tanjoni in der Libelleninsel Jamato ein, worauf die 5 Hauptwerke der Tsinesen, die er vielleicht mitgebracht, bekannt wurden, und im Jahre 552 schickte der König von Petsi buddhistische Bücher an den japanesischen Hof. Nach einer andern Geschichte Japans sendete dieser König Gelehrte dorthin, geschickte Erklärer der 5 klassischen Bücher des Konfutseanismus, einen Ausleger des Iking, einen Kalenderkundigen, einen Arzt, einen Pflanzenkenner und 10 buddhistische Priester.[16] Unmittelbarer Verkehr mit Tsina scheint damals noch nicht stattgefunden zu haben. Petsi auf Korea ward der Bezugsort für Schriftwerke, die zu dieser Zeit bei den Japanern noch sehr selten gewesen sind. Ein siegreicher Kriegszug gegen den Staat Kaoli auf jener Halbinsel (562) gewährte als vornehmste Kriegsbeute filosofische, religiöse und ärztliche Bücher. Mit Büchern und Schriftrollen beschenkte 577 der König von Petsi den japanesischen Herrscher. Denkende Männer, vor allem Aerzte und Priester, waren bedacht die an Belehrungen so reichen Schriften vom Ausland zu erlangen. Als besonders thätige Ver-

breiter von Büchern erwiesen sich die eifrigen, nach Japan gekommenen Buddhistenpriester. Ein solcher Namens Kwankin aus Petsi brachte im Jahre 602 nach den Inseln Werke chronologischen, astronomischen und technologischen Inhalts und nahm auch junge Japaner in seine Lehre. Ein anderer Bonze, Tantsching aus Kaoli machte seit 610 die Japaner mit der Kunst der Papier- und Tuschebereitung bekannt. Auf Betrieb des Erbprinzen ward die durch ihn erlangte Kenntniß und die Zucht des Maulbeerbaumes schnell verbreitet. Im VII. Jahrhundert breitete sich der Buddhismus aus. An desselben Anfang besaß die Regierung schon zahlreiche Schriftstücke, eine Art Staatsarchiv, denn man empfand es schmerzlich, daß im Jahre 644 bei einer Pallastrevolution ein großer Theil desselben in Flammen aufging.

Korea und Tsina, mit dem die Herrscher in Verbindung traten, waren seitdem die Länder, in welche einzelne strebsame Japaner zogen, um sich daselbst höhere Einsicht zu erwerben. In der ersten Hälfte des VII. Jahrhunderts schon bildeten sich junge Japaner in Tsina zu Gelehrten aus. An den Fortschritten in dem großen Festlandsreiche suchten sie Antheil zu gewinnen. Das tsinesische Beamtenwesen mit seiner vielen Amtsschreiberei verpflanzte sich nunmehr auch nach dem Inselreiche. Die jungen Japaner, denen eine höhere Ausbildung zu Theil wurde, studirten vor allem Tsinesisch, wie die Abendländer im Mittelalter bis in's XIX. Jahrhundert Latein. Indem sie sich mit der Schrift und Sprache des Reichs der Mitte vertraut machten, nahmen sie vieles Tsinesische in sich auf und durch den Einfluß derer, die lasen und schrieben, drangen in die Landessprache tsinesische Bestandtheile in Menge. Eine Mischsprache war fast im Entstehen. Zwischen 715 und 723 stellten sich wieder viele tsinesische Gelehrte, die Bücher bei sich trugen, am Hofe ein.[17] Wer nach Tsina reiste, suchte von dort Bücher nach Hause zu bringen. Der Buddhistenpriester Genbo soll in der ersten Hälfte des VIII. Jahrhunderts (er starb 746) allein 5000 Hefte buddhistischer Schriften nach Japan eingeführt haben. Im Jahre 805 brachte der nach Tsina gereiste Buddhistenpriester Saïtu 230 buddhistische Abhandlungen, die er eigenhändig abgeschrieben hatte, nach Japan, 840 ein anderer Namens Gennin 21 buddhistische Werke in 559 Heften u. s. f. Auch die konfu-

Digitized by Google

tſeaniſchen Hauptſchriften wurden aus Tſina geholt. Japan mußte durch Einfuhr ſich in Beſitz des im Schrifttum Geleiſteten ſetzen, und that es.

Uebrigens entwickelte ſich Japan in ſeiner inſularen Abgeſchloſſenheit ziemlich ſelbſtſtändig und ſchritt auf der eröffneten Bahn raſcher als Korea vorwärts.

Die Aneignung des tſineſiſchen Schriftſyſtemes blieb nicht ohne einige Unzuträglichkeiten. Die ſtreng gebundene Wortfügung der tſineſiſchen Sprache wollte nicht recht paſſen: die japaniſche bewegte ſich freier. Mißſtände waren demnach unausbleiblich. Die Wortfolge, die für das Verſtändniß des Tſineſiſchen ſo wichtig iſt, wird in Japan eine andere.[18] Ohnehin klangen im Munde des Japaners die tſineſiſchen Wörter ſelbſt ein wenig anders. Die Tſineſen ſprachen kein r, ſie kein l aus; wo im tſineſiſchen Worte l war, da ließ der Japaner einen Miſchlaut von r zu l vernehmen. Der Tſineſe ſpricht ſo viel im Naſenton, der Japaner thut dies gar nicht. Statt h gewöhnte er ſich zu leſen f, ſtatt p ebenfalls f, ſtatt v ein m, ſtatt j ein n, ſtatt rio las er liang; thian (der Himmel) lieſt er ten, li (der Platz) ri, freilich in fehlerhafter, aber denn doch in landesüblicher Ausſprache; das Schriftbild z. B., welches im Tſineſiſchen „Tauſend" bedeutet und in der Bücherſprache tsiën lautet, ſprach der Japaner sen aus, während in ſeiner eigenen Rede „Tauſend" tsi hieß. Außerdem erlernten die Japaner die Ausſprache des Tſineſiſchen im III. Jahrhundert und blieben bei ihr ſtehen, obſchon ſpäter in Tſina die Ausſprache ſich wandelte. Als der Tſineſe z. B. ſtatt des alten ha nun hia ſagte und aus Kiang: king machte, las der Japaner Tſineſiſches immer noch nach der älteren Weiſe. Und überdies änderte er die Wortfolge, um die Sätze ſich verſtändlicher zu machen. „Tſineſiſche Bücher leſen die Japaner ſo, berichtet Kämpfer,[19] daß ſie allemal die Worte nicht nach der Reihe, in der ſie geſtellt ſind, ſondern etwas verſetzt vorbringen und zuweilen einige Worte anhängen oder zwiſchenfügen, damit der Sinn und die natürliche Conſtruction ihrer Mutterſprache herauskomme. Sie pflegen daher die tſineſiſchen Bücher gemeinlich ſo nachzudrucken, daß ſie zu deſto ungehinderter Leſung die Conſtructionsordnung durch beigefügte Zeichen andeuten." Noch manche andere leichte Veränderungen ſetzten ſich

unter den Tſineſiſch leſenden Japanern feſt. Zu dieſen Abweichungen geſellte ſich eine Vorliebe für ſtarke Abkürzungen der tſineſiſchen Zeichen. Tſineſiſche Schrift blieb. Feierten doch die Japaner ſeit 701 das Feſt des Kungtſe und ſogar ein Herrſcherbefehl mahnte 792 zum Erlernen des Tſineſiſchen.

Diejenige alte Schriftgattung, welche die tſineſiſchen Zeichen unverändert beibehielt, heißt Magana (Makanna?). Man gab ſie nicht auf, aber man fand ſie unbequem.

Wollte der Japaner ein Wort ſeiner Sprache ſchreiben, ſo bediente er ſich mehrerer ähnlich ausſprechbarer tſineſiſcher Wortzeichen. Alſo um z. B. „Pinſel“ japaneſiſch zu ſchreiben mit dem Laute fumite, ſchrieb er 3 tſineſiſche Wortbilder, die ein Tſineſe pu-meï-thian geleſen haben würde, unangeſehen ihrer Bedeutung.

Durchgreifende Neuerungen, welche von einigen buddhiſtiſchen Geiſtlichen ausgingen, denen das 47 buchſtabige Devamagari des Heimathlandes ihres buddhiſtiſchen Glaubens bekannt war, ſetzten ſich im VIII. und IX. Jahrhundert neben dem Magana feſt. Hier, wie im Reiche der Mitte ſtellten ſie eine Lautlehre auf. In ihrem „Gozjuin“ entwarfen ſie eine Reihe von 50 Lauten der japaneſiſchen Sprache. Für die mehrſylbigen japaneſiſchen Wörter taugte, ſobald man auf Lautſchrift ausging, die tſineſiſche Bezeichnungsart wenig.

Ein Buddhiſtenprieſter, der junge 23jährige Simo-mitſino Mabi zog im Jahre 716 mit einer japaneſiſchen Geſandſchaft nach Tſina und verweilte im Reiche der Mitte behufs ſeiner Ausbildung zwanzig Jahre. Nach ſeiner Heimkehr mit einer andern japaneſiſchen Geſandſchaft im Jahre 735 brachte er nicht nur eine Sammlung von Büchern, Bildern und Geräthen in ſein Vaterland, ſondern trug in ſeinem Kopfe auch den Keim zu einer Veränderung, zu der ihm das Devanagari ein Vorbild gegeben hatte. Er wurde unter dem Namen Kibino Daïſt oder Kibi berühmt, hielt ſich ſpäter noch einmal von 750 bis 754 in Tſina auf, wurde 766 Miniſter, legte 771 ſein Amt nieder und ſtarb hochbetagt im Jahre 775. Nachmals wurde er von ſeinem Volke gleich Wonin, wie ein Schutzgeiſt verehrt. Dieſer Simo-mitſi Mabi dachte daran, die Wortſchrift durch eine Sylbenſchrift zu erſetzen; in dieſer Abſicht wählte er eine kleine Zahl Wortbilder in ihrem graden, genauen, quadratiſchen Zuge aus, kürzte ihre

Digitized by Google

Form ab und verwendete sie sodann als bloße Lautzeichen und zwar in Gemäßheit der japanesischen Aussprache eben dieser Wörter. Auf solche Art bildete er ein bequemes Syllabar von 47 Zeichen, mittelst deren fortan der Japanese im Stande war, sowol durch Beisatz eines derselben zum tsinesischen Wortbilde dessen Aussprache und Lautung genau zu bestimmen, als auch für seine Sprache die Beziehung der Redetheile auszudrücken. Sein Syllabar enthält folgende Lautverbindungen und zwar in dieser Folge: i, ro, fa, ni, fo, fe, to, tsi, ri, nu, ru, o, wa, ka, jo, ta, re, so, tsu, ne, na, ra, mu, u, i, no, wo, ku, ja, ma, ke, fu, ko, je, te, a, sa, ki, ju, me, mi, si, ji. fi, mo, se, su. Zwei zur Rechten gestellte Punkte oder kleine Striche forderten weiche Aussprache, wandelten z. B. wa in ga, ka in ga, t in d, p, welches zu f mit vertieft wird, in b, h in bo, s in z. Ein Komma oder zwei Kommata unter dem Sylbenzeichen forderte dessen Wiederholung; ein stumpfer Winkel (〈) unter einem Worte dessen abermalige Aussprache. Als Lesezeichen diente ein hochgestelltes schräges Komma (') und ein Punkt, Kreis oder Dreieck zur Rechten des Sylbenzeichens (., ○, △) im Sinne unseres Punktes. Die Sylbenzeichen wurden in gleichen Abständen geschrieben ohne Wortabtrennung. Ein Syllabar führte seitdem nach den Anfängen (gleich unserm ABC) den Namen Irosa oder Iroha. Hintereinandergelesen gibt Sino-mitsino Mabi's Syllabar vier Verse des Sinnes: „Farbe und Duft schwinden dahin. Was kann in unserer Welt von Dauer sein? Ist (das Heute) in des Daseins Gebirgsthal versunken, so war es gaukelnder Traum, der keinen Rausch zurücklässt." Sein System bekam den Namen Katakanna* d. h. „entlehnte Bruchstücke zur Lautbezeichnung."

Bei dieser Aushülfe blieb man nicht stehen. Sei es, daß das Katakanna nicht schnell genug eindrang oder nicht allseitig befriedigte: nicht lange danach wurde ein anderes System durch die beiden Buddhistenpriester Go-mioo und Kokai 809 eingeführt. Ersterer entstammte der Familie Sin, war geboren 753, trat schon als Knabe 764 in ein Kloster, erhielt nach dem Bekanntwerden dieses Syllabars den Ehrentitel Gonzo oder Kinso und starb 827.

* Die Schreibung ist Kana, die Aussprache Kánna.

Digitized by Google

Der jüngere Kokai war in dem Sterbejahre Kibi's (oder im Jahr vorher) geboren, hielt sich wie dieser mit einer japanesischen Gesandschaft, und zwar während der Jahre 804 bis 806 in Tsina auf, wurde alsdann auf Nippon Oberpriester einer Buddhistensekte (Singon), als deren Stifter er sogar nachmals irrig angesehen worden ist, erbaute einen Tempel auf einem Berge Ito's im Jahr 816 und starb 835. Auch er wurde nachmals unter der Benennung Kobo-Daïsi (oder schlechtweg Kobo) d. h. „der große Meister des unendlichen Glaubens" als Heiliger verehrt. Nach der buddhistischen vom Devanagari abstammenden Fauschrift oder indem der kursive Tsaozug seiner Aufstellung zu Grunde gelegt ward, bildeten beide ebenfalls ein Syllabar, welches das Firakanna-Irofa oder auch Hiraganna d. h. „entlehnte Schriftzeichen zur Lautbezeichnung" benannt ist. Gomioo soll 12 Zeichen, Kokai die übrigen aufgestellt haben; letzterer gilt deshalb als der eigentliche Urheber. Beide behielten die Reihe des ältern Syllabars und auch Eigenheiten desselben bei, wie z. B. die beiden oberen Kommata zur Rechten des Sylbenzeichens, welche ku in gu, tzu in dzu, fu in bu u. s. w. erweichten, die Wiederholungszeichen und anderes. Kokai legte seine Aufstellung zuerst dem Fürsten Sinmjo Kosinwo vor. Obgleich ihr Firakanna weit verwickelter ist als das ältere Katakanna und in Folge seiner Verbindungszüge und Abkürzungen das Lesen einigermaßen erschwert, wurde es doch gewöhnlicher als jenes, und namentlich als diejenige Schriftgattung angewendet, in welcher man Dichtungen und Geschichte niederschrieb. — In allen Schulen wird es gelernt. Im Firakanna hängen sich die Zeichen aneinander, die Züge der einzelnen Schriftbilder werden mit einander verbunden, so daß die Schrift fast das Aussehn verworrener Pflanzenfasern hat. Dies Gekritzel ist für einen Ungeübten schwer zu entwirren; schwer jedes Glied zu sondern.

Sonach bildeten sich die Japaner für ihre eigne Sprache aus dem Tsinesischen, nach vermittelter indischer Einwirkung, eine Laut- und zwar eine Sylbenschrift. Die Koreaner machten sich ein Alfabet, die Japaner Syllabare zurecht.

Sylbenschrift hat manche Vorzüge. Sie erfordert weniger Raum als die alfabetarische und erspart die Mühseligkeit des

Digitized by Google

Zuſammenleſens der Buchſtaben zum Laut einer Sylbe. Ein Blick gibt die ganze Sylbe. Dabei iſt die Zahl der Sylbenzeichen nicht ſo groß, daß dem Gedächtniß eine beſchwerliche Anſtrengung zugemuthet würde. Aber ein Syllabar hat freilich auch engere Begrenzung als ein Alfabet und läßt die Wiedergabe ungewöhnlicher Lautverbindungen nicht zu.

Katakanna und Firakanna blieben übrigens nicht die alleinigen Schriftweiſen. Neben ihnen gab es noch eine Bonzenſchrift, welche die Buddhiſten auf Grund des tübetiſchen Landza behufs des Ausdrucks indiſcher Wörter aufbrachten, damit ihre Bekenner Buddhiſtiſches leichter verſtünden. Dieſe konnte bald in die Quere, bald in die Länge geſchrieben werden. Sie wurde Bonzi genannt und in den Klöſtern gepflegt, wich im Verlaufe der Zeit, iſt aber gegenwärtig noch nicht abgewelkt. Noch immer bedienen Kloſterbrüder ſich zuweilen ihrer in einer etwas entſtellten Geſtalt bei abergläubiſchen Bräuchen und für Zwecke der Zauberei.[20] Wieder andere Buddhiſten ſollen ſich ein Syllabar aus Palizügen geſchaffen haben.

Ein Bonze Zijakſeo von der Pagode Jenriſi, der im Jahre 1001 (oder 1002) die Jahresabgabe Japans nach Tſina trug, obſchon er der tſineſiſchen Sprache unkundig war, verweilte daſelbſt fünf Jahre, gelangte als Schönſchreiber zu Ruf und machte aus dem kurſiven Tſineſiſch ein neues Iroſa zurecht, durch welches das Schreiben erleichtert werden ſollte. Auch in ihm lieſſen ſich die Züge mehrerer Sylben verbinden. Dieſer Mann hieß hernach Jentſudaïſi d. h. „Großmeiſter der vollkommenen Einſicht", ſein Syllabar Jamatokanna, „japaneſiſche Schrift".[21]

Noch mehrere Syllabare wurden aus ganzen tſineſiſchen Wortzeichen oder aus Bruchtheilen derſelben in der Folgezeit gebildet, wie z. B. dasjenige, welches aus alten tſineſiſchen Schriftzeichen gemacht, Mangokanna, „Schrift der zehntauſend Blätter" nach dem Titel einer mit ihm geſchriebenen Gedichtſammlung Manjoſiu heißt. Es iſt nicht unmöglich, doch vermögen wir bei dem Stande unſeres Wiſſens dies nicht zu behaupten, daß Mangokanna das älteſte Iroſa geweſen iſt. Im niederen Volke war es lange in ausſchließlichem Gebrauch.

Dieſe ſich wiederholenden Verſuche beweiſen, daß weder das

Digitized by Google

Katakanna noch das Firakanna durchaus befriedigte, und bestätigen den Ausspruch der Kenner, daß die gebräuchlichen Schriftmittel die lebendige Rede nicht vollständig decken. Diese versichern auch, daß Umschreibung japanesischer Sätze mit dem lateinischen Alfabete unthunlich sei. Gesprochen, sagen sie, gibt z. B. I wo miru einen bestimmten Sinn; lateinisch geschrieben würde es zum Schwanken bringen, ob es bedeute: „ich sah einen Arzt" oder „sah einen Wilden" oder „sah ein Schwein."

Die Schwierigkeiten im Gebrauche werden dadurch gesteigert, daß für Dasselbe je nach seiner besonderen Anwendung Verschiedenheiten bestehen. So gibt es z. B. 14 Reihen von Ordinalzahlen, je nachdem die Rede ist von Thieren oder von gewissen Arten derselben als Vögeln, Insekten, Hasen und Kaninchen, oder von Fahrzeugen auf dem Wasser, oder von Getränken, oder von Längenmaßen, oder von Papiersorten u. s. w. Ebenso soll der Styl der Briefe und Vorreden anders ausfallen nach dem Range des Schreibenden und des Angeredeten, anders nach Stand und Beruf, anders selbst nach dem Geschlechte.

Katakanna und Firakanna fanden beide allgemein Eingang, ohne daß eines das andere verdrängt hätte. Das Jamatokanna blieb nur für manches Buddhistische im Gebrauch; die andern Arten wurden nur ausnahmsweise und spärlich angewendet. Viele, die mit tsinesischen Wortzeichen schrieben, mengten nun unter ihre Schrift im Irosa Gehaltenes, vermuthlich zuerst der Deutlichkeit halber.

Da die japanesischen Syllabare unsystematisch und willkürlich entstanden, des Bindenden ermangelten, so blieben mehrere Syllabare neben einander und die Japaner besaßen demnach (auch wenn man vom seltener Angewendeten absieht) den schädlichen Ueberfluß einer doppelten Sylbenschrift, zu der noch fortwährende Anwendung der tsinesischen Schrift hinzu kam. Sie besaßen also drei allgemein gangbare Schriftarten und noch einige spärlich angewendete.

Seltsamer Weise gebrauchen die Japaner alle drei Gattungen, Magana, Katakanna und Firakanna im Durcheinander. Für manche Eigennamen und Kunstausdrücke glaubten sie der tsinesischen Wortbilder keineswegs entrathen zu können. Umgekehrt setzten

Digitized by Google

sie immitten tsinesischer Schrift ihr Kauna, theils um schwierige Ausdrücke dadurch verständlicher zu machen, theils um die Abweichung des Tsinesischen von der japanesischen Satzbildung auszugleichen, endlich auch um die Beugungen dem starren tsinesischen Worte anzufügen. Japanesische Namen schrieb man alsdann auch mit den eigenen Lautzeichen hinein. Die tsinesischen Zahlen behielt man neben dem Irofa bei. Man war an sie gewöhnt.

Tsinesische Schrift blieb auch nach der Einführung des Irofas in Anwendung und zwar stehend für obrigkeitliche Anschläge und vieles Amtliche, für manche Ladenschilder z. B. an Thee- und an Branntwein-Häusern, für Preisangaben der Handelswaaren, für Erklärungen von Bildern, für Büchertitel und Vorreden. Auch ganze Bücher wurden noch in der Folge tsinesisch geschrieben, namentlich solche, die für Gelehrte bestimmt waren. Insonderheit pflegte man Geschichtsbücher tsinesisch zu schreiben. Las man tsinesisch, so schloß sich die Aussprache an die der letzten Hanzeit, mit den vorhin (Seite 432) erwähnten Abweichungen, an. Die Buddhistenpriester hielten sich dagegen an die in dem tsinesischen Unterstaate U übliche Mundart.

Im Firakanna schrieb man seltener gelehrte Werke, wiewol es auch häufig genug vorkam. Es wurde vorzugsweise angewendet für Volksschriften, Romane und Gedichte. Indeß bediente man sich für solche auch des Katakanna. In Drucken wurde vor dem Katakanna das Firakanna bevorzugt. Beide Schriftarten durchsetzte man ebenfalls mit zahlreichen tsinesischen Schriftbildern. Hoffmann in Leiden, einer der größten Kenner des Japanesischen, versichert, ihm sei keine Schrift eines gelehrten Japaners, ja selbst geringerer Männer vor die Augen gekommen, die von der Beimengung tsinesischer Zeichen frei gewesen wäre.

Auf Befehl des Herrschers Ohodomono Sinwo veranstaltete — es war wol nothwendig in dies Gewirr Klarheit zu bringen — Sigeno Sadanusi, der bis 852 lebte, eine Sammlung alter und neuer Schriftzeichen. Sie erschien im Jahre 831 unter dem Titel „Auszug der Bibliothek der Geheimnisse“ (Bi fu rjak) in 10 Bänden.

Im Aeusserlichen folgte der Japaner ganz dem tsinesischen Muster. Die Schriftrichtung besteht also in senkrechten,

ſtehenden Zeilen, die von oben nach unten und folgend von der Rechten zur Linken hin lesbar ſind. Kommt ein Japaner einmal in den Fall nach europäiſcher Art in die Quere zu ſchreiben, ſo legt er das Papier ſo vor ſich, daß er ſeine gewohnte Richtung beibehalten kann und ſchreibt die Buchſtaben ſeitlich.

In der Herſtellnng des Schreibbedarfs folgten die Japaner den Tſineſen nach. Sie bereiteten und bereiten mit vieler Kunſt äußerſt mannichfaltiges Papier aus Baumrinde, Reis und gewiß auch aus Meeralgen, aus denen die Tſineſen gleichfalls Papier fertigen. Sie verwenden dazu den eigens deshalb angepflanzten Kaſo oder Maulbeerbaum, den wildwachſenden Halbſtrauch Gampi, den angepflanzten und gepflegten Mitſumata (Daphne papyrifera), den Kamixoli, aus deſſen Rinde beſonders ſtarkes Papier gemacht wird. Eine nähere Nachricht von den vornämlich zur Papierbereitung dienenden Stauden Kaadſi (Morus papyrifera sativa) und Kaadſi Kadſira, auch unter der Benennung „Papierbaum“ bekannten Arten des Maulbeerbaumes, welche mit außerordentlichem Wachstum ihre Aeſte ausbreiten und ſonach viele Rinde liefern, hat Kämpfer mitgetheilt.[22]

Sie gehen dabei in folgender Weiſe zu Werke. Die ſtärkſten Schößlinge und Zweige des Maulbeerbaumes werden, nach dem Abfall der Blätter im Dezember abgehauen, in drei Finger lange oder auch in kürzere Stäbe zerſchnitten, dieſelben in Bündel eng zuſammengebunden und zuvörderſt in Waſſer mit hinzugeſetzter Aſche gekocht oder auf heißer Aſche geröſtet. Dann werden die Bündel herausgenommen, 24 Stunden in friſchem Waſſer geweicht und abermals in einem wohl bedeckten Keſſel gekocht; dabei ſind ſie aufgerichtet geſtellt. Sobald gewahrt wird, daß an den Enden die Rinde zuſammenſchrumpft und das Holz etwa einen halben Zoll blos liegt, werden ſie herausgenommen und man läßt ſie an der Luft abkühlen. Danach beginnt das zweite Verfahren. In die Stäbe wird der Länge nach ein Schnitt gemacht und die Rinde abgelöſt. Nach einer Mittheilung geſchieht dies in heißem Waſſer. Die äuſſere Rinde eignet ſich nur zu gröberem Papier, aus der inneren wird ein feineres und lichteres; junge Rinde gibt nur ein ſchwaches und minder helles, Rinde, welche mehr als ein Jahr alt iſt, ein dickes, aber ſchlechtes Papier. Knotige

Digitized by Google

oder fehlerhafte wird entfernt, um gleichfalls zu schlechtem Papiere verbraucht zu werden. Die gewählten Theile werden darauf gereinigt, wozu man sie 2 bis 4 Stunden in Wasser weicht und danach mit einem Messer die feine dunkle Oberhaut abzieht oder wegschabt. Nach dieser Vorbereitung beginnt die Herstellung der Masse. Sie wird im Wasser mit reiner Lauge gekocht und so bald das Wasser in's Sieden kommt, mit einem starken Rohr beständig durchrührt; dabei wird immer neue Lauge zugesetzt, bis endlich die Fasern sich absondern und der Arbeiter im Stande ist mit dem Finger leicht Filz und Fibern zu trennen. Diese gekochte Rinde wird nun in fließendem Wasser abermals gereinigt und gebleicht. Man legt sie in eine durchlöcherte Wanne, setzt diese in einen Bach und rührt sie mit Händen und Armen so lange durch, bis sie zu einem Brei geworden ist. Von diesem Waschen hängt die Güte des Papiers ab; hat es nur kurze Zeit stattgefunden, so fällt das Papier zwar stark aber grau aus; ward es zu lange fortgesetzt, so gewinnt man zwar große Weiße, allein das Papier wird schlaff und ist nicht recht tauglich zum Beschreiben. Will man allerfeinstes Papier herstellen, so wiederholt man das Waschen und Umrühren, wobei aber die Masse in Leinwand eingehüllt werden muß. Die gewaschene Masse wird nochmals gemustert und was von ihr hartfaserig oder flockig ist für das Papier minderer Güte herausgenommen. Ist sie getrocknet, so wird sie auf ein glattes Brett ausgebreitet, und mit Knütteln oder Hämmern von hartem Holz anhaltend gehauen und durchstoßen oder in einem Mörser zerrieben, bis sie wie Mehl ist. Nachdem sie noch durch ein Sieb filtrirt worden, kommt sie in eine enge Tonne, in welche ein klebriger Reisabguß und das schleimige Wasser von der Wurzel Orenj hineingegossen wird. Der Reisabguß soll dem Papier größere Dichtigkeit, Feste und Weiße verschaffen; er wird in einem unglasirten irdenen Gefäß gemacht, nicht aus Reismehl, sondern aus geschälten und in Wasser erweichten Reiskörnern, welche in ihm mit kaltem Wasser begossen und allmälig zerrieben werden, worauf die Flüssigkeit durch dünne Leinwand abgegossen wird. Der andere Zusatz wird dadurch gewonnen, daß man die verkleinerte Wurzel Orenj eine Nacht in kaltem Wasser liegen läßt und die äußerst klebrige Flüssigkeit

Digitized by Google

ebenfalls durch Leinen seiht. Ist am Anfang des Sommers diese Wurzel nicht zu erlangen, so behelfen die Papiermacher sich mit einem Abguß von den gleichfalls sehr kleberhaltigen Blättern des Sane Kadsure, der aber minder gut ist. Kämpfer hat auch diese beiden Pflanzen abgebildet und beschrieben. Thunberg nennt anstatt des Orenj das Manihot-Eibisch (Hibiscus-Manihot): ob es die nämliche Pflanze ist, weiß ich nicht. Andere nennen auch noch für diesen Gebrauch Amarvllis und Hydrangea; falls man buntes Papier hervorbringen will, werden außerdem Färbestoffe zugesetzt. Im Treffen des richtigen Verhältnisses dieser Zusätze zur Masse besteht, wie die Japaner versichern, die Kunst des Papiermachens. Wer zuviel Orenjsaft nimmt, erhält ein allzu dünnes Papier; nimmt man zuwenig, so kommt es ungleich und rissig zum Vorscheine. Im Sommer muß mehr, in kalter Zeit weniger von ihm hinzugethan werden. — Die Rindenmasse, das Reis- und das Orenjwasser werden in der Tonne mit einem zarten Rohre behutsam durcheinandergerührt bis aus ihnen eine gleichartige, zähe steife Masse entstanden ist. Dann ist das Papier fertig. Nur das Abheben ist noch nöthig. Der Teig wird dazu in ein weites Gefäß geschüttet, aus diesem mit einem Gitterrahmen von Binsenhalmen oder dünnen Bambusstäben der Bogen ausgeschöpft und durch Vor- und Rückbewegung dieser Form, durch Schütteln allen Fasern der Masse eine gleiche Längenrichtung gegeben. Den Bogen legt der Arbeiter sodann auf einen mit zwei Matten bedeckten Tisch, welche so gearbeitet sind, daß sie abtröpfelndes Wasser durchlassen. Ueber den Bogen legt er einen Halm von dünnem Schilfrohr, dann den zweiten Bogen, darüber wieder einen Halm und so fort bis ein Haufen aufgeschichtet ist, auf welchen Bretter kommen, die zuerst mit einem leichten Stein, später mit schwereren niedergedrückt werden, um die Nässe auszupressen. Am folgenden Tage werden die noch immer feuchten Bogen mit einem Schilfrohrstäbchen abgehoben und mit der flachen Hand um eine lange, glatte Stange gelegt, an der sie anfänglich ankleben, von der sie später, wenn die Sonne sie ausgetrocknet hat, abfallen. Zuletzt wird noch der Rand beschnitten.[23] Gröberes Papier wird aus der Rinde von Kads Kadsure hergestellt. Während die Japaner aus der abgeschälten Rinde des einen Baumes nur

Digitized by Google

die Fasern zum Papier nehmen, verwenden sie aus der eines andern nur ihren leimigen Gehalt. Das japanesische Papier ist ungemein dicht und fest, das aus Reis gemachte dermaßen zäh und dauerhaft und schwer zu zerreißen, daß man aus ihm Bindfaden dreht.[24] Lumpen bedürfen die Japaner für ihr schönes Papier gar nicht. Mit ihren Hadern treiben sie Handel. Diese werden nach England verschifft und so mancher Europäer hat auf Papier geschrieben, von dem Theile ehedem das Kleid eines Japaners ausmachten. Manche Papierarten sind bunt, manche verschieden gemustert und von ausnehmender Dicke, so daß sie Zeugen gleichen. Japan gab daher dem Papier, welches ursprünglich nur zum Schreiben bestimmt war, eine weitere Verwendung. Es dient zum Einpacken, zu Tapeten, zu Fächern, zu Schweißtüchern, selbst zur Bekleidung; Ehrenkleider oder Talare der Greise werden aus bräunlichem dicken Papiere gefertigt, welches mit schmalen dunklen Streifen oder Blumen bedruckt und in Stücken, die über einen Fuß lang und breit sind, hergestellt wird; diese klebt man sauber zusammen; jüngeren Leuten ist verboten solche zu tragen. Gefirnißtes Papier versieht den Dienst von Sonnenschirmen. Die Anfertigung von Papier ist daher ein großer Erwerbszweig geworden.

Wie die Tsinesen haben diese Insulaner keine flüssige Dinte, sondern feste schwarze Tusche, die jedesmal vor dem Gebrauch auf einem kleinen ausgehöhlten Stein mit Wasser angerieben werden muß. Die gewöhnliche, sehr billige wird aus dem Rauch verbrannten Tannenholzes in Ohosaka gemacht, die beste aus dem Russe des Leinöls, der Nuß, des Kampfers und Bisams in der Hauptstadt des Südens. Im Jahr 1065 schrieb der Herrscher eigenhändig Buddhistisches mit Goldschrift und 1110 ließ ein anderer Herrscher den „großen Schatz der Buddhalehre" in Gold auf blauem Papier schreiben, den er dem Tempel Fosiosi verehrte.

Schreibpinsel werden, wie das Papier mit äußerster Sorgfalt, vornämlich aus Haaren des Hasen, die in Rohr gefaßt sind, gearbeitet. Dünn geformt und spitz zulaufend haben sie fast das Aussehn dünner Bleistifte.

Der Japaner führt in einem Kästchen oder Besteck sein Schreibgeräth bei sich. Außer der Tusche und einem Büchschen

Digitized by Google

mit Wasser gehören in dasselbe zwei Pinsel, ein langer in besonderer Rohrbedeckung und ein feinerer. An dem einen Ende der langen Federbüchse (wie wir uns ausdrücken würden) befindet sich im rechten Winkel ein Behältniß zur Aufnahme der Dinte angesetzt. Ein Europäer könnte glauben, in dem Holzkästchen stecke eine kleine Tabackspfeife. Kaufleute haben größere Bestecke, in denen noch eine kleine Schnellwage mit Gewichten und ein Rechenbrett liegt.

Große Herren führen einen Holzstämpel mit dem als ihre Unterschrift geltenden Schriftzeichen bei sich. Diesen streichen sie mit dem Schreibpinsel an, drücken ihn dann auf und füllen die von ihm gegebenen Umrisse aus freier Hand mit der Pinselspitze aus. Schwere Lineale und Sigel benutzten die Japanesen auch.

Der tsinesische Holztafeldruck, den vielleicht der im Jahr 984 nach Tsina gereiste Buddhistenpriester Te-umen in Japan bekannt machte, welcher von dort auch die nach Kungtse herausgekommenen mustergültigen Werke heimbrachte, ist eingeführt, nach anderer Angabe jedoch erst 1205 angewendet worden. Druckschwärze, die aus Tannenruß gemacht wird, heißt „Dinte des großen Friedens" und wird vornämlich in Ohosaka bereitet.[25]

Die Bücher werden faltenartig zusammengelegt und gebunden; selten sind Rollen. Zeichnungen sind vielen Schriften beigegeben.

Im japanesischen Schrifttum waltet ein selbstständiger Trieb. Die Japaner haben noch alte Gedichte, die ihrer Meinung nach aus der Zeit der Göttergeschlechter stammen und auf Göttersagen Bezug nehmen. Einige solche enthalten die Werke „Gewundene Schilfknospen der Göttergeschlechter" (Kami jo no maki no asi kabi) und „die richtigen Worte über die Göttergeschlechter" (Kami jo no masu koto).[26] Auch unter ihren Fürsten waren Dichter, wie namentlich der angeblich im I christlichen Jahrhunderte lebende Oberherrscher Keïko oder Ohotarasisiko Osiwakeno mikoto.

Eigentliches Schriftleben scheint (so weit sich gegenwärtig urtheilen läßt) erst im VII. Jahrhunderte gediehen zu sein. In der ersten Hälfte des VII. Jahrhunderts dichtete des Herrschers Schwägerin und Beiweib So-toori-sime ein Gedicht, welches noch jetzt mit Vergnügen gelesen wird. Die Regierung war der Mittelpunkt des höheren Lebens. Geschichtliche Nachrichten und

auch Gedichte pflegte man in den Ahnenhallen für die Nachwelt niederzulegen. Schnell rankte sich ausgebreitete Schriftstellerei an den tsinesischen Vorbildern empor, aber sie blieb auch von tsinesischen Mustern und buddhistischen Einflüssen beherrscht. Zwei Erscheinungen stehen in der ersten Zeit dieses VII. Jahrhunderts: daß der Erbprinz Rumajadono miko (Sjotok Daïsi 573—621) im Jahr 604 die siebzehn buddhistischen Vorschriften abfaßt und daß (zwischen 593 und 628) zwei Gelehrte eine „Geschichtserzählung der ehemaligen Begebenheiten" d. h. Bericht von den nacheinanderfolgenden Herrschern der Libelleninsel abstatten. Der eine war Sijantok Daïsi, der den Bericht von den alten Begebenheiten der früheren Zeiten lieferte. Um die Mitte des VII. Jahrhunderts wurden als ausgezeichnete Gelehrte geschätzt der Konfutseaner Ramibuke-sensei, Takanokinekuro-maro und Zobin; von den beiden letztgenannten wissen wir, daß sie in Tsina studirt hatten. Auf das Jahr 673 verzeichnen die japanesischen Annalen die erste Abschrift des Buddhistenwerkes Itsu sai kjo.

Im Jahr 700 stellte der Justizminister Fudsivarano-Fusira, geboren 658, gestorben 720, auf Geheiß des Herrschers sowol die Landesgesetze als die Strafbestimmungen zusammen; 718 erhielt derselbe abermals den Auftrag, eine neue Gesetzsammlung zu veranstalten. Wie mit diesen juristischen Werken begann das VIII. Jahrhundert mit reger historischer Arbeit unter der Beherrscherin Genmio-tenwo (Amatsumisiro, 707—714). Der gelehrte Fudono Jasumaro verfaßte ein dreibändiges Werk über der Inseln Altertum (Koziki), welches von den mythologischen Urzeiten anhob und bis 597 reichte, und legte es ihr im Jahr 711 vor; im selben Jahre kam auch eine große Landesbeschreibung (Futoki) zu Stande, welche die Orte, die Thiere und Gewächse und was Merkwürdiges vorgegangen war, behandelte. Genmio selbst aber befahl (713), daß in jeder Landschaft eine Beschreibung der Oertlichkeiten und der Naturerzeugnisse aufgenommen und eine Sammlung ihrer Sagen veranstaltet werde. Dies alles zusammen gab ein Futoki für jeden Bezirk. Ihrer Nachfolgerin Jamato-neko Taka-mitsu Kiso-to (714—723) überreichte 720 der Prinz und Minister Sanbonuo-Tonerino-Sinwo (wol derselbe Mann,

Digitized by Google

der als Oho Asou Amaro vorkommt, 676—735) die großen Jahrbücher Nippons, das große „Nipponbuch“ (Nipponki), an dessen Abfassung Jasumaro Theil gehabt hatte. In 30 Heften erzählte es, was man wußte oder zu wissen glaubte seit der Welterschaffung und der Herrschaft der Genien auf Erden und theilte der Inselbeherrscher Thaten und Schicksale bis zum Jahr 697 mit. Es scheint in tsinesischer Sprache geschrieben gewesen zu sein.[27] Diese Arbeit gab das Hauptwerk der japanesischen Geschichte ab, bekam Fortsetzungen, wurde in Auszügen verbreitet, anderen zu Grunde gelegt. Die nächsten Weiterführer waren Suganono-Mamitsi, Sugawarano-Sane-Mitsi, Fudsiwarano-Tsunetsugu, i. J. 841, Josi-Fusa, Faru-Zymino-Josinawa seit 863, Fono-Josika um 880, O-Firano-Josi-uki und Toki-Fira, gestorben 909, fast alle hohe Würdenträger, die es bis 887 fortsetzten. Bis dahin füllte das Nipponki 200 Hefte. Der Herrscher war es, der Gelehrte aussuchte, welchen er die Arbeit an dieser amtlichen Reichsgeschichte zuwies. Dem Kronprinzen wurde sie vorgelesen.[28]

Wenige Jahre nach dem Erscheinen des Nipponki erfolgte 728 die Einsetzung einer Prüfungsbehörde behufs Zuerkennung der Gelehrtenwürde nach tsinesischem Muster, was jedenfalls voraussetzt, daß bereits ein emsiges Bücherstudium häufig stattfand und viel geschrieben wurde, Nützliches wie Ueberflüssiges. Von dieser Zeit an ging jedoch eine Veränderung in der Ausdrucksweise vor, welche das Studium des Tsinesischen verursacht hatte. Die Gelehrten mischten Tsinesisches in die heimische Rede und der bisherige, reine schlichte Styl, nachmals Furúkoto genannt, veraltete. In ihm waren noch die Gedichte gehalten, welche in dem vorhin erwähnten Manjosiu („den tausend Blättern“) von dem 757 verstorbenen Tatsibana-Moroje und nach seinem Tode von Udaiwen-Jakamotsi gesammelt wurden. Neue Vorstellungen waren aus den tsinesischen Büchern gewonnen und wurden in tsinesische Ausdrücke gekleidet. Man bestrebte sich reicher zu schreiben, wendete tsinesische Wörter und Redensarten an. Eine Mengsprache kam in Schwang und behauptete sich bis zur Gegenwart, gilt noch immer in den oberen Regierungs- und Gelehrtenkreisen als guter Ton.

Um die Mitte des VIII. Jahrhunderts walteten buddhistische Antriebe vor und verschafften manchem, was aus Indien hergeleitet war, Eingang. König Anze firuſi kuni oſi firaki tojo ſakura fiko (723—749) erließ (741) einen Befehl in die Landſchaften buddhiſtiſche Bücher abzuſchreiben, nachdem ſeine Vorgängerin auf dem Throne die beſten Erklärer der Kings (721) beſchenkt hatte! Seine Nachfolgerin Takano ſime Abeno Nai ſin wo verordnete 757 durchs ganze Reich die Leſung des Hiaoking.

Hohe Bonzen oder Oberprieſter veröffentlichten nunmehr in Japan buddhiſtiſche Hauptwerke. Acht Auslegungen zu der ſogenannten „Blume des Geſetzes" machte ſeit 796 der am Tempel Iwabuſi lehrende, als Miterfinder eines Irofa berühmte Gonzo bekannt und große Erläuterungen zu buddhiſtiſchen Schriften lieferte Saïtu, der 767 geboren war, 804 mit einer Geſandſchaft nach Tſina gelangte, viele Bücher heimbrachte, in Domi, in dem auf dem Berge Fijeïſan gelegenen Tempel, lebte und 822 ſtarb. Er wurde nachmals Tengiodaïſi geheißen.[29] In den Tempeln wurde das Geſetz Siddhartha's, des Buddha, oder was man dafür hielt, den Bekennern vorgeleſen. Welche Triebkraft damals in den buddhiſtiſchen Kreiſen lebte, zeigte ſich in den wiederholten Bemühungen, den Japanern eine vollkommene Schrift zu verſchaffen, von denen vorhin Bericht gegeben wurde.

Als Dichter wird um 777 der Staatsſchreiber Abeno Nakamaro, umgenannt Tſeukau, hervorgehoben, wegen eines Gedichtes, in welchem er ſeine Rückfahrt von Ningphoſu in Tſina nach Japan beſchrieb.

Nicht blos im buddhiſtiſchen Schrifttum, auch in andern Gebieten fand am Anfang des IX. Jahrhunderts rege Schriftſtellerei ſtatt: war doch bereits die Zeit der Sammlungen und Ueberſichten angebrochen, was allemal das Vorhandenſein vieler Bücher vorausſetzt. In dem einen Jahr 808 machten zwei Veröffentlichungen Aufſehn: die aus hundert Heften beſtehende Heilmittelſammlung (daïdo ruizju), ein Rezeptirbuch des königlichen Leibarztes Firoſada,[1] und des Imibe-Fironari Nachträge zu den Sagen des Altertums. Im Jahre 820 wurde ſogar ein Tröſter für Hofmarſchälle, das Konin Kak Siki, ein Buch von den geltenden Hofgebräuchen, abgefaßt von Fudſivarano-Fuju-

tſugu, der gleichdarauf in der Hauptſtadt Mijako eine Schule ſtiftete.

Die Gebieter der Japaner ſelbſt glänzten durch ihre Vorliebe für Wiſſenſchaften und Dichtkunſt. Des Kwanmutenwo ihm 806 auf dem Thron nach einander folgenden Söhne zeichneten ſich durch ſeltene Begabung aus. Der älteſte, Jaſudo, der als Herrſcher Jamato neko Amafiraki kuni taka fiko, nachmals Fei Zei hieß, war ebenſowol ein vortrefflicher Regent als ein vorzüglicher Dichter. Die Jugend jedes Standes zum Schulbeſuch anzuhalten gebot er bald nach ſeinem Regierungsantritte. Er ließ nach alten Büchern im Lande ſuchen und ſtellte eine anſehnliche Bibliothek her. Krankheit bewog ihn i. J. 809 das Zepter ſeinem gleichgearteten Bruder Kaminoſino zu übergeben. Dieſer ließ 812 öffentlich die Jahrbücher des Reichs vorleſen, beauftragte 814 gelehrte Männer mit der Aufzeichnung der Geſchlechterfolge aller Großen am Hofe, hielt ſelber 820 öffentlich eine Lobrede auf die Familie Fudſiwarano-Kaminoſino, dichtete gleichfalls. Auch auf deſſen Tochter Naïſino übertrug ſich die poetiſche Gabe. 824 legte er die Regierung in die Hände ſeines Bruders Otominoſino nieder, der ſeinerſeits 833 zu Gunſten des Sohnes ſeines Vorgängers Maſajoſinoſino abdankte. Otominoſino, der als Herrſcher Ohodomono Sinwo hieß, war nicht minder Dichter und verſammelte an ſeinem Hofe Gelehrte und Dichter. Groß war ſchon der Liederſchatz Jamatos. Seine Fürſorge erſtreckte ſich auf die Buchung der älteren Gedichte: der große Gelehrte Sigeno-Sadamuſino mikato brachte 827 ihre Sammlung in 20 Heften, im Kaïkokſu, zu Stande. Im Jahr 830 legte dem Herrſcher eine „neue Sammlung von Vorbildern“ (Sinsenkakasiki) Fudſiwarano-Futamo vor. Sein ſchon erwähnter Neffe und Nachfolger belohnte in derſelben Sinnesart die durch Dichtungen ſich auszeichnenden Männer. Im Jahre 845 erklärte er den Sugawarano Korejoſi als erſten Meiſter des Stils und 847 den Fudſiwarano-Sadatoja als Haupt der Lyriker. Von dieſem letzteren wiſſen wir, daß er nach Tſina gereiſt war, wo — es war ja das Zeitalter der Tang, — ſo viele herrliche Dichter blühten. Ein anderer ausgezeichneter Dichter Japans im IX. Jahrhunderte, der zugleich als Maler ſich hervorthat, war Koſe-Kanooka. Als gewandter Dichter ſingbarer

Lieder wird ferner der Truppenbefehlshaber Arivarano-Narifira, geboren 823, gestorben 880, gepriesen. Ruf erwarb auch als Dichter Kijovarano-Natsuno, welcher 837 starb, durch sein Buch Reinokige 833. An Gedichten wurde überhaupt damals lebhaftes Gefallen gefunden und nicht Wenige machten Verse. 905 trug Kino Tsurajuki eine Sammlung alter und neuer Gedichte, das Kokanwakasju, zusammen. „Es gab, berichten die Verfasser der Zeitbücher zum Jahr 887, viele große Dichter."

Fast gleichzeitige Geschichte wurde (um 860) geschrieben und bereits von Sugavarano-Mitsi-sane 892 eine „Sammlung einheimischer Geschichtschreiber" (Rui sju kok si) herausgegeben.

Noch mancher anderen Werke Abfassung geschieht Erwähnung; über ihre Beschaffenheit und ihren Geist vermögen wir aber noch kein Urtheil zu gewinnen. Mehreremale nennen die in Europa bekannten japanesischen Geschichtswerke blos den Titel eines Buches und wir wissen dann nicht einmal, wovon es handelte! Gewiß waren es nur vorzügliche, allgemein bekannte Schriften, die sie anzuführen werth hielten, allein sie scheinen in der Regel nur solche namhaft gemacht zu haben, welche entweder vom Herrscher veranlaßt oder ihm dargebracht wurden, nicht alle bedeutenden. Etwa von der Mitte des X. Jahrhunderts seit dem Ausbruch anhaltender innerer Wirren verstummen überdies die uns bekannten Geschichtsabrisse über das Erscheinen neuer Bücher; nur sehr selten erwähnen sie noch schriftstellerische Hervorbringungen. So finden wir uns derzeit leider darauf beschränkt blosse Namen anzuführen und nennen vielleicht nicht einmal die verdientesten Männer. Daß die japanesische Schriftstellerei ganz die tsinesische Art der Abfassung an sich trage, dürfen wir indeß voraussetzen.

Die geschichtlichen Arbeiten scheinen vorwiegend dürre und trockene Anzeigen und Verzeichnungen gewesen und im Sinne der herrschenden Obrigkeit gehalten zu sein. Was wir in Europa kennen, ist wenig mehr als ein mageres annalistisches Gerippe, eher nackte Inhaltsangabe als auseinandersetzende, vergegenwärtigende Erzählung: dessen ungeachtet unterscheiden die japanesischen Jahrzeitbücher von den gleichzeitigen Leistungen des christlichen Abendlandes sich dadurch sehr zu ihrem Vortheil, daß bürgerliche Fortschritte, neue Einrichtungen, öffentliche Verbesse-

Digitized by Google

rungen, selbst Veröffentlichung bedeutender Bücher in ihnen berücksichtigt wurden.

Großer Fleiß ward, wie in Tsina, auf Beschreiben und Sammeln verwendet. So wurde z. B. 869 eine kurze Darstellung der Gebräuche und Förmlichkeiten seit 859 im Werke Zjo Kwan Kjak geliefert, so beschrieb Tadafira 927 die Feste und Ceremonien während der Zeit von 901 bis 922 u. s. w. Es wurde 907 eine Statutenausgabe (das Jen gi Kjak) durch Fudsiwarano-Tokifira (gestorben 909) besorgt, so später eine Sammlung der Beschlüsse der Kronfeldherrn in 32 Büchern veranstaltet.

Buddhistische Religionsschriften kamen gleichfalls in ziemlicher Menge zum Vorschein. Großen Werth wird man ihnen schwerlich beimessen können. Ihnen gegenüber trat das konfutseanische Schrifttum in den Hintergrund, denn wenn der tsinesische Filosof auch zahlreiche Anhänger hatte und die tsinesischen Hauptschriften Leser und Erklärer fanden, so huldigte doch die Regierung und die Masse des Volkes dem Buddhismus. Die Schriften der Taosse scheinen hingegen keinen Eingang gefunden zu haben.

Die Dichtkunst stand neben, ja vielleicht vor der Geschichtschreibung in Ehren. Der 60. Oberherrscher Atsufito (897—917) versammelte in seinem Pallaste versmachende Gelehrte. Ausgezeichnete Dichter wurden von den Herrschern geehrt und belohnt. Als Dichter ward gepriesen der Minister Minamotono-Kane-Akira, der um 980 starb, als Dichterin Murasaki-Sikibu, die 992 starb. Um die Mitte des XI. Jahrhunderts befanden sich viele Dichter und Musiker in der Umgebung des Herrschers. Sogar ein Wettstreit der Dichter ward am Hofe 1078 veranstaltet. Es galt japanesische und tsinesische Verse zu machen. Omino-Masafusa und Minamotono-Tsune-Nobu glänzten in beiden am meisten; in japanesischer Dichtung gewannen den Preis Fudsiwarano-Mitsitosi, Fudsiwarano-Akisuje und Minamotono-Tosijori, drei andere in tsinesischen Versen. Preisrichter war ein großer Dichter, der Staatscensor und Minister Minamotono-Akifusa, der von 1035 bis 1094 lebte. Der größte Dichter des folgenden Geschlechtes war der Truppenbefehliger Fudsiwarano-Mototosi, der 1053 geboren war und 1138 noch lebte. Die ausgebrochenen inneren Kriege,

Digitized by Google

welche ein paar Jahrhunderte tobten, das Volk schädigten und den Staat zerrütteten, gaben der erzählenden Dichtung einen großartigen Hintergrund. Japan bekam ein längeres Heldengedicht, wozu es Tsina nicht brachte. Den Kampf und Sturz des Hauses Feike, eine Begebenheit, die sich 1185 zugetragen hatte, erzählte dichterisch (im Feikemonogatari) ein diesem Hause nahe stehender Mann, Jukinaga der Fürst Sinano's, der nach dem Untergange des Geschlechtes Feike in ein Buddhistenkloster ging. Ein blinder Sänger Namens Seōbuts trug es zuerst aus dem Gedächtnisse öffentlich vor. Es erschien später und wird noch heute bewundert. Turettini nennt es eine Epopöe.[30] Was wir davon kennen gibt in Prosa viele Unterredungen mit eingemengten Versen. Als vortrefflichen Liederdichter schätzen die Japaner Jukinaga's jüngeren Zeitgenossen Jositsune, der 1167 geboren, 1195 Minister wurde, 1202 sich zum Regenten machte und 1206 ermordet ward. Er dichtete auch in der tsinesischen Sprache gut. Nach seinen Tagen war der gefeiertste Dichter Fudsivarano-Sjetaka, der bis in's Jahr 1237 lebte. Vortreffliches schuf auch Teika, der 1241 starb. Wie groß die Vorliebe für das Dichten war und wie man im Versemachen eine angenehme Beschäftigung fand, bezeugt unter anderm der Umstand, daß Josio Masamura 1263 in Kamakura eine Dichtergesellschaft gründete, von der Tag für Tag eine Unmasse von Versen fabrizirt wurde.

Dann werden uns lange keine hervorragenden Dichter namhaft gemacht, aber ohne Zweifel sind solche aufgetreten. Itsi-sjono-Kanesosi, geboren 1401, gestorben 1481, verfaßte ein Buch über die Kunst japanesische Verse zu drechseln (Kodo): ein bedeutender Gelehrter, der ungeachtet er ein hohes Staatsamt bekleidete, fleissiger Schriftsteller war; unter andern Schriften gab er auch eine über den ältesten Glauben der Japaner (das Buch Sinto) und eine Abhandlung über den Buddhismus (Budz gakf) heraus; noch 1480 verfaßte er auf Verlangen der Regierung das Ziodantsijo, nachdem er sich schon sieben Jahre vorher in ein Kloster zurückgezogen hatte. Seine Bücher wurden noch nach Jahrhunderten gelesen und geschätzt.

Auf die Erhaltung guter Dichtungen blieben die Japaner bedacht. Im Jahre 951 bestellte der Herrscher den Fudsivarano-

Digitized by Google

Koretada zum Bewahrer der vorhandenen Gedichte, und zu verſchiedenen Zeiten lieſſen die Herrſcher Gedichtſammlungen anlegen und herausgeben. Wir wiſſen von 19 ſolchen bis in's XV. Jahrhundert und ohne Zweifel iſt dann noch manche andere Zuſammenſtellung und Auswahl nachgefolgt; ſind uns doch aus den neueſten Zeiten wieder viele bekannt. Es erſchienen nämlich derartige von der Regierung veranlaßte Liederbücher oder Blumenſammlungen in den Jahren 827, 905 (durch Kino-Tſurajuki), 951 (durch die vereinigte Bemühung des Minamotono-Sitagufu, Uſin, Kijovarano-Motoſuke, Kino-Tokibun und Sakano-Wujeno-Motſi-Tſiki), 1075 (durch Minamotono-Toſijori), 1086, 1102, 1187 (durch Toſinari), 1201, 1205 und 1232 (beide von Fudſivarono-Sadaje), 1251, 1265, 1272, 1303, 1313, 1320, 1346, 1381 und 1438. Außerdem gaben auch Einzelne Ausleſen, wie Fudſivarano-Kintado, der um 1024 die vorzüglichſten japaneſiſchen und tſineſiſchen Lieder herausgab.

Auf den Gebieten der Gelehrſamkeit herrſchte ebenfalls rege Thätigkeit. Anzeichen weitverbreiteten Schriftlebens iſt, daß — wie die Jahrzeitbücher melden 1034 — der Betrieb des tſineſiſchen Schrifttums als Nahrungszweig dienen konnte. Im XI. Jahrhundert ſchrieben nicht nur Tomoſiraſina und ſein Sohn der Miniſter Minamotono-Moro-Fuſa, geboren 1006, geſtorben 1077, zwei im heimiſchen wie im tſineſiſchen Schrifttum äußerſt bewanderte Männer, Denkwürdigkeiten, ſondern es wurden auch Geſchichten einzelner großer Familien abgefaßt, wie von Sikba (das Gensino-monogatari) 1009; ſpäter lieferten Gelehrte eben ſolche, wie der Staatsrath Fudſivarano-Sadaje, der Liederſammler, welcher 1209 die aus mündlichen Nachrichten geſchöpfte Geheimgeſchichte der Familie Sadaje herausgab. Berühmte Gelehrte waren im XI. Jahrhundert Tangſchinwi, der die Naturgeſchichte in beſſerer Ordnung bearbeitete. Sein Werk erſchien 1107—1110 und wurde noch 1769 auf Veranſtaltung des Medizinalkollegiums in Jedo neu aufgelegt! Es beträgt 31 Hefte. Kanejoſi's iſt bereits gedacht worden. Aber welche Lücke klafft in unſern Nachrichten!

Aus dem XV. Jahrhundert iſt der gelehrte Fuujoſi zu nennen, der 1463 geboren wurde und 1514 ſtarb. In der erſten Hälfte

Digitized by Google

dieſes XV. Jahrhunderts lebte auch die Dichterin Sjotets (ſie ſtarb 1459), in der zweiten Hälfte des XVI. Fidejoſi, geboren 1524, geſtorben 1598, eines gemeinen Arbeiters Sohn, klein und ſo häßlich, daß man ihn das Affengeſicht nannte, der vom Diener durch Ergebenheit, Klugheit und großen Muth ſich zum Soldatenanführer aufſchwang und als glücklicher Feldherr ſich in den Beſitz der Staatsgewalt ſetzte. Niemand kannte ſeine Abkunft; er behauptete zur Familie Feïke zu gehören, aber keiner glaubte es ihm. Er ſchuf das berühmte Gedicht auf den 1185 erfolgten Untergang des Oberherrſchers Antok.[30] Im Jahre 1561 wurde der große Kenner des tſineſiſchen Schrifttums Seikwa geboren, der 1619 ſtarb.

Dem XVII. Jahrhunderte gehörten an die Gelehrten Tosjun, der 1657 ſtarb, und Zinſai, der 1706 ſtarb.

Sehr geſchätzt wird das 1631 erſchienene Daïſeïke, oder „die Wiedererlangung des großen Friedens", eine Geſchichte der inneren Kämpfe von 1320 bis 1393, der noch die Nachricht von zwei Kriegen Japans beigegeben war. Die „Geſchichte von Simabaraki", welche die Vorgänge des Aufſtandes und Unterliegens der Chriſten an dieſem Orte, 1637 bis 1639, die Ausrottung des Chriſtenthums in Japan erzählte, ſchrieb ein Heerführer, der dabei mitgehandelt hatte. Die Stammbäume der fürſtlichen Häuſer wurden 1640 aufgezeichnet. Dürftig iſt die 1652 herausgekommene Ueberſicht der Begebenheiten des japaneſiſchen Reiches von dem buddhiſtiſchen Geiſtlichen Sjunzai-Rinsjo. Im Jahre 1659 erſchien ein „Kriegsſpiegel der Stadt Kai", die Kriege von 1535 bis 1586 erzählend (das Kojogunkan), 1666 eine Abſchilderung Mijakos und ſeiner Umgebung (Mijako ohoje dsu), 1699 des Arztes Okamoto-Itſuſoſi Abhandlungen über Moxa und Acupunctur, die beiden hauptſächlichſten Heilverfahren der Japaner. Als großer Gelehrter wird gerühmt Butsmokei, der 1722 ſtarb.

Wenn den Ausſagen der Miſſionare zu trauen iſt, ſo ſtanden die Japaner im XVI. Jahrhundert und im Anfang des XVII. hinter den Tſineſen noch zurück und zwar nicht nur in dem, was nach tſineſiſchen Vorſtellungen als Filoſofie anzuſehen iſt, ſondern auch in Mathematik, Erd- und Sternkunde.[32] Ihr Naturwiſſen wird nur dürftig geweſen ſein. Indeß war doch ein reges Streben erweckt, Kenntniſſe einzuſammeln.

Digitized by Google

Durch die Verbindung mit Tsina erlangten weiterhin die Japaner auch von den Fortschritten Kunde, welche die Tsinesen nach den Lehren der Europäer in den strengen Wissenschaften machte. Sie eigneten sich diese mit emsiger Betriebsamkeit an, während sie sich doch, nachdem Jesuiten auf ihre Inseln gekommen waren und zuerst Sprachliches (seit 1549), hernach religiösen Kram (um 1598) in japanesischer Sprache zu drucken angefangen hatten, in Folge der Bekehrungsversuche und der von den Portugiesen und Spaniern ausgehenden Unruhen schon gegen die Mitte des XVII. Jahrhunderts wider diese und alle an ihren Küsten landenden Europäer mit äußerster Starrheit abschlossen und seitdem nur den Holländern einen in der peinlichsten Weise beschränkten Verkehr an einer einzelnen Stelle, von der Insel Desima aus nach Nagasaki, gestatteten. Sie wollten in Verbindung mit Europa bleiben, von dessen Fortschritten Kunde erhalten und mit ihm Handel führen — dazu dienten ihnen die Holländer — jedoch die Europäer sollten nach ihrem Willen von Japan so wenig wie möglich erfahren. Damals wurden nicht nur bei den schwersten Strafen alle Bücher verboten, welche auf den christlichen oder sonst einen fremden Gottesdienst Bezug haben oder von solchem handeln,[33] sondern sogar alle tsinesischen Drucke mit dem Zeichen der Gesellschaft Jesu. Noch vor kurzem wurde deren Lesen wie ein Verbrechen gerichtlich verfolgt.[34] Aber ebenso wurde auch die Mittheilung japanesischer Bücher und Karten an Fremde sowie deren Ausfuhr streng verboten.[35] Der gelehrte Arzt Siebold gerieth wegen des Besitzes japanesischer Bücher in Untersuchung und Haft, und mußte zu ihrer Herausgabe sich bequemen. Das Wissen von Jamato sollte auf die Landeskinder und die Ostasiaten beschränkt bleiben. Am Ende des XVII. Jahrhunderts wurde auch der Verkehr mit Tsina, wo wieder Mongolen herrschten, theils ganz abgebrochen, theils in bestimmte Bahnen eingeengt. Ein starkes Gefühl der Selbstständigkeit erfüllte damals schon die Japaner. Dieser Hemmungen ungeachtet erfuhren sie über Tsina gelegentlich Einiges von Europa und außerdem suchten einzelne strebsame Männer von den Holländern medizinische und naturwissenschaftliche Kenntnisse zu gewinnen.

Am tsinesischen Schrifttume rankte sich das japanesische rasch empor. Alle Fortschritte, welche im Reiche der Mitte gemacht

Digitized by Google

wurden, kamen den Inſeln zu gute. Was dort Wichtiges erſchien, war hier bald bekannt; bedeutende tſineſiſche Werke wurden öfter in den Druckereien Japans neu aufgelegt. Langſame Entwicklung aus ſchwachen und dennoch ſchweren, verdienſtlichen Anfängen war damit ausgeſchloſſen. Zwiſchenſtufen, welche die Tſineſen bereits durchgemacht hatten, konnten überſprungen werden. Liſchitſchin's Werk (vgl. Seite 373) zum Beiſpiel verſchaffte ihnen mit einemmale eine Fülle von Naturkenntniſſen. Daher erklärt es ſich als natürlich, daß wie die Art des geſamten Schrifttums von Tſina ausgegangen war, ſo auch dieſelben Gattungen ſich zeigen und die Richtungen die nämlichen waren. Obſchon indeß ein ausländiſches Schrifttum das einheimiſche fortwährend ſtark beeinflußte, ja beſtimmte, gerieth letzteres gleichwol in keine, ſein Weſen dem Volksgeiſte entfremdende Abhängigkeit, vielmehr blieb es beſtändig im innigſten Zuſammenhange mit der geſamten Entwicklung des Volkes. Keine Gegenſätzlichkeit trat (wenigſtens ſoviel uns bekannt iſt) hervor. Staatswürdenträger und Buddhiſtenprieſter waren denn auch die vornehmſten Schriftſteller. Mit einheitlichem Volksbewußtſein erfolgte hier, wie in Tſina, der Fortſchritt. Ja, es hat den Anſchein, als habe in Japan ein friſcherer, freierer Geiſt gewaltet, als dort. Hatte doch der glückliche Inſelſtaat ſich der Mongolen zu erwehren gewußt.

Ausgedehnt und reich war das japaneſiſche Schrifttum. Die verſchiedenen Wiſſenſchaften und ſonſtigen Hauptzweige der Thätigkeit bearbeiteten Gelehrte ſchriftſtelleriſch mit großem auf ſie gerichteten Fleiße bis auf ihre Einzelnheiten.

Die Grundlage gab Tſinas Gelehrſamkeit und auf tſineſiſche Werke blieb zunächſt die Thätigkeit hingerichtet. Wurden von ſolchen neue Abdrücke veranſtaltet, ſo wurden manchmal Zuſätze gemacht. Dies war z. B. der Fall bei der Naturgeſchichte des Litſchiſchin, bei Nienngo-Liſienſeng's Lehre von den Heilmitteln, die 1666 Kuoſulan neu herausgab, bei Tungjen Likao's Beſchreibung der eßbaren Pflanzen, ſelbſt bei Luſchi's Erklärung der im Schicking vorkommenden Kräuter, Bäume, Vögel, Vierfüßler, Inſekten und Fiſche, und bei anderen. In ſolchen Werken ſetzte man, um das Verſtändniß zu erleichtern, die japaneſiſchen Benennungen hinzu. Das Dreiwörterbuch ward auch überſetzt und erklärt. Das

Tauſendwörterbuch wurde von Mogami Sanſi 1515 mit einer wörtlichen Ueberſetzung und mit Anmerkungen begleitet. Die Erläuterungen zur japaneſiſchen Auflage von Kanghi's großem Wörterbuch und zu naturwiſſenſchaftlichen Schriften weiſen nach Siebold's gewichtigem Urtheil aus, daß die Japaner in der Naturkunde die Tſineſen übertrafen. So achtſam wurde dem, was in Tſina herauskam, gefolgt, daß ſelbſt Bücherverzeichniſſe, wie Kuſteulo's Angabe der Drucke unter den Mandſchu 1799, in Japan wiederholt wurden.

In anderer Weiſe als die Tſineſen mußten die Japaner Wörterbücher anlegen, weil für ſie Vertrautheit mit den Sprachen Tſinas und Koreas ein Bedürfniß war. Die Wörter und Redensarten beider Sprachen mußten ſie in der ihrigen erklären und es kam für ſie bei dem Tſineſiſchen auch auf die Ausſprache an. Obwol ſie die Mitgabe ſachlicher und geſchichtlicher Bemerkungen beibehielten, alſo auch kurze Beſchreibungen und Lebensgeſchichten mittheilten, nahmen ihre Wörterbücher eine Einrichtung an, welche der unſerer Lexica ähnlich iſt. Die Zahl der von Japanern gearbeiteten umfänglichen Wörterbücher für Tſineſiſch und Koreaniſch iſt groß. Die reichhaltigſten geben 25,000 Wörter. Makinoſima-Terutake gab in Jedo 1698 einen Schatz der japaneſiſchen Sprache heraus, der auch die tſineſiſchen Ausdrücke erklärt. Sorai-Senſei deutete die ſinnverwandten tſineſiſchen Zeichen 1715. Der Mönch in Mijako Bunin-Sokei reiſte eigens nach Tſina, um die richtige Ausſprache des Tſineſiſchen zu erlernen und gab hernach eine nach den Ausgängen der Wörter gehaltene neue Darſtellung für ſeine Landsleute, welche 1744 gedruckt wurde. Tſikuzjo erklärte die zuſammengeſetzten tſineſiſchen Wörter 1772. Danaka-Nobu veröffentlichte ein japaneſiſch-tſineſiſches Wörterbuch 1803.

Ihren eigenen Sprachſchatz behandelten ſie nicht wie die Tſineſen allein, wol aber erörterten ſie ältere und dichteriſche Ausdrücke. Tokwa-Sekkei und Watanaveno-Kuruvu ſetzten Redeweiſen der Dichterſprache in gewöhnliche um 1711; Sinkoſei gab 1733 ein nach dem Iroſa geordnetes Verzeichniß dichteriſcher Sätze; Fudſivarano-Umaki ſchrieb eine „Stiege zur alten Sprache" (Furukotono basi) 1765. Ihre Wörterbücher übergingen die Wörter indiſchen Urſprungs; der Buddhismus führte aber auch

Digitized by Google

zu dem Wunſche, indiſche Bezeichnungen zu verſtehen. Mogami-Toknai erklärte deshalb tſineſiſch die in den Buddhiſtenſchriften vorkommenden indiſchen Wörter, und Senſeō Rozin handelte 1695 über die Vokale und Konſonanten der indiſchen heiligen Schrift. Der Verkehr mit den Holländern veranlaßte Wörterbücher für das Holländiſche, die von Dolmetſchern ausgingen; Fudſibajaſi lieferte zuerſt einen „Wegweiſer für die fremde Sprache“ (herausgegeben von Kadſuragawa Fosan 1798). Das holländiſche Wörterbuch des Sadajoſi wurde 1811 auf Staatskoſten gedruckt. Auch ein 1804 von Siranizai veröffentlichtes Aïno-Wörterbuch iſt bekannt. Auf ſprachlichem Gebiete ſcheinen alſo die Japaner ebenfalls weiter geſchritten zu ſein, als die Tſineſen, die ſich um die Sprachen anderer Völker gar wenig kümmerten.

Die Schriftſtellerei im Gebiete der Geſchichte nahm ſelbſtverſtändlich Fortgang, doch erhoben ſich in ihr die Japaner keineswegs auf einen höheren Standpunkt. Die beurtheilende Thätigkeit richtete ſich vornämlich darauf, die tſineſiſche und japaneſiſche Zeitrechnung in Uebereinſtimmung zu bringen. Werke dieſer Art verfaßten z. B. Aſija-Jamabito 1797 und Suwara-Muvei 1823. Dabei wurde auch die eigene Art, die Zeiten zu berechnen, beſonders erörtert, z. B. von Kwangjokſiunin 1820. Daneben beſchäftigten ſich Tempelvorſteher und Prieſter noch immer viel mit den alten Fabeln. Motovorino-Norinaga wollte 1789 „Wahres über die Göttergeſchlechter“ der Welt vorlegen, Kurida-Toman trug 1811 die Anfänge der Jahrzeitbücher, in denen der Götter-Geſchichten ſtehen, vor und Tairano-Atſutane lieferte eine Stammtafel der von Göttern entſproſſenen Kaiſer 1815. Den Jahrzeitbüchern wurden mitunter Bilder beigegeben. Eine Alterthumskunde veröffentlichte 1797 Siragawako. Ein anderer Gelehrter beſchrieb 1815 im Buche Kottosju Leben, Wandel und Geſittung der alten Japaner. Das Buch Wazisi handelte vom Urſprung aller Dinge auf Japan. Nicht blos Ueberblicke, Tabellen und Stammtafeln, Nebeneinanderſtellungen der tſineſiſchen und japaneſiſchen Geſchichte wurden ausgearbeitet, ſondern im Eingehen auf Einzelnes, umſtändliche Nachrichten und Geſchichten von einzelnen Landſchaften und Städten, z. B. von Nagaſaki, auch die Geſchichte der Korei-

Digitized by Google

schen Halbinsel, ferner Zusammenstellungen von Lebensläufen einzelner Fürsten, wie des Iwagi-Kiogokami-Fidekatsu (1806) „Spiegel berühmter Heerführer, Gelehrten und Frommen", ja auch (1776) der „berühmter Weiber der letzten Zeit" und (1806) frommer Frauen. Eine Geschichte und Beschreibung Koreas veröffentlichte 1750 Kimoura-Riemon in 2 Heften.

Wie allgemein das Bestreben war, die Schriftsteller zu kennen, geht daraus hervor, daß von einem im Jahre 1786 erschienenen Verzeichniß japanesischer und tsinesischer Schriftsteller und Maler, welches auch Aerzte und Buddhistenpriester mit aufzählte, nach 25 Jahren (1821) eine 5. Auflage nothwendig geworden war.

Der Geschichte schloß sich umständliche Landesbeschreibung an, die stets geschichtliche und statistische Nachrichten mit aufnahm. Karten und Bücher über das Reich und über einzelne Theile desselben wurden zu einer Zeit, in welcher Europäer noch geringen Werth auf solche legten, in Japan bereits mit vieler Mühe entworfen. Umständliche Beschreibungen einzelner Provinzen, Gegenden, Städte, welche alle möglichen sie betreffenden Kunden enthielten, wurden mit äußerster Sorgsamkeit, wie Thunberg rühmt, zuverlässig und genau ausgearbeitet, Stadtpläne schon im XVII. Jahrhundert wiederholt angefertigt. Besitzt man doch in Europa von Theilen Jedos nicht weniger als 17 Pläne, von denen einer seine Beschaffenheit von 1540 bis 1546 zeigt! Von den vier größten Städten des Reiches liegen in den niederländischen Büchereien 54 Beschreibungen. Auch von Flüssen, von Ebenen, von Bergen, von Höhen, von Tempeln und Wallfahrtsörtern, von Bädern wurden Mittheilungen gemacht. Diese Vorhandenes schildernde Schriftstellerei ging herunter bis zur Beschreibung aller Theeschenken eines Ortes. Die Ausführung historischer Atlanten erfolgte daneben. Einen solchen bearbeitete vom tsinesischen Reiche Akamidsa aus Mito am Ende des XVIII. Jahrhunderts, von Japan selbst Itisai-Sato in Jedo 1823, wol kaum der erste, der diese Behandlungsweise auf den Inseln einschlug. Im Jahre 1778 veranstaltete der Herrscher eine größere Aufnahme des Landes, die erst 1807 zur Vollendung gedieh. Hauptschriftsteller im erdkundlichen Fache waren der Hauptmann in Mito Sekusui-Senfei um 1766, der holländische Karten bearbeitete, und der Arzt in

Kamakura Tatſibana-Nankeiſi, um 1790, der das eigene Land bereiſte. Fulanzai, genannt Akizato-Rito, beſchrieb 1769 und in den folgenden Jahren mit großer Umſtändlichkeit die einzelnen Provinzen nacheinander, ſowie merkwürdige Gegenden und Städte, gab auch gute Bilder dazu; 59 Hefte von ihm, 4 davon noch 1815 gedruckt, ſind in Europa bekannt. Reichhaltige Wegekarten und Reiſebücher wurden zeitig gemacht, deren ſich die Reiſenden bedienten.

Wie es in der Art von Bewohnern großer Inſeln liegt, dachten auch die Japaner ſelten und wenig an Fernes. Nur Tſina und Korea ſtanden ihnen außer ihrem eigenen Lande vor Augen. Die Kunde Europas ward ihnen erſt von den Holländern aufgeſchloſſen und lange wenig beachtet. In neuer Zeit erſtreckte ſich ihre Aufmerkſamkeit auf die nördlichen Inſeln und die tatariſchen Länder. Der Statthalter Kinſiro veranſtaltete 1613 eine Unternehmung nach Krafto, um von dieſem eine Karte zu gewinnen. 1675 erzählten Simatani-Itſiſajemon und Simatani-Taroſajemon ihre Reiſe zu den Boninſeln. Fakſikf und Kanefori beſchrieben die Inſel Jeſo. 1785 machte Rogami Toknai, 1808 Ramia Rinſo auf Befehl des Herrſchers Entdeckungsfahrten nach der öſtlichen Tatarei und den nördlichen Inſeln und gaben ihre Reiſeberichte in Druck. Rinſifee aus Sendaï machte 1785 eine Beſchreibung der überſeeiſchen Länder Korea, Lieukiu und Jeſo bekannt.

Wenn die Naturkundigen ſich auch des tſineſiſchen Wiſſens bemächtigt hatten und Werke lieferten, die ganz auf dieſem fußten, wie des Kaibara-Tokſin Botanik und des Arztes in Mijako Doſan Erklärung der Naturgeſchichte, von welchen Werken verbeſſerte Auflagen, von erſterem 1708, von letzterem 1712 erſchienen, wie des Tſiok-Kairiu erweiterte japaneſiſche Naturgeſchichte 1759 — wenn demgemäß ſowol nothwendig war, den tſineſiſchen Benennungen die verſtändlichen japaneſiſchen gegenüberzuſtellen (was von Vielen in beſonderen Büchern geſchah), als natürlich, daß die den Tſineſen eigentümliche einſeitige Auffaſſung vorherrſchte, vom Geſichtspunkte der heilkräftigen Wirkung aus die Naturkörper zu betrachten, ſo haben die Japaner dennoch, vermöge ihrer Neigung ſich mit Blumen und anderen Gewächſen zu beſchäftigen, dadurch ihr Wiſſen vertieft, daß viele Gelehrte mit Vorliebe einzelne

Pflanzenarten eingehender Betrachtung unterzogen, wobei die Vermengung der Heilkunst mit der Naturkunde aufgehoben wurde und es unter Beiseitsetzung der die Tsinesen leitenden Nützlichkeitsrücksicht lediglich auf die genaue Kenntniß abgesehen war. Gründliche Werke behandelten die Kräuter Japans (wie das Jokano jamna kusa), die Fische seiner Flüsse und Meere u. s. w. und enthielten zu den Beschreibungen ausgemalte Abbildungen oder Zeichnungen, deren außerordentliche Treue an den besseren Werken gelobt wird.[36] Es lieferte nicht nur Ito-Ifei in Jedo von 1710 bis 1719 zwanzig Hefte über den Schmuck der Erde (florula coronaria), Firase-Tetsusai 1753 eine Beschreibung von Japans Erzeugnissen, und schrieb über die Behandlung und Pflege der Pflanzen Kwakiuken-Sjuzin 1756, sondern es ließ auch Somevi-Ito-Ifei 1733 ein Buch über die Azalien, Zisozen 1735 eines über Chrysanthem drucken, Matsuoka Gendats in Mijako mehrere Einzelarbeiten über Cerasus 1758, über genus Pruni 1760, über Orchideen 1772, Matsuoka-Dsioan gab 1758 von Schalthieren Nachricht, Jouan-Denfin behandelte 1759 verschiedene Blumenarten. Der Arzt Tojoda-Jokei in Suwo beschrieb 1761 die seltenen Gewächse seiner Sammlung. Die Art Bladhia behandelte 1797 der Vorsteher des botanischen Gartens in Mijako Wutagawa-Joan. Kinoudki-Seoban in Jamadavura untersuchte von 1772 bis 1801 in 15 Heften die Krystalle und die Versteinerungen verschiedener Sammlungen. Die Liebe zur Natur führte diese Insulaner zu einer angestrengten und erfolgreichen Beschäftigung mit ihr.

Welchen Standpunkt Luikungpao 1698 und der im XVIII. Jahrhundert lebende Wono-Lanzan in ihren Elementen der Naturlehre einnahmen, ward uns nicht bekannt, aber gewiß ist, daß Japaner gern von den Holländern lernten.

Eine der frühesten Schriften, welche europäisches Wissen zuführte, war des Ohodsuki-Genslak (Gen dak?) „Etwas Neues über sechs Dinge" nämlich über den Krokus, die Muskatnuß und anderes, was den Japanesen besonders merkwürdig vorkam, wie das Einhorn, die Mumien. Dies Buch gab der Arzt in Wakasa Sugida 1759 neu heraus, in welchem Jahre Ohodsuki also bereits verstorben gewesen sein muß; er schrieb auch über die Holothurien

Digitized by Google

und überſetzte botaniſche Schriften aus dem Holländiſchen. Keiske in Owari brachte ſeinen Landsleuten Thunberg's botaniſche Arbeiten nahe. Zahlreiche Schriftſteller handelten im XIX. Jahrhundert vom Gewächs- und Thierreich und der Naturgeſchichte überhaupt. Ko-Genriu ſchrieb 1800 und folgende Jahre über Eingeweidewürmer, Schwämme ꝛc. und Wono-Lanſan 1814 über Japans Nahrungsmittel. Mit großem Eifer warfen ſie ſich auf Botanik und Medizin. Bereits 1777 überſetzte der Dollmetſcher Motoki-Sii eine Anatomie aus dem Holländiſchen und der Arzt in Suwo Suzuki Soun gab ſie heraus. Die Aerzte Sjokko, Kadſuragawa-Hoken, Iſi-Saka-Sotets u. a. ſchrieben über einzelne Krankheiten. Der Europäer Wiſſen von der Leibesbeſchaffenheit theilte 1821 Ikeda-Joſi-juki-Tozo, ihre Heilmittellehre Siebold's Schüler Ko-Rjo-Sai 1826 mit. Adam Kulm's, des Schleſiers, anatomiſche Tabellen und des Schweden Linne systema plantarum wurden in die Sprache Japans überſetzt. Das Linne'ſche Syſtem wurde von ihnen angenommen, die Anſichten von Juſſieu, Endlicher und Anderen ergriffen. Vereine von Naturforſchern bildeten ſich z. B. in Owari und Zuſammenkünfte von Naturforſchern fanden ſtatt ſchon 1826![137]

Schriftſtelleriſche Arbeiten, welche dem Bedarf des Wandels zu dienen beſtimmt waren, wurden ſehr häufig ausgeführt. Für ſolche trugen auch die Herrſcher Sorge. Sie lieſſen unter dem Titel „was Natur und Kunſt ſchafft" ein umfängliches Werk über die Landwirthſchaft ausarbeiten. Mijaſaki-Antei's Buch vom Ackerbau erſchien 1696, Koſimo-Zjoſui beſprach 1793 die Beſchäftigungen des Landmannes, Mogami-Toknaï ſchrieb über die Bienenzucht. Ueber die Anwendung von Blumen zum Schmucke verbreiteten ſich mehrere Schriftſteller, einige ſchon im XVII. Jahrhundert. Ueberſchaue der Handwerke wurden abgefaßt, denen Verſe nicht fehlen durften, und einzelne Handwerke beſonders behandelt, z. B. die Färberei, das Sakibrauen u. ſ. w. Ein Lob der Schwertfeger, d. h. der Metallarbeiter veröffentlichte in 7 Heften Inaba-Mitſidatſu-Sinjemon von Ohoſaka 1781, Maſida-Ko ſchrieb über die Kunſt der Förderung und Reinigung des Metalls, Kaibara-Tokſin ſammelte 7 technologiſche Schriften unter dem Titel „voller Korb verborgener Künſte".

Vorbilder der Baukunſt wurden gleichfalls in Büchern gegeben

Digitized by Google

(1717) und Vorschriften zur Malerei (1735), sowie Sammlungen von Zeichnungen (1718, 1736 u. a.). Der hervorragende Zeichner Tatsibana-Morikuni machte 1744 in 9 Heften seine „auf die Vernunft gegründete Zeichnerei" bekannt. Lehrbücher der tsinesischen und der japanesischen Zeichenkunst gab Kenrjotai 1776 heraus. Ueber Münzen sind uns 12 Werke bekannt, von denen das älteste Nakatani-Kosan's „Spiegel erzener viereckig durchbrochener Münzen" Ohosaka 1730, aber gewiß nicht das erste über Münzen ist.

In diesem Lande, welches sechs bis acht Geschlechterfolgen Frieden genoß, sind sowol Anleitungen zur Kriegskunst, z. B. Konosita-Jositomo's Kriegswesen 1747, als Anweisungen wie der Panzer anzulegen ist (Winouye-Okina's Buch in 3 Heften 1803) und Darstellungen des Faustkampfes erschienen. Seozjuro-Sjuzin schrieb 1822 vom Ringen mit einem Lob der Ringer.

Erziehungsanweisungen und Jugendschriften wurden in großer Menge gefördert, darunter auch besondere Blumenlesen für Mädchen, selbst eine Beschreibung der Merkwürdigkeiten Mijakos „für Mädchen" (1817). Schul- und Lesebücher für Kinder werden, wie in Europa, mit Bildern ausgestattet. Man besitzt in Europa ein solches vom Jahre 1661. Die 1724 von Ito-Tsjoin in 16 Heften zusammengestellten „tsinesischen und japanesischen Regeln" mögen zugleich Erwachsenen gegolten haben. Für letztere namentlich waren die vielen Darstellungen und Vorschriften der Gebräuche, die selbst auf das Benehmen in Theegesellschaften sich erstreckten (wie ein 1688 erschienenes Buch), oder angaben, „was in jedem Monate sich schickt" (wie das also betitelte Buch Kaibara-Toksin's 1804 in 14 Heften) bestimmt. Fizigawa-Moronobu verzeichnete „die Bräuche aller japanesischen Frauen" und Kwaso-Souzin in den „Säulen der Ehen" die Sitte bei den Hochzeiten.

Vom Vorhandensein einer filosofischen Schriftstellerei erfahren wir nichts, es sei denn, man wolle Schriften der Sittenlehre dahin rechnen. Der theologischen Schriften gedenken wir nur um zu bemerken, wie in Japan dieselbe Wahrnehmung zu machen ist, wie in Europa, daß nämlich unter weit vorgerückten Völkern der größte Theil der theologischen Schriftstellerei ein Hemmschuh der

Digitized by Google

richtigen Erkenntniß und des Fortschritts ist. Wurden doch noch 1785 in Mijako von Kikkiu-Kwasanzin „die Regeln der Magie" in Druck gegeben! Wir übergehen billig solche Schreiberei. Das so ausgedehnte buddhistische Schrifttum wiegt nichts.

Nach dem Vorgange der Tsinesen, ihrer Lehrmeister, wurden mannichfache Zweige des Wissens in großen Sammel- oder Mischwerken verbunden. Der Art ist die 1683 von Ken-Kjo-Fomiitsi herausgegebene „große Sammlung aus verschiedenen Büchern nach Ordnungen", der Art ist das große 1713 abgeschlossene in tsinesischer und japanesischer Sprache abgefaßte Werk, welches ein Oberrichter Thengjuan (?) mit Beistand zweier anderer Gelehrten, darunter des Leibarztes, unter dem Titel „die drei Kostbarkeiten" (Wohansantsaituhoeï) in 116 Heften oder 80 Bänden herausgab, vom Himmel, der Erde und der Menschheit handelnd, das alles Wissen umfassen sollte. Es war eine Bearbeitung der tsinesischen 1607 von Wangjuanhan herausgegebenen „Figurensammlung der drei Hauptsachen"; er berichtigte, vermehrte, verkürzte sie im Hinblick auf den Bedarf Japans. Auch die in ihr nach tsinesischer Gewohnheit befolgte Weise zu allem Abbildungen hinzuzufügen, war beibehalten. Wo Wangjuanhan keine Abbildungen liefern konnte, stellte er Bezügliches zu einem Bilde zusammen. Zu allem Dargestellten kam der Name und die Erklärung. Der Japaner fügte ein Register nach dem Irofa hinzu, doch war unter jeder Sylbe die sachliche Eintheilung des Werkes für die eine gewisse Sylbe enthaltenden Schlagwörter angenommen, die in dasselbe doch wol nur aus älteren Werken überging. Eine andere große Encyklopädie von Simajosi-Anko, „der Japanesen und Tsinesen drei Grundsätze" (Wakansan saidsue), nämlich alles, was den Himmel, die Erde und den Mensch betrifft, 1714, umfaßt 105 Hefte. Lanzai-Jamasati Ukemon befolgte in seiner „reiche Masse der Dinge" (Fakbutsson) 1768 die alfabetarische Anordnung. Die größte und vollständigste war die von Tangtschaï 1781 veröffentlichte „Figurensammlung zum Gebrauch der Anfänger" (Hiün mengthului) oder „Allgemeiner Unterricht" (Kunmoodsui oder Kunsjoruitsui), die aus 1273 Abtheilungen bestand und 635 Hefte füllte. Jede Seite dieses Buches war in 4 Vierecke getheilt; jedes derselben enthielt im untern Theil ein Bild, im obern die tsinesische und japanesische

Digitized by Google

Benennung, die erstere mit Angabe der Aussprache des tsinesischen Zeichens.[38] Andere Encyklopädien mit Bildnissen waren kleiner, wie die 1788 erschienene, oder nur für das gewöhnliche Bedürfniß berechnet, wie „das Meer werthvoller Dinge“ (Kjokkai setsjozivinzo) 1789 in 3 Heften, wie diejenigen, welche die Gelehrtenkollegien in Mijako, Jedo, Ohosaka 1801 herausgaben. Wie groß der Bedarf nach derartigen Werken war, beweist das Erscheinen so vieler und der Wiederdruck älterer, besonders geschätzter.

Um Kenntnisse in die Massen zu tragen bedient man sich nicht nur leichtverständlicher Abfassungen, die blos das Nothdürftige enthalten, sondern auch der allgemein verbreiteten Kalender, die man in den verschiedensten Arten, klein und groß, allgemein oder für jeden Zweck und Beruf besonders berechnet, ausgehen läßt. Die Sternkundigen des Kaisers und die Geistlichkeit besorgen sie gemeinschaftlich. Das blosse Verzeichniß der verschiedenen Almanache, meint Fraissinet, würde viele Seiten erfordern.

Dichter dieser letzten Jahrhunderte zu nennen sind wir nicht in Stand gesetzt. Wir erfahren nur im allgemeinen, daß die Dichtung vorwiegend beschrieb, oft in kurzen Sprüchen sich bewegte und häufig in melancholischem Tone gehalten war. Ob Hokkei-Senset eigene Epigramme herausgab oder nur Epigramme Anderer sammelte, wagen wir nicht zu entscheiden. Doch gab es viele Dichter. Die besten zählte auf das Buch Fyakninitszju oder „Verse von hundert Dichtern“. Die Dithyrambiker von 1719 bis 1826, nach deren Weisen die Tänzer in Mijako sich richteten, wurden in einer Tabelle zusammengestellt. Diejenigen, welche vor 1719 in dieser Weise dichteten, fielen demnach als minder gut in Vergessenheit. Die häufig veranstalteten Gedichtsammlungen beweisen aber, daß man fort und fort die besten Gedichte der älteren Dichter vor Augen behielt und überhaupt Gedichte gern las. Die 1696 herausgekommene Sammlung „verschiedene Bäume des Gedichthaines“ (Karinzatsmokseo) sonderte sie nach dem Inhalt; in den ersten 6 Abtheilungen waren die auf die Jahreszeiten bezüglichen aufgenommen, in der siebenten Abtheilung die der Liebe und Freundschaft geltenden u. s. f. Die epischen Gedichte wurden 1774 gesammelt. Hundert Sinnsprüche gab Tontontei in Jedo 1805 in 2 Heften heraus. Von den vielen Sammlungen, die in unserm

Digitized by Google

Jahrhundert herauskamen, nennen wir nur die „Perlenmuscheln" von Fankwaan aus Noto, die von Bunjano-Sigetada, Blüthen aus Epigrammatikern, 1810, die in Reihen von dem Geistlichen Saigjosjonin geordneten Gedichte der Stadt Jamakana 1813, und die Sammlungen von Sjokjan-Senjei 1817 und Futsitani-Mitsuje 1819. Neben der einheimischen Dichtung erbaut sich Japan fortwährend an der tschinesischen und seine Gelehrte geben Auslesen tschinesischer Gedichte mit oder ohne Erläuterungen öfter heraus.

Romane haben die Japanesen auch gedichtet und Frauen beschäftigen sich mit ihnen viel. Die gegenwärtig gelesensten sollen sein: „die Geschichte vom traurigen Ende der ehebrecherischen Mikadogattin Nisiono-Kisaki" und das Kurēi-Kesi-Fukuro (d. h. „Heirath und Mohnsamenbeutel", wol so viel als: die vielen Kinder). Wer ihre Verfasser sind, können wir nicht angeben, da die Japaner leider die Gewohnheit der Tschinesen angenommen haben, Bücher in der Regel blos nach ihrem Titel, nicht nach ihrem Verfasser anzuführen.

Wurde neuerdings von einem Franzosen, der in Japan war, behauptet, die Japaner besäßen eigentliche Schaustücke nicht, nur Gebärdenspiel und Tänze,[39] so lautet dies schon aus dem Grunde unwahrscheinlich, weil die Tschinesen, denen die Japaner in allem nachfolgten, ein ausgebreitetes dramatisches Schrifttum haben. Aber wir erfahren auch anderweit, daß Sugavara's Erziehungsspiegel, ein Bühnenstück, 1746 erschien und daß 1751 Tojotake-Jetsizen-Scorok ein geschichtliches Schauspiel „die Niederlage im Thale Itsinotani" verfaßte: schwerlich waren diese die ersten Bühnendichter Japans. Das Stück „der Schatz der treuen Beamten" datirt von 1748. Sicher gingen diesen viele voran. Wir kennen noch die Titel von 4 andern, die sämtlich geschichtliche Stoffe behandeln, z. B. den Untergang des Herrschers Antok in der Schlacht von Dannoura 1185. Eines derselben, „die Töchter des Hauses" ist in einer Ausgabe von 1814 bekannt.

Ueber die Dichtkunst schrieb Utsiusen-Sukemotsi 1713 drei Bücher und Motowi-Noritake, der eine Einleitung in sie gab und Gedichte von hundert Dichtern in seiner „Treppe zur Höhe der japanesischen Gedichte" (Fjak-nin-itsu-sju-mineno-kake-basi) besprach.

Ueber die Schrift selbst haben in neueren Zeiten geschrieben: Rjoban „von der Natur des Iroha", 1677 und der Buddhist

Digitized by Google

Zentsjo Disputationen über das Jrosa 1736. Das ursprüngliche von Kokai 809 geschriebene Jrosa will man noch besitzen und Facsimilia von demselben befinden sich in Umlauf.

Ein von der mündlichen Rede abweichender Schriftstyl ist ausgebildet. Den festen, kurzen und knappen Ausdruck lernten die Japaner den Tsinesen ab. Wer schreiben wollte, dachte zuvor reiflich nach. Unbestimmtheit und Weitschweifigkeit soll demzufolge kein Gebrechen japanesischer Schriften sein, viel eher Trockenheit. Zwei Arten der Ausdrucksweise werden übrigens unterschieden; das Naiden oder die Ausdrucksweise für Erhabenes, bei filosofischen, religiösen und mystischen Abhandlungen, und das Geden oder Zokusjo für Gewöhnliches. Die Schriftwerke trennen die Japaner in verschiedene Gattungen; eine ist die der Werke, welche in einfacher, dem gewöhnlichen Gesprächstone naher Ausdrucksweise abgefaßt sind, das Mai, und der in dem ebenso beschaffenen Briefstyl, Bunjo auch Bunso; eine andere ist die Gattung Fozinju, welche die Lebensbeschreibungen der Frommen umfaßt, vermuthlich erbauliches Sichgehenlassen, eine dritte das Monogatari oder Motogatari, welche die ernste Geschichte betrifft, endlich das Taiseike, die des feierlichen und erhabenen Styles. Dichterisches oder in dichterischem Schwunge Gehaltenes, nach Anmuth Hinstrebendes wurde außerdem als Kado bezeichnet.[40]

In beinahe allen schriftstellerischen Abfassungen redet die gelehrte Gespreiztheit in der japanesisch-tsinesischen Mischsprache, gleich als müsse der Verfasser den Beweis führen, daß ihm gelehrte Bildung zu Theil geworden sei; am Hofe, in wichtigen Staatssachen, in Briefen, die nicht eigentliche Geschäftsbriefe sind, bläht man sich gleichfalls mit Fremdwörtern. Je bestimmter jedoch eine Schrift auf das ganze Volk berechnet ist und je weniger litterarisches Gepräge ein Brief tragen soll, weil er dem Geschäftsverkehr ganz angehört, desto reiner japanesisch ist der Ausdruck und desto häufiger werden den tsinesischen Wortbildern, wenn sie angewendet werden, erklärende Zusätze in der Landesschrift beigegeben.[41]

In den Bürgerkriegen sind zwar viele Bücher untergegangen (z. B. 1470), gleichwol gibt es zahlreiche Büchereien. Nachrichten über diese fehlen uns. Wir erfahren nur, daß im Anfange des XIV. Jahrhunderts in Kanasava eine solche errichtet ward, welche

Digitized by Google

buddhistische Bücher mit rothem, konfutseanische mit schwarzem Druck besaß,[42] daß aber diese Bücherei nachmals unterging. Die zu Jedo bestehende soll 150,000 Hefte enthalten, darunter viele ausländische und seltene Bücher, tsinesische, die man in Tsina selbst nicht mehr besitzt.[43] In Kioto befindet sich ebenfalls eine große Bücherei, zweifelsohne auch in Mijako, welches der Hauptort der Schriftstellerei ist, und in andern Städten. Alle Bemittelten legen sich eine Büchersammlung an, sogar Frauen haben beträchtliche Büchermengen. Werke, welche die nothwendigsten Kenntnisse darbieten, Mährchen und Erzählungsbücher sind allgemein verbreitet.

Der Buchhandel ist ein schwunghaft betriebenes Geschäft. „Ueberall sind Buchläden, sagt Werner, und in allen Trödelbuden liegen Bücher aus, die vom Volke begierig aufgekauft und gelesen werden.[44] An den Thüren und Pfosten der Buchhändlerladen pflegen spaßhafte und schmutzige Zeichnungen aufgehängt zu werden. Den Bücherpreis fanden Europäer sehr niedrig. Der Hauptverschleiß wird mit Büchern, welche Abbildungen enthalten, und mit volkstümlichen Schriften gemacht, die besonders wohlfeil sind.

Beinahe durchgängig können die Japaner lesen und schreiben, und sie lesen viel, auch die Mädchen. Dadurch ward ihre Wißbegierde sehr geschärft. Die Schreibmeister befleißigen sich ihrer Arbeit mit unverdrossener Geduld und vielem Geschick. Die Schulkinder lesen zusammen laut und im Takte. In der Nähe einer Schule, sagt Thunberg, möchte man vor diesem Lärmen taub werden. Sie lernen sauber und hurtig schreiben. Die Kinder der Angesehenen werden auch bis zum 14. Jahre unterrichtet in 14 verschiedenen Arten des Schreibens; denn die Mode fordert etwas anders zu schreiben in Eingaben an Fürsten, in gewöhnlichen Briefen, in Verträgen, Aufsätzen u. s. w. Die Formen ändern sich dann etwas. Auf schöne, im Schwung und Verhältniß der Züge das Auge befriedigende Schrift legen die Japaner großen Werth, gleich den Tsinesen, obschon Schönschrift für sie nicht so nothwendig ist, als für jene.

Nur in abgelegenen Ortschaften von Nippon, in Dewa, Mutsu, Nanbu, in der Insel Jeso hausen noch viele Geschlechter, die der Schrift unkundig sind. Um aber auch auf diese einzuwirken, und sie nicht ausserhalb des japanischen Kreises stehen zu lassen,

bediente man sich in neuerer Zeit für Kalender und geistliche Lieder, die man ihnen zuführt, einer sofort verständlichen Schriftdarstellung, für die zur Hieroglyfik zurückgegriffen wurde, indem durch vollständige oder umrissene Abbildung von Gegenständen und Benutzung von gleichlautenden Wörtern (z. B. Sieb für Jahr, weil beides tosi lautet) gewisse Vorstellungen ihnen begreiflich gemacht werden. Derartige Kalender heißen „Blindenkalender", denn Blinde sind die der Schrift Unkundigen.

Seit im Jahre 1853 die Nordamerikaner Japan nöthigten, aus seiner Abgeschlossenheit herauszutreten, haben die Japaner sich mit europäischen Schriften mehr als früher bekannt gemacht. In der letzten Zeit vorher waren bereits durch Kaufleute von den Missionaren tsinesisch abgefaßte Bücher (vgl. S. 414 f.) nach Japan gebracht. Nunmehr bestellte die Regierung die von Muirhead 1853 und 1854 tsinesisch herausgegebene Erdkunde. Sie wollte sich offenbar über Europa besser unterrichten. William's Anfangsgründe der Botanik wurden aus dem Tsinesischen wieder ins Japanesische übersetzt. Mehr und mehr suchen in der Gegenwart strebsame Japaner Bekanntschaft mit europäischer Bildung; ihr Eifer ist so rege, daß schon im Jahre 1869 in Jedo eine aus Hallam und andern Geschichtsschreibern zusammengetragene Nachricht über das brittische Parlament japanesisch in 2 Heften erscheinen konnte. Im selben Jahre 1869 begann am 1. März in Jokohama ein Engländer, der Geistliche Buckworth Bailey, eine japanesische Zeitschrift, die er monatlich 2- oder 3mal erscheinen lassen wollte. Das Titelblatt zeigt ein Dampfschiff mit englischer Flagge, dahinter eine große aufgehende Sonne, in welcher der Titel: „aller Länder Neuigkeitspapier" (Wankouesinwentschi) steht. Ob sein Unternehmen Fortgang gehabt hat, wissen wir nicht; aber es ist ein Zeugniß von dem Eingreifen der Europäer in die japanesische Bildung. Der gegenwärtige Herrscher, ein junger nach richtiger Einsicht trachtender Mann, versammelt nicht nur ausgezeichnete Gelehrte um sich, sondern hat auch Engländer und Franzosen als Lehrer in sein Reich berufen. Ehe ein Jahrhundert abläuft, wird Japan innerhalb der allgemeinen Geistesbewegung stehen.

Lutschu-Inseln.

Bewohner der Lutschu- oder, wie sie gemeinlich genannt werden Liukiu-Inseln empfingen ziemlich spät Bildung und Schrift von den Japanern. Des Firakannas bedienten sie sich daher; Einzelne erlernten auch die tsinesische Schrift, zumal die Inseln zum Reich der Mitte Beziehungen bekamen. Japanesische Bücher wurden auch auf diesen Inseln gelesen. Von einheimischer Schriftstellerei wissen wir nur, daß um 1764 der Prinz Tomotzune und ein gewisser Nakojeï Gedichte geschrieben haben.[45]

Auf den indischen Inseln sind die tsinesischen Zahlzeichen bei dem schriftlichen Handelsverkehr vielfach angenommen.

Annam.

Zwischen 300 und 200 vor unserer Zeitrechnung begannen die Tsinesen schon in Hinterindien sich auszubreiten, dessen Bewohner noch ganz roh waren. Tsin Schihoangti soll viele Tausend Tsinesen nach Hinterindien verpflanzt haben.[46] Im VII. Jahrhundert brachte Tsina die Ostseite unter seine Hoheit.

In Annam machte sich, während die Gelehrten Tsinesisch pflegten und übten, doch der Einfluß der Landessprache im gewöhnlichen Verkehre sehr stark geltend. Diejenige Aussprache des Tsinesischen, welche in Hinterindien befolgt wurde, war die Süd-Tsinas (Kantons oder Kuangtungs und Kuangsis), der Gegenden, mit denen häufiger Verkehr unterhalten wurde, nicht die der Beamten- oder Büchersprache. Um die eigene Landessprache mit tsinesischen Schriftbildern zu decken, behalf der Annamese sich mit annähernd gleichklingenden, unangesehen ihres wahren Sinnes. Das Zeichen für „betrügen" verwendete er demnach für sein Wort „Zeit", weil beide Wörter ki lauten; für sein Wort dem „die Nacht" ergriff er das Zeichen für „Bude, Laden", weil dasselbe in Kantons Mundart dim klingt, während es in der Beamtensprache tian auszusprechen ist. Das Zeichen für tscha bedeutet

Digitized by Google

daher im Tſineſiſchen „ſich erzürnen", im Annameſiſchen „Vater".[47] Hieraus ergab ſich ein doppelter Gebrauch für die Wortbilder, der eine nach ihrer alten Bedeutung, welcher darum nicht aufhörte, weil der andere ſie nach dieſer annameſiſchen Behandlung erfaßte, bei welcher überdies die Ausſprache öfter ein wenig abgeändert ward. Doppeldeutigkeit war hierbei unvermeidlich; damit dieſer begegnet werde, ſchlugen die Annameſen noch ein anderes Verfahren ein. Sie brauchten nämlich zwei Schriftbilder zuſammen, von denen das eine den Begriff des Wortes oder ſeinen Sinn gemäß der tſineſiſchen Weiſe ausdrückte, das zweite als ein Beiſatz, welcher gemeinlich rechts von jenem, in manchen Fällen aber auch links oder darüber, geſchrieben wurde und die annameſiſche Ausſprache angab. Um z. B. „Naſe", annameſiſch mui, zu ſchreiben, ſetzten ſie das tſineſiſche Zeichen für die Naſe und rechts davon das mei oder mui auszuſprechende Zeichen für „Einzelne", um „Ochſe", bo, zu ſchreiben, erſt das tſineſiſche Zeichen für den Ochſen und rechts dazu das tſineſiſche Zeichen für „ſchön", fu. Manchmal fanden ſich dabei die Annameſen genöthigt, um ihre heimiſche Lautung auszudrücken ſich zweier tſineſiſcher Bilder als Beiſatz zu bedienen.[48] Sie verſtanden ſonach alte Zeichen anders, als ſonſt in der gewöhnlichen tſineſiſchen Schrift geſchah. Sie ſollen auch manche neue Zeichen aufgebracht haben, vermuthlich für dasjenige, was zu bezeichnen der Tſineſe keine Veranlaſſung gehabt hatte.

Durch dieſe Zuſätze und Neubildungen wurde die Schrift der Annameſen noch verwickelter und dem Tſineſen ſelbſt zum Theil unverſtändlich, während der Annameſe jede regelrechte tſineſiſche Schrift ſehr wohl leſen kann. Den Tſineſen beirren öfter die veränderten Bedeutungen, die ſeinen Zeichen gegeben ſind. Gleichwol iſt es Europäern nicht ſchwer gefallen, ſich durch das Mittel der tſineſiſchen Schrift mit Hinterindiern zu verſtändigen:[49] um wie viel leichter muß das den Tſineſen fallen!

Das annamitiſche Verfahren erſtreckte ſich auch über Tungking und Tſchentſching. Doch erfahren wir, daß manche tungkineſiſche Bücher von europäiſchen Kennern des Tſineſiſchen nicht verſtanden werden, weil ſie ſo viele abgekürzte und veränderte Züge haben, daß ihre Schreibweiſe beinahe wie eine andere erſcheint.[49] In Tſchengtſching unterſcheidet man auch von der ächten tſineſiſchen

Schrift (dem Tschunho) die einheimische (Tschunom). Von untergeordneter Bedeutung ist die Gewohnheit im Schreiben der Züge: in Tschengtsching pflegte man die Zeichen nicht grade, sondern schräg wie unser Kursiv, in Tungking sie nach der entgegengesetzten Seite hin liegend zu malen. Daran erkennt man die Herkunft der Schriftzüge, aber ihr Verständniß beirrte dies nicht.

Die Tsinesen waren die Lehrmeister der östlichen Hinterindier. Von Tsina aus wurde z. B. im XIII. Jahrhundert die Anfertigung einer Landkarte veranlaßt (denn die Einsendung einer solchen forderte Chubilaichan 1277 vom Könige von Tungking). Allein das geistige Leben blieb doch äußerst schwach und gering, scheint erst in dem XV. Jahrhunderte so weit erstarkt zu sein, daß Landeskinder sich auf das Studium tsinesischer Bücher legten und an ihnen emporrankten, ist noch nicht so weit gereift, daß eine nennenswerthe einheimische Schriftstellerei vorhanden wäre. Erst dürftige Anfänge derselben sind zu Tage getreten. Wissenschaftlicher Trieb mangelt; so weit er sich regt, wird er durch das tsinesische Schrifttum befriedigt. Die Erziehung und Bildung der bevorzugten Volksschicht ist noch ganz tsinesisch und Alles nach dem tsinesischen Maßstab eingerichtet; es werden Prüfungen den jungen Leuten zugemuthet und wie in Tsina müssen [illegible] Verse drechseln. Die Gelehrten des Landes beschäftigen sich mit den konfutseanischen und mit den medicinischen Schriften. Nur in Geschäften schreibt man in der Landessprache; Anderes scheint zum Aufschreiben in der eigenen Sprache nicht recht geeignet. Schriftstellert ja Einer, so thut er es tsinesisch. Unter Fischern und Lastträgern laufen wol Erzählungen und Gedichte zum Vortrag vor Zuhörern um, allein diese werden allerhöchstens geschrieben, nicht gedruckt; eine solche gar nicht üble Liebesgeschichte, Lukvantian betitelt, hat vor einigen Jahren der Konsul Aubaret in Europa bekannt gemacht.[50] Die Gebildeten des Landes blicken jedoch hochmüthig auf diese Ansätze eigenen Schrifttums herab. Ist doch was in tsinesischen Büchern steht weit vorzüglicher und der Abstand des Einheimischen vom Tsinesischen allzugroß, als daß ihnen die Beschäftigung damit verlohnte.

Der Büchervorrath wird aus Tsina bezogen. Allerdings ist eine Buchdruckerei in tsinesischer Weise zu Backinh angelegt worden; was diese aber bis zur neuesten Zeit ausgehen ließ, bestand

Digitized by Google

nur aus frommen und erbaulichen Büchern. Die spärlichen wissenschaftlichen Abfassungen konnten nur in Abschriften verbreitet werden, weil die Nachfrage nach ihnen zu gering ist, um die Kosten des Druckes aufzuwiegen.

Die Missionare des Christenglaubens haben auch hier einzugreifen gesucht und wir verdanken dem Pater Alexander de Rhodes, der von 1627—1645 in Hinterindien wirkte, ein annamesisches Wörterbuch,[51] die Annamesen hingegen dem Bischof Adran am Ende des vorigen Jahrhunderts die Uebersetzung vieler Aufsätze aus der französischen Encyklopädie und einer Militärtaktik. Größeren Einfluß haben sie aber nicht auszuüben vermocht. Das östliche Hinterindien steht geistig in völliger Abhängigkeit von Tsina.

Auf das übrige Hinterindien konnte sich die tsinesische Schrift nicht erstrecken, weil ihr das mit dem eingedrungenen Buddhismus verbreitete indische Schriftsystem als ein leichteres im Wege stand. Nach Barma, Siam und Pegu kam aus Südindien das Alfabet; zu den Arrakanesen und Kambodschianern ward es i. J. 420 aus Ceylon gebracht. Indeß ist Tsinesisch in diesen Ländern nicht unbekannt. In Mittelasien, in Tübet, Butan, Nepal fand das Tsinesische Eingang; doch wurde es auch dort durch die indische Schreibweise beschränkt, ja verdrängt. Fast wird man versucht zu bezweifeln, daß der Tsinesen Schrift sich in Tübet verbreitet habe, da den einheimischen Erzählungen zufolge noch in der ersten Hälfte des VII. Jahrhunderts der König der Bhot's, Srong-btsan-sgam-po (629—698) seine Befehle mittelst Abdruck eines Handzeichens erließ und im Jahre 632 einige gelehrte Männer nach Kaschmir entsendete, welche dort die indische Schrift kennen lernen und sie hernach in Tübet lehren sollten,[52] wozu schwerlich ein Bedürfniß vorhanden gewesen wäre, wenn eine Anzahl Tübetaner tsinesisch schreiben konnte. Indeß ist wenigstens der tsinesische Tafeldruck eingeführt worden und geblieben; auch ist in Tübet und Butan das tsinesische Verfahren der Papierverfertigung angenommen worden. Tübets gewöhnlicher Beschreibstoff ist billig: zu langen, dünnen Tafeln geschlagene Birkenrinde, die freilich an den Rändern leicht einreißt. Der Druck erfolgt auf schmale Streifen, die so dünn sind, daß er durchschlägt. Die beschriebenen oder gedruckten Blätter

werden aufeinander gelegt und bekommen hölzerne Bretter gleicher Größe als Einband.[53]

Es war sonach das indische Alfabet, welches die Weiterverbreitung der tfinesischen Schrift in der ersten Hälfte des Mittelalters hemmte. Doch hiervon wird Näheres erst da zu erzählen sein, wo dieses der Gegenstand unserer Betrachtung werden wird.

Oestliche Mongolei.

Die tatarischen Stämme, Mittelasiens Volk, bedienten sich, wie wir dies bereits (Seite 120 und 142) bemerkten, in den ältesten Zeiten der Behelfe schriftunkundiger Völker, der Kerbhölzer und redender Gegenstände. Die eigene Triebkraft unter ihnen war gering; ihr einförmiger Wandel bot auch weniger Anregungen. Aber an den Enden ihres weiten Wohnplatzes stießen sie an die beiden großen Kreise selbstständiger, hoher Entwicklung, an die tfinesische und morgenländische Bildung. Diejenigen Tataren, welche mit den Südwestasiaten in Berührung kamen, lernten Manches von ihnen, nahmen zwar von diesen Schrift an — die alfabetische Huschrift, tangutische oder uigurische, von der erst in andern Darlegungen berichtet werden kann — allein unter den Steppenvölkern des in so großer Breite sich erstreckenden Mittelasiens bestand so geringer Zusammenhang, daß was Einzelne unter den westlichen Horden angenommen hatten, den Horden des Ostens unbekannt blieb. Der tfinesische Geschichtschreiber Ssematsian benachrichtigt uns, daß die Hiongnu oder Hunnen der Schrift noch ermangelten,[54] und noch aus viel späterer Zeit erfahren wir, daß tatarische Priester und Zauberer die Gebete und Opferformeln, von denen doch nach ihrer Meinung, wenn sie nicht wirkungslos bleiben sollten, nicht das allergeringste vergessen werden durfte, nur mündlich fortleiteten.

Es wird erzählt, Modo Chan habe um — 200, als er viele Stämme vereinigte, das Bedürfniß schriftlicher Mittheilungen gefühlt, und da er wußte, daß die Tfinesen im Besitze einer Schrift seien, diese annehmen lassen, ohne sie irgendwie der eigenen Sprache

Digitized by Google

anzupassen.[55] Wurde diese von ihm angenommen, so wurde sie doch nicht wirklich eingeführt, sondern wieder vergessen.

Ambichan oder Apaoki, am Anfang des X. Jahrhunderts, Gründer der Macht der mongolisch-tungusischen Kitan (oder Liao), welche von 916 bis 1126 über einen großen Theil der Tatarei und Nord-Tsinas herrschten, hatte in seinem Dienste viele Tsinesen. Von diesen erlernte er ihre Schrift nach der Schreibart Li. Manches Ungeeignete bei ihrer Anwendung fühlend, veränderte er selbst oder einer von seinen Leuten sie dergestalt, daß sie etwas passender ausfiel, und zwar geschah dies, wie angegeben wird, im Jahre 920. Ambichan ergriff die tsinesischen Wortzeichen nicht nach ihrem Sinne, sondern nach ihrer Lautung und bildete so eine Sylbenschrift, wozu ja die Einsylbigkeit der tsinesischen Wörter ihre Figuren geeignet machte. Ungefähr 3000 Zeichen wurden ergriffen, wobei manches ab- oder zugethan ward. Die Züge wurden groß ausgeführt. Seitdem hatten die Kitan nicht mehr nöthig, für Verträge sich der Kerbhölzer zu bedienen.

Vom Jahre 1119 an zerstörten die Jutschi (Niutschi oder Kin) die Herrschaft der Kitan und traten in ihre vorwaltende Stellung ein, bemächtigten sich auch der tsinesischen Provinzen Petschili, Schensi und Schansi. Sie hatten bisher in Schriftlosigkeit dahin gelebt. Nun, 1119, ergriffen sie die Schrift der Kitan, aber ließen sie nicht unverändert, sondern machten sie wieder für ihren Bedarf sich zurecht. Tsinesische Geschichtschreiber berichten, daß ihr Haupt Akuta, der sich zum Kaiser unter dem Namen Taïtsu aufwarf (1123—1134), dem Kuschin Auftrag ertheilt habe, für die Sprache der Kin eine Schrift aus dem tsinesischen Zuge Kiaïtse zurechtzumachen nach Art des von den Kitan befolgten Verfahrens; neben der von Kuschin aufgestellten habe ferner Kaiser Hitsung (1134—1148) eine kürzere machen lassen. Jene hieß „die große", diese „die kleine". Diese neue Schrift war eine aus Abkürzung ausgewählter tsinesischer Wortzeichen mit Zusätzen gebildete Sylbenschrift und wurde ab und zu in den Ländern der Mandschu und von Tungusen gebraucht. In Tsina kennt man ein 1133 errichtetes Grabdenkmal von Stein, welches eine solche tungusische Inschrift zusammen mit einer tsinesischen Uebersetzung zeigt, und noch einige ähnliche. Man nannte sie nach dem Stammnamen

Niutschin. Onlo ließ die Musterschriften der Tsinesen und die schönsten Züge der tsinesischen Kaisergeschichte in seine Muttersprache übersetzen und Pouchan Tsevouan brachte 1176 eine Uebersetzung der vorzüglichsten Stellen aus der Geschichte der westlichen Han zu Stande, welche auf Befehl des Herrschers gedruckt ward.[56]

Die tatarischen Stämme standen in ihrer Bildung noch zu tief, als daß sie von der Schrift häufigeren Gebrauch gemacht hätten. Vermuthlich wurde ihr Bedürfniß nur am Herrscherhofe gefühlt und dieselbe blos von oberen Verwaltungsbeamten, sonst jedoch nur äußerst spärlich angewendet. Mit dem Sturze des Herrscherhauses gerieth auch dessen Schrift wieder in Verfall und Vergessenheit. Bei dieser Annahme wird es erklärlich, warum zu verschiedenen Zeiten immer wieder neue Versuche gemacht worden sind eine Schrift zu schaffen, während es sonst nahe gelegen hätte, der älteren nach wie vor sich zu bedienen und sie vielleicht zu verbessern. Von den Stämmen des Westens verbreitete sich auch zu Tataren des östlichen Asiens die uigurische Schrift. Tsinesische und uigurische begegneten sich: die Wirkung war, daß Tataren uigurisch auf tsinesische Art schrieben, d. h. alfabetarisch aber in senkrechter Richtung von der Höhe anfangend nach unten zu, und nicht mit einem Rohre, sondern mit dem Pinsel. Dschinggischan bediente sich der uigurischen Schrift und führte seine Geschäfte in tsinesischer Sprache; den schriftlosen Mongolen ließ er durch Uiguren die Schrift lehren.[57] Noch gab es jedoch bei den Tataren keine Schriftstellerei, folglich konnte die Schrift auch nicht befestigt werden. Soweit nicht die Regierung ihrer bedurfte, diente sie einzig dem Aberglauben. Man trieb mit Geschriebenem Zauberei und hängte Geschriebenes in dem Tempel auf.[58] Das entsprach der Sinnesart, allein dabei verlor die Schrift ihre wahre Bedeutung. Diese von Dschinggischan gebotene uigurische Schrift hieß weiterhin die mongolische. Diejenigen Stämme, welche in den südasiatischen Bildungskreis eintraten, lebten sich mit der Zeit in ihm wenigstens einigermaßen, wenn gleich mehr äusserlich, ein und nachmals sind aus ihrer Mitte manche Schriftsteller hervorgegangen, auf die aber hier der Blick nicht zu werfen ist.

Nachdem die westlichen Tataren am Anfange des XIII. Jahrhunderts das Uebergewicht erlangt, erhoben sie sich zu Beherrschern

Digitized by Google

des Reichs der Mitte und geboten über die Tſineſen unter dem Namen Juan. Wie raſch die Juankaiſer auf tſineſiſche Bildung eingingen, haben wir bereits geſehen (Seite 359). Wiederum regte ſich da der Wunſch nach dem Beſitze einer eigenen Schrift und offenbar aus Unkenntniß der ſchon längſt vorhandenen, dachte man wieder an Schaffung einer neuen. Chubilaichan, Dſchinggis-chans Enkel, berief in der Abſicht den Buddhismus mehr zu verbreiten aus Tübet den Lama Saadja Bandida, welcher in Tſina die uiguriſche Schrift unter den Mongolen einzuführen ſuchte, indem er ſie für ſeine eigene Erfindung ausgab. Nach ſieben Jahren ſtarb er, ohne ſie ſchon eingebürgert zu haben. Willens, tſineſiſche Schriften in's Mongoliſche überſetzen zu laſſen, beauftragte nun Chubilai mit der Herſtellung einer geeigneten Schrift für ſeine Sprache mehrere gelehrte Männer an ſeinem Hofe, und vorzugsweiſe einen ſehr begabten jungen Mann, der ſein Geſellſchafter war, den Baſchbah oder Paſſepa (Pagba, Poksba, Phaspha, „König des Glaubens"). Dieſer war ein Tübetaner aus dem Stamme Schaskia von der Familie Kuan, aus der in zehn Geſchlechterfolgen viel angeſehene Buddhiſtenprieſter hervorgegangen waren. Sein Geburtsjahr iſt 1238; ſchon als ſiebenjähriger Knabe wußte er eine große Menge von Gebeten auswendig und durch ein mit 15 Jahren zu Ehren Chubilai's gemachtes Gedicht gewann er deſſen Gunſt. Im Jahre 1269 erhob dieſer Kaiſer ihn zum „Lehrer des Reiches" Dalaïlama, d. h. zum Oberprieſter und Statthalter ſeines Vaterlandes Tübet und vertraute ihm ſein Sigel an. Um dieſelbe Zeit hat er ihm den Auftrag ertheilt, eine Schrift für die Mongolen zu bilden.[59]

Dem jungen Baſchbah war ſowol die uiguriſche als die einheimiſche quadratiſche, aus indiſcher Wurzel entſproſſene tübetaniſche Schrift bekannt, demzufolge auch das indiſche Alfabet, wie es in der tübetaniſchen Geſtalt vorlag. Er behielt das Alfabet bei, berechnete ſeine Schrift auf den Laut, führte jedoch mit nichten dieſe Auffaſſung einfach durch. Baſchbah mengte Verſchiedenes zuſammen. Er ſtellte 41 Grundzeichen für die Hauptlaute auf, für deren meiſte er tſineſiſche Züge wählte, breitete aber ſie in ungefähr tauſend weitere Verbindungen aus, um ſämtliche Lautungen zu bezeichnen. Er ſtellte Regeln für die Zuſammenſetzungen

Digitized by Google

auf. Dabei bediente er sich auch der einigermaßen abgeänderten quadratischen Schrift Tübets;[60] seine Buchstaben fielen eckig aus. Deshalb nannte man sie im Mongolischen Dörböldschin. Im Tübetanischen hieß diese Schrift Horjik oder Sop.

Chubilaichan versandte Baschbah's Schriftsystem in die von ihm abhängigen Länder und gebot dasselbe anzunehmen. Wahrscheinlich sind die Uebersetzungen in's Mongolische, welche er und seine Nachfolger anfertigen liessen, großentheils mit diesem Alfabete geschrieben worden. Sind doch noch Inschriften in Tsina vorhanden, die den Beweis geben, daß es wirklich im Gebrauche war.[61] Manche Schriften wurden wol uigurisch geschrieben, dessen Weise der Tübetaner Tsordschiosir um 1310 vervollkommnete.

Viel liessen diese Kaiser in's Mongolische übersetzen. Baschbah selber übertrug eine (buddhistische) Sittenlehre, die der Herrscher in seinem ganzen Reiche verbreiten ließ. Er wird wol in seiner Schriftart geschrieben haben. Chubilai befahl aber auch die tsinesischen Musterbücher (Tahio, Lünjü, Tschungjung, Mengtse's Schriften) samt Erläuterungen, Hiüheng's Arbeiten, also Darstellungen der tsinesischen Filosofie zu übersetzen. Hiüheng selber (vgl. S. 360) übersetzte einen Abriß der tsinesischen Geschichte in's Mongolische und der Kaiser empfahl seinen Stammgenossen dies Buch zu lesen. Von den jungen Mongolen, welche unter Hiüheng's Leitung im Tsinesischen unterwiesen wurden, waren mehrere fleißige Uebersetzer. Im Jahre 1308 hatte der kaiserliche Minister Phulotemur das alte berühmte Buch vom kindlichen Gehorsam in mongolische Sprache gebracht; auch dieses empfahl der Kaiser warm. Vieles Tsinesische, sogar die „Geschichte der berühmten Frauen", und das alte Gesetzbuch der Tang (letzteres von Tschagan umgenannt Jejun aus Balk) ward aus dem Tsinesischen in's Mongolische übersetzt. Der Uigure Kialunataſſe übertrug indische und tübetanische Bücher, Tsordschiosir tübetanische in's Mongolische. Der sprachenkundige Kanmolu, ein Tatare, erhielt am Anfang des XIV. Jahrhunderts den Auftrag, alle wichtigen indischen Werke über Glauben und Sittenlehre in mongolische Abfassung zu bringen. Für seine Leistungen empfing er nachher im J. 1332 den Titel „Lehrer des Reichs in den drei geheimnißvollen Wissenschaften".

Dergestalt bekamen die Mongolen fast mit einemmale eine

Digitized by Google

große Menge ausländiſcher Bücher, doch reif zu ihrer Aufnahme waren ſie gewiß nicht. So ſind wol dieſe Geſchenke von den Allermeiſten unbeachtet geblieben. Durch die Herrſcher war der Ueberſetzungseifer veranlaßt; ſie trugen die Koſten der Herſtellung und vertheilten die Abdrücke; an ihrem Hofe beſchäftigten Tataren ſich mit ihnen, allein die Menge empfand wenig davon. Diejenigen, welche innerhalb des alten Tſina lebten und ſie auf ſich wirken lieſſen oder Eifer entgegen brachten, gingen im Tſineſentum auf. Ihre Kinder laſen hernach tſineſiſch Geſchriebenes. Die Horden im Norden und Oſten wurden nicht recht berührt und als nach der Mitte des XIV. Jahrhunderts die Macht der Juan zerging, da hörte auch dieſe ſchriftſtelleriſche Thätigkeit auf. Die Wenigen, die Bücher ſchrieben, gehörten dem weſtlichen Bildungskreiſe an, wie Sſanang Sſetſen 1662, deſſen Geſchichte der Oſtmongolen ſpäter in's Tſineſiſche unter dem Titel „der Mongolen Quelle und Strom" (Mongkujuanlieu) überſetzt wurde. Die vielen Zeichen des Alſabetes von Baſchbah machten daſſelbe viel zu beſchwerlich, als daß es bei ſo geringer Schriftübung ſich eingebürgert hätte. Man vergaß es wieder. Uiguriſch überwog, wo Schrift angewendet wurde.

Als im XVII. Jahrhundert Tunguſenſtämme, die den Namen Mandſchu annahmen, Beherrſcher der Tſineſen wurden, wiederholte ſich das Nämliche: die Häupter bemühten ſich durch Verbreitung tſineſiſchen Wiſſens ihre Landsleute emporzuheben, aber in die Schreibweiſe, die den Mongolen entlehnt wurde, war man nicht eingewöhnt; als etwas Fremdartiges ſtand ſie da. Das tſineſiſche Werk „Beſchreibung von der Entſtehung und dem Fortgange der acht Banner der Mandſchu" gibt in einer von Klaproth überſetzten Stelle folgende Nachricht: Kaiſer Taitſou dergi hoangtw gedachte ſeinem Volke eine beſondere mandſchuriſche Schrift zu verſchaffen, in der er Bücher für daſſelbe ſchreiben laſſen wollte. Schon im Jahre 1599 befahl er deshalb einem Manne, vom Geſchlechte Naran, genannt Erdeni Bakſchi („der köſtliche Gelehrte"), ſeinem Schreiber und Dolmetſcher, ſowie dem Gagai Dſcharguzi nach Maßgabe der mongoliſchen eine mandſchuriſche Schrift herzuſtellen. Dieſe getraueten ſich anfangs nicht dies zu thun, weil die mongoliſche Schrift ſeit Alters auf unveränderlicher Regel beſtanden

habe und darum ihr Alfabet nicht für das Mandschurische passend umgeändert werden könne. Auf ihre Gegenvorstellung antwortete der Herrscher: „Da wir sehen, daß die Tsineſen und Mongolen für ihre Sprache eine eigene Schrift haben, warum sollten wir, die wir noch keine besitzen, nicht auch eine erhalten, damit wir uns schriftlich verständlich machen können und mit ihrer Hülfe unsere unwissenden Landsleute ihre eigene Sprache besser kennen lehren? Wenn wir uns immer im Schreiben des Mongolischen bedienen, so werden die, welche diese Sprache nicht verstehen, niemals aufgeklärt werden. Schreibt den Buchstaben a und hängt an denselben ein ma, so wird daraus das Wort ama (Vater), schreibt den Buchstaben e und hängt me daran, so habt ihr eme (Mutter). Ich habe bereits alles überlegt, führt es im Ganzen aus.“ Darauf machten sie sich an's Werk und lösten nach dem gegebenen Winke ihre Aufgabe, so daß durch verschiedene Zusammensetzungen und Verdoppelungen alle mandschurischen Wörter geschrieben werden konnten. Der Kaiser befahl ihre Bekanntmachung im ganzen Reiche, damit Befehle und Vorstellungen, die bisher mongolisch geschrieben worden waren, hinfort mandschurisch verfaßt würden. Indeß mangelte doch noch Manches zur richtigen Wiedergabe der Aussprache und 1641 beauftragte der Kaiser seinen Vertrauten, den Dachai Bakchi (Takaï), der schon Taitsou's Kanzleivorsteher gewesen sein soll und nachmals der Gesetzgeber genannt wurde, diese mandschurische Schrift zu verbessern und zur Vollkommenheit zu bringen. Dachai half manchen Mängeln der bisherigen Buchstaben ab, ergänzte das Fehlende durch Beifügen von Häkchen und Punkten zu ihnen und ordnete die Sylben nach ihren Endungen, vermehrte auch die 12 Eintheilungen des Syllabariums behufs richtigerer Wiedergabe der tsineſischen Aussprache. Eine Auswahl von Gelehrten ging ihm bei seinen Bemühungen zur Hand. Damit hatte er die mandschurische Schrift zum Abschluß gebracht, in der fortan geschrieben wurde. Seitdem war, auf Mongolische Schrift gebaut, Mandschurisch Schriftsprache und in ihr eigneten sich die Mandschu tsineſische Werke an. Umgekehrt wurde eine ältere schon vorhandene Geschichte der Mandschu in's Tsineſische übertragen.

Kaiser Kanghi ließ wieder viel übersetzen und drucken, nicht minder Kianlung. Peking wird der Platz, von dem tatarische

Drucke in großer Zahl ausgingen. Da wurden abermals die ältesten und hauptsächlichsten Werke der Tsinesen den Tataren angeeignet, das Tangkiaukangmu, das Kangkian, das Singlitschinthsieuan oder die wahrhafte Darstellung der Naturfilosofie, die Geschichte der tsinesischen Herrscherhäuser Liao, Kin und Juan, die Geschichte der acht Banner der Mandschu, Bücher der geltenden Gesetze und Gebräuche, die Nachricht vom Zuge Kanghi's gegen die Olet, auch einige filosofische und redneriſche Stücke;[62] sehr genaue, peinlich wortgetreue und darum mitunter schwer verständliche Uebersetzungen. Kanghi ließ sogar in seiner Sorge, die Stammgenossen zu fördern, die Missionare Gerbillon und Bouvet, die Elemente und die Geometrie des Eukleides mit des Clavius Kommentar in's Mandschurische übertragen und ging selbst deren Arbeit mit ihnen durch, den Ausdruck zu verbessern.[63] Einige Abhandlungen aus den Memoiren der Akademie der (strengen) Wissenschaften in Paris, einen kurzen Inbegriff der Filosofie, einige medizinische und naturbeschreibende Werke übertrugen auf Veranlassung des Kaisers die Missionare in's Mandschurische. Kalender, selbst Romane und Schauspiele wurden übertragen. Kanghi's Bruder übersetzte einen schlüpfrigen Roman (vgl. S. 388), Kianlung schrieb Mandschurisches (vgl. S. 381 f.). Staatsräthe und andere höchste Beamte waren die Uebersetzer werthvoller tsinesischer Bücher.

In Kianlung's Tagen war die ältere Schrift, ihre Entstehung und weite Anwendung halb vergessen; denn in der unter seinen Augen zu seinem Gedicht über Mukden abgefaßten Abhandlung heißt es: die Mandschu besäßen eine alte Schrift himmlischen Ursprungs, von einem bewunderungswürdigen, sicheren Verfahren, die aber nur in beschränkter Anwendung auf Sigeln, in Erlassen, in Stein und Erz gebraucht worden sei und noch an Unvollkommenheiten leide. Einige Züge und Punkte müsse man für alles brauchen, immer dieselben, und auch die Amtsschrift und die Sigelschrift gleiche der gewöhnlichen, unterscheide sich von dieser blos dadurch, daß sie größer sei. Darin fanden er und seine ganz in das Tsinesische eingelebten Gelehrten Mängel und Kianlung beauftragte deshalb diese, den Fuheng, Wangjeutun, Akdun und Tsiangyn, nach dem Muster der alten tsinesischen Schriftbilder eine neue Schrift für die Mandschu zu entwerfen, mittelst deren alle Mandschu-

laute ausdrückbar seien. Diese stellten 3390 Zeichen, in 32 Ordnungen eingetheilt, im Jahre 1748 auf 64 und Kianlung ließ mit dieser neuen Schrift Bücher drucken.

Die Wörter genau festzustellen, lag den Kaisern wegen der großen Opfer im Kaiserpallaste am Herzen, denn in nichts sollte ja eine Abweichung vom richtigen Wortlaut stattfinden, und man mußte jetzt die Gebete aufschreiben. Viel beschäftigte man sich in Tsina mit dem Mandschurischen. Es erschien tsinesisch ein „Abriß der mongolischen Aussprache" (Mengkujuneio), ein großer „Spiegel der Mandschu- und tsinesischen Sprache" 1707, der die Sachordnung befolgend tsinesische Ausdrücke durch tatarische erklärte, ferner ließ der Kaiser eine „Sammlung der Mandschusprache" (Mandschu isabukha bitkhe) 1752 drucken, welche umgekehrt alfabetisch ihre Wörter aufzählte und tsinesisch erklärte. Vukho Schenphing aus Tschangpe verfaßte tsinesisch eine Mandschusprachlehre für Schulen, (Thsing ven Khimung, Peking 1730), in welcher das mandschurische Syllabar in seine Bestandtheile aufgelöst war.

Auch Drucke in drei Sprachen erschienen, wie 1728 das nur 61 Blätter enthaltende Liyan dschu dschi, die „angereihten Perlen", bunte Nachrichten mannichfaltiger Art, im oberen Theil der quergetheilten Seite tsinesisch, mit mandschurischer Uebersetzung in Zwischenzeilen, im untern Theile der mongolische Wortlaut im Mandschuzuge geschrieben.[65]

Im Westtheil Mittelasiens bestand Uigurisch fort.

Eine bemerkenswerthe Eigentümlichkeit des Mongolischen und Mandschurischen bleibt das Zusammentreffen östlicher und westlicher Bildung; die gewöhnliche Schrift war vom Westen herzuleiten, eine Lautschrift, aber Träger des tsinesischen Schrifttums.

Das Tsinesische überwucherte das Mandschurische mehr und mehr. Sind doch von den 6000 Wörtern, aus denen der Sprachschatz des Mandschurischen bestehen soll, über ein Drittheil tsinesischen nachgebildet. Die Mandschu gehen im Tsinesischen auf. Um 1800 bestand zwischen ihnen und den reinen Tsinesen nur ein geringer Unterschied und heute lesen sie lieber tsinesisch als mandschurisch. Gleichwol werden noch immer in Tsina für die Mongolen bestimmte Bücher gedruckt.

Die eigene Schriftstellerei der Mandschu blieb ohne Belang. Die Menge ihrer Bücher besteht aus Uebersetzungen und was ja ursprünglich mandschurisch geschrieben wurde, ist Nachahmung oder tsinesisch gedacht. In einigen Geschichtsbüchern, einigen unterhaltenden Erzählungen, einigem Erbaulichen besteht ihr eigener Besitz.

Digitized by Google

Die Hieroglyfik der Aegypter.

Ueber fünftausend Jahre mögen verflossen sein, als im Nilthale von den Aegyptern der Ansatz zu einer Lautschrift gemacht wurde. Das Niederschreiben der Wortform scheidet die Völker; nur denen wird es verständlich, welche dieselbe Sprache reden, in der geschrieben wurde. Verkehr mit gebildeten Völkern, auf welche Rücksicht zu nehmen gewesen wäre, haben die Aegypter in alten Zeiten nicht gehabt.

Zuerst wendeten wol die von einer Einwanderung aus Asien abstammenden Priester,[1] welche die rohe afrikanische Bevölkerung sittigten, zum bleibenden Ausdruck ihrer Gedanken sinnbildliche Malerei an. Für diese Annahme spricht, daß die Aegypter noch in später Zeit ihren Schriftstücken Gemälde — wir könnten sagen: Vignetten — beizugeben liebten, welche einen in Beziehung zu ihrem Inhalte stehenden Sinn in sich schlossen, und daß sie stets in ihren Anaglyfen solche sinnbildliche Schrift fort und fort benutzten. Ihre älteste Schrift war durchaus bildartig. Sie bestand aus Gemälden, welche lediglich das zum Verständnisse Erforderliche in unmittelbarer oder übereinkömmlicher Weise abschilderten, ohne alles belebende Beiwerk. Das künstlerische Bestreben wurde dabei einer höheren Absicht untergeordnet. Die Zusammenstellungen waren meist äußerst einfach.

Auf dieser Stufe blieben die Aegypter nicht stehen. Sie wollten mehr ausdrücken, als wozu das ergriffene Mittel ausreichte; sie wollten ihre Rede, den Klang der Sprache bleibend hinstellen und in diesem Bestreben sonderten sie von den Bildern der Dinge ihre Lautung ab und verwendeten sodann die Bilder als bloße

Tonzeichen. Der sinnlichen Anschauung des Kindheitszustandes lag es gar nicht fern für Gedanken Bilder und Figuren zu ergreifen: auf diesem Grunde bewegte sich ja anfänglich der Tsinese noch mit seiner Darstellungsschrift. Die Bilder gaben sich dem Auge; Männer am Nil machten aber die Wendung ihre Namen unangesehen der Bedeutung des Bildes auszusprechen und sie als Laute zu behandeln. Scharfes Beobachten und angestrengtes Nachsinnen mußte vorhanden sein, um nicht blos die Worte als solche in Einheit, als Ganzes, wie der Tsinese that, aufzufassen, sondern auch die lautlichen Bestandtheile der ausgesprochenen Wörter zu bemerken, und eine weit entwickelte geistige Kraft ist da vorauszusetzen, wo die Wahrnehmung gemacht wurde, daß die Menge der Wörter einer Rede zurückführbar ist auf eine kleinere Anzahl von Worttheilen oder in den verschiedenen Wörtern wiederkehrende Laute, wo auf Grund dieser Wahrnehmung mit vollem Bewußtsein danach getrachtet wird, für diese Laute bestimmte Abzeichen zu finden. Der lebendige Trieb, das Vergängliche und Vorübereilende zu erhärten zur beständigen Dauer, der den Aegyptern eigen war und auch in ihren gesellschaftlichen Zuständen sich wirksam zeigte, hat ohne Zweifel der Schriftbildung ungemeinen Vorschub gethan und vielleicht sogar zu ihrer Erfindung hingeleitet.

Wahrscheinlich begab sich dieser große Fortschritt schon in dem ersten Priesterstaate in Nubien, in dem zwischen Nilarmen gelegenen Meroe, von dem nachmals Ansiedelungen dem Laufe des Nils folgend geschahen, von dem die Gründung des ägyptischen Reiches ausging. Die Bewohner dieser Gegend behaupteten, die Aegypter hätten von ihnen die Art der Schrift wie die Bildhauerei und anderes erhalten.[2] Zur Zeit der Reichsstiftung in König Menes' Tagen, bis zu denen die Erinnerungen der Aegypter reichten, scheint die Hieroglyfik bereits vorhanden gewesen zu sein, fertig und vollendet. In Nubien stehen alte Bauten, die weder Bildhauerarbeiten noch hieroglyfische Zeichen tragen,[3] und die dort wahrgenommenen hieroglyfischen Schriften gleichen denen, die auf den ältesten ägyptischen Bauwerken sich befinden.[4]

Ein griechischer Geschichtschreiber, Diodoros, nennt die Hieroglyfen äthiopische Schriftzüge[2] und wenn auch die Aegypter selbst den Anspruch erhoben, Erfinder der Buchstaben zu sein, so dürfte

dies doch unserer Behauptung nicht entgegen stehen, weil die Aegypter schwerlich zwischen sich und ihren noch in Nubien seßhaften Vorfahren einen Unterschied gemacht haben. Ohnehin war der Name des Erfinders in Vergessenheit gefallen, was zu dem Schlusse führt, daß diese Erfindung in den frühesten Zeiten beginnender Staatsordnung geschah. Wurde sie doch auch mit einem göttlichen Wesen in Verbindung gedacht, von dem die gesamte Einrichtung des Gottesdienstes und die Kenntniß der Wissenschaften und alle Unterweisung in ihnen abgeleitet ward.

Die Gabe der Schrift soll nämlich gekommen sein von Tōōt oder Tōt, Tōyt, dessen Namen die Griechen Thōth und Taaut, Platon Theyth, schrieben, dem Gotte der Sprache und Rede und dem Schreiber der Wahrheit im Dienste der höheren Götter, welcher der Menschen Verdienste in das Buch des Lebens einträgt, auf daß sie ewig währen, dem Lehrer alles Wissens und aller Künste, dessen erste Verehrungsstätte im nubischen Pnups auf der Ostseite des Nils war, wo ihm ein großer Tempel errichtet wurde, von wo aus seine Verehrung sich in das nördlichere Land verbreitete, weshalb er „der große und alte Gott" hieß, „welcher gekommen ist aus dem Lande Nubien."[5] Fast wird man versucht hier an die Vergöttlichung eines Führers und Wohlthäters seiner Nebenmenschen zu denken, wie ja die Sabäer sagten, er sei ein Mensch gewesen, der aber die Hülle der Menschlichkeit ablegend zu den Göttern emporstieg und von ihnen aufgenommen wurde.[6] Sind doch viele Helden und Wohlthäter der Menschen von der Nachwelt vergöttlicht worden! Indeß wäre dies in diesem Falle all zu gewagt. Von vielem, was Tot angefangen, eingeführt und vollbracht haben soll, darf man wol behaupten, es könne für eine Priesterschaft gelten, aber so viel Göttliches wird Tot beigelegt,[7] daß man über die Annahme kaum hinwegkommt Tot gehöre wirklich in das ursprüngliche Göttersystem. Die Griechen stellten ihn mit ihrem Gotte Hermes zusammen, sei es weil einiges diesem Beigelegte mit den Kennzeichen des Toyt übereinstimmte, sei es weil ihr Wort hermeneuein „Erklären" und „Lehren" bedeutete. Der Stern, welcher den Namen Merkur (d. i. Hermes) führt, hieß auch bei den Talmudisten „Schreiber der Sonne" (Safra de Chamma), oder kürzer blos „Schreiber" (Kattab).[7a] In

Digitized by Google

den heiligen Gesängen der Aegypter wurde von Tot gerühmt: er habe Hieroglyfen der Weisheit eingemeißelt, die Augen und das Lid und die Decke des Auges und die Pupille des Auges, das Haupt, das Antlitz, den sprechenden Mund und die Fußgelenke, Abbilder der geschaffenen Dinge zur Belehrung, er, „der verherrlicht hat seinen Herrn in Gehorsam."[8] Ja, falls Seyffarth's Uebersetzungen[9] zutreffend sind (Uhlemann hielt sie für richtig), so gaben die Lieder noch einen Aufschluß von äußerster Erheblichkeit, indem sie ihn „den erlauchten Sohn Asur's", „den Einwanderer aus Asur" nannten, was einen Hinweis auf die asiatische Herkunft der ägyptischen Bildung enthielte; allein noch darf man Uebersetzungen aus den hieroglyfischen Schriften sich nicht mit völliger Sicherheit hingeben. Die Foiniker unterhielten in alter Zeit einen regen Verkehr mit Aegypten und auch nach ihren Ueberlieferungen, welche Filon von Byblos aus dem angeblichen Sanchunjathon schöpfte,[10] erfand die Grundbestandtheile der Schrift „Misor's Sohn Taaut", unter Misor ist aber „der Aegypter" zu verstehen. Damit stimmten griechische Schriftsteller überein. Platon, der bekanntlich in Aegypten gewesen war, hat sich sogar über diese Schrifterfindung verbreitet.[11] Er schreibt: Theyth habe entdeckt, daß es mehrere Vokale und zwei Gattungen von stummen und tonlosen Buchstaben gebe, und das Band der Einheit ersonnen, „er sah, daß niemand einen dieser Buchstaben ganz allein lernen könne, ohne sie alle zu lernen" und Platon erzählt auch, im unterägyptischen Naukratis habe ein göttliches Wesen (Daimon) Theyth Rechnen und Messen, die Sternenwissenschaft, die Schrift und verschiedene Spiele erfunden. Was er aufgebracht, habe er dem über ganz Aegypten in Tepe herrschenden König Thamos mitgetheilt und diesem gesagt: die Kenntniß der Schrift werde die Aegypter weiser und erinnerungsfähiger machen. „O du höchst kunstreicher Theyth, habe der König ihm darauf erwidert, Vergessenheit wird sie bei denen, die sie lernen, herbeiführen, weil sie die Uebung des Gedächtnisses vernachlässigen werden, indem sie im Vertrauen auf die äusseren Zeichen nicht mehr aus sich die Erinnerung schöpfen (d. h. nicht mehr selbst in ihrem Geist die Dinge durchgehen) werden." So Platon. Gleichviel ob nun dieser König Thamos der Herrscher Tamstis oder Pammes, der letzte der vierten Aegypterdynastie oder

Digitized by Google

ein Gebieter vor Menes oder den Sagen zufolge der nach Tot über Aegypten waltende Gott Tmet gewesen sein soll: in Unterägypten ging die Schrifterfindung schwerlich vor sich und am wenigsten in Naukratis, welches eine Niederlassung der Griechen war, in die Platon vermuthlich gekommen ist. Der Umstand, daß Platon in drei Werken auf die ägyptische Schrift zu sprechen kommt, macht wahrscheinlich, daß er dort etwas über sie vernommen habe. Die letzterwähnte Rede leitet er damit ein, daß er den Sokrates sagen läßt: er habe von den Vorfahren, welche die Wahrheit wußten, Gehörtes mitzutheilen, aber am Schluß läßt er freilich den Faidros antworten: „leicht erdichtest du, Sokrates, ägyptische und heimische Reden."

Ein jüngerer griechischer Schriftsteller, Antikleides von Athen, dagegen behauptete und wollte aus Denkmälern erweisen, daß ägyptische Schrift oder vielmehr die Buchstaben th und ch (die erhaltene Stelle ist nicht recht deutlich) [12] ein gewisser Menon aufgebracht habe, 15 Jahre vor Foroneus, was nach des Akusilaos' Zeitberechnung das Jahr — 1813 ergäbe: allein wenn auch unter Menon der erste Aegypterkönig Menes zu verstehen sein sollte, wird doch auf diese Angabe ebensowenig Werth zu legen sein als auf die des Arabers Abulfaradsch, daß der sechste König Aegyptens Apintus die chaldäische Schrift nach Aegypten übertragen habe.[13]

Tot anlangend, wollen wir wenigstens erwähnen, ohne eine Folgerung zu ziehen, daß thuot in der ägyptischen Sprache, wie selbe uns zu der Zeit bekannt wird, da die Aegypter das Christenthum angenommen hatten, soviel als eine Säule (doch wol Schriftsäule) bedeutete.

Eine dunkle Nachricht, mit welcher die Gelehrten bisher nichts anzufangen wußten, besagt, daß es im siriadikischen Lande uralte Säulen von Stein und gebrannter Erde mit Schrift gegeben habe. Zwei Geschichtschreiber haben dies erzählt: der ägyptische Oberpriester Manethos, etwa um — 260, welcher angibt, die Säulen im siriadikischen Lande seien mit Hieroglyfen von Tot geschrieben worden und er habe sie für sein Geschichtswerk benutzt,[14] und der zwischen + 70 und 80 schreibende Jude Josepos, welcher von zwei Säulen verschiedenen Stoffes spricht, von denen zu seiner Zeit noch die von Stein vorhanden sei; er behauptet Set's Nachkommen hätten sie errichtet,

um ihre Himmels- und Sternkunde kommenden Geschlechtern mitzutheilen.[15] Vielleicht liegt dieser Nachricht Wirkliches zu Grunde. Darauf konnte man aber nicht kommen, weil man das Land, welches Josepos in der Akkusativform Siriada nennt, als Syrien mißverstand, an welches Josepos doch gar nicht gedacht haben kann, weil er Syrien oft, aber niemals so nannte. Den Schlüssel gibt uns die Angabe, daß der Nil erst von Syene an diesen Namen führte, südwärts jedoch, also vom 24° NB. an Siris hieß[16]; das siriadische oder siriadikische Land war folglich das Südende Aegyptens, Meroe, Aethiopien. Auch einer siriadischen Isis geschieht Erwähnung. Wie Josepos aber darauf verfallen, das Set-Geschlecht mit diesen Schriftsäulen in Verbindung zu bringen, erklärt sich vielleicht daraus, daß im Hebräischen scht sowol die Säule als Set ausdrückte. Hat man sich nicht dahin verbildet, alle dunklen Kunden aus grauer Vorzeit ohne weiteres für eitle Hirngespinnste und betrügerische Machwerke Späterer anzusehen, frägt man vielmehr in jedem Falle, ob denn irgend eine wahrscheinliche Veranlassung zu Erdichtungen vorhanden gewesen sei, so dürfte man geneigt werden zu glauben, es hätte uralte Stücke mit hieroglyfischen Schriften, die nach der Meinung der Aegypter noch von Tot selber herrühren sollten, in den Gegenden um Meroe gegeben. Meroe behielt immer einen hohen Namen.[17] Säulen religiösen, astrologischen und selbst geschichtlichen Inhalts wären zufolge dieser ägyptischen Ueberlieferungen also noch vor der Begründung des ägyptischen Reiches, südlich von Aegypten errichtet und Hieroglyfenschrift geübt worden. Deren älteste Beschaffenheit wird zwar die Grundsätze befolgt haben, welche der ägyptischen Hieroglyfik eigen sind, aber es wäre wol möglich, daß die äusserliche Gestaltung noch nicht durchweg die späteren Formen hatte; wenigstens hat ihr Anblick einem neueren Gelehrten einen fremdartigen Eindruck gemacht und derselbe konnte sich in den Hieroglyfen Meroe's nicht zurechtfinden. Vielleicht waren sie noch mangelhaft, vielleicht ward erst in Aegypten selbst die äusserliche Seite des schriftlichen Ausdrucks zu größerer Vollkommenheit gebracht.

Die ältesten erhaltenen Schriftstücke reichen weit, um Jahrhunderte vor das Jahr — 2000 zurück und wir dürfen als zuverlässig annehmen, daß die Hieroglyfik zur Zeit der Errichtung des ägyp-

Digitized by Google

tischen Reiches bereits, wenn auch spärlich, gebraucht wurde.[18] In welchem Jahre der Reichsstifter Menes von Tis den Grund zu ihm gelegt hat, bleibt freilich noch ungewiß, denn so anerkennenswerth auch die Bemühungen vieler scharfsinniger und fleißiger Gelehrten sind, die Zeitrechnung Aegyptens festzustellen, so wenig haben sie doch bisher zu einem befriedigenden Ergebnisse für die älteren Zeiten geführt. Die auf eine namhafte Zahl von Berechnungen der Gestirnstellungen, welche ägyptische Denkmäler darbieten, gestützten Zeitbestimmungen Seyffarth's[19] würden vor den blos auf den schwer zu vereinbarenden Angaben verschiedener Schriftsteller beruhenden Annahmen Anderer unbedingt den Vorzug verdienen, wenn seine Berechnungen von gelehrten Astronomen schon nachgeprüft und richtig befunden wären; so lange dies nicht der Fall ist, können auch seine Ansätze nur mit Vorbehalt aufgenommen werden. Da indeß alle übrigen Versuche Einwürfen weiten Spielraum lassen, so scheint es immer noch am gerathensten, ihnen, als den aus einer richtigen Grundansicht hervorgegangenen und darum vorläufig am besten begründeten Ansätzen sich einstweilen anzuschließen. Seyffarth nun läßt des Menes' Regierung beginnen mit dem Jahre — 2781, also in sehr früher Zeit, wenn gleich bedeutend später als viele andere Forscher auf dem Gebiete der ägyptischen Altertumskunde*).

---

*) Um dem Leser sogleich eine Vorstellung von der Unsicherheit zu geben, welche in Ansehung des ägyptischen Altertums gegenwärtig noch besteht, legen wir die Zeitangaben für den Anfang der Herrschaft des Menes vor, welche in dem letzten Menschenalter — seit 1839 — Gelehrte aufgestellt, d. h. zu begründen versucht haben, die Ansätze älterer Forscher übergehend. Es setzen Menes' Anfang an: Henne in's Jahr — 6467, Champollion-Figeac — 5867, Lesueur — 5773, Boeckh — 5702, Hekekyan Bey — 5652 (was, wie Gutschmidt sagt: „auf ein paar Jahrhunderte ab oder zu richtig sein wird"), Unger — 5613, Henry — 5303, Lenormant — 4915, Baruchi — 4890, Brugsch — 4455, Pickering — 4400, Lauth — 4175, Hincks — 3895, Lepsius — 3892, Bunsen — 3623, F. J. C. Mayer — 3187, Gumpach — 2785, Uhlemann (vgl. III. 79) — 2782, Seyffarth — 2781, Poole — 2717, Glidden c. — 2700, Prichard c. — 2400(?), Knötel — 2387, Wilkinson — 2330, Palmer — 2224, Hofmann — 2182, also haben wir sechsundzwanzig verschiedene Bestimmungen (in der Zeitschrift für ägyptische Sprach- und Altertumskunde wußte man kürzlich nur 11 Angaben aufzuzählen) die sämtlich auf Untersuchungen fußen und in ihren äußersten Gegensätzen um nicht weniger als 4285 Jahre auseinandergehen! Und wenn auch nicht in eben so starken Abweichungen, doch sehr verschieden sind auch die

Damals stand, wie schon gesagt, die Hieroglyfik bereits fest. An den ältesten bekannten Denkmälern war bisher keine wesentliche

---

Ansätze der späteren Könige Aegyptens bis zu den Zeiten, in denen überhaupt unsere Zeitrechnung zuverlässiger wird. Ich selbst habe die Zeiten der Aegypterkönige zu berechnen unternommen, habe es aber nicht zu Stande gebracht. Willkürliche Aufstellungen scheue ich und zuletzt gelangte ich zu dem Ergebnisse, welches schon Plath ausgesprochen hat, daß bei den jetzt vorhandenen Hülfsmitteln alle Ansätze ungewiß bleiben. Der von Seyffarth 1833 (man merke auf das Jahr!) in seinem Systema astronomiae aegyptiacae quadripartitum eingeschlagene Weg, durch astronomische Bestimmungen Sicherheit zu gewinnen, indem er gewisse ägyptische Darstellungen als Angaben von Gestirnstellungen auffaßt, verheißt ohne Zweifel feste Ergebnisse; allein da Seyffarth kein Astronom ist, vermag ich nicht zu beurtheilen, wie weit seinen Auslegungen und Berechnungen zu vertrauen ist, zumal er sonst manches Seltsame und Abenteuerliche zu Tage brachte, was er zum Theil selbst später als irrig erkannte. In der Wissenschaft darf nichts als angenommen gelten, was nicht nachgeprüft und stichhaltig befunden worden ist. Die Konstellation des Menes ist bis jetzt auf 16 Tempeln und Denkmälern wahrgenommen worden. Seyffarth's Erklärung und Berechnung findet man auch in seinen Berichtigungen der römischen, griechischen, persischen, ägyptischen, hebräischen Geschichte und Zeitrechnung, Leipzig 1855, S. 198—203, die Abbildung daselbst Tafel I. 3. Die Gerechtigkeit erfordert, nicht unerwähnt zu lassen, daß mehrere Gestirnstellungen, welche für Seyffarth's System von Wichtigkeit sind, von einem der ersten Astronomen unserer Zeit, dem jetzigen Vorsteher der Sternwarte in Kopenhagen, Professor Dr. D'Arrest, berechnet worden sind; aber unter dessen Berechnungen befindet sich nicht die für Menes gültige. Im Vergleich mit den anderweiten, der Geschichtschreiber Angaben verwerthenden Aufstellungen scheint mir die Seyffarth's noch die am meisten begründete. Uhlemann und Oppel setzen Menes nach Seyffarth an. Bei der Gewagtheit aller Annahmen dürfte es vorerst am räthlichsten sein, statt bestimmter Angaben im allgemeinen die Herrscherhäuser zu nennen, für deren Zeit etwas galt. Solcher zählten die Aegypter bis zur persischen Eroberung ihres Landes sechs und zwanzig, von denen aber viele gleichzeitig, neben einander in dem langgestreckten Lande geboten. Der aufmerksame Leser wird aus dem Angeführten entnommen haben, wie es um unser Wissen über vieles Aegyptische bestellt ist. Nicht allenthalben, aber doch in so manchem herrscht immer noch „ägyptische Finsterniß" und wir tappen da im Dunkeln. Dies muß man offen gestehen! Mit großer Vorsicht nur und vieles vorerst noch dahingestellt sein lassend wird, wer der Wahrheit nachtrachtet, sich äussern. An des Auftretens Dreistigkeit, an dem kecken Behaupten, man versuche nicht mehr, sondern vermöge das Aegyptische sicher zu bewältigen, erkennt man den unkritischen Kopf, denn einen härteren Ausdruck wünsche ich hier nicht zu gebrauchen. Darum wolle der Leser sich nicht wundern, wenn er in dem nachstehenden Versuche Manches vermissen sollte. Hat er bis hierher mein Buch aufmerksam gelesen und geprüft, so wird ihm, wie ich hoffe,

Verschiedenheit von späteren rücksichtlich der Art des Schreibens wahrzunehmen.

Selbstverständlich bedienten sich die Aegypter anfänglich ihrer Schrift nur zu hohen und heiligen Zwecken, als Denkmalschrift, an den Wänden ihrer Tempel. Wenn aber berichtet wird, es habe Mneves[20] von On zuerst geschriebene Gesetze erlassen, es habe Menes' Sohn Atotis, der den Herrschersitz in das von seinem Vater erbaute Memfis verlegte, Bücher über die Anatomie und Heilkunst geschrieben,[21] so würde, falls diesen Angaben zu trauen ist, dies für lange vorangehende Uebung der Hieroglyfik und ihren frühzeitigen Gebrauch zu ausgedehnteren Zwecken sprechen. Einem andern alten Könige in Memfis, Sesortos (oder Tosortros, dem dritten des dritten, vielleicht neben den Königen von Tis in Memfis gebietenden Herrscherhauses), wird außer der Sorge für die Arzneikunde ausdrücklich auch Sorge für die Schrift nachgerühmt.[22] Worin dieselbe bestand, wissen wir nicht. Obgleich die Grundsätze, nach denen auf Tempelmauern, in Obelisken und Buchrollen geschrieben wurde, die nämlichen waren, wird doch der Uebergang von der Denkmalschrift auf Stein zur Buchabfassung einige Veränderungen in seinem Gefolge gehabt haben, und Bücher wurden in seiner Zeit schon geschrieben.

Die eingewanderte Priesterschaft, welche die einheimische, noch auf der niedrigsten Lebensstufe stehende Bevölkerung Aegyptens zu besserem Leben erzog, blieb fortdauernd in diesem Lande der Träger der Bildung. Sie war es, welche die Schrift bedurfte, sie ausfann und pflegte. Bei ihrer Abgeschlossenheit, die geboten war, wenn sie nicht in der Roheit der Volksmasse aufgehen sollte, war lange Zeit Schreiben und Lesen allein ihre Sache, und Schrift lediglich für ihre Zwecke und Aufgaben gebraucht. Was einzelne Priester wissen sollten, mußten sie dem Gedächtnisse einprägen. Auch nachdem Gebete, Lobpreisungen der Götter und manches andere zum Tempeldienst Gehörige niedergeschrieben worden war, blieb immer noch jeder Priester gehalten, das, was sein Geschäft mit sich brachte, auswendig zu lernen.

---

die Ueberzeugung geworden sein, daß nicht aus Unwissenheit oder Leichtfertigkeit Manches bei Seite gelassen, Anderes anders, als wie man gewohnt ist, dargestellt wurde. Freilich ein schwacher Versuch ist geblieben, was ich hier biete.

Digitized by Google

Als ein Aegypter auf die Verſchiedenheit der Laute aufgemerkt, ſie ſich zum Bewußtſein gebracht hatte und ſich die Aufgabe ſtellte, von der gemäldeartigen Darſtellung der Gedanken und Sachen zu einer Feſſelung der Töne der verhallenden Rede, zu einer lautlichen Feſtmachung überzugehen, ſtanden ihm große Schwierigkeiten entgegen. Viele Beobachtungen und zahlreiche Verſuche müſſen der neuen Erfindung vorangegangen ſein. Ihr Ausgang war das Zerfällen des Wortes in getrennte Sylben. Obgleich ein großer Theil der ägyptiſchen Wörter einſylbig, zwei- und dreikonſonantiſch war, gab es doch auch viele mehrſylbige. Was die Aegypter auffaßten und ausdrücken wollten, was auch der erſten Beobachtung ſich zunächſt gab, war der Sylbenlaut.

Das worauf es hierbei als das zu Bezeichnende ihnen vornämlich ankam, mußten die das einſylbige Wort oder jede Sylbe eines längeren Wortes einſchließenden oder ſtützenden Mitlaute ſein. Genügend dünkte es ihnen die Mitlaute als die Träger der Sylbe zu kennzeichnen, ſei es, weil die Stimmlaute minder rein und hell heraustönten, ſei es, weil die nämlichen Wörter in verſchiedenen Gegenden mit verſchiedener Vokaliſirung ausgeſprochen wurden, oder aus welchem anderen Grunde ſonſt. Vielleicht iſt auch heranzuziehen, daß in dem ſpäteren Aegyptiſch noch ein ſtarker Vokalwechſel ſtattfand; neben eyma ſteht in ihm eume, neben aschi asche, neben be: eibe, ibe, ibi, obe u. ſ. w., ſo daß die Sprache nicht durchweg die rechte Feſtigkeit der Vokale zeigt, und dieſe Eigentümlichkeit der Sprache könnte ſchon in den alten Zeiten vorhanden geweſen ſein. Die Morgenländer behandelten überhaupt die Selbſtlaute mehr als nebenſächlich: für ſie lag das Beſtimmende des Wortes in ſeinen Mitlauten — wie umgekehrt die Tahitier palo und taro für daſſelbe ſagen, ohne die Verſchiedenheit zu beachten, weil ihr Ohr vorzugsweiſe den vokaliſchen Klang auffaßt. Einen Beweis dafür, daß die Aegypter wirklich mit Weglaſſung der Vokale ſchrieben, bieten einige von Aegyptern im II. oder III. Jahrhunderte unſerer Zeitrechnung griechiſch geſchriebene Schriftſtücke, in welchen Selbſtlaute fehlen,[23] ohngeachtet dies ganz gegen die griechiſche Schreibweiſe lief.

Es kam ſomit für die Aegypter in der Regel nur darauf an, die Konſonanten der Sylbe zum Ausdruck zu bringen. Aber auch

bei dieſen ward noch keine ſcharfe Unterſcheidung zwiſchen nahe verwandten gemacht. Während ſie verſchiedene Hauch- und Ziſchlaute beſonders vermerkten, trennten ſie g und k, d und t, b und p nicht: im Munde des Sachſen ſind ja auch Verwechſelungen dieſer Laute gewöhnlich; endlich wurden auch die, wie wir ſpäter ſehen werden, bei der Hervorbringung nahe aneinanderliegenden Laute r und l als übereinſtimmend behandelt. Vorwog das k, das p, das t, das r, von denen jedes zugleich den ihm verwandten Laut vertrat.

Zur Aufſtellung eines Alfabetes kamen aber die Aegypter nicht von ſelbſt, denn alfabetariſches Schreiben zur Vervollſtändigung einer Sylbenſchrift kann nicht einem wirklichen Alfabet gleichgeſetzt werden. Wäre dies der Fall geweſen, ſo würde der ganze Gang ihrer Schriftentwicklung ein anderer geworden ſein, ſo würden ſie geſchrieben haben wie die Semiten. Ihr Standpunkt war der einer Sylbenſchrift. Wollen wir jedoch nach unſerer Weiſe ein ägyptiſches Alfabet aufſtellen, ſo dürfte dies bei vorläufiger Beiſeitlaſſung der Vokale folgendes geweſen ſein:

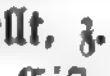
Der ſchwache Hauchlaut h, ch, der geſchärfte Hauchlaut kch, (das koptiſche chei), k, m, n, p, f, w (erſteres das griechiſche ft, letzteres das koptiſche Fei), r, t, s, sch, sj und das geziſchte j. Der vorletzte Buchſtabe entſpricht dem koptiſchen Scima, der letzte dem koptiſchen Giangia; über beider Ausſprache herrſcht jetzt Unſicherheit, beide wechſeln häufig in den koptiſchen Mundarten und laſſen ſich kaum ſcharf auseinanderhalten. Nach Lepſius wird gegenwärtig in Aegypten der erſtere „weiter hinten im Munde mit der dicken Zunge", der letztere „weiter vorn an der Zungenſpitze ausgeſprochen",[24] der erſtere näherte ſich auch vom sj dem sk, der letztere, vom franzöſiſchen Jod auch einem milden z, geſchärft ausgeſprochen dem tsch. Beide gingen leicht in k oder g, auch in sch, s über.

Wie aber Töne zeichnen? Da kein Laut einen natürlichen Abdruck im Räumlichen hat — wie man wenigſtens ſo lange meinen mußte, bis der Scharfſinn der Naturforſcher die Töne auf Schwingungen zurückführte, Klangfiguren und in den Formen der Flamme ihre Wirkung nachwies — ſo ſteht die Art ihrer Schreibung ganz und gar in der menſchlichen Willkür. Bei der Menſchen ſchwankendem Sinne wurde daher, um die Verſtändlichkeit der Abzeichen zu erreichen, erforderlich, die fernere Willkür zu bannen,

Digitized by Google

damit die einmal beliebte Festsetzung, welche dem flüchtigen Worte die Dauer des Sichtbaren verleihen sollte, übereinkömmliche, unverrückbare Gültigkeit behalte. Die ägyptischen Priester wählten nun als beständige Darstellungsmittel nicht an sich sinnlose Zeichen aus Strichen, sondern wirkliche Bilder oder für das Auge sprechende Figuren. Daß sie diese Wahl trafen, spricht auch für das Vorhandensein einer älteren Bilderschrift und für die stattgefundene Bewegung zu einer Uebergangsstufe. Sie haben zuerst, sagte Kornelius Takitus, Bilder von Thieren zum Kenntlichmachen ihres Sinnes verwendet, und, wie Diodoros äussert, auch Bilder von Gliedern des menschlichen Leibes und von Werkzeugen der Zimmerleute, Abbildungen von Menschenfiguren und Körpertheilen, von Thieren und Gewächsen, von Bauwerken und Geräthen, Waffen, Werkzeugen, Kleidungsstücken und von Anderem alsbald näher Anzuführendem. Bevor ein derartiges Schreiben möglich war, mußte die Kunst des Zeichnens und Malens bereits begonnen haben und geübt worden sein. Mochte immerhin die Zeichnung ungeschickt oder mager ausfallen — was man denn doch nicht einmal durchweg behaupten kann — die rege Vorstellung ergänzte und verstand die gegebenen Andeutungen: schwerer ward freilich in der Folge, da man die einmal eingeführten Formen beibehielt, das richtige Begreifen mancher Gestalten. Die Bilderschrift — und die Hieroglyfik war ja *insofern* noch eine solche, als sie Bilder zu Trägern der Lautschrift machte — führt immer zu der Nothwendigkeit eines *übereinkömmlichen* Verständnisses, dessen die einfache Malerei nicht bedarf. Sichtbare Gegenstände mußten den Stoff hergeben, mit dem das Schreiben auszuführen war. Verwendbar war nur, was sich leicht darstellen und leicht erkennen ließ, des Menschen Runzeln und Schläfe z. B. liessen sich nicht gut abzeichnen, wol aber sein Kopf, sein Ohr, sein Auge, seine Augenbranen, Lippen, Locken, Nase, Mund, Arm, Bein, Hand, geschlossene und offene Hand; auch gewisse Thätigkeiten waren allenfalls noch kenntlich zu machen durch die Haltung eines Menschen oder ihm in die Hand gegebene Werkzeuge. Auf dem Haupte der Menschen liessen sich durch Abzeichen ihre Stellungen in der Gesellschaft wahrnehmbar machen. Haupteigentümlichkeiten der Lebensweise, auf welche die Aufmerksamkeit des Volkes beständig hingerichtet war, boten gleichfalls

Digitized by Google

Manches, wofür sich eine bildliche Darstellung unschwer finden ließ; bei der Liebhaberei für Blumen, namentlich für den Lotos, von der die eigentlichen Bildwerke so viele Beispiele geben, fiel die Wahl gerne auf sie. In dem Lande jährlicher Feldvermessungen, zu denen die Nilüberschwemmungen zwangen, konnte der Grenzstein sehr wol ein erkennbares Zeichen abgeben. Wenn eine wellige Linie das Wasser oder den Nil ausdrückte , so konnte füglich dieses Zeichen in eine Umfassung, gleichviel ob in ein Viereck oder einen Kreis gestellt, z. B.  , ein Behälter, worin Wasser aufgefangen wird, eine Cisterne bedeuten. Die sternkundige Priesterschaft in dem Lande klaren Himmels wird mit Vorliebe Himmelszeichen gewählt haben, die ja ohnehin allgemein und für jede Zeit verständlich sind, während Formen künstlicher Gebilde wechseln: die Sonne als Kreis ○, den Stern ★, des Mondes-Fasen und anderes. Es ist nicht unmöglich, daß in diesen Zeichen die aufgehende und die untergehende Sonne unterschieden wurden: d. h. Morgen und Abend; wenn den Himmel vorstellte, so ergab vielleicht die Nacht und den Tag, die Sonnenhöhe, den Mittag. Ob diese letzten Deutungen den Sinn der Aegypter richtig getroffen haben, mag ich freilich nicht recht behaupten. ließ die Strahlen der Sonne erkennen, und den Regen. Von einer Priesterschaft läßt sich endlich voraussetzen, daß sie Götterbilder und heilige Geräthschaften, mit denen sie täglich zu schaffen hatte, die das Volk bei dem Tempelbesuche und bei Festen schaute, die in ihrer Form beharrten, während was im bürgerlichen Leben diente Aenderungen erfuhr, auch für ihre Schrift anwendete. Die hauptsächlichsten geometrischen Figuren, Kreis ○, Eirund ⬭, Dreieck △, Viereck □, längliches Viereck ▭ befinden sich unter den Hieroglyfen, obschon sie vielleicht so geformte Gegenstände eigentlich bedeuteten. Unter den Schriftzeichen kommen, wenn auch überaus selten, einige gar nicht zu schauende fantastische Gebilde vor, wie Menschen mit Thierköpfen, die in den religiösen Vorstellungen wurzelten.

Diese Bilder, deren Zahl auf ungefähr vierhundert mit der Zeit stieg, sollten nun nicht zu einer Gemäldeschrift dienen, sondern als lautliche Werthe und auch solche Wörter, von denen

man nach ihrem Sinne keine Abbildung geben konnte, für das Auge hinstellen. Das mechikanische Hieroglyfenbild gehörte in seinen Zusammenhang; außerhalb desselben war es beinah immer werthlos; jedes ägyptische Hieroglyfenbild hingegen trug beständig in sich eine gewisse Geltung und gab in jedem Zusammenhange eben dieselbe an. In eigentlicher Bilderschrift stehen die Figuren in wechselseitigem Bezuge, bekommen Sinn vom gegenseitigen Ineinandergreifen, gelten gruppenweise zusammen; sie unterliegen sinnbildlicher Ausdeutung und verändernden Darstellungen. Keme's Sohn stellte einzeln ein Bild neben das andere, so daß eines nur auf das andere folgte, und ließ jedes in seiner einmaligen Beschaffenheit unverändert, so weit nicht etwa Willkür dieses oder jenes Schreibers auf die blosse Ausführung seiner Zeichnung Einfluß übte. Wenn nun mit diesen Bildern die Wörter der Rede, die einen Satz bilden, darzustellen, und der fortlaufende Gedankenausdruck nach seiner Lautung zu zeichnen war, so mußte man sich ihrer Bedeutung als Bilder gänzlich entschlagen. Sie durften fortan nur nach ihren Benennungen, nicht mehr nach ihrem Sinne gelten. Weder als das, was sie unmittelbar vorstellten, noch in übertragenem Sinne konnten sie fernerhin aufgefaßt werden. Immerhin mochten der Lautschrift sprechende Gemälde abgetrennt beigegeben sein, wie ja geschehen ist, jedoch unter sie selbst konnte keine Bilderschrift gemengt werden. Es ist unmöglich, daß zwei grundverschiedene Systeme sich durchgreifen. Wir haben bei andern Völkern wahrgenommen, wie aus der Bilderschrift heraus eine schwache Lautschrift sich zu entwickeln anfing, vornämlich weil die Eigennamen und die Fremdwörter, die Klippe an der zuletzt jede Gemäldeschrift scheitert, dahin führten. Allein wo dies sich begab, ist es äußerst langsam und nur stellenweise, da, wo die Unzulänglichkeit der Bilderschrift grell hervortrat geschehen, ohne das Wesen der ganzen Schrift umzugestalten; wir werden auch erkennen, wie die ägyptische Sylbenschrift nach und nach, sehr allmälig, einer Alfabetschrift sich annäherte; jedoch zwei entgegengesetzte Systeme konnten von Anfang an nicht einträchtig, gemeinschaftlich die ägyptische Schrift bilden und nicht ihre Vermengung den Wortlaut der Rede geben. Wäre es selbst keine allgemeine Erfahrung, daß wer von

einem vorhandenen Grundſatz ſich abwendet, einen neuen aufſtellt und dieſen durchführt, dann ſich im Gegenſatze zu jenem bewegt und ihm gefliſſentlich den Rücken kehrt, ſo würde die Verwirrung, die unausbleiblich eintreten mußte, wenn ein Bild einmal als Bild, das anderemal als Laut hingenommen werden ſollte, davon abgehalten haben, anders als in Lauten zu ſchreiben. Der Willkür wäre Thür und Thor geöffnet geweſen, wenn der Schreiber an dieſer Stelle mit Lautzeichen, an der nächſten ſinnbildlich ſchreiben konnte.

Wenn nun die Aegypter Bilder in der Abſicht nahmen, mittelſt ihrer Ausſprache etwas *anderes* als was ſelbige vorſtellten, anzuſchlagen, ſo befanden ſie ſich in der Nothwendigkeit auf ſtrenge Genauigkeit und völlige Uebereinſtimmung im Klang der Bilder und des gemeinten Wortes zu verzichten; denn eine ſolche wäre einzig und allein bei gleichlautenden Wörtern erreichbar geweſen, deren Anzahl doch keine beträchtliche war. Es blieb ihnen ſchlechterdings nichts übrig als ſich dahin zu verſtehen, von der Forderung, daß der Namen des Bildes mit dem durch das Bild zu vergegenſtändlichenden anderen Worte genau zuſammenfalle, etwas zu opfern und demzufolge im Namen des Bildes etwas gleichgültig ſein zu laſſen, damit daſſelbe in ſeiner nunmehrigen verſtümmelten Lautwährung geeignet ward, andere Wörter zu decken. Ließ ſich nicht anders zu Rande kommen, als daß entweder die Stimmlaute oder die Mitlaute preisgegeben wurden, ſo konnte die Wahl keinen Augenblick zweifelhaft ſein. Das zur ſchriftlichen Bezeichnung gewählte Bild drückte demzufolge *blos die Konſonanten* aus und diente alſo für alle Wörter mit gleichen Konſonanten, wie auch ihre Vokaliſirung beſchaffen ſein mochte. Aus Sachenbildern machten auf dieſe Weiſe die Aegypter Lautbilder und ſie fielen hernach nicht mehr bei ihrer Anwendung in augenſcheinliches oder ſinnbildliches Malen derſelben zurück.

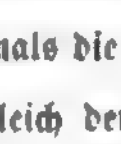
Zu einer einfachen und folgerechten Buchſtabenſchrift erhoben ſich, wie bereits geſagt, die Aegypter derzeit nicht, indem ſie noch auf einer *Zwiſchenſtufe* ſtehen blieben. Daher konnte Ammianus Marcellinus, der Geſchichtsſchreiber, gegen Ende des IV. Jahrhunderts, der in Teyx geweſen war, allerdings ſagen,[25] daß die

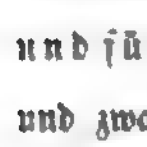
einzelnen Buchſtaben (d. h. Zeichen oder Bilder) für Namen und Worte dienten und manchmal einen vollen Sinn gaben, und darum hat der Aegypter Kosmas, der Indienfahrer in der Mitte des V. Jahrhunderts das Wahre getroffen als er „die hieroglyfiſchen Buchſtaben vielmehr Wahrzeichen von Buchſtaben nannte, mit dem Beiſatz, „denn Buchſtaben waren es nicht.“[26]

Das Verfahren, zu dem die Aegypter griffen, war nun dieſes. Sie bilden ſolche Gegenſtände ab, deren Namen diejenigen Mitlaute enthielten, welche das auszudrückende Wort beſtimmten. Natürlicherweiſe waren es zunächſt die erſten Mitlaute, welche der Name der Hieroglyfe hören ließ, auf die geachtet wurde; gleichgültiger war ihr Auslauten. Ein die Konſonanten, die man um ein Wort zu ſchreiben bedurfte, anſchlagendes Wort war zu dieſem Gebrauche geeignet, wofern ſein Begriff eine beſondere, durch beſtimmte Umriſſe leicht und ſicher kenntlich zu machende Geſtalt gab. Andere Wörter eigneten ſich nicht. Mehrkonſonantige Hieroglyfen wurden zuweilen nach ihren ſämtlichen Konſonanten verwendet z. B. die Eule, da ſie im ägyptiſchen Munde mulak (mulax) hieß und alſo die Konſonanten mlk (gleich mrk) bot, für melech „König“; in der Regel aber benutzte man blos ihre beiden erſten Konſonanten und ſchrieb längere Wörter mittelſt mehrerer Hieroglyfen. der Finger, tep (teb) gab tp: ſollte der Schreiber ausdrücken taibe (taipe) „Behältniß,“ tba „Zehntauſend“ u. dgl., ſo malte er, da auf die Vokaliſirung keine Rückſicht genommen wurde, den Finger . Wollte er „Zeitabſchnitt,“ „Monat,“ „Jahr,“ apot (abot) ausdrücken, ſo diente ihm dafür das Bild der Palme, welche pet (bet) ausgeſprochen wurde. Das Bild der rudernden Arme hot („ſchiffen“), der Kette hite (חית), des Nilpferdes (hte), der Hyäne, hoite, gaben ht; dieſe konnten mithin „Stunde“ (hote) ausdrücken. Mit dem Bilde der Laute konnte, weil ſie nfr oder nwr, nf oder nw enthielt, nowri „gut“, „Nutzen“, (an) nuwi, „der Gute“, „der Gütige“ geſchrieben werden;*

* 1846 verſchickte Sevffarth, welcher ſyllabariſches Leſen der Hieroglyfen ſeit 1825 behauptet, bei perſönlichen Begegnungen mit Champollion in

Mit dem Bilde der Schlange , deren Namen hop war, ließ sich hepi „Höhle" schreiben. Die Steinsäule oder der Obelisk (Maein) gab mn, konnte also für den Gott Amun geschrieben werden; der Mund (hro) gab here „ruhen", die Löwenklaue (kme, das alte k ändert sich später) gab km, konnte folglich keme „Aegypten", kom, jom „Macht, Herr", koma „Höhe", jom „Buch" ausdrücken; der Hirtenknüttel (bok, von bō) galt für bk u. s. w. Wie hier die beispielsweise angeführten Wörter, so konnten die Bilder für alle möglichen gleichkonsonantigen ver-

Paris und Rom gegen diesen geltend gemacht und in Schriften vertheidigt hatte, „Beiträge zur Prüfung der Hieroglyfensysteme" an die damaligen Forscher auf dem Gebiete des ägyptischen Altertums; in den dieser Schrift beigegebenen Hieroglyfentafeln wird Seite 39 n. 493 die Laute, unter Hinweis auf das hebräischr Nebel, koptisch NQP, NQ, als nfr geltend bezeichnet und in ihr selbst Seite 6, Zeile 18, 19 in der Mehrheitsform gebraucht für bonorum. In der von allen deutschen Orientalisten gelesenen Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft von 1849 gibt Seyffarth Seite 76, Zeile vier und fünf abermals die Laute = nf, nfr, als bedeutend ἀγαθῶν, „die Guten" und zwar als gleich der Variante  .

1868, mithin 22 Jahre nach obiger Veröffentlichung, erschien von Georg Ebers, „Aegypten und die Bücher Mose's", die Enzifferung der Hieroglyfenschrift in der Einleitung (ohne Seyffarth's Namen zu nennen) behandelnd, worin bei Darstellung ihrer Regeln Herr Ebers als Beispiel und Beleg für die syllabarische Auffassung (S. 5, Zeile 9—12) sagt: „wenn an der Stelle, wo hier die Laute steht, dort ausgeschrieben wird, so weiß ich, daß =  nofre oder nefer, entsprechend dem koptischen NOYQE. NOQPE, bonus, utilitas gelesen und mit „gut" übersetzt werden muß."

Hat nun Seyffarth das Angeführte nicht von Ebers, 20 und 22 Jahre vor dem Erscheinen des Ebers'schen Buches entlehnt, so wird nichts übrig bleiben, als daß Ebers es von Seyffarth entlehnte oder von einem Lehrer hörte oder im Buche eines Schriftstellers las, der es von Seyffarth entlehnt hatte, oder endlich, daß er nachweist, wer vor Seyffarth die Laute so als nfr bestimmt hat: diesen Nachweis ist er wegen der Art, wie er vor einem gemischten Publikum im leipziger Gewandhause, in der leipziger Aula und der dresdener geographischen Gesellschaft über Seyffarth sich ausgelassen hat, schuldig.

Digitized by Google

wendet werden. Wiewol viele Hieroglyfen auch drei Konſonanten geben konnten und wirklich gaben, ſo nahm man doch häufig, ja meiſtens, zwei Bilder um dreikonſonantige, ja ſelbſt um zweikonſonantige Wörter zu ſchreiben. — Die Schrift beruhte demzufolge auf der Gleichartigkeit der Wörter in ihren Konſonanten; die Selbſtlaute mußte der Leſende ſich nach dem Zuſammenhang ergänzen.

Dies Verfahren war ein ſehr einfaches und geſtattete ausgedehnte Anwendung. Aus der Menge der abbildbaren Gegenſtände hatten die Schreibenden freie Auswahl. Daher wurden denn auch ſehr viele Bilder ergriffen. Der Gedanke, aus dem dieſe Schreibart hervorgegangen war, geſtattete dieſe Freiheit, unter der die Verſtändlichkeit nicht litt. Demnach wurden im Verfolge der Zeit den anfänglichen Bildern manche paſſende hinzugefügt: wir finden in den erhaltenen Stücken einige Hieroglyfen, wie z. B. den Obelisk , wie die Papyrusrolle , wie das Kamel,[27] welche die Aegypter in ihrer älteſten Zeit noch nicht haben konnten. Für dieſe Annahme ſpricht auch, daß es mehrere Hieroglyfen gibt, welche (wenigſtens in den uns bekannten Schriften) außerordentlich ſelten vorkommen. Aber es lag in der Natur der Sache, daß man im Schreiben ſich derſelben Bilder bediente, welche man zu leſen gewohnt war und demgemäß an die einmal gangbar gewordenen ſich hielt. Die Macht der Gewohnheit führte dahin, daß man, was auch ganz zweckentſprechend war, für gewiſſe Ausdrücke in der Regel gewiſſe Bilder ſetzte, und als im Verfolge der ägyptiſchen Entwicklung, die in ihren erſten Zeiten ſich durch große Macht des Schaffens und Weiterbildens auszeichnete, Erſtarrung und nahezu Stillſtand eintrat, bediente man ſich nicht leicht anderer Schriftzeichen mehr, als der herkömmlichen. Ein ſtrenger Abſchluß, der die Aufnahme eines neuen Bildes verhindert hätte, iſt aber ſo lange der Fluß des ägyptiſchen Lebens friſch wogte, ſchwerlich erfolgt. Manche Bilder geriethen mit der Zeit außer Anwendung, andere dagegen, neue, in vorzugsweiſen Gebrauch.

Mit dem urſprünglichen Grundgedanken der Schreibweiſe kamen indeß, wie ergiebig er auch war, die Aegypter nicht aus.

Hin und wieder war über die Nothwendigkeit, auch den Selbstlaut zu bezeichnen, nicht wegzukommen. Wenn Zweideutigkeit zu befahren war, fanden sie sich in dem Falle, Vokale auszudrücken. Auch bei vielen Eigennamen, die sich ja nicht immer nach den gewohnten Regeln bemessen lassen, war dies wünschenswerth. So entschlossen sie sich denn ausnahmsweise, zur Verhütung naheliegender Verwechslungen, Vokale zu schreiben, besonders solche, welche den Anfangslaut des Wortes gaben, oder einsylbiger Wörter vokalischen Auslaut. Zum Bilde wählten sie alsdann ein mit dem gesuchten Vokale Anlautendes, und dieses Vokalzeichen wurde denjenigen Hieroglysen, welche das konsonantische Gerüst des Wortes bildeten, nachgesetzt, d. h. da man gewöhnlich von rechts an schrieb, links hinter die Konsonanten-Bilder oder aber unter sie gestellt, als letztes Zeichen, gleichviel ob es an den Anfang, die Mitte oder den Schluß des Wortes gehörte. Die Vokal-Hieroglyse muß gleichsam zurückgelesen, vor schon Angeschlagenes gerückt werden; also wo npu stand, war z. B. nup zu sprechen. Dieser auffällige Umstand, daß das Vokalbild nicht an seine richtige Stelle, sondern an den Schluß kam, diese Versetzung desselben beweist, daß die syllabarisch-konsonantische Schreibart die ältere ist, und daß nachträglich, nachdem sie lange feststand, erst Vokalzeichnung in manchen Fällen aufkam, beim ersten Anfang dieses Schreibens aber gar keine Vokale ausgedrückt worden sind. Die Gewohnheit war so mächtig, daß, auch wenn einmal von links an geschrieben wurde, dann der Vokal doch auf die linke Seite des oder der Konsonanten gesetzt ward. Dieser Umstand scheint außerdem noch zu beweisen, daß die Aegypter die Folge von rechts nach links als die eigentliche ansahen, indem sie an diese gewöhnt und die ein Wort ausmachenden Bilder als eine Gruppe, als ein Ganzes für das Wort auffassend, beim Schreiben desselben in veränderter Richtung die Stellung des Vokalzeichens in der alten Weise beibehielten. Uebrigens deutet Manches darauf hin, daß es die Aegypter trotz ihres Bedürfnisses die Selbstlaute zu bestimmen, mit deren Bezeichnung nicht so streng und scharf genommen haben, wie man erwarten sollte, sondern daß ihnen diese und jene Vokalhieroglyse mehrere Stimmlaute angab, das Blatt z. B. a und e (in späterer Zeit i). Bei der vokalischen

Digitized by Google

Anwendung von Hieroglyfen drückte nun das Bild nur einen Buchſtaben aus, war folglich kein Sylbenzeichen mehr, ſondern wirklich ein Buchſtabe.

Eben darauf wurden aber die Aegypter auch hin und wieder bei ihrer konſonantiſchen Schreibung geführt. Geſetzt, es war ein zweiſylbiges, dreikonſonantiges Wort zu ſchreiben und wurde mittelſt zweier Hieroglyfen ausgedrückt, ſo ward auf die eine nur ein einziger Konſonant gerechnet, ihr zweiter war überſchüſſig. In dem zu ſchreibenden dreikonſonantigen Worte konnte auch der zwiſchen zwei Selbſtlauten ſtehende Mittelkonſonant oft zur erſten oder zur zweiten Sylbe gezogen werden. Die Hieroglyfe, die urſprünglich die zuſammengehörigen eine Sylbe haltenden, einen Stimmlaut einſchließenden Konſonanten zum Ausdruck zu bringen beſtimmt war, konnte alsdann zwei getrennte, verſchiedenen Sylben angehörige Konſonanten oder gar nur einen einzigen Konſonanten bezeichnen. In ihre eigentliche Währung kam ein Bruch. Eine Zerreiſſung der Sylbe, die ſie vorſtellte, geſchah.

Derſelben Nothwendigkeit, nur den erſten Konſonanten einer Hieroglyfe als Schrifttheil gelten zu laſſen, konnten ſich die Schreiber nicht entſchlagen, ſobald ſie Wörter, wie manche Partikeln, deren Leib nur einen einzigen Konſonanten hatte, hinzeichneten. Sollten ſie z. B. das ke lautende Verbindungswort „und" hinſetzen und malten ſie dafür den kote lautenden Henkelkorb , ſo konnte derſelbe nun nicht kt vorſtellen, ſondern nicht mehr als k bedeuten.

Ferner, wenn geeignete Bilder zur ganzen Darſtellung einer Konſonantengruppe mangelten, wenn es für gewiſſe Konſonantenverbindungen kein gleichnamiges Bild gab, oder um bei Eigennamen nahe liegende Undeutlichkeit auszuſchließen, bediente man ſich, nachdem man einmal dahin gekommen war bisweilen eine Hieroglyfe nicht als Sylbenzeichen zu verwenden, einer ſolchen zur Vertretung ihres bloſſen Anfangslautes oder erſten Konſonanten.

In dieſen Fällen ging demgemäß frühzeitig die ſyllabariſche Schrift in alfabetariſche über. Ja, man muß ſogar ſagen, ſie habe ſich bei dem erſten Schreiben ſchon von ſelbſt

ergeben, weil viele einsylbige Wörter blos einen einzigen Mitlaut hatten, folglich auch nur einen bezeichnen konnten. Dies hatte jedoch zu keinem Alfabete verholfen; der leitende Gedanke war wesentlich ein anderer und darum konnte man sich auch nicht mit der geringen Zahl der Bilder begnügen, welche zur Bezeichnung aller Buchstaben grade hingereicht hätte; darum wurde auch in der Folge die Hieroglyfik nie zu einer wirklichen Alfabetschrift, obwol sie viele Zeichen von alfabetarischer Geltung enthielt. Blieben diese doch mit den syllabarischen vermengt. Dieses Umspringen in alfabetarische Währung ging nicht vermöge der Kraft eines höheren Grundsatzes vor sich, sondern trug sich nothgedrungen zu, insofern der zweite Konsonant der Hieroglyfe unnütz würde, oder aushülfsweise, in der Absicht mögliche Schwierigkeiten zu beseitigen. Das anfangs geschaffene System war mit der alfabetarischen oder akrosonischen Verwendung von Hieroglyfen keineswegs umgeworfen und durch ein neues ersetzt; es entstand nicht etwa ein begrenztes Alfabet, sondern freier Spielraum war der Willkür des Schreibers gelassen, ob er Hieroglyfen syllabarisch oder alfabetarisch anzuwenden und aus der Menge der geläufigen Abbildungen viele abwechselnd für ein und denselben Laut zu benutzen beabsichtigte.

Alles Bestehende entwickelt sich weiter und dann gehen mit Nothwendigkeit Veränderungen vor, welche eine bedeutende Rückwirkung auf die Grundlagen ausüben. Sei ein Grundgedanke auch einfach und klar, so schützt dies doch nicht vor dem Eintreten von störenden Verwicklungen bei seiner Durchführung. Sowol an der mechikanischen Gemäldeschrift, wie an der tsinesischen Wortschrift haben wir schon diese Erfahrung gemacht.

Auf die angegebene Weise hatten die Aegypter eine Sylbenschrift gebildet, die bereits im Uebergange zu einer einfacheren Auflösung der bei dem Schreiben vorliegenden Aufgabe sich befand. Wie überraschend einfach der zuerst geltend gemachte Grundgedanke auch war, so hatten sich doch bei der Durchführung, wie wir sahen, einige Schwierigkeiten ergeben. Der ursprüngliche Grundsatz der Wiedergabe von Sylben durch Sylben, erwies sich nicht schlechtweg als durchführbar. Unvermerkt hatte die Anwendung desselben hinübergeführt zur Kennzeichnung von Sylbenbestand-

theilen, d. h. von Buchstaben; allein zur Aufstellung eines Alfabetes gelangten die Aegypter nicht.

Nachdem ein neuer Grundsatz innerhalb der ägyptischen Schrift um sich gegriffen hatte, welcher aus dem älteren sich ergab, aber gleichwol mit diesem sich nicht vertrug und ihn doch auch nicht verdrängte, um sich ausschließlich an seine Stelle zu setzen, standen zwei Behandlungsweisen nebeneinander. Konnte ja doch nun das Bild einen Konsonanten allein ausdrücken oder mehrere Konsonanten, zwei, selbst drei; konnte es doch, falls sein Name vokalisch anlautete, einen Vokal oder ein paar Konsonanten anschlagen. Das „asch" genannte Palmblatt z. B. stellte nun sowol sch als a (e) vor. Die Schrift umfaßte eine Mengung. An das Hervortreten der alfabetarischen Auffassung knüpften sich unausbleibliche Mißstände. Mochte es immerhin die nothwendige Entwicklung des syllabarischen Schreibens sein, daß die Sylbe in zwei getrennte Konsonanten zerbrochen wurde, so wurde doch damit das bisherige System gestört und zerrüttet. Lebendige Sprachkenntniß wird im Zusammenhange der Schrift über die möglichen Mißverständnisse meist hinweggeführt haben, allein häufige Verlegenheiten brachte doch das mögliche Schwanken in dem Verstehen der Bilder. Da wurden Hülfsmittel erforderlich, um in Zweifelsfällen sicher zu unterscheiden, welche von den beiden verschiedenen Auffassungsarten Platz greifen solle.

Nicht immer, aber nicht selten fanden die Schreiber es angebracht, um etwaiger Verwirrung vorzubeugen, einen dahin gehenden Wink zu geben, und dies thaten sie durch den Zusatz von Hieroglyfen, die nun keinen selbstständigen Werth, sondern blos einen Bezug auf das Verständniß anderer Hieroglyfen besaßen, die also nichts weiter als Unterscheidungszeichen waren.

So setzten sie denn hinter syllabarisch zu verstehende Hieroglyfen zuweilen das Bild eines Berges oder Haufens , welches to, (tou, tove), auszusprechen, „viel", „vielfach", „Menge", „Verschiedenheit" zu lesen war, um anzumerken, daß in der Gruppe, bei der es stand, jeder Bildname mehrere Konsonanten zur Lesung stelle.

Ein anderes zuweilen gebrauchtes Mittel, um anzugeben, daß etwas syllabarisch aufzufassen sei, bestand in der zweimaligen Setzung des nämlichen Bildes oder im Zusatz einer andern, eben die nämlichen Konsonanten enthaltenden Hieroglyfe.

Handelte es sich dagegen um die Bezeichnung alfabetarisch zu nehmender Hieroglyfen, so bediente man sich gleichfalls eines Zusatzes, der hinter das Wort kam und zwar in verschiedener Weise. Man setzte nämlich öfter das wirkliche Abbild der grade gemeinten Sache zum Geschriebenen; dieses selbst konnte man nicht zu seinem eigenen schriftlichen Ausdruck gebrauchen, weil dies wider den ersten Grundsatz, daß der Name des gezeichneten Bildes seine Konsonanten für ein anderes Wort gebe, gelaufen wäre und die Lesenden fortwährend unsicher gemacht haben würde, ob sie hier ein Bild in seinem eigentlichen Werth als den Gegenstand, den es darstellt, oder aber als Lautzeichen zu verstehen hätten; nur als Unterscheidungszeichen (diakritisch) hinter einem geschriebenen Worte konnte man es so verwenden. Sollte also z. B. „Krokodil" geschrieben werden, so wurde nicht etwa ein Krokodil gemalt, um dasselbe vorzustellen, sondern dessen Benennung suchi, sukhi zuerst geschrieben, und sollte das alfabetarisch geschehen, etwa mit dem Bilde des gebrochenen Flachses seppe, welches s gab, und mit dem Bilde der Brust, welche Kibe hieß, für k, welche neben einander nach gewöhnlicher Weise etwa Sapakap ergeben haben würden; indem nun aber noch als drittes Bild das Krokodil selbst hinzugesetzt wurde, schließt dieses die syllabarische Lesart des Vorangegangenen aus und wies auf die andere, die alfabetarische, sei es, was minder wahrscheinlich ist, als das Bild der eben geschriebenen Sache, sei es, weil das Krokodil mit seinem Namen noch einmal sk anschlug. Diese letzte Annahme gewinnt an Glaublichkeit durch den Umstand, daß in solchen Fällen man auch zu einer anderen Aushülfe griff, welche deutlich auf die Lautung hinwies. Nicht immer ließ sich das gemeinte Wort mit seinem Gegenstande darstellen; man bediente sich daher auch der Beifügung gewisser, sehr geläufiger Hieroglyfen, die dann nicht die Kraft von Lauten hatten, sondern blosse Weiser waren, und man wählte auch

dergleichen in Fällen wo das Vorangegangene abbildbar gewesen wäre. Die Wahl unter den Hieroglyfen zu diesem Zwecke scheint frei gewesen und nur an die Bedingung gebunden worden zu sein, daß ihr Name dieselben Buchstaben wiederholte, welche das auszudrückende Wort enthielt. Sollte „Haus" hepi alfabetarisch geschrieben werden, so brauchte man vier Bilder: die Kette hite, die Schlange op (how), das Gleis, welches unter das Schlangenbild gesetzt wurde, isch und endlich die gewundene Schlange. Dieses letzte Bild verhinderte die Lesung h-t-p-i (oder htpsch) und forderte das erste als h, das zweite als p, das dritte als Vokal zu nehmen. Der Deutlichkeit halber ward also das Nämliche zweimal geschrieben.

Damit war man wol im Stande die Undeutlichkeit abzuwehren, die vom alfabetarischen Gebrauch der Bildnamen drohte, aber die Schreiberei wurde darüber schwerfällig und schleppend. In sie geriethen eine Menge Bilder, die an ihrer Stelle nichts weiter als Lesezeichen waren.

Von dem Grundsatze, welcher der Hieroglyfik zu Grunde lag, ließ sich ein ausgedehnter Gebrauch zum Bezeichnen überhaupt machen. Die nächste Anwendung geschah an den Götterbildern, an denen, um sie kenntlich zu machen, das syllabarische Zeichen für ihren Namen auf ihrem Kopfe oder als Kopf angebracht wurde[28]. Die Darstellung der Nut trug auf dem Haupte ein Gefäß, welches n anzeigte, die Sep's eine Gans d. h. sp, die Hator trug ebenso die Hieroglyfe ihres Namens[29]. Des Gottes, dessen Namen die Griechen Horus nannten, Bildwerk hatte einen Sperberkopf (für herus, griechisch kyrios, deutsch Herr) und drückte mittelst desselben hr aus. Die wunderlichen Gestalten waren mithin, vorsichtig sagen mir: theilweise — durch Anfügung von Lautwerth in sich schließender Abzeichen entstanden. Auch die Bezirke des Reiches wurden in gleicher Weise gekennzeichnet. Auf Tempeln wurden Aufzüge Huldigender abgebildet, welche dem Herrscher die Erzeugnisse ihres Landes darbringen. Harris entdeckte, daß die Darbringer Personifikationen eines bestimmten Gaues sind, dessen Namenszeichen sie führen.

Hieroglyfen wurden auch auf geweihte Steine gesetzt, welche

Digitized by Google

vermöge der auf ihnen befindlichen Schrift ihre Träger vor Unheil beſchützen ſollten. Ein myſtiſcher Gebrauch fand für ſolche Amulette ſtatt, welche nur inſofern, als ſie wirkliche Bilder trugen, ſinnbildlich aufzufaſſen waren, übrigens aber deutlich in der gewohnten Weiſe redeten. Ob ihres Bezuges zu den göttlichen Mächten hielt man ſie für das Jenſeits beſonders wirkſam und legte ſie zu Verſtorbenen in's Grab.[20]

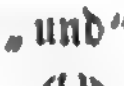
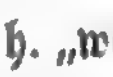
Der Gewinn, der in der Aufſtellung dieſes Schriftſyſtems lag, ſpringt in die Augen. Lebendige Sprachkenntniß wird im Zuſammenhang der Sätze über manche Schwierigkeiten hinweggeholfen haben.

Die ägyptiſche Schreibweiſe geſtattete den vollſtändigen Abdruck der Rede. Beſtimmt war die Bezeichnung und mit Sicherheit ließ ſich im Ganzen leſen. Die Sprache der Aegypter war nicht ſtarr und ſteif, noch abhängig vom Betonen wie die ſineſiſche, ſondern gegliedert und beweglich wie die ariſchen Sprachen, mit denen die ſemitiſchen zuſammenhängen, wenn gleich ſie nicht entfernt die Beugſamkeit des Indiſchen und Griechiſchen beſaß. Sie ſtand dem Hebräiſchen nahe. Der urſprüngliche Beſtand an Ausdrücken mochte ein halbes Tauſend Wörter betragen. Dieſe wurden durch Erweiterungen und Zuſammenſetzungen zu vielen Tauſenden vermehrt. Im Verdoppeln der Wurzel, welches ihre Bedeutung verſtärkte, im Einſchieben z. B. des Naſals, des t, in Vorſätzen und mit Verbindungen mehrerer Wörter wuchs der Vorrath der Sprache.

Das Gegenſtandswort war vom Zeitwort, das Hauptwort vom Eigenſchaftswort noch ungeſondert; die Behandlung machte ihre Verſchiedenheit. Der Zuſatz von s, zur Wurzel kündigte an, daß kein Zeitwort, ſondern ein Nennwort zu verſtehen wäre. Die thätige und leidende Form, ſowie die einfache und die bedingte Ausſage war am Zeitwort noch nicht unterſchieden, die Zahl der Formen noch gering und nicht durch Beugung am Ende, ſondern durch Vorſätze pflegten ſie ausgedrückt zu werden. Geſchlecht und Mehrzahl geben nicht Endungen an, ſondern Beiſätze. Das Bild, welches „viele" lautete, erhob Hauptwörter, Zeitwörter, Eigenſchaftswörter, Fürwörter, ſobald es ihnen nachgeſetzt wurde, in die Mehrzahl. Das Hintenanhängen der näher

Digitized by Google

beſtimmenden Wörter läßt noch den Gang der Sprachentwicklung erkennen, die zuerſt nur auf die Sache merkte, ſpäter erſt inne ward, daß eine weitere Bezeichnung Noth thue. Vieles blieb noch unverbunden und ward nur einfach nebeneinander geſtellt; ohne verbindende Uebergangswörter folgten gewöhnlich die Sätze einander. Die Einfachheit dieſes Sprachbaues erleichterte ohne Zweifel den ſchriftlichen Ausdruck mit den dazu gewählten Mitteln.

Der vorzüglichſte Behelf zur Beſtimmung waren Partikeln, Wörter, für welche wegen ihrer Kleinheit die ſie anſchlagenden Bilder meiſt nur in alfabetariſcher Geltung verwendbar waren. Solche traten unmittelbar an das Wort an, zu dem ſie gehörten. Mittelſt der Verhältniß- der Binde- der Fürwörter half ſich der Aegypter um die beſondere Richtung der Verknüpfung der Wörter zum Satze auszudrücken. Manche von ihnen ſind zugleich Hauptwörter; man verſtand dieſe aber vor andern in dem Sinne, in welchem ſie jenen entſprachen. Die Waſſerwelle gab n (an, en) im Sinne von „nein," der Korb (Kot für k), allein oder mit  , auch mit gab ke „und", der Mund zuweilen mehrmals geſetzt, die Kette allein oder mit dem Arme, oder mit fünf , Thränen mit dem Munde, weiter das Blatt mit dem Vögelchen , das Fenſter mit dem Munde, der Gürtel mit dem Grenzſtein im Sinne von „hinzufügen" vertraten alle das anſchließende „und", welches übrigens auch oft gar nicht ausgedrückt wurde. Die Buchrolle  , (xom) dschöm lautend gibt dsche d. h. „weil" „folglich," „wann" u. ſ. w., gab ma „wie", „gleich". Allein die Gedankenverbindung war noch wenig ausgebildet, da ſelbſt ein Wort für die Gegenſätzlichkeit („aber", „jedoch") mangelte.

Ein Reichtum an Fürwörtern zur Beſtimmung der Perſonen erleichterte dagegen das Unterſcheiden. Der Mann , oder gab „ich" und „mein" ohne Geſchlechtsverſchiedenheit; der Korb , zuweilen auch die Kopfbedeckung , oder die Krone „du" und „dein"; der Träger , die Viper oder die

Ohrenſchlange , das Vögelchen , der Knaul , und der gebrochene Flachs , der Riegel (nach de Rougé erſt in der letzten Zeit gebraucht), gaben „er", „ſein", ſämtlich ohne Anzeige des Geſchlechts. Ein beigeſetzter Berg, t, kennzeichnete, wenn man es für nöthig hielt, das Weib. Die ſechs Bilder für „ſein", wurden auch für „jener" verwendet, alsdann aber galten nur die vier erſten für die männliche, die letzten für die weibliche Form. In der Mehrzahl gab mit „drei" die Waſſerwelle „wir" und „unſer", der Berg und die Waſſerwelle „ihr", „euer", der Riegel und die Waſſerwelle „ihr," „ſie." An ihrem Ende nahmen ſie die Partikeln an, welche unſere Caſus ausdrückten. Dieſe Wörter alle wurden andern Wörtern, und falls dieſe den Artikel hinter ſich hatten, erſt dieſem nachgeſetzt. Es gab noch ein zweites Separatpoſſeſſivpronomen, welches Hauptwörtern angehängt wurde und auch die Geſchlechter unterſchied: das Faß mit der Ohrenſchlange lieferte „mein" in der männlichen, der Berg mit der Ohrenſchlange, die weibliche Form. Das Vögelchen , der Knaul mit den Blättern lieferte das Wort ohne Unterſchied der Geſchlechter. „Unſer" vertrat in männlicher Bedeutung das Faß mit dem Topf , in weiblicher der Berg mit dem Topfe. Der fliegende Vogel , mit , oder mit bedeutete „dieſer," der Berg mit „dieſe." Der gebrochene Flachs gab das Relativ „wer", „welcher" an, ebenſogut wie „er." Eine Ausbreitung aller dieſer für das Leſen überaus bedeutungsvollen Wörter würde uns über die Schranken unſerer Aufgabe: begreiflich zu machen, wie man ſchrieb, hinaus auf das Gebiet der Sprachlehre führen, welches zu durchſchreiten unſere Abſicht nicht ſein kann.

Das als Dingwort gebrauchte Wort hatte an ſich kein Geſchlecht; der Zuſatz „männlich" oder „weiblich", bezeichnete es in der erforderlichen Weiſe. Für Hauptwörter gab die Nominativform des Artikels Nachſetzung an oder das vorgeſetzte beſitzanzeigende Fürwort. Das beſtimmte männliche Geſchlechtswort iſt p, (pe oder pa oder pi) der Grenzſtein , oder

der = „der“ (poi) das bestimmte weibliche t (to oder ta), der Berg ⌓ oder ⌓ , = „die“ in späterer Zeit auch und . Ihre Weglassung oder der Vorsatz von m oder n oder u, gibt das unbestimmte „ein.“ Ebenso wird das hinweisende Fürwort „dieser“, männlich pai, oder , weiblich tai ⌓ oder ⌓ vorgesetzt. Man will übrigens auch bemerkt haben, daß in den ältesten Schriften der unbestimmte Artikel („ein“) gar nicht, der bestimmte selten gebraucht worden sei. Der schriftliche Ausdruck nahm mithin an Schärfe zu. Aus der häufigen Anwendung des Artikels wollte man daher auf späte Zeit der Abfassung schließen. Die Artikel pluralisirte eine den Fluß ausdrückende Wellenlinie ni (na) ~~~ oder statt dessen auch wol (non). Der Dual ward auf eine Weise ausgedrückt, welche verräth, daß er der Sprachgliederung eigentlich fremd war, nämlich durch zweimaliges Setzen des Hauptwortes oder durch Anhang des Zahlwortes oder der Ziffer „zwei“. Die unbeschränkte Mehrzahl gab die dreimalige Wiederholung des Hauptwortes oder zum einmal geschriebenen der nachfolgende Zusatz des Wortes „viele“ hua, howa (howo) hoñ mittelst des Bildes oder , eines jungen Vögelchens, ne, ni, einer Ohrenschlange oder eines Knauls oder einer Papyrusrolle, oder endlich durch oder III drei Striche oder Grenzsteine, (■ uot, „eins“); ja in Folge einer in der Hieroglyfik bemerkbar werdenden Wiederholung oder Verdoppelung des schon Geschriebenen, über die später mehr zu sagen sein wird, fügte man oftmals zu den vorerwähnten Mehrheitsbildern, auch noch diese Bezeichnung der Mehrheit hinzu. Dagegen setzte man auch, wenn mehrere Wörter hintereinander in der Mehrheit verstanden werden sollten, nur dem letzten ihr Zeichen bei. Wie sehr die Aegypter noch in dem Anfangszustande sich befanden, auf welchem man durch Wiederholungen die Zahl kenntlich macht, zeigt eine von Champollion in Karnak bemerkte Schrift, in welcher das Bild eines Gottes neunmal nebeneinander abgebildet ist, wol: „9 Götter.“

Eine Deklination war im Grunde nicht vorhanden. Die Beziehung zweier Hauptwörter auf einander ergab sich entweder durch schlichte Nebeneinanderstellung, wie im Hebräischen, oder durch das Dazwischenschieben von Partikeln, welche die Beziehung vermittelten. Im ersten Falle machte vermuthlich in der lebendigen Rede die veränderte Betonung die Zusammengehörigkeit zweier Wörter und das Abhängigkeitsverhältniß des Einen auf deutliche Weise kund; es war das erste das Näherbezeichnende, das zweite der Grundbegriff, an dem etwas galt, oder das zweite und dritte das im Genitiv befindliche; das näher Bezeichnende ist wie im Deutschen das erste z. B. Ra-bok „der Sonne Diener". Bezeichneten Partikeln ausdrücklich die Beziehungen, so diente ein zwischen die Wörter gestelltes en „von" (dessen), nämlich , in jüngerer Zeit die Krone oder das Kugelgefäß , oder em (in, von) , der Pflug , oder , oder andere Bilder, die den betreffenden Laut anschlugen, für den Genitiv. Dann nto , , in späterer Zeit auch und für unsern Dativ und Ablativ. E und ero (zu) für den Lokativus oder Akkusativ, den sonst auch das Vorangehen des Zeitwortes anzeigt. Wir müssen aber beachten, daß die Fälle nicht durchweg unserer Anwendung entsprechend gebraucht wurden. Da der Ausgangspunkt für die Casus angebenden Partikeln das Zwischensetzen derselben zwischen zwei auf einander bezügliche Wörter war, so wurden diese Beugungswörter keine Endungen, wie in unserer Sprache, sondern Vorsätze.

Obgleich die Aegypter ursprüngliche Adjektiva hatten, wie z. B. nuwi (nofre) „gut," so war doch deren Anzahl gering und sie halfen sich oft, wie die Hebräer, um den entsprechenden Sinn auszudrücken mit der Verbindung zweier Substantiva und sagten z. B. „ein Mann des Guten," wo wir „ein guter Mann" sagen. Demnächst stempelte der Zusatz von w oder f (ef), eines s (es), t (et), ui (Participialformen der Hülfsverba?) zum Eigenschaftsworte, gab einem Worte, welches sonst als Substantiv hätte angesehen werden können, den adjektivischen Sinn, also (f) (s) (t) , z. B.   ist (h) onch-f

Digitized by Google

„leben-dig", f gab die männliche, s die weibliche Bedeutung. Umgekehrt steigerte der Vorsatz von mt ⟹ ein konkretes Wort in's Abstrakte, erhob also das Eigenschaftswort zum Hauptworte. Die Adjektiva wurden den Substantivis nachgesetzt und gleich diesen behandelt; mit dem Mehrheitszeichen pluralisirten sie auch ihr vorangehendes Hauptwort.

Steigerungsformen gab es nicht. Was vergleichsweise hervorgehoben werden sollte, wurde wiederholt (was aber zugleich auch die Mehrheit ausdrückte), oder bekam vorgesetzt ein „mehr", „sehr", „viel", „groß", bezeichnendes Wort, oft mr (mer), uot, n; er ⬭. N oder an diente auch wie die Wiederholung für den Superlativ oder es ward durch beigesetzte Wörter etwas als erstes ausdrücklich bezeichnet; man schrieb z. B. „groß-groß" oder „der Erste der Großen." Der „dreimalgroße" heißt ein Gott.

Adverbiale Bedeutung verlieh die Participialform op, opt.

Wurzeln wurden durch den Ansatz von hot, durch das Bild eines Armes mit einer Keule 𓎛 zu Zeitwörtern gestaltet. Hauptwörter verwandelten in Zeitwörter die r, (er, ere, ire, ro) lautenden „sein" oder „thun" bedeutenden Bilder des Auges 𓁹, des Mundes ⬭, des Riegels, 𓊃 oder des gebrochenen Flachses 𓋴, der Brust 𓂝 mit der Welle 𓈖, welche „handeln", „nehmen" ausdrückten, auch gemäß der in der Hieroglyfik um mehrerer Sicherheit des Verständnisses willen eingerissenen Verdoppelung, Auge und Mund oder Blatt und Mund. Der Riegel 𓊃 machte auch Beiwörter zu Zeitwörtern. Riegel 𓊃 mit gebrochenem Flachs 𓋴 gab Verbis die intransitive Bedeutung; sie selbst bezeichneten schop „machen" (possidere, prehendere, esse). In verneinende Bedeutung wurde der Sinn der Wörter umgekehrt durch 𓉔 das Klafterbild, für ht, dem oft 𓈖 n (an) als Vergangenheitszeichen beigefügt war.

Das Zeitwort tritt in einer einzigen Form auf. Ob es im thätigen oder leidenden Zustande gemeint sei, entschied sich durch die Stellung. Voranschreitend dem Hauptwort steht es in der thätigen Form da; das ihm folgende Hauptwort haben wir im Wenfall u. s. w. zu verstehen. Dem Hauptwort nachgesetzt ward es hingegen in der leidenden Form gemeint. Mere Amun heißt

„den Amun lieben" Amun mere „von Amun geliebt." Das Beſtimmende ward zuerſt genannt. Eine beſondere leidende Form war in vielen Sprachen erſt eine Erſcheinung ſpäterer Zeit. Man drückte ſich aus „man liebt den König", wo wir ſagen würden: „der König wird geliebt". Seiner Zeitbedeutung nach gewährte das Verbum an ſich keinen näheren Aufſchluß, ſondern war im allgemeinen als vergangen zu nehmen, oder als bloſſer Begriff (als Dingform oder Infinitiv), und konnte ſo auch die befehlende Art ausdrücken. Die Betonung kennzeichnete es dann vermuthlich.

Erſt der Zuſatz von Hülfszeitwörtern oder Partikeln verſchaffte Abwandlungen, als mit der geſtiegenen Entwicklung der unbeſtimmte Ausdruck nicht mehr genügte und das Bedürfniß, ſeinen genauer geſtalteten Gedanken in größerer Beſtimmtheit auszuſprechen, mächtig geworden war. Mit dem durch das Palmblatt ausgedrückten Zeitwort „ſein", e, gab der Aegypter die Gegenwart, mit dem durch das Adlerbild oder dem jungen Vogel ausgedrückten Zeitwort „haben", ha, a, die Vergangenheit. Beide traten vor das Wort. Sonach war zu leſen: Blatt und Laute (nwr) enuwi „er iſt gut", Adler und Laute anuwi „er war gut." Außerdem diente für die Gegenwart noch das bloſſe „ich", welches vermuthlich dem „ich lebe, ich bin, meine Zeit" entſprach, ausgedrückt durch ein Mannsbild ( ), einen Grenzſtein, d. h. einem Viereck oder kleinem Strich ▪ (p). Steht es voll geſchrieben mit p (anok pe) für „ich bin": ſo las der Aegypter dies aus dem Kugelgefäß , Henkelkorb , und dem Grenzſtein, heraus; die beiden erſten Bilder gaben anok „ich", die beiden letzten pe „bin". Ferner trat noch als Hülfszeitwort die vereinzelte Gruppe eines Blattes und eines Kindes , dem Sein entſprechend, ein und beſonders für Participien, die zu Hauptwörtern gehörten, der Haſe .

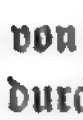
Sodann geſellten ſich näher beſtimmende Partikeln zum Zeitwort. Solche, welche den Sinn von „hin," hatten, ero, e („um") und na (letzteres — „gehen, kommen"), in der Schrift die Bilder des Mundes oder des Kugelgefäßes , oder der Waſſer-

welle oder des Palmblattes , vorgeſetzt der Wurzel, bezogen dieſe auf die Zukunft. Palmblatt und Kugelgefäß und Laute waren demgemäß auszuſprechen enanuwi und bedeuteten „wird gut ſein.“ Auch der Zuſatz des Hülfszeitwortes „machen“ richtete den Sinn auf das Zukünftige.

Ein n (en, nei) hinter der Wurzel, z. B. die Welle , zuweilen noch mit dem Grenzſtein, pe, vermehrt, machte die auf anderes bezogene Vergangenheit kenntlich (Imperfekt und Plusquamperfekt). Finden ſich zwei Wellenlinien bei einander hinter der Wurzel, ſo wurde ausdrücklich die Vorvergangenheit hervorgehoben.

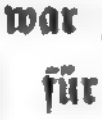
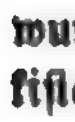
Zum Participium des aktiven Präſens geſtaltete der Anhang eines jungen Vogels , des Knauls und zweier Baumblätter (in der Mehrheit mit //) ſoviel als op oder eop; zum Participium des paſſiven Präſens im Laut von opt der junge Vogel mit dem Berge, , oder Knaul und Berg, , oder eine Blüthe, . Der Anhang der drei Grenzſteine rückte beide Participien in die Mehrheit und ein n in die vergangene Zeit. Mit letzterem war das Participium Perfekti hergeſtellt. Die Participia dienten zugleich als Adjektive, wozu ſie mit dem Bilde des Schreitens , d. h. t (et) ausgeſtattet wurden. Bei dieſem adjektiven Gebrauche der Participien bezeichnet der Zuſatz von ef die männliche, von es die weibliche Form. Zum Gerundium ſtempelte die an die Wurzel angehängte Ohrenſchlange als ef. Vorangehende Präpoſitionen machen öfter den Infinitiv kenntlich.

Den bedingten Fall oder die Möglichkeitsform ergab der Vorſatz der Partikeln ente „daß“, nämlich Kugelgefäß und Berg ; „wenn“, en, nämlich Waſſerwelle, oder Blatt und Waſſerwelle, oder ; e nämlich des Blattes ; ero, ehrai, („in Abſicht“?) nämlich Mund . Der Optativ entſtand durch den Vorſatz von mr, ſoviel als „lieben“, „begehren“ oder von mai, mere, mare, (lateiniſch amare) mittelſt des Bildes einer Hacke und eines Mundes , d. h. mtr oder auch der

Eule (mulak). Mit letzterem Beisatz wurde auch noch der Imperativ bezeichnet, den das einfache Zeitwort allein schon ausdrücken konnte. Auch der Vorsatz von ma („gib") mittelst Eule und Arm oder mittelst und ergab die Befehlsform. Den Infinitiv konnte auch die Anhängung von  t geben. Die Personen der Zeiten endlich wurden dadurch bestimmt, daß Personalzeichen der Wurzel angehängt wurden.

Dieser kurze Umriß wird genügen, das eingehaltene Verfahren verstehen zu lassen.

War der Aegypter zwar im Stande vermittelst seiner Erfindung der lebendigen Rede zu folgen, was dazumal kein anderes Volk des Erdballs vermochte, so geschah dies gleichwol, wenn auch nicht grade auf unbehülfliche, doch auf eine mühselige Weise. In der Hieroglyfik fand immer noch ein Ringen mit der Natur des Lautes statt. Immer noch blieb Vieles dem eigenen Beziehen und Deuten des Lesers anheimgegeben. Mißverständnisse und Irrtümer waren nicht völlig ausgeschlossen. Dies ward auch lebhaft empfunden, und um sie nach Möglichkeit zu verbannen, um erhöhte Sicherheit zu gewinnen, griffen die Priester zu Wiederholungen des Geschriebenen mit einem anderen Bilde, damit beider Uebereinstimmung, zweimaliges ganzes oder theilweises Hinsetzen des Gemeinten, zum Rechten hinleite, zu mancherlei Zusätzen und zu bestimmten Fingerzeigen, die sonst überflüssig gewesen wären. Wie gleichlautende Wörter, so fügte man auch sinnverwandte dem Vorangehenden zu. Zeitwörter wurden gar manchesmal durch die beisatzweise Wiederholung ihres Begriffes vor Mißdeutung der Bilder geschützt. So half wiederholtes Ansagen des Nämlichen. Die daraus hervorgehende Umständlichkeit, Ueberladung und Schwerfälligkeit scheuten die Aegypter mit vollem Rechte nicht, weil durch sie über solche Schwierigkeiten hinweggekommen wurde, welche manche Leser zu falschen Zusammensetzungen verführen konnten. Die Verständlichkeit förderte ferner des Ausdrucks strenge Bestimmtheit, deren die ägyptischen Priester sich überhaupt befleißigten — eine Bestimmtheit, die freilich der Geläufigkeit Abbruch that und keinen Wohllaut zuließ, die aber für

eine Denkmalschrift sich sehr gut eignete. Alles ward recht genau, peinlich genau bezeichnet. In der Zeit der Beherrschung von Griechen griechisch abgefaßte Urkunden zeigen, daß die bei einem Geschäfte betheiligten Personen nicht blos, womit doch fast alle übrigen Völker sich begnügten, durch ihren eigenen Namen, den ihres Vaters und die Angabe ihrer Lebensstellung bestimmt wurden, sondern daß auch der Name der Mutter hinzugesetzt und sogar der Person Leibesbeschaffenheit, Größe und Gesichtsbildung, wie in einem königlich preussischen Passe oder Steckbriefe, beschrieben wurde. Während man sonst sich gewöhnlich kurz, gedrungen, wortkarg ausdrückte, verfuhr man umständlich bei den meisten Nennungen. Der Aegypter nannte nicht schlechtweg die Eigennamen, sondern bezeichnete vorher die Gattung und fügte dann auch wol noch zu: „genannt"; Götter bekamen als Beisatz ein Beil oder eine Wetterfahne, hoter „gewaltig" ergebend, oder den kauernden Mann, Verstorbene oder ( ) „der Selige", der Fürst . Zu einer Oertlichkeit oder Gegend kam ; war es eine ausländische, so ward noch der Finger ( ) (tep) hinzu gefügt und zwar jenem Bilde vorangestellt; dann war zu lesen: topkap „fremdes Land"; zu einer Stadt kam  für baki „Stadt", zu einer befestigten also „Festung", welches Zeichen man entweder davor setzte oder größer zeichnete und mit ihm den Namen umschloß. Sonst gebrauchte man auch für Oertlichkeiten , , , für Flüsse, Seen, oder , für fremde Völker den Bogen. Vor Pflanzennamen trat das Bild einer Pflanze, vor Sternamen das eines Sternes. Hinter Männernamen kam ein Mannsbild ( ), hinter Weiber ein Weiberbild in der Absicht das Geschlecht der Person auszudrücken, vor ein Kind das eines Kindes und um „mit Namen" zu schreiben, wurde ein Sarg (Ring) gemalt  (hebräisch arun „Mumienkiste", im Koptischen me-ran; „Behältniß", ran, „des Wassers", me,

Digitized by Google

auch in unſern noch ganz unzulänglichen koptiſchen Wörterbüchern nachweislich, alſo rn), eine ſonſt auch in anderen Verbindungen gebrauchte Hieroglyfe, die hier rin „genannt“ lauten ſollte. Aus Rückſicht auf den Raum wurde in dieſen eirunden Rahmen der Name eingeſchrieben, weshalb ihn Neuere das Namenſchild oder Königsſchild geheißen haben. Es findet ſich aber weder ausnahmslos bei Königsnamen, noch ausſchließlich bei ſolchen; auch bei anderen Perſonennamen kommt es vor.[31] Ortsnamen wurden zuweilen in gleicher Weiſe eingeſchildert.[32] Das gab alſo etwa „die Stadt mit Namen Tepe“, „der Berg Namens ...“: ſo wurde geſchrieben, ſo ſollte geleſen werden. Solche Peinlichkeit im Richten der Vorſtellungen war eine Folge der Unterdrückung der Stimmlaute; oftmals unerläßlich, anderemale wenigſtens förderlich. Bei unſerer, derzeit ſo außerordentlich dürftigen Kenntniß der ägyptiſchen Vorzeit ſind wir noch nicht im Staude zu ſagen, wie viel von dieſer Eigentümlichkeit des Schreibens zur bloſſen Abwehr von Irrungen im Leſen zu bringen iſt, wie viel auf Rechnung überwuchernder feierlicher Ausdrucksweiſe kommt. Erwägen wir die überaus große Gegenſtändlichkeit der Sprache, in welcher man ſagte: „vor dem Angeſicht“ für: gegenüber, „nach dem Rücken“, für: hinter, „über dem Kopf“, für: oben, und ſtatt: Dir „deiner Hand“, ſtatt: ihn „deſſen Arm“, in welcher man ſich ausdrückte „der Mund ſpricht“, ſo möchte man wol geneigt werden zu glauben, daß alle dieſe Beſtimmungen von den Leſern wirklich ausgeſprochen worden ſind.

Faſt von ſelbſt machte es ſich, daß der Schreibende im Auswählen unter den für ſeinen Satz paſſenden Bildern zuerſt und zumeiſt auf diejenigen verfiel, deren wirklicher Sinn den ihn beſchäftigenden und auszudrückenden Vorſtellungen am nächſten lag. Grade dieſe waren auch am beſten geeignet, dem Leſenden eine gewiſſe Richtung für ſein ganzes Auffaſſen zu geben, und führten, wenigſtens ſtellenweiſe, leicht auf die vom Schreiber gemeinten Wörter, die hineinzuleſen waren. Sowol um „Fürſt“, als um „Stadt“ zu ſchreiben, bedurfte der Schreiber p(b)-k. War nicht im erſten Falle das Bild eines Mannes mit einer Geißel, im andern das eine Planes, die beide p(b)-k anſchlugen, das geeignetere? Für hra „Sonne, Licht, Tag“ bot ſich unter den vielen

Digitized by Google

hr angebenden Bildern auch das des Augensternes; war es da nicht natürlich dieses zu bevorzugen? Schilf oder Papyrusstaude , kam, also km, war das recht passende Bild für das Land Aegypten, das kemi, chemi hieß.

Eine andere Erleichterung des Verständnisses lag darin, daß eine gewisse Gewohnheit sich festsetzte, bestimmte Wörter mit ein und der nämlichen Bildergruppe allemal zu schreiben. Stehende Zusammenstellungen von Bildern bürgerten sich also für viele Wörter ein. Gesetz war's nicht, grade diese anzuwenden. Dem freien Belieben war keine Schranke gesteckt, aber die Nachahmung, das Schreiben aus der Erinnerung, führte von selbst in den meisten Fällen darauf, dieselben Gruppen zu nehmen — und der daran gewöhnte Leser buchstabirte solche Gruppen nicht erst, sondern faßte sie sogleich als Ganzes auf. Eine Art von Rechtschreibung setzte sich daher mit der Zeit fest.

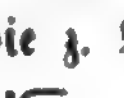
Wir dürfen es als in der natürlichen Entwicklung begründet ansehen, daß in der ersten Zeit dieses hieroglyfischen Schreibens die angewendeten Bilder hingemalt wurden; die Buntfarbigkeit machte sie viel verständlicher. Hatte doch auch der Schreiber ein und dieselbe Benennung wie der Maler: Rewseh. Schreiben und Malen bezeichnete auch das nämliche Wort (seh oder s-chai). Das zeigt die Anfänge. Allein nachmals vereinfachte man sich die Arbeit. Die Umrisse mußte man für die Malerei doch zeichnen: mit ihnen allein begnügte man sich später sehr häufig und ersparte sich die Mühe des Ausmalens.

Die Hieroglyfen waren als Bilder beharrlich, denn die Gegenstände, welche sie darstellten, behielten ja beständig dieselbe Gestalt; ein Mensch, ein Krokodil, ein Blatt blieben sich in ihrem Aussehen gleich. Die Sorgsamkeit ihrer Ausführung machte allerdings Unterschiede und der Styl derselben wechselte auch mit den Zeiten: im Ganzen waren indeß die Abweichungen gering; Regelmäßigkeit herrschte.

War die Schrift eine sehr große, so pflegte man die Bilder mit einer sich auf's Kleinste erstreckenden Sorgsamkeit auszuführen; alsdann liebte man auch ihre Ausmalung. So sind z. B. auf einem sehr große Schrift bietenden Steine, der gegen-

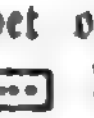
Digitized by Google

wärtig im leidener Muſeum (C. 7.) ſteht, die Köpfe u. ſ. w. theilweiſe wie in Kunſtdarſtellungen gearbeitet; ſo ſind auch vorzüglich ausgeführt die Hieroglyfen auf dem Sarge des Muſeums der leipziger Univerſität. Gemeinlich jedoch, und durchgehends bei kleiner gehaltener Schrift ließ man ſich an einfacherer Zeichnung genügen, welche nur die Umriſſe vorführte, und entſchlug ſich oftmals der Färbung. Wenige Züge mußten ausreichen den Gegenſtand zu verdeutlichen. Viele Bilder, die uns unverſtändlich vorkommen, waren ja den alten Aegyptern geläufig, auch wenn ſie die bloſſen Umriſſe ſchauten.

Es ſtand demnach frei, die Schriftbilder mehr oder minder umſtändlich, vollſtändiger oder kürzer, mit oder ohne innere Ausfüllung, mit oder ohne Auſſentheile zu zeichnen. Ob man , , abbildete, war gleichgültig. Das Faß durfte man ebenſo gut wie zeichnen. Noch ein paar Beiſpiele: , , . Daß ein Schreiber lieber die Ausführung des Innern unterließ als machte, verſteht ſich für gewöhnliche Sachen von ſelbſt. Im allgemeinen dürfen wir wol annehmen, daß ſtark abgekürzte Zeichnungen erſt der ſpäteren Zeit angehörten. Wenn ein Garten zuerſt mit Bäumen abgebildet wurde , hernach abgekürzt , endlich blos , ſo ſpringt in die Augen, daß ſolch' eine ſtarke Abkürzung erſt nach langem Schriftgebrauche angewendet werden konnte. Da Abkürzungen zuläſſig erachtet wurden, inſofern ſie den Zweck des Ganzen nicht beeinträchtigten, ſo begnügte man ſich auch öfter ſtatt des Ganzen blos einen Theil darzuſtellen, alſo einen Thierkopf das Thier ſelbſt vertreten zu laſſen, z. B. die Gazelle durch zu erſetzen, den Fuchs , den Vogel ; oder man bildete auch blos die Hälfte einer Sache ab, wie z. B.  die Pyramide auch , der Sarg und .

Recht deutlich erſieht man, daß es keine vorgeſchriebene

Reihe von Musterzeichen gab, sondern vielmehr der Gedanke, welcher der ägyptischen Schreibweise zu Grunde lag, lebendig blieb, an der Freiheit, in welcher mannichfache Abschilderung der Figuren gestattet war; bis auf wenige durch die Natur der Sache gebotene Ausnahmen wurde ihre Stellung als gleichgültig angesehen und der Schreiber mochte nach seinem Gefallen oder aus Rücksichten auf den Raum darüber entscheiden, ob er ein Bild stehend oder liegend, grade oder gebogen zeichnen wollte. Er konnte z. B. malen den Pfeil und , anderes , , den Vogel fliegend, oder stehend z. B. den Geier sowol als , die Mondsichel so oder oder , einen Menschen aufrecht, schreitend oder kauernd, , , daher oder und . Sollte das Wort Sitzen durch einen sitzenden Mann angeschlagen werden, — was kam es darauf an, wie der Stuhl gezeichnet war?

So machte es auch keinen Unterschied, ob bei Einzeichnungen in ein Bild grade oder gebrochene Striche oder blosse Punktirung angewendet oder gar das Innere leer gelassen wurde z. B.  , , bedeuten alle dasselbe. Die Wellenlinie, für Wasser ward daher in schneller Schrift durch einen blossen Strich —— ersetzt. Es war einerlei, ob Striche senkrecht oder schräg liefen, z. B. im Kuchen , nicht minder, wohin ein Kennzeichen kam z. B. und .

Eigentümlich ist die Neigung, kleinere Bilder, Thierköpfe auf einen tragenden Stab, auf ein Gestell, dergleichen die waren, auf welche man in Tempeln und bei Umzügen Gegenstände trug, zu stellen; so ward es auszeichnend hervorgehoben, z. B. das Kugelgefäß oder der Topf und , der Kopf des Schafes und , und , und .

Es entstanden sonach mit der Zeit verschiedene Zeichnungen desselben Bildes, Varianten der Hieroglyfe. Die Schreiberwill-

für erſtreckte ſich noch weiter. Wiederholt wurden zwei Bilder ineinander geſchoben oder verbunden, die dann nicht etwa ein neues, anderen Sinn ergebendes Zeichen ausmachten, ſondern als das galten, was beide Zeichen zuſammen bedeuteten. Man findet in den nämlichen Wörtern beide Zeichen abgetrennt neben einander wie in ein Ganzes vereinigt,[33] ſo iſt z. B. eine Verbindung (Ligatur) des Blattes und der das „Gehen“ toote, alſo tt oder t anſchlagenden ſchreitenden Beine , nt, die des Topfes und , die von (Leiche, kas, folglich ks) und (Bank, Bett σλοϭ k oder aj und r [l], die von und und , wo nicht eine Variante von demſelben, dann eine Ligatur von und , die von und , die von und , die von und , iſt ferner mit , die von und , die von mit eingefügten , iſt mit . Auch drei, ſelbſt vier Bilder wurden zu einem Ganzen vereinigt. Wir kennen gegenwärtig ungefähr hundert und achtzig ſolche zuſammengezogene Bilder. Gewöhnlich iſt das dem Anfang der Zeilen zunächſt befindliche oder zu oberſt ſtehende Zeichen in ſolchen Zuſammenſetzungen als das vorangehende zu leſen. Sehr viele ſolcher Zuſammenſetzungen geben demnach vier Konſonanten, z. B. Sitzen ms, Geißel kr, gibt zuſammen mskr. Manchmal iſt, aus nachher anzuführenden Urſachen, die zweite Hieroglyfe einer Zuſammenſetzung blos Wiederholung des nämlichen Buchſtabens z. B. nt das Gefäß nt und die ſchreitenden Beine , welche das t noch einmal anſchlagen.

Uebrigens zeichnet sich die ägyptische Schrift, gleichwie die tsinesische dadurch aus, daß sie sehr regelmäßig und gleich ist. Von großem Einfluß auf diese merkwürdige Stätigkeit wird gewesen sein, daß man sich bei der Ausführung ausgeschnittener Figuren oder Schablonen (wenigstens häufig) bediente, die wahrscheinlich in den Tempeln aufgehoben wurden. Im Laufe mehrerer Jahrtausende gingen allerdings auch manche Veränderungen vor.*

Der anfänglich von der Schrift gemachte Gebrauch war ein spärlicher. Särgen gab man in der frühesten Zeit gar keine, später nur kleine Anschriften; doch sind noch Grabkammern aus der Zeit des IV. Herrscherhauses oft inschriftenlos. Die Hieroglyfen und Figuren in Gräbern der 3 ersten Dynastien zu Sakkarah beurtheilt Mariette (1868) dahin, daß die Hieroglyfen erhaben herausgearbeitet, außerordentlich kräftig, aber dick und grob, plump und linkisch sind, weit von einander abstehend, in Reihen gerichtet, jedoch noch nicht in gute Verhältnisse gebracht, daß neben den in der späteren Zeit gewöhnlichen Bildern viele, dem mit der späteren Hieroglyfik Vertrauten unbekannte Formen vorkommen, die Schrift überhaupt etwas

---

* Den Lesern dürfte es zum Vortheil gereichen, daß in diesem Buche für den hieroglyfischen Satz zweierlei Typen neben einander gebraucht worden sind, solche mit vollem Körper, welche Professor Schwarz anfertigen ließ und die Druckerei von Drugulin, von der dieses Buch hergestellt wird, besitzt, und solche, welche die Umrisse geben. Die letzteren zeichnete Weidenbach für die berliner Akademie und die Breitkopf- und Härtelsche Druckerei in Leipzig hat sie nachschneiden lassen. Allerdings laufen diese letzteren in der entgegengesetzten Richtung von derjenigen, in welcher die Aegypter gewöhnlich schrieben. Da in den hieroglyfischen Schriften beide Arten vorkommen, wird dem Leser damit, daß bald die eine, bald die andere Art gebraucht ist, hoffentlich ein Dienst erwiesen. Vierzehn Hieroglyfen wurden besonders für diesen Druck nach den Seyffarth'schen Zeichnungen geschnitten, welche den sehr ausgeführten Hieroglyfen auf dem Holzsarge folgen, den Seyffarth in Triest um 200 Thlr. für das leipziger Museum erwarb, in dem er sich gegenwärtig befindet. Ein Gypsabguß der verschiedenen Bilder desselben kam von Seyffarth an die Bibliothek in Jena. Sehr förderlich wäre es, wenn die Mittel geschafft würden, von allen Hieroglyfen dieses Sarges eine getreue Nachzeichnung stechen und abdrucken zu lassen.

Fremdartiges an ſich trage. Der Ausdruck ſei kurz, die nachmals üblichen Formeln ſeien noch nicht vorhanden. In Grabkammern der IV. Dynaſtie nähere die Schrift ſich mehr der ſpäteren Weiſe, die Inſchriften würden umfänglicher, länger und die Formeln deutlicher.[34a] Länge und Fluß nehmen zu in der Zeit der V. und VI. Dynaſtie. Die Hieroglyfen ſind in der Zeit der VI. Dynaſtie öfter vertieft. — Von dieſem frühen Zeitalter der Hieroglyfik mangeln uns noch nähere Kunden; die gegebenen Nachrichten lehren uns nur, daß eine allmälig fortſchreitende Entwicklung ſtattfand, bis etwa gegen die Zeit der XII. Dynaſtie (vielleicht um — 2600 oder — 2400) die Hieroglyfik in derjenigen, in großer Beſtimmtheit daſtehenden Geſtalt ausgebildet war, welche ſich nachher mit nur geringen Veränderungen behauptete. Seit dieſer Zeit hatte die Schrift große und feſte, deutliche Züge; die Faſſung der Rede war, ſo viel ſich jetzt urtheilen läßt, etwas dunkel und voll von Wiederholungen.

Wo bei der Ausführung der Hieroglyfen eine Farbengebung ſtattfand, da läßt ſie uns das Heraustreten der Schrift aus dem Bereiche der Malerei erkennen, indem den dargeſtellten Gegenſtänden keineswegs ihre natürliche Färbung gegeben wurde. Manchmal ward wol die natürliche Farbe treu angewendet, allein die Regel war, mit einem herkömmlichen, nicht immer zupaſſenden, ſtets ſehr lebhaften Anſtrich die Zeichnung auszufüllen. Viele Bilder wurden blau oder blauſchwarz ausgepinſelt. Hieroglyfen des Himmels, geometriſche Figuren, des Menſchen Haarputz oder Kopftuch, der Vögel Flügel und Oberleib bekamen blau, Flügel auch grün und blau. Roth wurden Hieroglyfen der Sonne und der Erde, der Berge, roth manche Thiere, der Leib oder das Fleiſch, die Glieder, die Männer, auch wol Vögel und Eiſengeräth gemalt, gelb der Mond, der nackte Leib der Weiber und alle Holzſachen, grün Pflanzen, manche Vierfüßler, Gewürme, der Unterleib der Vögel und Metallſtücke; die grünen Meſſer deuten vielleicht auf Bronze hin. Weiß hatten Gebäude und Gewänder. Der Schurz und das Kleid bekamen auf weißem Grunde rothe Striche, welche wol Falten andeuteten. Eine unabänderliche Beſtimmung hat hierüber nicht gewaltet, denn das Waſſer (die Wellenlinie) wurde blau oder grün gemalt, Füſſe der Vögel blau

oder roth; kleine Bilder von Menschen bekamen auch grüne Bekleidung; der Käfer kommt braun wie grün vor, Wurzelknollen einigemale blau, anderemale roth; an grün gemalten Blättern bekam auch der Rand der Stielseite einen blauen Grenzstrich. Auf den Pyramiden von Gizeh wurde in den ganz alten Zeiten des IV. Herrschergeschlechtes oft ein Bild mit mehreren Farben ausgefüllt, Vögel mit schwarzem Kopf und Hals, rothem Schnabel, weißem Rumpf, blauen Flügeln, rothen Beinen; die Eule war auf ihnen roth gezeichnet, ihr Rumpf weiß, übrigens gelb. Ebenso wurden auch Gegenstände verschiedenfarbig ausgeführt; daneben befindet sich aber auch blos Einfarbiges: man sieht, keine Vorschrift band. Mehr und mehr aber hielt man an einer übereinkömmlichen Färbung als der hergebrachten fest, ohne grade genöthigt zu sein, sich ihrer allezeit zu bedienen. Mitunter nützt auch uns die Malerei für das Verständniß des Bildes. Wenn z. B. im untern — Viereck blau, in der obern Figur braun ist: wer könnte da zweifeln, daß es einen Kahn auf dem Wasser vorstellt. Damit ist auch für vorkommende Fälle minder deutlicher oder abgekürzter Zeichnung dies Bild sicher erklärt. In älterer und in sehr groß ausgeführter Hieroglyfik war sorgfältige Färbung gewöhnlich; in kleineren Hieroglyfen stellte man meistens, minder bedachtsam, alles einfarbig, gleichmäßig roth oder schwarz dar; besonders beliebt war da auch blaue Bemalung. Man ließ auch vieles unausgemalt in dem nämlichen Schriftstücke. Dies geschah selbst bei größer ausgeführten.[34] Wir kennen blaue Schrift immitten rothen Grundes,[35] wie schwarze auf blauem Grunde.[36] Endlich hielt man selbst blosse Umrisse für genügend.

Die meisten Wörter bestanden in der ägyptischen Schrift aus drei Bildern, die gemeinlich zu einem Viereck zusammengestellt wurden. Dem Hieroglyfenschreiber auf Tempelwänden diente ein rothgezogenes Quadratnetz,[37] um regelmäßig zum wohlgefälligen Aussehen, die Bilder in richtige Gruppenquadrate zu stellen. Die Rücksichten, welche dabei der Schreiber auf den noch freien Raum und den Platz, welchen die verschiedenen Bilder erforderten, zu nehmen hatte, bestimmten ihn öfter in der Wahl der anwendbaren Hieroglyfen, die er für ein Wort

gebrauchte, und selbst in ihrer Anordnung. Die einzelnen Bilder wurden, damit der Raum ausgefüllt, aber auch nicht überschritten wurde, in verschiedener Größe gezeichnet. Einige umfängliche Bilder nahmen so vielen Raum in Anspruch, daß zur Vollendung der Gruppe neben ihnen nur noch kleinere Bilder Platz hatten, die aus der Menge derselben herausgesucht werden mußten. Andere-male bedurfte der Schreiber hingegen Bilder von mehrerem Umfang zum ersten, um keine Leere zu lassen. Die Aegypter befleißigten sich mithin einer Vierecke ausfüllenden Schreibung und der sorgfältigsten Benutzung des Raumes dabei. Manches-mal wurden sogar, um leeren Raum auszufüllen, die nächsten Bilder umgestellt. Eine Vorsatzsylbe wurde etwa oben hingesetzt, darunter kamen die übrigen Bilder kleiner. Die oberste Hiero-glyfe war zuerst, hernach von rechts nach links zu lesen. Folgte einer Gruppe eine vereinzelte Hieroglyfe, so erweist sich diese damit als Bestimmungs- oder Unterscheidungszeichen.

Zwischen den Wörtern liessen die Aegypter eigentlich keine Abstände. Ohne Zwischenräume schrieben sie von Wort zu Wort weiter und ohne andere Lesezeichen zu machen als in Hieroglyfen-bildern nach den früher angegebenen Grundsätzen. Interpunktion kannten sie anfangs nicht. Indeß ließ die ganze Art der Schrift und insbesondere das Vorkommen der Unterscheidungshieroglyfen hinter zwei oder drei zusammengruppirten Hieroglyfen, ziemlich leicht die Scheidung der Wörter erkennen. Zeile für Zeile standen wohlgeordnete Vierecke. Spaltenstriche sonderten die Zeilen auch von einander und wurden, wenn die Schrift bunt war, roth gezogen.

Die Richtung der Schrift war im Grunde frei; sie hing gänzlich von den Umständen ab: auf einer und derselben Stein-säule bewegt sie sich an einer Stelle in die Quere, an einer anderen Stelle senkrecht. Ja zwischen senkrechten Säulen laufen auch Querzeilen. Doch setzte sich auch ein bestimmter Brauch fest. Das gewöhnliche war die Wendung von rechts nach links, wie nachher die Semiten gleichfalls thaten (Vergl. S. 500): sie selbst nannten dies aber „rechts schreiben."[38] Wo alsdann mehrere Hieroglyfen neben und übereinander standen, wurde in der Zu-sammensetzung zu Wörtern zuerst das oberste und hernach das

Digitized by Google

darunterſtehende von rechts nach links hin geleſen. Naheliegende Berückſichtigung auf Ebenmäßigkeit führte ausnahmsweiſe zum Umkehren der Schreibrichtung. Stand zu beiden Seiten der Tempelthüren Schrift, ſo bewegte ſich die Schrift nach dem Eingange hin, demgemäß auf der einen Wandhälfte oder auf der einen Seite eines großen Sarges, deſſen Mitte eine breite, ſchriftfreie Spalte iſt, von rechts nach links, auf der andern, linken aber von links nach rechts zur ſcheidenden Mitte. Die Stellung der Bilder machte die angenommene Folge ſogleich kenntlich, denn die Köpfe von Menſchen- oder Thierbildern wurden allemal nach dem Anfange der Reihe hingewendet, ſahen gleichſam zurück nach dem Beginn der Zeile. Häufig ging endlich auch die Schrift von oben nach unten, — und dies war eine ſehr beliebte Weiſe — allein in gleicher Folge, ſo daß die Längenzeilen rechts vorangingen den weiter links ſtehenden. Solche Längenzeilen waren äußerſt ſchmal und wurden von einander abgetrennt durch Striche oder durch ein vertieftes Band. Derartige regelmäßige und gleiche Abtheilung der Zeilen durch grade Striche findet ſich übrigens auch auf Säulen mit Querſchrift ohne Quadratnetz.[39] Bei Längenzeilen wurden die Bilder nicht umgewendet; ſie behielten, auch falls von links an geſchrieben wurde, ihre alte Stellung bei, als wenn von rechts an die Richtung wäre, ſo daß für das Auge kein Unterſchied war.

Zuerſt geſchah es wol, daß zu Abbildungen aus der Götterlehre und der Geſchichte des Volkes in Kalkfelſen, die ſich leicht, beinahe wie Kreide ſchneiden laſſen, und auf die Wände der Tempel Bilderſchrift geſetzt wurde. Das älteſte Buch war der Tempel, der älteſte Schreiber ein Prieſter. Dieſe erſte Anwendung der Schrift verſchaffte vermuthlich ihren Beſtandtheilen nach Zweck und Ort ihres Gebrauchs, den Namen der heiligen Zeichen (auf Griechiſch Hieroglyfen). Zum Bildwerke trat anfänglich die Schrift hinzu. Auf den älteſten nubiſchen Denkmälern (im heutigen Derr, Girſcheh und Kalabſcheh) ſind die Bilder nur in geringem und beſchränktem Maße mit Hieroglyfen ausgeſtattet.[10] Späterhin nahm dies ſo zu, daß faſt aller freier Raum, den die bildlichen Darſtellungen übrig lieſſen, mit hieroglyfiſcher Schrift bedeckt wurde.

Eine merkwürdige Eigenſchaft der alten Schrift des Nil-

Digitized by Google

landes iſt die Verbindung von Gemälden, welche einen Sinn geben und von ſprechenden Schriftbildern. Wenn uns z. B. auf einer Tempelwand große zu einem Gemälde gruppirte Perſonen zeigen, wie ein König von den Göttern Horus und Sep die Königskrone erhält[41], ſo ſpricht doch dieſes Gemälde zu uns, erweckt beſtimmte Vorſtellungen und iſt inſofern ebenfalls Schrift, aber die urſprüngliche der älteſten Zeiten, die mit der Hieroglyfik nichts gemein hat. Neben letzterer fuhr man fort durch Gemälde Vorſtellungen zu erwecken, namentlich an den Wänden der Tempel. Obwol die eigentlichen Abbildungen von den viel kleineren Schriftzügen derartig geſondert und unterſchieden ſind, daß beide nicht füglich mit einander verwechſelt werden könnten, ſo ſind ſie doch räumlich nicht immer abgetrennt, ſondern ſtehen neben- und ſelbſt zwiſcheneinander, jedoch ſo, daß ſie niemals in einander griffen, ſondern jede Art für ſich war. Schrift lief zur Seite der Figuren, über ihre Köpfe, zwiſchen den Geſtalten, war in die freien Ecken hineingeſetzt, ſo daß die ägyptiſchen Tempel aufgeſchlagene Bücher wurden. Offenbar ſollte anfangs die Schrift erklären, was die theils gradezu verſtändlichen, theils ſymboliſchen Gemälde veranſchaulichten. Dieſe Gewohnheit erhielt ſich auch in dem ſpäteren Zeitalter häufigerer Anwendung der Schrift. Schriftrollen, welche Heiliges enthielten, wurden oftmals auch mit gemäldeartigen Darſtellungen oder Vignetten ausgeſtattet.

Die Schriftbilder wurden in der älteſten Zeit (namentlich bis zur V. Dynaſtie) gemeinlich erhaben aus dem harten Stein herausgearbeitet; hernach häufiger (was geringere Mühe machte) in ihm ausgehölt. Es gab demzufolge auch hierbei mehrere Weiſen. Die älteren Tempel ſollen theilweiſe ſchon verloſchene, folglich ſehr flach eingehauene Hieroglyfen haben[42]. Die meiſten haben ſtärkere; ja eingegrabene Anſchriften wurden ſo weit vertieft, daß der Schatten der Ränder ſie wie eine dicke Zeichnung erſcheinen läßt. An einigen Theilen des Tempels in Tepe fand Bruce die Vertiefung einen halben Fuß ſtark.[42] Zu gleicher Zeit wurden ſie immer noch ſo ausgehauen, daß ſie als erhabene Arbeit heraus treten. Endlich wurden (wol erſt in jüngerer Zeit) blos Umriſſe gemacht. Auch in dieſer Art der Schreibung beſtand Freiheit. Die Eingegrabenen wurden bisweilen mit weißem Kalk

Digitized by Google

gefüllt; manchmal wurde diese Höhlung mit Mastix oder buntem Email ausgelegt.[44] So traten sie auch in der Ferne deutlich hervor. Kalkstein wurde mit einer feinen Gypsschicht überzogen und zur Anleitung für den Ausführenden die Figurenzeichnung mit rother Kreide darauf gemacht: noch sieht man in unvollendeten Grabkammern[45] derartige Skizzirungen. Anderemale war die Zeichnung schwarz. Erhabene und vertiefte Darstellungen finden sich sogar nebeneinander.[46] Wie die Schrift, waren die rein bildlichen Darstellungen eingemeisselt und gemalt. Lange bunte Reihen zogen sich über die Wände der Tempel hin und liessen beinahe keine leere Stelle übrig. Diese fortlaufende Schrift, ihr Farbenglanz und ihre Mannigfaltigkeit verdeckte das Gleichförmige und Eintönige der großen Massen der ägyptischen Bauwerke und belebte dieselben für das Auge des Beschauers und setzte häufig in Staunen durch saubere und sorgfältige Ausführung der Hieroglyfen.

Außer den Tempeln und Palästen, außer den Bildsäulen der Götter und Könige, beschrieben die Aegypter auch Denksteine mit Lobpreisungen der Götter[47] und der Landesherrscher, mit Erinnerungen an Verstorbene, mit Gesetzen. Eigens zu solchem Zwecke wurden Steinsäulen aufgerichtet, die Obelisken, ägyptisch Maïn oder Denkstein genannt. Auf breitem Fußgestell erhob sich eine in der Höhe verjüngte Säule, die auf allen vier Seiten Schrift trug. König Mesfres (von der XVII. Dynastie, nach Seyffarth von — 1822 bis —1809) der in On herrschte, ließ zuerst, wie erzählt wurde, durch ein Traumgesicht bestimmt, eine solche herstellen.[48] Seine Nachfolger überboten ihn durch noch größere Obelisken. An Felsen und Grotten, in den Stein der Särge und in das Holz der Mumienkästen kam nach aussen und nach innen Schrift. Denn Holz wurde auch zum Beschreibstoff genommen. In Holz wurden die Hieroglyfen gleichfalls erhaben geschnitzt oder vertieft, oder farbig gemalt. Da kam es vor, daß bunte Schrift mit einem Goldfirniß überzogen oder mit Goldblättchen belegt wurde, oder daß man eine Art Mosaik herstellte, indem man in die gemachten Einschnitte bunte Steine einkittete. Auf Holzflächen wurden, wie an dem im leipziger Universitätsmuseum befindlichen Sarge zu gewahren ist, alle Figuren zuerst schwarz

vorgezeichnet und danach vom Holzschneider gearbeitet, der dabei zuweilen Striche unausgeführt ließ. In solchem Maße dehnte sich die Lust zum Schreiben aus, daß alles Mögliche beschrieben wurde. Gebrannte Erde, Ziegelsteine u. dergl., selbst Geräthschaften und Stöcke. Ja sogar auf eine kleine Glaskugel wurden die Hieroglyfen eines Königsnamens gebracht[50], und Glas war doch ein von den Foinikern eingeführter Artikel.

Der Hieroglyfenschreiber war ein Steinmetz, der mit dem Meissel (cheret) und dem Steinhammer arbeitete. Von seinem Geschäft des Eingrabens (harat oder charath) hieß er Hartom oder Chartom.[51] Das Arbeiten aus freier Hand würde aber nicht geringe Kunstfertigkeit erfordert haben. Deshalb wendeten die Aegypter zum Auftrag der Hieroglyfen Schablonen an, nach denen die Figuren in den frischen Mörtel eingelassen wurden: in den unvolleudeten Grabkammern zu Tepe gewahrte Taylor noch die Spuren dieses Verfahrens.[52] Man sieht dort Backsteine mit eingedrückten Inschriften, die mittelst hölzerner Tafeln oder Formen hervorgebracht zu sein scheinen. Daher erklärt sich die große Regelmäßigkeit der Hieroglyfen, ihre zarte Genauigkeit und die außerordentliche Uebereinstimmung, welche so viele untereinander haben. Demzufolge gehörte also zum Schreiben die vorherige Anfertigung von Formen der Hieroglyfen und diese blieben dieselben. So gleichen sich denn die vertieften Hieroglyfen an den Wänden der Treppe, die zum Grabe des Königs Rameses I. in Tepe führt, und die in Amentop's Grabe, welcher große Zeitraum auch zwischen dem Schreiben beider lag. Die mühsame Ausführung mögen in den ältesten Zeiten die Priester selber gemacht haben, später aber werden sie gewiß untergeordneten Leuten diese zugewiesen und deren Geschäft nur überwacht haben.

Was man anschrieb? Aeusserungen des frommen Gefühls, also Anrufungen und Preis der Götter, Gebete und fromme Wünsche. Auf einer jetzt im berliner Museum befindlichen Steinsäule hat man einen Hymnus an die Sonne erkannt.[53] Ferner den Ruhm der Herrscher, ihr Lob und die Angabe ihrer Großthaten. Den Eindruck zu erhöhen pflegte man solche Schrift mit Gemälden zu unterstützen oder vielmehr mittelst derselben anschaulicher und eindringlicher zu machen. Endlich Nachweisungen aller

Digitized by Google

Art. An die Tempelwände wurden Ortslisten, Angaben des Tempelgebietes, der vom Tempel besessenen Aecker u. dergl. geschrieben.

Auch in edle Steine wurden Hieroglyfen eingeschnitten. Nach Aegypterweise trug der Israeliten Hohepriester Edelsteine mit Schrift auf seinem Festgewande. Die weitgehende, wenn gleich innerhalb enger Schranken sich haltende, in diesen aber vorwärts schreitende Entwicklung der Söhne Keme's zeigt zu unserer Ueberraschung noch einen Fortschritt, durch welchen sie auf die Schwelle traten, welche zur Buchdruckerkunst führt, ohne freilich zu dieser selbst zu gelangen. Sie schnitten nämlich Schrift in Stein, Metall (Bronze), und Holz vertieft ein und zwar ebensowol in ansehnlicher Größe als in kleinen Zügen[54] und nahmen die Inschrift zum Abdruck. Eiförmige Steine von der Größe eines Zolles bis zur Größe mehrerer Zolle und viereckige Platten wurden mit einem Eigennamen beschrieben und in einen am Finger zu tragenden Reif gefaßt. Tausende von kleinen Steinen oder wie solche geformten Stücken von gebrannter Erde, auch von Bronze, Silber und Gold mit Schrift, die oft nur den Namen eines Gottes enthält, sogenannte Skarabäen oder Käferbilder, sind erhalten, weil man sie zu Verstorbenen in ihr Grabmal legte; viele sind noch in goldne Fingerreife gefaßt. Die Fassung des Edelsteins war mitunter auch nicht Metall, sondern gebrannte Erde. Aus dieser formte man sehr häufig diese kleinen Käfer, deren flache Rückseite den Namen enthielt. Dergleichen sind erhalten von Königen des IX., XIII., und noch des XXII. Herrschergeschlechtes.[55] Aeltere Gelehrte haben die Muthmaßung ausgesprochen, daß diese Skarabäen dem Aberglauben dienen sollten, um durch sie Anzeichen von den Göttern zu erhalten.[56] Der Käfer war heilig als ein Bild göttlicher Macht,[57] sein Zeichen gab das Wort „Schöpfer."

Sigelringe trugen die Herrscher und mit dem Aufdruck derselben bekräftigten sie ihre Erlasse. Die Uebergabe eines Sigelringes und einer goldenen Kette vom König begleitete die Ernennung zu seinem obersten Rath. Als der Hebräer Josef zum Landesverweser in Aegypten bestellt wurde, gab ihm der König seinen eigenen Sigelring.[58] Das Sigel vertrat die Unterschrift,

Digitized by Google

die Person, kam zu Urkunden. Deshalb wurde der Verfälscher eines Sigels mit gleicher Strafe belegt, wie derjenige, welcher Urkunden unterschob: beide Hände wurden ihm abgehauen.[59] Von Atot, dem zweiten König des ersten Herrscherhauses, soll der goldne Fingerreif mit seinem Namenssigel erhalten sein,[60] ebenso des Sufis (Cheops) des zweiten Königs der IV. Dynastie goldner Ring. Von mehreren Königen des XVIII. Herrschergeschlechtes besitzen wir gleichfalls noch Ringe mit Schrift, von Tutmos IV.,[61] Amenofis, Horus,[62] von Osorkon[63] aus der XXII. Dynastie, u. a. Unter den erhaltenen Sigeln gibt es auch größere mit längerer Inschrift, wie z. B. in Dr. Abbott's Museum in Neu-York einen 2⅗ Zoll langen, ⅞ Zoll breiten eirunden Holzstämpel, welcher 26 Hieroglyfen enthält. Nach Seyffarth, der denselben beschrieb und erklärte, wäre er zwischen — 750 und — 700 gemacht.

Auch großer Stämpel von Holz oder gebranntem Thon bedienten die Aegypter sich um Namen in Ziegelsteine einzudrücken. Sie glichen einer kleinen Keule, in deren breitere, glatte, rund begrenzte Unterfläche die Hieroglyfen erhaben (nothwendigerweise verkehrt) eingeschnitten sind, oder waren von Holz, 5 Zoll lang, 2 Zoll breit, 1 Zoll dick mit einem ausgeschnittenen Handgriff an ihrer Rückseite; in ihnen sind die Hieroglyfen aus dem Holz herausgeschnitten, so daß ihr Aufdruck Erhöhungen auf weichem Thon zurückließ.[64] Wir besitzen solche mit dem Namen Amenof's I. und Amenof's II.[65] Mittelst derselben wurden mit dem Namen des regierenden Königs gewöhnliche Ziegeln bezeichnet. Stämpel und so gezeichnete Backsteine hat man in den Gräbern Tepe's und selbst Meroe's aufgefunden. Seit den ältesten Zeiten scheint das geschehen zu sein.

Als Beschreibstoffe wurden auch Thierfelle oder Leder[66] genommen, ja selbst Leinwand und baumwollene Zeuge, denen man durch Tränkung mit Gummi Grund und Glätte gegeben hatte. Sobald diese zu Trägern von Schrift dienen sollten, fiel selbstverständlich das Einreißen der Züge weg und an dessen Stelle trat der Auftrag färbender Flüßigkeit. Die einzige sonst mögliche Beschreibweise der Zeuge wäre Sticken gewesen. Man beschrieb Kleidungsstücke wie z. B. den Vorderstreif oder Vordersaum des Gewandes[67] und die Binden, mit denen die einbalsa-

mirten Leichen umwickelt wurden. Das bloſſe Aufmalen war ein viel leichteres und ſchnelleres Verfahren, allein dieſer Beſchreibſtoff war allzu koſtſpielig.

Einer unbeſtimmt gehaltenen Nachricht zufolge[68] ſchrieben die Aegypter in ihrer älteſten Zeit auch auf die ſchilfähnlichen, harten und ſteifen Blätter des Palmbaums, wie ſolches ja auch viele ſüdaſiatiſche Völker thaten, und dieſe Nachricht findet darin eine Beſtätigung, daß wirklich ein kleines Bruchſtück ägyptiſcher Schrift auf Palmblatt vorgefunden[69] worden iſt, welches jetzt im Muſeum zu Turin liegt. Es war natürlich, beſchriebene Blätter zur Aufbewahrung zuſammenzurollen.

Die Anwendung der Schrift muß frühzeitig ſchon eine ſo große geweſen ſein, daß alle dieſe Träger derſelben nicht genügten und der Gedanke, künſtlich einen ſolchen herzuſtellen, erwachte. In Menfis wurde die Bereitung von Papier erfunden.[70]

Wir beſitzen eine der Zeit nach beſtimmbare Papyrusſchrift,[71] welche auf die Tage Amenof's I. vom XVIII. Herrſcherhauſe hinweiſt, ungefähr auf — 1866, und dieſe jetzt ungefähr 3750 Jahr alte Rolle iſt von ſolcher Vollkommenheit, daß demzufolge dieſe Erfindung viel älter iſt; uralt muß ſie ſein, da auch ſie auf Tot zurückgeführt ward.

In niedrigem Waſſer, welches ſtill und ſtehend iſt, am Rande des Fluſſes, in Sümpfen, in den großen Pfützen, welche die Ueberſchwemmung des Nils zurückläßt, wächſt eine Schilf-Pflanze in Manneshöhe und darüber, die den Aegyptern zu vielem diente. Sie aßen die Staude roh und gekocht als Gemüſe, machten aus ihr Stricke, Tauwerk, Segel, Decken, Schleier, u. dergl. Aus ihren baſtartigen Wurzelhäuten und dem Innern ihres Stengels bereiteten ſie nun auch Papier und dieſer Name erinnert noch heute daran, daß die künſtliche Darſtellung des Beſchreibſtoffes den alten Aegyptern zu verdanken iſt. Die Benennung dieſer Staude war kome und papyrus, indem man p in b, r in l umſetzte, biblos; ſie hieß koptiſch erbpi, erbin, arabiſch berdi, bei Linné Cyperus papyrus. Der Gebrauch des Papiers war in Aegypten bald ein ſo ſtarker, daß die Staude an vielen Orten angepflanzt und auch ſorgfältig gepflegt wurde. In tiefem oder ſtrömendem Waſſer gedeiht ſie nicht, auch verträgt ſie keine ſtarken Winde; aber das

Nilland bot viele für ihr Fortkommen geeignete Stellen, namentlich auch im Delta.

Bei der Zurichtung der Bestandtheile dieser Pflanze verfuhr man in folgender Weise. Man schnitt zuerst ihre Enden ab. Melchior Guillandin hat die Staude einigemale in einer Höhe von fast 7 Armlängen gesehen, gewöhnlich aber wächst sie lange nicht so hoch; der mittlere Theil des Stammes, den man behielt, war gemeinlich nur 2 bis 4 Fuß lang. Eine Pflanze lieferte 30 und mehr Stengel. Diese wurden in ihrer Länge gespalten; die innern Häute darauf der Länge nach mit Hülfe einer Nadel in schmalen zwei bis drei Finger breiten Bändern abgezogen; ein Stengel gab höchstens 20 lange, dünne Streifen. Die Häute der armdicken Wurzel, welche am Ufer auf der Erde liegt und viele kleine Fasern in diese absenkt, wurden gleichfalls abgezogen. Darauf wurden die Streifen ausgewaschen, auf einer hölzernen Tafel ausgebreitet, schichtenweise zwei und mehr Streifen dicht neben- und querübereinander gelegt, so daß ihre Fasern sich kreuzten, und die ganze Schicht an den Enden gleichmäßig beschnitten. Hierauf wurde dieselbe behufs ihrer besseren Auflösung mit heißem trüben Nilwasser befeuchtet, welches ihre klebrigen Säfte hervortrieb; man verband auch manchmal die Lagen mit Leim oder Gummi, welcher aus einer Akazie (Spina aegyptia) durch Aufguß heißen Wassers gewonnen wurde. War dies geschehen, so kam die Masse unter eine Presse, die sie flach zusammendrückte, worauf man sie an der Sonne trocknen ließ. Um ihr Zusammenhalten besser zu sichern, wurde sie mit einem dünnen Mehlkleister (Kleber) und ein wenig Essig überstrichen, und nach dem Trockenwerden zum zweitenmale gepreßt. Schließlich wurde die so hergestellte Schicht mit einem Elfenbeinzahn oder einer Muschel geglättet.

Je nach der Beschaffenheit der Wurzelhäute und je nach der Sorgfalt bei der Bereitung fiel das Schilfpapier derber und gröber oder feiner aus. Weil der Stengel von der Wurzel bis zum Kopfe hin an Dicke abnimmt, sind auch die Holzfäden und Markröhren verschieden; sie nehmen mit ihrer Entfernung von der Wurzel an Feinheit, Weichheit und Weiße zu. Die untern Querdurchschnitte lieferten mithin gröberes, die oberen besseres Papier.

Da die Aegypter die einzelnen Papyrusſtreifen aneinander leimten, ſo ließ es ſich in beliebiger Länge anfertigen; die Höhe war niedrig, gemeinlich nur eine Spanne weit; es gibt Papyrus, die 4 Zoll hoch ſind und andere, welche 3 Spannen, 5/4 Ellen Höhe haben. Die beſſeren Arten waren die breiteſten. Der zu heiligen Schriften verwendete Papyrus hatte etwa 13 Zoll Breite; für gewöhnlichen Gebrauch machte man es ſtets, ſelbſt wenn es beträchtliche Länge hatte, ſchmal. Die Länge aber ſtieg von 4 Zoll bis zu 20, 30 Fuß und ſogar zu mehr als dem Doppelten. Ein Stück im turiner Muſeum hält 57 Fuß und ein anderes daſelbſt angeblich 70; ja ein Stück mißt 144 Fuß Länge. Bei ſo langem waren mehrere Bogen aneinander gehängt, was mittelſt einer neuen Papyruslage geſchah und mit ſolcher Sorgſamkeit, daß man die Zuſammenfügung oft nur bemerkt, wenn man die Rolle gegen das Licht hält, wobei man alsdann einen undurchſichtigen Streif gewahrt. Die Dicke eines Bogens überſteigt nur um etwas das Doppelte unſeres Schreibpapiers, daher iſt Papyrus noch durchſcheinend. Der beſſere iſt, weil aus feineren Häuten gemacht, ſchwächer als der ſchlechtere.

Das Ausſehn des Papyrus war dunkel. Der gemeine fiel dunkel- oder hellbraun aus, der beſſere lichtgelb, auch mit einem röthlichen Anflug oder grau. Die oberen Schafttheile geben das hellere, und Einlegen in Waſſer, in dem ſie ein paar Tage gelaſſen werden, bleicht ſie noch mehr. Weiße iſt jedoch nicht zu erreichen. Der ſchlechtere, gewöhnliche Papyrus fällt in ein ſchmutziges, tiefes Braun, welches dem Grauſchwarz nahe kommt.

Die Schwärze der darauf getragenen Schriftzüge hebt ſich gut ab. Auf dunkelem Papyrus ſind ſie allerdings etwas ſchwerer zu erkennen.

Selbſt der beſte Papyrus war aber nicht ganz glatt, ſondern gerippt und etwas ſtriemig. Man erkennt die quer übrr einander gelegten Faſern. Er fühlt ſich faſt wie rauhe Leinwand an. Die aufzutragenden Züge konnten folglich nicht gut ſehr fein gezogen, ſondern mußten etwas groß und kräftig gehalten werden. Man beſchrieb wol auch Papyrus auf beiden Seiten, in der Regel jedoch wegen des Durchſchlagens der Farbe nur auf einer Seite und zwar auf derjenigen, deren Faſern wagerecht

liefen und wählte für sie auch feinere Streifen, während man die Seite, deren Fasern senkrecht liefen, unbeschrieben ließ als Rück- oder Aussenseite. Hatte man sich verschrieben, so konnte man über das Versehene ein Papyrusstückchen aufkleben, auf welches das richtige Schriftbild kam. Reibt man mit dem Finger auf Papyrus, so kann es leicht geschehen, daß eine Rippe oder Faser sich ablöst; bricht man ihn zusammen, so knicken die Holzfäden. Brüche zu vermeiden, rollte man ihn lieber. Uebrigens aber besitzt er trotz dieser Gebrechlichkeit eine vorzügliche Haltbarkeit, weil es der Fäulniß so gut wie gar nicht ausgesetzt ist und nicht morsch, wie unser Papier, nach einigen Jahrhunderten vermodert. Gefaltet wurde er in der Regel nicht, obwol auch dies vorkam. Die Rollen, die mitunter eine Dicke von 6 bis 8 Zoll hatten, pflegte man in Leinwand einzuschlagen, auch wol mit Pech zu umgeben, um sie besser vor Feuchtigkeit zu schützen; doch auch ohne diese Vorsorge erhielten sie sich bei der geringen Feuchtigkeit der Luft Aegyptens zum Staunen lange. In Memfis aufgefundener Papyrus ließ sich noch in unserer Zeit rollen. Graf Castiglione in Mailand rollte einen Papyrus, den er am Ende festhielt, durch Werfen auf und er knisterte dabei, gleich unserm Papier und war doch Jahrtausende alt. Viele sind freilich nicht in so gutem Zustand geblieben; wurden sie feucht, so wurden sie auch zerbrechlich und beim Aufrollen lösten sich hernach leicht Theile ab, ja manche zerfallen dabei in kleine Bruchstücke.

Memfis, Saïs, Leneotika wurden die Hauptbereitungsstätten des Papyrus. Als bester wurde der in Saïs hergestellte geschätzt. Die Art der Anfertigung selbst blieb in den alten Zeiten dieselbe, denn alle alten ägyptischen Papyrus sind im wesentlichen gleich. Später jedoch kam es zu Verbesserungen, denn in der Römerzeit galt saïtischer Papyrus nur als von mittlerer Güte.

Die Anfertigung des Schilfpapiers behielt die Regierung sich ausschließlich vor und sie bezog davon beträchtliche Einnahmen. In späterer Zeit wurde ein starker Ausfuhrhandel mit diesem Papier nach Südwestasien getrieben. Die beste Sorte sollte nur zu heiligen Zwecken dienen und wurde in die Fremde gar nicht verkauft. Auswärts fand man auch die Papyrusstaude wachsen, wie am Jordan, am See Tiberias, bei Babylon am Eufrat u. s. w.;

Digitized by Google

wir haben jedoch keine Nachricht, daß außerhalb Aegyptens in alter Zeit Papier verfertigt worden sei. Die Papierherstellung war ein ägyptisches Geheimniß. Vielleicht grade deshalb machte in Aegypten selbst die Zubereitung keine Fortschritte. Erst viel später ward sie weiter vervollkommt.

Mit der Anwendung des Papyrus bekam die schon mit der Wahl der Leinwand eingetretene Neuerung im Schreibwesen eine große Bedeutung. Auf Papyrus mußte gleichfalls gemalt werden. Ungeachtet der Veränderung blieb der eingebürgerte Name für ein Beschreibstück: Charta für Stücke Papyrus und ward von Aegypten aus mit dem Verkaufe des Papyrus zu andern Völkern verbreitet. Unser „Karte" für ein kleines Stück starken, steifen Papieres und für ein größeres mit Zeichnungen bedecktes Blatt rührt noch von ihm her.

Die gewöhnlich gebrauchte färbende Flüssigkeit war schwarz: eine aus fein geriebener Kohle und Gummi hergestellte Dinte, die in festen Stücken aufbewahrt und vor dem Gebrauch in Wasser aufgelöst wurde. Sie war vorzüglich, beinahe unverwüstlich, und bräunte sich nicht in dem Maße, wie die unsrige. Verbleichende schwarze Dinte näherte sich aber doch dem bräunlichen Ansehn, welches Papyrus gemeinlich hat, deshalb war es geboten beschriebene Papyrus dem Sonnenlicht nicht ausgesetzt sein zu lassen. Auch Dinte ward von der Papyrusstaude gewonnen; ihre Schalen lieferten wegen ihres großen Gehaltes an Kieselerde ein vorzügliches Schwarz.[72] Zu rother und zu gelber Dinte verwendete der Aegypter Bleioxyd und Ocker.

Zum Auftrage selbst gab die Papyrusstaude in ihren kleinen Stäben, welche aus dem aufgebrochenen Kopfe hervorkommen und ein Büschel zusammen bilden, ebenfalls das Werkzeug. Diese Binsenstengel wurden zugespitzt und nahmen durch ihre hervorstehenden Fäserchen die Farbe auf. Sie waren also Schreibrohre, welche Pinseln glichen, eine Beschaffenheit, die bei der striemigen Oberfläche des Papyrus oft das Schreiben erleichterte. Allerdings war, weil ein solches Schreibrohr wenig Flüssigkeit aufnahm, häufiges Eintauchen nothwendig. Es wurden aber auch Schreibröhre gebraucht, welche wie unsere Federn geschnitten sind, sowie aus Haaren gefertigte Pinsel. Das Rohr mit dem auf Papyrus geschrieben

Digitized by Google

wurde, hieß Kasch; nach Champollion wäre es der noch gegenwärtig gebrauchte Kalam der Araber. Der Pinsel aus Haaren, Kaschammōi genannt, ist nach ihm später als jene aufgekommen.[73]

Sonach gab die Papyrusstaude beinahe alle Stoffe her, welche zum gewöhnlichen Schreiben erforderlich waren.

Wann diese Art des Schreibens aufkam, darüber fehlt Nachricht; früh gewiß. In Namensringen der IV. Dynastie, der Erbauer der großen Pyramiden von Memfis, will man bereits die Hieroglyfe: Griffel und Dintengefäß erkannt haben[74]; ob aber damals schon Papier gemacht wurde, läßt sich daraus nicht mit Sicherheit folgern. Bereits aus der Zeit der V. Dynastie kennen wir die Abbildung eines Schreibers, aus spätern Tagen mehrere solche Darstellungen, wie auch zwei Bildsäulen von Schreibenden. Der Schreiber kauert oder hockt, hat auf einem schmalen Untersatz eine Tafel mit ihrem Ende aufgelegt und hält das andere Ende mit der linken Hand, so daß die Tafel großentheils frei und ganz wagerecht liegt. Mit der rechten Hand hält er lose einen Stift (Griffel oder Pinsel) zwischen Daumen und Zeigefinger hoch über der Tafel, auf der er ihn etwas schräg führt. Oder der Schreiber hält die Tafel auf dem linken Knie; die Art, wie er den Griffel führt, ist aber die nämliche: lose zwischen zwei Fingern, hoch über der Tafel und ein wenig schräg. Hinter seinem Ohr hat der Schreiber noch ein oder zwei weiße Stifte stecken, und neben ihm steht auf einem Untersatz ein längliches Kästchen für seinen übrigen Bedarf.[75] Der Stift ist weiß gemalt.

Das Schreibzeug bestand zuerst aus einer Palette vom harten Holze der Akazie oder Palme. Im Grabe eines Schreibers zu Tepe fand man es als eine 17 Zoll lange, 3 Zoll breite Akazientafel mit 2 kreisförmigen Gruben, die für Wasser und Dintestückchen oder für Roth und für Schwarz bestimmt waren, und einer Rinne, um Stifte hineinzulegen. Angemalt war die Abbildung eines betenden Schreibers. Auch andere Schreibbretter kennt man, die mit kleinen, vermuthlich Gebete enthaltenden Inschriften geziert sind. Manche haben ein viereckiges Loch, um Griffel oder Pinsel hineinzustecken, und mehrere Behälter, darunter eines für einen Porfyrstein, um blau zu zerreiben. Ein Fortschritt geschah darin, daß kleine Näpfe oder Vasen von Marmor oder

Alabaster als Dintenfässer für die verschiedenen Tuschen genommen und statt eines blossen Brettes ein langes, schmales Kästchen gemacht wurde, daß Papierstreicher, Lineal oder Falzbein hinzukamen. Ganze Schreibkasten waren auch von Marmor oder Elfenbein.

In den ersten christlichen Jahrhunderten bestand das Handschreibegeräth eines gewöhnlichen Aegypters aus einer dreieckigen Holztafel, schwarzer Dinte und einer Binsenfeder.[78] Schreiber trugen ihr Schreibzeug am Gürtel, wie dies noch in der Gegenwart Brauch im Morgenlande ist; sie hatten es also jederzeit bei der Hand. Bei feierlichen Umgängen trugen sie eine Buchrolle samt dem Behältniß für Tusche und Rohr in der Hand.

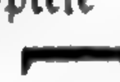
Die Schrift auf Papyrus lief zuerst nach der herkömmlichen Weise gewöhnlich in senkrechten Säulen, die von rechts anfingen. Rücksichten auf den Raum, die bei Tempelwänden zu anderer Schreibrichtung veranlaßten, waren bei der Verwendung von Papyrus nicht zu nehmen. Der Papyrus selbst war daher in Spalten getheilt; Längenstriche trennten die senkrechte Aufeinanderfolge. Darüber in der Breite, auch wol zur Seite, selbst in der Mitte wurde öfter Gemäldeschrift oder gemeinverständliche Zeichnung zugesetzt. Allein die Schreibrichtung, wie sie von Anfang an der Willkür anheimgegeben war, schlug bei der Anwendung schnellerer Schrift mit der Zeit entschieden in die wagerechte um, wobei die Theilung der breiten Papyrusfläche in Spalten oder Seiten beibehalten wurde. Unter der XII. Dynastie beschrieb man Papyrus abwechselnd in die Länge und in die Breite, später gemeinlich nur in der Quere. Auf Papyrus waren die Hieroglyfen, wie überhaupt fast immer alle in kleinerem Maßstabe ausgeführten, nicht gemalt, sondern blos schwarz gezeichnet. Jedoch bei jedem neuen Abschnitte wurde das erste Wort roth hingeschrieben oder eine rothe Ueberschrift gegeben. Es kam auch vor, daß Einzelnes, namentlich Ziffern, zwischen der schwarzen Schrift mitten inne roth gesetzt wurde. Diese Sitte wurde von den Aegyptern nach ihrem Uebergange zum Christentum, den Kopten, beibehalten und auch die Aethiopen machen noch jetzt die Anfänge der Abschnitte roth. Hat sie sich doch fortgeerbt bis in die Drucke der letzten Jahrhunderte. Abschnitte eines Buchs trennten auch öfter ein paar Striche. Betrachten wir das längste noch vor-

handene Papyrusstück mit Hymnen aus dem später zu erwähnenden ersten Buche des Tot, so sieht man gewöhnlich oben eine Querzeile theils schwarzer, theils rother Zeichen, gleich einer Ueberschrift, dann folgt in der Quere eine Figurenreihe, Vignette oder eigentliche Gemäldeschrift, darunter reihen sich 17 durch Striche geschiedene Längenspalten, von denen jede ungefähr 20 schwarz gezeichnete Hieroglyfengruppen enthält. Mitten darin sind einzelne Gruppen, selbst zehn auf einander folgende, roth, einigemale ganze Ueberschriften. Sonst zeigt auch das Leerbleiben des unteren Stückes einer Spalte, daß auf der nächsten ein neuer Abschnitt, ein anderes Gebet und dgl. anhebt. Zuweilen findet sich auch am Ende mit rother Schrift die Formel: „es ist aus." Die Gemäldeschrift steht manchmal oben ohne vorangehende Schriftzeile, oder fehlt oben und nimmt die Mitte der Seite ein, ja ganze Seiten sind mit solchen Vignetten gefüllt, zu denen nur erklärende Hieroglyfen beigeschrieben sind. Einmal steht unten in der Mitte das Bild eines Betenden.

Seitdem die Aegypter im Papyrus einen so bequemen, leicht in großer Menge herstellbaren Beschreibstoff besaßen, vermochten sie mehr als bisher zu buchen. Wie mühselig war doch das Eingraben und Einhauen der Steinschrift! Es schloß den gewöhnlichen Gebrauch der Schrift von selbst aus. Nunmehr fiel es dem Schriftkundigen nicht schwer etwas niederzuschreiben und vieles, was sonst unaufgeschrieben geblieben wäre, ward seitdem auf Papyrus getragen. Jetzt kam die Zeit der Bücher. Abhandlungen wurden abgefaßt und in Niederschrift hinterlassen. Religiöses, Geschichtliches, Astronomisches, Medizinisches wurde jetzt in größerem Umfange geschrieben und für die Bedürfnisse des Staates wie der Gesellschaft ausgiebiger gesorgt. Steuerregister, Rechtsverhandlungen, Verträge, Kaufbriefe, Grundstückspläne, Rechnungen und anderes wurde auf Papyrus vermerkt. Wie wenig hatte sich auf Tempelwände, Obelisken, Särge und Grabkammern schreiben lassen und was war von solcher Beschaffenheit um eine derartige mühvolle und theuere Anschrift zu verlohnen? Nun erst war es möglich, daß ein ausgedehnter Schriftgebrauch eintrat. Von dieser Zeit an kam daher auch ein Stand der Schreiber auf.

Digitized by Google

Des leichteren Schreibens Folge war das Einreißen eines schnelleren, leichter auszuführenden Zuges. Der neue Beschreibstoff brachte eine Veränderung der Hieroglyphik hervor. Auf Stein, der ohnehin nur langsame Ausführung gestattete, zeichnete der Schreiber das Bild mehr oder weniger vollständig hin oder füllte das unausgeführte Innere des Bildes mit einer Färbung. Dies geschah zwar auch noch auf Papyrus; man schrieb auf ihm nach wie vor Hieroglyphen, wenn gleich nur schwarz oder roth, so wie sie aussehen sollten; aber daneben riß, indem man der großen Sorgsamkeit, welche die Denkmalschrift erforderte, sich entschlug, eine abkürzende Schreibweise ein, für die nicht nur das Innere gleichgültig war, sondern die nicht einmal die ganzen Umrisse zog, vielmehr bei einem Theile derselben es bewenden ließ. Anstatt einer Schlinge malte man blos einen Haken, anstatt eines Thieres blos einige Striche seiner Gestalt. Man verfuhr sparsam in den Zügen. Innere Ausführung, schließende Verbindungsstriche, Umbiegungen und Abeckungen, kurz alles, was die eilende Hand aufhielt, wurde weggelassen, selbst ganze Theile des Bildes aufgegeben. Von Malerei ward natürlich in solcher Geschwindschrift gänzlich abgegangen. Eine Tafel des zu diesem Werke gehörenden Abbildungsheftes stellt die Art des Abkürzens dar. Die Abkürzungen oder nunmehrigen einfacheren Zeichnungen, unterlagen im fortgehenden Gebrauch weiteren Veränderungen. Die übrig gebliebenen Züge, ursprünglich Bruchtheile von Gestalten, entfernten sich noch stärker von ihrem Urbilde. In diesen flüchtigen Zügen ging die Kenntlichkeit des abgebildeten Gegenstandes, aus dem der Lautwerth zu ersehen war, vollständig verloren: es war eine Schrift geworden, in welcher die Bedeutung der Züge anscheinend auf Willkür beruhte, deren Erlernen mithin eine mechanische blosse Gedächtnißsache werden mußte.

Nachfolgende Beispiele werden die Verschiedenheit veranschaulichen: Die Hieroglyphe  steht in Kursiv aus , kursiv , kursiv , kursiv , kursiv , kursiv , kursiv , kursiv , kursiv , kursiv , kursiv , kursiv , kursiv , kursiv

kursiv , kursiv , kursiv , kursiv , kursiv , kursiv , kursiv , kursiv , kursiv , kursiv , kursiv , kursiv , kursiv , kursiv , kursiv , kursiv , kursiv , kursiv , kursiv .

Sichtlich erwuchs das neue hieroglyfische Kursiv aus dem allgemeinen Gebrauche der Schrift, aus ihrer Anwendung im gewöhnlichen Leben für vorübergehende Zwecke. Unausgeführte Hieroglyfen machten den Anfang zu der Wandlung.[77] Inmitten ausgeführter Schrift wurden hernach einzelne kleine, häufig vorkommende unwesentliche Wörter wie „und" (ke) und andere in abgekürzter Form gesetzt.[78] In Papyrus, die zu Leichen gelegt wurden, gewahrte man weiter ein Gemisch von ausgeführter und verkürzter Schrift[79]: so daß der Uebergang von einer Schriftart zur andern sich bemerken läßt. Zuletzt stand eine neue Schrift da.

Daneben ging die kunstreiche alte Hieroglyfik fort. Papyrus wurden nicht blos nach dieser neuen Art mit einigen Hauptstrichen, sondern wie bisher geschehen war, mit Bildern beschrieben. Die alte Hieroglyfik oder volle, ausgeführte Zeichnung blieb die gute Schrift und ward ausschließlich Denkmalschrift. Auf Stein und Holz ist nur selten in diesem Kursiv geschrieben worden. Niemals (oder erst in spätester Zeit) ward es zu Tempelinschriften angewendet.

Dieses Kursiv ist wie aus der Natur der Sache hervorgeht, nicht mit einemmale, sondern sehr allmälig entstanden und schon aus diesem Grunde hat die Ansicht,[80] jener Sesortos, (Sesorthosis, um — 2700?) dessen Sorge um die Schrift gerühmt ward (vergl. Seite 490), habe sie zu dem kleinen, flüchtigen, nur die nöthigsten Umrisse gewährenden Zuge vereinfacht, keinen Halt. Es ist weit jünger. Für das älteste kursive Schriftstück, welches erhalten ist, sieht man den Papyrus „Prisse d' Avennes" (in Paris) an, dessen Abfassung Chabas in die Zeit der VI., Heath mit Zustimmung von Poole in die der XV. ansetzt, dessen Alter sich wol gegenwärtig noch nicht mit Zuverlässigkeit ermessen läßt.[81] Zu

den älteſten nachweisbaren Stücken mit dieſer Schrift gehört unzweifelhaft das der turiner Sammlung, welches ſich auf König Tutmoſis von der XVIII. Dynaſtie bezieht, und ein Papyrus des brittiſchen Muſeums in London, welcher am Boden des hölzernen Sarges eines angeblichen Königs Nentef lag. Man darf alſo annehmen, daß bereits zur Zeit der XVIII. Dynaſtie, um — 1900, und ſchon vorher kurſiv geſchrieben worden iſt.

Die alten Aegypter unterſchieden nicht (wie aus den Mittheilungen des Herodotos und Diodoros erhellt[82]) dieſe geläufige Schrift von der alten Hieroglyfik als eine neue Gattung, was ſich aus ihrem langſamen Entſtehen hinlänglich erklärt. Von den Griechen wurde ſie nachmals die „Prieſterſchrift“ (auf Griechiſch hieratiſche Schrift getauft), weil wol lange Jahrhunderte ausſchließlich Prieſter ſchrieben; machten dieſe Fremden ſpäter den Gegenſatz von Hieroglyfiſchem und Hieratiſchem, ſo lag für ſie ein Merkmal zum Unterſcheiden ſchon darin gegeben, daß „Hieroglyfen“ in ihrer Sprache wörtlich „heilig eingegrabene“ Zeichen hießen, alſo vorzugsweiſe auf Steinſchrift ſich bezogen, während ſehr viel in hieratiſcher Art auf Papyrus geſchrieben wurde. Man könnte alſo der alten Denkmalſchrift oder Hieroglyfik das hieratiſche Kurſiv als Papyrusſchrift gegenüberſtellen.

Die hieratiſche Schrift bildete ſich zu einem raſchen Geſtrichel von derben, dicken, groben, unregelmäßigen Zügen aus, ohne einen ſcharf entgegentretenden beſtimmten Ausdruck zu erlangen. Da ſie aus Eilfertigkeit, durch Abkürzen entſtanden war, ſo fehlte ihr eine waltende Regel, welche das Verſchiedene in einer gewiſſen Einheitlichkeit zuſammen hält. Nachdem ſie ausgebildet war, blieb ſie mit geringen Aenderungen beharrlich. Ihre Richtung war die hergebrachte, von rechts anfangend.

Ein Fortſchritt dürfte aber in ihr gemacht worden ſein, indem Trennungszeichen der Wörter und Satztheile aufkamen. Einige hieratiſche Papyrusrollen der münchener und turiner Sammlung haben nämlich am Ende der einzelnen Sätze rothe Punkte über die Zeile geſtellt. Vielleicht gehören dieſelben aber einer ſehr ſpäten Zeit an. Wahrſcheinlich machte der Wegfall des Quadratnetzes oder der Quadratirung in der Reihung der alten Hieroglyfen Hülfsmittel zum Trennen wünſchenswerth.

Auf Papyrus wurde viel hieratisch geschrieben. Bei gewöhnlicher Buchschrift kürzte man gern, um schneller fertig zu werden, den umständlichen Schriftzug ab. Jetzt im turiner Museum befindliche Königslisten, ein Bericht von den Feldzügen des großen Ramses und vieles Andere hat sich in dieser Schrift erhalten. In Stein oder Holz wurde nur ausnahmsweise hieratisch gerissen: da war ja ohnehin über langsamere Ausführung nicht hinwegzukommen, da schrieb man auch regelmäßiger und deutlicher. Indeß geschah es doch zuweilen. Ein Stein mit diesem Kursiv ward im 31. Jahre Amenof's, eines Königs der XVIII. Dynastie, beschrieben; er liegt jetzt in London. Das leidener Museum besitzt mehrere hieratische Steine u. s. w. Auf Steinplatten sieht man hieratische Schrift durchgehends geschwärzt oder geröthet, oder Reihe um Reihe geröthet, oder der Bilder Obertheil roth und die übrige vertiefte Schrift blau oder endlich ganz ungefärbt.

Neben der neuen Kursivschrift ging die alte Hieroglyfik in unveränderlichem Beharren fort. Betrachteten die Priester sie doch als eine heilige Schrift. In späteren Tagen mag, was anfangs und lange zulässig war, die Einführung neuer Bilder unstatthaft geworden sein. Die alten Hieroglyfen mußte man beibehalten, sollten nicht alle alten Schriftstücke unleserlich werden und zugleich damit dem Untergange verfallen was aufgeschrieben war von ihrer Götterlehre, ihrer Geschichte, ihren Kenntnissen und in Folge davon der mit dem Altertum verknüpfende Faden abreißen. Inschriften, die nach dem Beginn der christlichen Zeitrechnung gemacht wurden, haben noch immer die nämlichen Hieroglyfen, die zur Zeit der Blüthe des ägyptischen Reiches im Gange waren.

Einer Veränderung, die in ihrem Innern vorging, vermochte sie sich aber nicht zu entziehen, da sie auf dem Grundsatze beruhte, daß des Bildes Name die zu gebrauchenden Laute anschlug. Denn die Sprache beharrte ja nicht unveränderlich! Von Tepe und Memfis breitete sich das Reich weiter aus und wuchs zu beträchtlichem Umfang. In dem langgestreckten Lande zwischen Meer und Wüste, welches überdies zu verschiedenen Zeiten in mehrere neben einander bestehende Staaten zerfiel, sprach nicht jedermann gleich. Unbestreitbare Thatsache ist, daß als die

Digitized by Google

Aegypter das Christentum annahmen, mehrere Mundarten vorhanden waren. Hier sprach man p aus, dort f, hier s, dort sch (ⲯ) oder sj (ϭ), auch wol französisch jod (ⲭ), hier sprach man ch, dort kch (ϧ) oder h, hier sprach man ch oder koh, dort sch, von der abweichenden Vokalisirung zu geschweigen. Solche Verschiedenheiten, solchen Wechsel naheliegender Laute hatte die Sprache der Aegypter in der christlichen Zeit, die koptische Sprache: in alten Zeiten wird sie nicht einheitlicher gewesen sein. So lange nicht ein allgemeiner Gebrauch der Schrift in einer Fassung vereinigt und zusammenhält, begibt sich in von einander abliegenden Ortschaften ein Auseinandergehen im Sprechen. Bestanden doch in Italien, als Dante auftrat, nicht weniger als 13 Mundarten! Abweichungen im Wortschatze fanden in verschiedenen Gegenden Aegyptens statt und die Verschmelzung der neben einander vorhandenen Redeweisen ergab hernach gleichbedeutende Ausdrücke für das Nämliche. So sind ja auch in die deutsche Sprache eine Menge Synonyma gekommen, z. B. Fleischer, Metzger, Schlächter; Rind, Stier, Ochse; Pferd, Roß, Gaul, Mähre u. s. w., in die wol späterhin ein künstlicher Unterschied gebracht wurde, deren Bedeutung aber ursprünglich die nämliche, war, so daß sie uns erst jetzt als verschiedene Beziehungen ausdrückend entgegentreten.

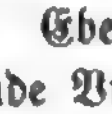
Hierzu kamen die Wandlungen, welche die Sprache mit der Zeit durchmachte. Wie außerordentlich hoch man die Beharrlichkeit und Stätigkeit der Aegypter veranschlage, so würde doch dazu ein Köhlerglaube gehören sich einzubilden, daß ihre Rede in einem Zeitraum von mehreren tausend Jahren immer ganz in allem die nämliche gebliebey sei. In so langer Zeit machte sie, wie alle Sprachen, Veränderungen, Umgestaltungen, Neubildungen durch. Nicht jeder Gegenstand behauptete immerfort dieselbe Benennung; der eine oder andere bekam einen neuen Namen und auch die Aussprache blieb nicht unverändert. Wie dürftig heute noch unser Wissen von den Geschicken der altägyptischen Sprache ist, so haben wir doch Grund anzunehmen, daß in vielen gehaucht anlautenden Wörtern die Hauchung fallen gelassen wurde, und andererseits die härtere Aussprache sich erweichte; Hro der „Mund“

ward ro, Hra die „Sonne" wurde ra, aus Hapis dann Apis. Wie aus hpt durch Weglaſſung der Anhauchung pt wurde, ſo durch Verhärten kpt, denn aus h wurde auch k, aus p nicht ſelten f, ja w; an Stelle von k ſprach man ſpäter ſowol kch, ch, als h, als das franzöſiſche jod (ϫ), als sj (ϭ) als, und zwar häufig, sch, s. Sch (ⳉ) wechſelte mit sj (ϭ(und das sj häufig mit jod (ϫ), ebenſo ch mit h. Später in römiſcher Zeit trat wiederholt s an die Stelle von sch, von k. In den Vokalen war die Veränderung faſt noch größer. Vorſatzvokale wie auslautende gingen vielfach gänzlich verloren; manches a wurde zum e (z. B. aus Sanahar griechiſch Senooris, aus Hursa-Aser wurde Arsiēsis und Oriēese). Die Mundart, welche ſich in Tepe's Gegend lange erhielt, war härter als die übrigen und ſcheint dem Altägyptiſchen am nächſten geſtanden zu haben: indeß iſt dieſe Anſicht mit vielen Gründen von Schwartze beſtritten worden. Im allgemeinen geſtaltete ſich die Sprache im Verfolg ihres Beſtehens weicher, geſchmeidiger und zugleich reicher an Lautabſtufungen.

Aus dem Eintreten von ſprachlichen Neuerungen erwuchs nun für die Hieroglyfenſchrift ein höchſt bedenklicher Nachtheil. Was die Prieſter ſchrieben, ſollte allen Aegyptern für ewige Zeiten verſtändlich ſein, darum durfte die hieroglyfiſche Schreibart in den verſchiedenen Gegenden und für die verſchiedenen Zeiten keine andere werden.[82] Indem aufgekommenen Unterſchieden nicht Rechnung getragen wurde, blieb die Schrift allerdings ein gemeinſamer Ausdruck, aber jeder mochte ſie nach ſeiner gewohnten Mundart ausſprechen. Die Nichtbezeichnung vieler Stimmlaute in denen ja vorzugsweiſe Veränderungen vorgehen, gewährte eine Erleichterung für dieſen Zweck, da die konſonantiſchen Grundbeſtandtheile der Wörter ſo ziemlich beharrten.

Allein die Natur der Sache brachte democh eine Störung mit ſich, die nicht mit einemmale empfindlich wurde, ſondern allmälig zunahm. Indem die gleichen Bilder fortüberliefert wurden, erfahren diejenigen, für die es anjetzt mehrere Benennungen gab, weil Synonyma vorhanden waren, oder in deren Lautbeſtande eine Abänderung vorgegangen war, eine mehrfache Behandlung.

Digitized by Google

Je nach der gewählten Aussprache des Bildes gab dasselbe verschiedene Laute an. Einige Beispiele werden dies verdeutlichen. Der Arm , hieß kanos und amah*, sein Bild konnte demzufolge sowol kn als amh oder bei Weglassung des Vokals inh gelesen werden, je nach der Art, wie der Arm ausgesprochen wurde. Die Taube hieß par (koptisch bal) und sjrompi (nach der späteren koptischen Lautung, alt krompi?), gab folglich pr oder p, sowie sjrp oder krp. Der Ochse , hatte die Namen Karuki (Kaluki) und arep (hebräisch, von dem manche Wörter zum Verständniß des Altägyptischen heranzuziehen sind, elef) und diente sonach für kr oder k, wie für r. Ein Zweifel über diese Doppeldeutigkeit des Stierbildes kann nicht stattfinden, da es in der späteren Zeit zum Schreiben von Eigennamen, wie Neko und Caesar, abweichend sowol für k als für r, angewendet wurde. Ebenso gab der Mund  kr, wie k oder r. Diese einreißende Vieldeutigkeit ward noch dadurch vermehrt, daß manche Thiere nach ihrem Geschlechte zwei Benennungen trugen, daß der Lautbestand mancher Wörter sich wandelte, wie z. B. anfangendes h oft wegblieb, oft aber gesprochen wurde, anderemale zu k verhärtete, daß man den anlautenden Vokal ergreifen durfte oder am selben Bilde unter seiner Nichtbeachtung die nächsten Konsonanten verwendete. Der Knaul , hopt ließ sich also hpt, hp, h, o, vielleicht selbst k lesen, insofern h zu k verhärtete.

Ein schwerer Mißstand war dies. Bereits in alten Inschriften sind derartige Doppeldeutigkeiten anzutreffen; mit der Zeit mehrten sich die mehrdeutigen Bilder. Die des spätesten Zeitalters der Hieroglyfik, die unter römischer Herrschaft geschriebenen, haben sie in solcher Menge, daß sie manchmal verwirren.

Sehr bald empfanden die Aegypter den Nachtheil, welchen diese doppelte Aussprechbarkeit verursachte und sie bemühten sich nun mittelst eines Beisatzes der leicht möglichen Verirrung vorzubeugen. Zu diesem Behufe vervollständigten sie viele Wortgruppen durch

*) Zusammenhängend mit dem Koptischen amahi „fassen," „besitzen," „Stärke."

Digitized by Google

eine Hieroglyfe, welche blos auf die zu bevorzugende Aussprache hinweisen sollte. Das zur Gruppe hinzugethane Bild hatte alsdann keine weitere Bedeutung als die, den Zweifel über die Wahl eines Bildnamens fern zu halten, indem es seinerseits denselben Buchstaben desjenigen Wortes anschlug, welches unter den gleichbedeutenden Wörtern grade hier gemeint worden war. Sie schrieben also häufig etwas zweimal, z. B. unter das Bild der Taube noch das des Mundes , welches hro oder kro (r) lautete, um abzuwehren, daß sie par (bal) gelesen werde, um auf ihren andern Namen, der kr gab, hinzuweisen; in dieser stimmten beide Hieroglyfen überein. Dem Munde hinwiederum ward, wenn er nicht hr, sondern kr lauten sollte, die Hieroglyfe des Himmels angehängt, die seine Währung als kr bezeichnete, weil sie diese angab. Zur Schlange kam allenfalls das Bild des Hammers, st, um von den Benennungen der Schlange diejenige festzustellen die st gab. Auf mehrere verschieden deutbare, alfabetarisch gebrauchte Bilder ließ man auch ein syllabarisches folgen, welches die wirklich auszudrückenden Konsonanten enthielt. Um ran „gefallen" zu schreiben, bediente man sich erst des Mundes = r, dann der Welle = n, und endlich noch des Sarges, der noch einmal beide Konsonanten, nämlich rn gab, so daß drei Bilder für ein einsylbiges Wort angewendet wurden. Ebenso ward, um Ungewißheit hinsichtlich der Vokalisirung auszuschließen, der richtige Vokal durch eine Unterscheidungshieroglyfe angemerkt. In solchen Fällen bezog sich dergestalt eine Hieroglyfe lediglich auf die wahre Aussprache einer andern und zwei Hieroglyfen drückten nur soviel als eine Sylbe oder einen Buchstaben aus. Viele Hieroglyfen waren somit blosse Unterscheidungs- oder Lesezeichen, während sie in andern Verbindungen nicht aufhörten in der gewöhnlichen Verwendung als Lautzeichen von Wörtern oder Worttheilen zu gelten.

Die Aegypter kamen sonach auf ein ähnliches Hülfsmittel, wie dasjenige war, dessen die Tsinesen für den umgekehrten Fall: unter vielen möglichen Bedeutungen des nämlichen Wortlautes eine bestimmte herauszuwählen, sich bedient haben. Wol liegt die Frage nahe, warum die Aegypter nicht vielmehr die doppeldeutig

Digitized by Google

gewordenen, einer Erklärung bedürftigen Bilder gänzlich bei Seite setzten und statt ihrer sogleich die sie erklärenden Bilder eintreten liessen; aber wir vermögen noch nicht auf jede Frage eine bestimmte Antwort zu geben. Muthmaßen dürfen wir immerhin, daß sich, bevor Verwirrung drohte, gewisse Gruppen für gewisse Wörter festgesetzt hatten, die man sogleich als Ganzes betrachtete, die man ohne das Wort erst aus der Zusammensetzung seiner einzelnen Theile entstehen zu lassen, ablas und daß man in diesen keine Neuerung vornehmen wollte, sondern sie lieber, als doch einmal Mißdeutungen ihrer Theile möglich wurden, durch einen Zusatz zu schützen suchte. Geschah es vielleicht, weil die althergebrachte Schrift schon ein Heiligenschein umfloß, so daß niemand sich vermaß, etwas aus ihr, der von den Göttern verliehenen Gabe, auszumärzen? Oder befürchtete man, daß Abänderungen des Zeichenbestandes die alten Schriftstücke in Zukunft unverständlich machen würden? Im Grunde erfolgte dabei ein doppeltes Schreiben desselben und die Gewohnheit, vieles zum zweitenmale anzugeben, riß ein. Der peinliche, auf Genauigkeit haltende, Umständlichkeit nicht scheuende Sinn der Aegypter mag ihr Vorschub gethan haben. Die Wiederholung des nämlichen Buchstabens oder derselben Konsonantengruppe mittelst eines andern Bildes machte aber offenbar das Schreiben sehr weitschweifig und beschwerlich. Nicht selten verband man in solchen Fällen zwei Hieroglyfen zu einer Figur, wie wenn man z. B., um sicher kr anzuschlagen, zu dem Ring (kr) die Geissel (kr) stellte: . Eine bestimmte Regel herrschte hierbei übrigens nicht. Findet man öfter zu einer ein Wort vorstellenden Bildergruppe eine solche richtende Hieroglyfe beigegeben, so findet man anderemale auch die nämliche Gruppe ohne solchen Zusatz. So steht z. B. am Anfang von Hymnen gewöhnlich die Hieroglyfe des Doppelhammers (st), des Baumblattes (a oder e) mit dem Zusatz der Viper (st), um set (soit) „Loblied," „Preis" zu geben; aber einigemale fehlt auch der Zusatz. Unerläßlich war mithin die verdeutlichende Hinzufügung einer Hieroglyfe keineswegs.

Jedenfalls hatte im ägyptischen Wesen Erstarrung überhand genommen. Den Tagen schöpferischen Entfaltens, welches die

Aegypter schon in frühen Zeiten auf so große Höhe geführt hatte, folgte eine Zeit übermäßiger Beständigkeit, strengen, peinlichen Beharrens bei dem Alten. Hirtenschwärme überzogen Aegypten und hausten im Lande viele, viele Jahre. In dieser langen Nothzeit Aegyptens erhielten die Priester, fest auf ihren Errungenschaften stehend, die Bildung aufrecht und belebten auch endlich zur Austreibung der rohen Hirten, welche die ruhmreichen Könige des XVIII. Herrscherhauses Amos, weiterhin Misfragmutosis und sein Sohn Tutmosis endlich vollbrachten (um — 1722, nach Lepsius — 1591). Wol breiteten sich darauf die Aegypter erobernd aus und erstreckten ihren Einfluß nach Assyrien und nach Griechenland; allein in der XIX., mehr noch in der XX. Dynastie der Rameſsiden trat Verfall ein, und wol mag schon vorher, während der Herrschaft der Hirten, die Jahrhunderte angedauert haben soll, ein ängstliches Anklammern an das Alte ähnliche Wirkungen, wie die Mongolenüberziehung auf die Tsinesen hervorgebracht haben. Thatsache ist, daß in den späteren Tagen große Starrheit eine auffallende Eigentümlichkeit des ägyptischen Wesens war.

Vielfache Anzeichen liegen vor von rein mechanischem Schreiben. In den Erklärungshieroglyfen für andere Hieroglyfen war das System bereits in eine Wucherung und Ueberladung gerathen. Nicht immer wendete man sie an, aber mitunter setzte man sie auch, wo wir sie für überflüssig halten möchten. Manche verbundene Zeichen (Ligaturen) gaben weiter nichts als Wiederholungen des Nämlichen und galten somit blos wie einfache, z. B. , z. B. , in dem sowol und , als das Messer kr und das Ganze doch auch nur kr bedeutete, grade so, als ob nur eines von beiden Bildern gebraucht worden wäre. Das anfänglich vorwaltende Bestreben, die Deutlichkeit unter den Mängeln der Schrift nicht leiden zu lassen, in welchem man sich offenbar zu Häufungen entschlossen hatte, wurde dann noch später, als man an solche gewöhnt war, Veranlassung, daß man, ohne nach dem Grunde derselben zu fragen, sich in ihnen gefiel und unnützerweise verdoppelte.

Ja bisweilen (wenn auch selten) verräth sich eine auffallende Gedankenlosigkeit, wo nämlich um die doppelte Aussprechbarkeit

Digitized by Google

eines Bildes aufzuheben, eine Vertauschung der zum richtigen Anschlag desselben dienenden Hieroglyfe stattfand. Gewebe, Zeug hieß sowol amoni als krori (chloli): es kommt vor, daß sein Abbild durch eine daruntergesetzte Wasserwelle (nun), welche n enthält, ausdrücklich als amoni bezeichnet wird und gleichwol dem ganzen Zusammenhange nach in Verbindung mit einem Fusse (pat) pt, keineswegs menpat, sondern kerpat „Fußgelenk" ergeben muß, wie mit dem Bilde eines Armes kerama (kelama) „Armgelenk". Hierüber kann, wie auffällig dies auch ist, doch füglich keine Täuschung obwalten, weil auf dem sogenannten hermapionischen Obelisken in Rom die Bilder des Zeuges und der Welle, d. h. mn stehen, wo gleichwol die griechische Uebersetzung „Bildnerei" gibt, wonach das Zeug als kchloli genommen zu Grunde lag. Und dieser Obelisk ist bald nach — 1690 beschrieben worden! Dies läßt sich wol nur so erklären, daß man gewohnheitsmäßig die Gruppe des Zeuges mit der Welle als „Kleid" betrachtete und schrieb, und hernach doch gemäß der andern grade üblichen Weise aussprach. Aus der stehenden Schreibart gewisser Wörter las man, ohne über ihren Klang nachzusinnen, ihren Sinn oder Begriff heraus und schrieb gedankenlos den unpassenden Laut des zufolge der Zeichen unter anderem Namen grade hier eigentlich zu verwendenden Gegenstandes. Eine Rechtschreibung scheint sich sonach festgesetzt zu haben, was wir schon früher bemerkten. Die Augen waren an die Gruppen gewöhnt; herkömmliche Schreibarten nahm der Leser in der Gesamtheit ihrer Bilder für ein gewisses Wort. Eine handwerksmäßige Uebung ersetzte das Ueberlegen und Zusammenreimen.

Ueberhaupt war die Hieroglyfik an sich doch äußerst schwerfällig. Wie sehr sie in ihrem Grundgedanken das tsinesische Schriftsystem übertraf, so blieb sie doch von Vollkommenheit weit entfernt. Schon die Handhabung so vieler Zeichen kostete große Mühe. Daß Foiniker nach Aegypten kamen und semitisch schrieben, — man hat auf Mumienbändern foinikische Schrift gefunden[84] — übte auf die ägyptische Schrift keine Einwirkung, zumal der Aegypter voll des Hochmuths, im Besitze einer in weite Vergangenheit zurückreichenden Bildung sich zu befinden, auf andere Völker und deren Weisen herabschaute, als habe er von ihnen

nichts zu lernen. Wol aber wurde in ihr die Verwendung der Hieroglyfen als einzelner Buchstaben häufiger, hingegen nahm ihr Gebrauch als Sylbenzeichen ab. Im Ganzen verfiel sie innerlich. Die fortschreitende Uebertragung, die Belastung mit Hieroglyfen, welche blosse Lesezeichen vorstellten, die Mehrdeutigkeit dieser selbst, die Gewohnheit, das schon Geschriebne noch einmal auf andre Weise zu schreiben, die Unsicherheit wie manchmal zu lesen, die Unbestimmtheit von so vielem mußten besonders schädlich wirken, als die heilige Sprache, auf welche sie sich zumeist bezog, vor Alter von der Rede des Tages vielfach abwich, und als gar ein mechanisches, blos auf dem Gedächtnisse beruhendes Schreiben und Lesen das lebendige Verständniß seiner Grundgedanken ersetzte. Verwirrung und schwere Lesbarkeit muß zuletzt eingetreten sein. Denn, wie solche aus ihrem geschilderten Gange folgt, so erklärt sie zusammen mit der Schwerfälligkeit dieser Schrift allein den gänzlichen Untergang der Hieroglyfik.

Die Anzahl der gewöhnlich gebrauchten Hieroglyfen überstieg 300 wenig; zu diesen kamen vielleicht noch 70 seltener gebrauchte. Bekanntschaft mit etwa 390 Zeichen reichte mithin zum Lesen gewöhnlicher Schriften hin. Außer diesen gab es allerdings noch eine nicht bestimmbare, aber schwerlich beträchtliche Zahl von Zeichen, die äußerst selten gebraucht wurden, von denen bisher ungefähr ein Dutzend ein paarmal, einige davon nur ein einzigesmal wahrgenommen worden sind. Aber freilich die mannichfachen Abzeichnungen des nämlichen Bildes und die häufigen Zusammensetzungen mehrerer, liessen die Menge der Hieroglyfen weit beträchtlicher erscheinen.

Legen wir die zuletzt von Seyffarth in seinem Werke: Clavis Aegyptiaca. Collection of all bilinguis and some other hieroglyhic inscriptions translated and explained. With the syllabic Alphabet in hieroglyphic, hieratic and demotic characters, Glossaries and Indexes, Band II, Seite 281 bis 393, gegebenen Bestimmungen (an die wir uns auch bisher gehalten haben), zu Grunde und fügen wir die dort übergangenen selteneren Hieroglyfen nach seiner 1855 erschienenen ägyptischen Grammatik hinzu, unter Weglassung der ganz seltenen, vereinfachen wir aber dabei ihren Werth, — nach der früher (Seite 492) gegebenen Aufstellung der Laute des alten Aegyptisch, indem wir

Digitized by Google

von dem vollſtändigen Alfabet, welches Seyffarth annahm, abgehen — ſo ergibt ſich die nachfolgende Gruppirung. In den Abbildungen beabſichtige ich die einzelnen Hieroglyfen mit ihrer von Seyffarth beſtimmten Lautung in derſelben Folge vorzulegen. Allerdings mag noch manche Angabe, wie wir dies bei dem heutigen Stande des Wiſſens eingeſtehen müſſen, auf Irrtum beruhen, allein die Aufgabe, der ſich dieſes Buch unterzogen hat, beſteht ja blos darin, eine verſtändliche Vorſtellung von der Beſchaffenheit der ägyptiſchen Schrift zu gewähren und dabei thut die Unſicherheit, die immer noch in der Beſtimmung des Lautwerthes einer Anzahl Hieroglyfen beſteht, keinen Eintrag.

I. H. Die Geſamtzahl der mit dieſem Buchſtaben anhebenden Hieroglyfen beträgt 70, von denen eine Anzahl bald für mehrere, bald für wenigere Konſonanten dienen, auch 15 nach dem Wegfall der Hauchung für die auf dieſe folgenden Konſonanten, 21, nach Verhärtung des h zu k, für mit dieſem lautende Wörter, 13 für den anlautenden Vokal, 6 aber in veränderter Bedeutung ſtehen. Im H ſind gewiß viele **kch** (Chei) mit eingeſchloſſen. Folgende Konſonantenverbindungen gab es für beginnendes h:

Hhw 1 (auch in anderer Geltung), **hmt** 1 (oder blos hm), **hnt** 1 (welche auch anderweit dient), **hpp** 1 (zugleich t, att), **hpt** 11 (davon 7 auch entweder blos für hp oder für p, ein paar davon für den anlautenden Vokal), **hrk** 1, **hrr** 1 (zugleich für r), **hst** 1 (zugleich blos hs), **htp** 2 (eine davon auch blos ht), **htr** 2 (zugleich die eine für ht und h).

Hm 6 (davon eine hmt, eine km), **hn** 1 (zugleich für nh), **hp** 24 (mit inbegriffen hf, 6 bedeuten auch hpt, 7 dienen für anlautend k, 6 für den auf h folgenden Konſonanten, 5 für den Vokal), **hr** 7 (3 für den folgenden Konſonanten, 3 als kr), **hs** 3 (davon eine auch hst, eine kj), **ht** 13 (davon 1 auch htp, 1 htr, 3 kt, 2 abweichend).

H allein hat 26 Hieroglyfen, von denen aber 23 Abkürzungen ſyllabariſcher Hzeichen ſind, zwei auch andere Währung beſitzen. Zieht man in Betracht, daß 16 Ausdrucksweiſen durch 86 Zeichen gedeckt wurden, ſo dürfte man die Anzahl der

Digitized by Google

verwendeten Hieroglyfen nicht allzuhoch finden, zudem wol einigemal kch mitbegriffen iſt.

II K hat ſo oft mit j und sj (Giangia und Scima) gewechſelt und liegt dem kch ſo nahe, daß es hier am geeignetſten erſcheint die Hieroglyfen für dieſe Laute in einer Gruppe zuſammenzufaſſen, die um ſo ſtärker ausfallen muß, weil die Uebergänge von h und s in ſie kommen und überdies g von k nicht geſondert wurde. Für 16 unter k nach dieſer Anordnung, welche willkürliche Annahmen vermeiden ſoll, zuſammengeſtellte Konſonantenfolgen und die drei Buchſtaben ſelbſt, dienten 165 Hieroglyfen.

Es kommen vor für **krhs** 1, **khs** 1 (auch ks), **kms** 1, (auch km), **knh** 1, **kpt** 3 (eine auch hp), **krh** 1 (auch kr oder sch), **krp** 8 (davon 1 blos kr, 1 auch pr), **krr** 2 (eine sjr, beide auch blos kr), **krt** 2 (eine sjrt, eine blos kr).

Km 13 (davon wol 7 j (ꜣ), 1 sj, 2 auch h), **kn** 14 (davon wol 3 j, 2 sj, 1 auch h, 1 s), **kp** 31 (davon wol 2 j, 4 kr, 2 auch hp, 1 o, 5 ſonſt abweichend), **kr** 68 (davon wol 7 j, 16 sj, 5 h, eine blos pr; je einmal angeblich mit kp, kr, kn wechſelnd), **ks** 4, **kt** 18 (2 j, 1 sj), **kk** 5 (j und sj?).

Einfaches k, j oder sj vertraten 71 von dieſen Hieroglyfen, eine auch als n vorkommend, nur eine für j oder sj ausſchließlich gültige.

III. M. Müßte die Menge der Hieroglyfen für die mit k als erſten Konſonanten anfangenden Wörter ſehr bedenklich ſtimmen gegen die Richtigkeit der Leſungen, wofern unerwogen bliebe, daß drei Buchſtaben in einer Ueberſicht zuſammengenommen worden ſind, ſo vereinfacht ſich bei M die Aufſtellung, denn für 13 Konſonantenfolgen und für M allein finden ſich nur 44 Hieroglyfen.

Nämlich für **mhkr** 1.

Mkr 1, **mkt** 2 (1 davon zugleich für **msch**), **mnt** 2, **mrk** 2.

Mh 2, **mk** 6 (davon die eine obiges mkr) **mn** 11 (davon eine auch n, einige für Vokale), **mp** 1, **mr** 4 (davon eine auch

mrk) **ms** 7, **msch** 2 (von denen eine mk, 1 auch mit h lautet), **mt** 6 (davon eine ebenfalls im h).

M allein hat 2 Bilder, die auch abweichend gebraucht werden, und wird durch 14 ſonſt ſyllabariſche ausgedrückt.

Dieſelbe Einfachheit bietet uns das

IV. N. Dieſes und 10 mit ihm anhebende Konſonantenfolgen gaben 18 Hieroglyfen an, nämlich:

Nfr (npr) 1, **npt** 3.

Nf 2 (auch = np, die eine auch nfr), **nh** 1 (auch hn), **nk** 1, **nm** 1 (auch blos m), **nn** 1, **np** hat außer einer für nf und den beiden für npt keine beſondere, **nt** 1, **nw** 1.

N allein wird durch 4 von dieſen und durch 7 beſondere Hieroglyfen ausgedrückt, von welchen letzteren 6 noch anders gebraucht wurden.

V. P bekam viel mehr Zeichen, weil ja in ihm B mitbegriffen lag.

Pkr 1, **ptr** 1.

Ph 3 (eines = hp), **pk** 15 (eine = ph, zwei auch pt, eine vokaliſch, eine ganz abweichend gebraucht), **pn** 8 (eine oder zwei vielleicht fn, wn), **pp** 2, **pr** 4 (eine auch krp, eine gleich pt und ſonſt auch abweichend), **pt** 20 (davon vielleicht ein paar wt, drei auch h).

P wird von 13 ſeiner ſyllabariſchen Hieroglyfen vertreten und durch 7 alfabetariſche Hieroglyfen, von denen 5 eigentlich hpt geweſen waren.

P hatte für ſich und 8 Gruppen 54 Hieroglyfen.

VI. R, welches L mit vertrat, hat gleichwol nur 14 Hieroglyfen für ſich und folgende 6 Verbindungen:

Rht auch **rtp** (und kr) 1.

Rk 1, **rm** 1, **rn** 1 (auch vokaliſch), **rp** 1, **rt** 1.

R wurde durch eine ſeiner ſyllabariſchen Hieroglyfen und 8 alfabetariſche geſchrieben, von welchen letzteren ſonſt 3 kr oder hr, 2 vokaliſch lauteten.

VII. Die Auseinanderhaltung zwiſchen S und Sch iſt noch ſchwer zu machen. Verſuchen wir ſie, ſo ergeben ſich für S:

Spk 1, **spt** 1.

Sk 4, **sn** 2, **sp** 7 (davon 1 ſonſt spk), **sr** 1, **ss** 2 (eine auch kn), **st** 6 (davon 2 auch vokaliſch).

S geben 7 ſyllabariſche und 4 alfabetariſche Hieroglyfen, von denen eine vokaliſch lautet, 2 ſonſt als k gehen.

VIII für **Sch**:

Schpm 1, **schnt** 1,

Schm 1 (zugleich schn und ksj), **schn** 3, **schp** 3, **schr** 2, **schsch** 2, **scht** 3 (eine — st, eine ſonſt hst).

Sch hat 6 ſyllabariſche und 6 alfabetariſche Hieroglyfen, von denen 1 auch k.

Sch mit ſeinen 8 ſyllabariſchen Gruppen zählt demnach 23 Zeichen, wobei zu beachten iſt, daß einige auch für s gelten, ohne bei dieſem mitgerechnet zu ſein. Das s in römiſchen Eigennamen wird z. B. durch daſſelbe Schbild, welches auch k war, wiedergegeben.

S und **sch** zuſammen haben für 16 Gruppen 37 Hieroglyfen, für den bloſſen Buchſtaben 13 von dieſen und 11 beſondere.

IX T hat 7 ſyllabariſche Bezeichnungsweiſen, im Ganzen 33 Hieroglyfen; nämlich für

Tk 2, **tn** 5, **tp** 8 (von denen eine = tw iſt, eine vokaliſche Lautung daneben hat), **tr** 6, **ts** 1, **tt** 4, **tw** (= tp).

T allein hat 18 ſyllabariſche, 4 alfabetariſche Hieroglyfen, von denen 1 ht, 1 kt, eine dritte andere Konſonanten bedeutet.

X W und F, verwandt dem P und dem U, ſcheinen nur 3 Gruppen und 7 beſondere Hieroglyfen zu haben.

Fn 1 (ſonſt pn), **wr** 1 (ſonſt pr und auch in anderer Währung), **wt** 3.

W 2.

XI. Die Stimmlaute auseinanderzuhalten iſt wegen ihrer häufigen Vertauſchungen höchſt mißlich: nur eine geringe Anzahl Hieroglyfen hat nicht zugleich rein konſonantiſche Geltung. Nach ungefährer Beſtimmung gelten für

A 33, oft zugleich mit nachfolgenden Konſonanten ahm, ak, akn, (2), akt (2), am, amh, amht, amn, an, ank (2), ap, apt (2), ar (2), arn, as, asch, att (2), ain; von dieſen geben

Digitized by Google

9 auch blos a und 8 auſſerdem a allein, welche alle noch andere Währung haben.

E, es oder est 1 eigene und auch mehrere anders gebrauchte der A Hieroglyfen, z. B. die für apt = ept, für ar = er. Ebenſo für

I, z. B. i und isch = asch; übrigens 2, von denen eins noch andere Bedeutung hat.

O 14, nämlich on 3, opt 1, os 1; von dieſen 2, ſowie auſſerdem 9 beſondere für o allein, die alle 5 auch anders vorkommen.

U hat ui, uo, u (einmal doch auch anders), ſcheint durch w zuweilen mitvertreten.

Im Ganzen würden ſich ergeben als reinkonſonantiſche Gruppen von 4 Konſonanten 2, von 3 Konſonanten 32, von 2 Konſonanten 62, von blos alfabetariſch im Konſonantenwerth gebrauchten Hieroglyfen 14; dazu 187 auch als einzelne Konſonanten gebrauchte, ſonſt mehrkonſonantige Hieroglyfen. Hierzu kommen 33 vokaliſch anlautende, ſonſt auch konſonantiſch verwendete Hieroglyfen und 10 nur mit vokaliſchem Anlaut, von welchen letzteren 1 noch 3, ſieben 2, zweie 1 Konſonanten haben. Selbſtverſtändlich dürfen bei dem gegenwärtigen Stande der Forſchung dieſe Berechnungen nur als ungefähre gelten, die lediglich beſtimmt ſein können, eine allgemeine Vorſtellung von dem Schriftmittel der Aegypter zu gewähren.

Die mit einzelnen Hieroglyfen wiederzugebenden Konſonantengruppen reichten keineswegs für den Bedarf der ägyptiſchen Sprache hin. In griechiſchen Schriftſtellern vorkommende Eigennamen lehren uns aneinanderſtoßende Konſonanten kennen, welche nur mittelſt mehrerer Hieroglyfen ausdrückbar ſind, als chtm wie im Namen Nechthmōntos[85], mpr wie z. B. in dem Namen Pachompret[86], mps im Namen Pachompſachis[87], stp wie im Namen Meſthbos[88], nchm wie im Namen Pronchmunis[89], nchn wie im Namen Pſenchnumis[90], nsm in Tſenſmet[91], nsr wie in Pſenſruptichis[92], rpch in Arpchemios[93], rpr wie in Petearpres[94], rsm wie Peteſorsmetis[95], rtm wie Porthmes[96], njm in Tinzmempos[97], ja ſelbſt einfachere wie pm, im Namen Pmuchonpratis, ns im Namen Ptenſenes, tm im Namen Tetmoſis und andere.

Digitized by Google

Warum es für diese Gruppen keine Hieroglyfen gab, können wir nur vermuthen; wahrscheinlich mangelte es an gut abbildbaren Gegenständen, deren Name ihnen entsprach. So war nichts übrig geblieben, als falls es solche zu bezeichnen galt, mehrere Hieroglyfen auf einander folgen zu lassen. —

Die Priesterschaft war Träger und Pfleger der Hieroglyfik. Sie, die ernstlich nach höherer Einsicht strebte und das Volk zu einer Gesittung, wie solche ihren Vorstellungen entsprach, hinzuführen trachtete, fühlte das Bedürfniß und hatte die nächste Veranlassung, ihre Gedanken durch das erfundene Mittel lautender Bilder in dauerhafte Gestalt zu bringen. Die Tempel waren die Mittelpunkte des Schrifttums, die Ausgangsstätten für die Verbreitung der Schriftkunde. Wer Wissen ersehnte, mußte seine Aufnahme in den Priesterorden zu erwirken suchen. In den ältesten Zeiten dürfte davon auch die Bekanntschaft mit dem Sinn der Hieroglyfen abgehangen haben, in späteren unterrichteten die Priester gewöhnliche Leute im Lesen und Schreiben. An den Heiligtümern bestand also ein Schreibewesen. An jedem Tempel waren Schreiber[98] von Beruf angestellt, welche sowol Urkunden auf Stein- oder Metallsäulen trugen, als Bücher abschrieben. Sie waren Männer von Rang, doch selbstverständlich dem Oberpriester untergeordnet. Oefter zeigen die Abbildungen unter den Priestern einen Schreiber und neuere Forscher haben die Namen mehrerer solcher entziffert.[99]

Die Schriftstellerei der Priester war natürlich eine religiöse. Alles, was sie behandelten, setzten sie in Bezug zu den Vorstellungen des Glaubens. Alles höhere Wissen war ein heiliges. Tepe's Priester nahmen den Ruhm in Anspruch, daß unter ihren Vorgängern allererst eine Betrachtung der Welt und des Lebens, welche die Griechen Filosofie nannten, und ebenso genaue Himmelsbeobachtungen aufgekommen seien.[100] Das älteste oder erste größere Buch war eine Sammlung von Gebeten und Gesängen an die Götter; vermuthlich Buchung längst vorhandener geistlicher Formeln und Lieder, ein Hymnologium. Es wurde dem Tot beigelegt und stand im Geruche der Heiligkeit, der auch auf die sich an dasselbe anschließenden Bücher sich verbreitete. Nach und nach wuchsen die Beifügungen zu zwei und vierzig

heiligen Büchern des Tot an. Ihre Entstehung muß in sehr frühe Zeiten fallen, weil jede Priesterklasse gehalten war, die ihren Dienst betreffenden Bücher auswendig zu lernen, und weil den unteren Priestern diejenigen Bücher verschlossen blieben, welche die oberen Priester kennen mußten.

Die Geheimthuerei unter den eigenen Genossen nahm sicher mit der gesteigerten Entwicklung ab; am meisten aber spricht das Gebot des Auswendiglernens für eine Zeit, in welcher nur sehr sparsame Schriftübung stattfand und man noch gewohnt war, das Gedächtniß als den alleinigen Träger des Wissens zu betrachten. Nimmt man mit Seyffarth an, daß die Totbücher oder wenigstens ihr erstes bereits bei der Bildung Aegyptens (nach Seyffarth's Ansatz — 2781) oder sehr bald nachher verfaßt worden seien,[101] so muß man daraus die Folgerung ziehen, für die auch Einiges spricht, daß die hieroglyfische Schrift eine Erfindung Meroe's gewesen sei. Einer Nachricht aus ägyptischer Quelle zufolge wurden unter dem Menfiterkönig Sufis (dem König den die Griechen Cheops hießen, dem 3. oder 2. des IV. Herrschergeschlechtes, zwischen —2700 und —2600?) diese heiligen Bücher geschrieben.[102] Ueber Sufis wird nämlich angegeben: er habe das heilige Buch (nach der armenischen Uebersetzung des Eusebios: „die Bücher des Heiligtums") geschrieben, das die Aegypter als einen großen Schatz betrachteten. Dieser Nachricht steht jedoch entgegen, daß grade dieser König, den man doch um dieses Umstandes willen hätte hoch halten sollen, als ein Uebermüthiger wider die Götter (d. h. die Tempel und die Priester) im allerschlechtesten Andenken blieb. In seines zweiten Nachfolgers Menkera (Mykerinos, des Erbauers der dritten Pyramide) Tagen waren die Hymnen vorhanden, denn auf dem Deckel eines Sarges stehen die letzten unter den derzeit bekannten. Gewiß erfolgte die Niederschrift der ersten heiligen Bücher in der Zeit der Ausbildung des ägyptischen Wesens. Uralt sind die Totbücher jedenfalls.[103]

Erwägt man die Planlosigkeit in der Zusammenstellung der Totbücher und ihren Inhalt, so wird man zu der Vermuthung geführt, daß in dem Maße, in welchem die Erkenntniß zunahm und die Geistesthätigkeit Weiteres ihrer Betrachtung unterzog, von den Oberpriestern oder Profeten zu dem bisherigen Bestande

Digitized by Google

Neues hinzugefügt wurde, so daß die Folge der Bücher uns das Weitergehen der religiös-wissenschaftlichen Bestrebungen kund thut. Das erste Buch enthielt blosse Aeusserungen gläubigen Gefühls: Hymnen, Ansprachen und Anrufungen an die Götter. Zu ihnen scheinen Nachträge hinzugefügt worden zu sein. Die letzten unter den uns bekannten 165 Stücken sind mystisch, werden von Kennern gnostischen Auslassungen verglichen. Das zweite Buch machte aus eine Angabe des „königlichen", d. h. rechten Wandels. In den vier folgenden Büchern wurde über die Gestirne gehandelt, nachdem der Glaube an Himmels-, d. h. Gestirn-Götter zu anhaltender Himmelsbeschauung geführt und von den gläubigen Gemüthern die dabei gemachten Wahrnehmungen in Bezug zu dem Glauben und wegen des Waltens der Götter über die irdischen Geschicke in Bezug zu den Vorgängen auf der Erde gebracht worden waren. Eine Sternwissenschaft (griechisch: Astrologie) war von den Priestern entwickelt worden. Den Thierkreis und die Planeten hatten sie in's Auge gefaßt, denn als das Allerwichtigste erschienen ja die Veränderungen am Himmel. Wie die wechselnden Erscheinungen der Natur mit dem von den Himmelskörpern bezeichneten Jahreslauf sichtlich zusammenhängen, so üben diese auf alles was auf Erden ist, bestimmenden Einfluß und unter ihren Wirkungen verläuft das Leben des Menschen. Dies alles zu ergründen dünkte den ägyptischen Priestern die höchste Aufgabe. Sie stellten Himmelsbeobachtungen an. Je dürftiger die wirkliche Einsicht in den Naturlauf war, desto ungehemmter und freier mochte das geschäftige Einbilden im Aufstellen selbstgeschaffener Vorstellungen schalten. Was am Himmel vorging, äusserte nach ihrer Meinung Rückwirkung auf die Erde und die Menschen; jegliches Naturgebilde sollte demnach mit einem bestimmten Stern in Verbindung sich befinden; der jedesmalige Stand der zusammen- oder entgegenwirkenden Hauptsterne entscheidet bei den Anfängen des Lebens und der Ereignisse, weshalb aus der Beobachtung der Gestirnstellung bei einem Anfang, z. B. der Geburt eines Menschen, der künftige Verlauf voraus sich ermessen läßt.[104] Daran knüpfte sich Wahrsagung aus der Hand. Ueber alles dies wurde nun allerhand Näheres ausgeklügelt und eine Art praktischer Sternenwissenschaft somit ausgedacht. Der vermeintliche

Gewinnst dieser Studien ward in vier Totbüchern (schwerlich mit einemmale) niedergelegt. Das erste derselben behandelte die Stellung der Fixsterne oder den Thierkreis, das zweite die Konjunktionen und Fasen von Sonne und Mond, das übrige die Aufgänge der Gestirne und wahrscheinlich auch (denn es waren vier Bücher) der Planeten Bewegungen.

Nachdem die Gelehrten Aegyptens über alles dies bestimmte Meinungen gefaßt hatten, an denen sie, so lange das ägyptische Wesen Bestand hatte, mit unerschütterlicher Ueberzeugung festhielten, wendete sich ihre Aufmerksamkeit der äusseren Wirklichkeit und den nächstliegenden Verhältnissen mehr zu. Strebsamer Sinn, reger Fleiß und vielfache Aufmerksamkeit begnügten sich nicht mit dem einfachen Erfahren und Wahrnehmen, sondern liessen das Wahrgenommene den Weg durch den Geist nehmen, um der gefaßten Vorstellungen Abbild in Büchern zu vergegenständlichen, welche das Nämliche was die Welt bot, als Geisteswerk zur Beschauung für Andere ausbreiteten. Die Vorbedingung zur Schriftstellerei, die nun schon im Zuge sich befand, war die Schrift selbst, welche die heilige Schrift geheißen wurde. Gewiß enthielt die Hieroglyfik so manche Dunkelheit und machte belehrende Auseinandersetzungen dringend nöthig. Ueber sie wurde das siebente der heiligen Bücher abgefaßt.

Demnächst beschäftigte man sich mit der Welt- und Erdbeschreibung. Wie dürfte man aber erwarten, daß auf diesem Bildungsstande schon eine wissenschaftliche Behandlung stattgefunden habe? Noch war alles Wissen in das Religiöse getaucht, Glauben und Kenntniß floß durcheinander, einzelne Beobachtungen und Schlüsse waren mit willkürlichen Annahmen und Einbildungen vermengt. Damals wußte man schwerlich schon, was die Aegypter später lehrten, daß die Erde eine Kugel und in der Mitte das Alls schwebe. Bildlich gestaltete sich alles in ihrem Sinne. Drei über einander befindliche Himmelsräume, die sie als übergebückte mit den Händen auf der Linie der Füße befindliche Menschen vorstellten, umspannten nach ihrer Meinung alles.[105] Der Erdkreis war ihnen „das Haus der Anbetung."

Inzwischen hatten die Priester weiter nachgesonnen über die himmlischen Körper und neue Ansichten gewonnen, die zu dem

Digitized by Google

Inhalt der bisherigen Buchungen hinzutraten, denn abermals wurden Bücher über die Stellungen der Sonne, des Mondes und der Wandelsterne abgefaßt. Viele Himmelsbeobachtungen haben die Aegypter angestellt, so daß sie frühzeitig zu einer ziemlich zutreffenden Bestimmung der Jahresdauer gelangten.

Dann aber beschäftigten sich die Priester mit wohlbekannten Dingen: mit der Landesbeschaffenheit Aegyptens, welches sie selbstverständlich für die Mitte der Erde hielten, und seinen Ortschaften; wobei noch immer die religiöse Auffassung im Vordergrunde gestanden haben und der Orte vermeintliche Bezüge zu den Göttern als das Wichtigste, Bedeutsamste erschienen sein wird. Weiter schrieben sie ein Buch über den Lauf des Nils, der nach ihrem Dafürhalten ein Ausfluß des Osiris d. h. des Hochheiligen, von dem die Erde umströmenden Meere herkam. Auf den Boden der Wirklichkeit angelangt beschäftigten sie sich weiter mit dem ihnen Zunächstliegenden und verzeichneten den Tempelbestand und die Tempelgrundstücke, die bräuchlichen Maße und das Tempelgeräth. Dies alles zusammen, vom Buche über die Hieroglyfen anzufangen, war in zehn Büchern niedergelegt.

Nachher richtete sich die schriftstellerische Arbeit auf die nähere Ausarbeitung des zur priesterlichen Berufsthätigkeit Erforderlichen, zur Feststellung dessen, was jedem Gotte zukomme und worin die Frömmigkeit sich bekunden sollte. Die Priester buchten Anordnungen über gottesdienstliche Bräuche, über Räucherungen, Opferung der Erstlinge, Lieder und Gebete, (die wol seit der Abfassungszeit des ersten Buches geschaffen worden waren) über Aufzüge, Feste und Aehnliches. Wie es mit alledem gehalten werden sollte, ward in zehn Büchern geschrieben.

Nachdem dies vollbracht, beschäftigten sich die schriftstellernden Priester mit des Landes Gesetzen und abermals — vermuthlich weil inzwischen eine Stufe größerer Entwicklung beschritten war — mit den Göttern und auch mit der Erziehung und Bildung der Priester. Daraus entstanden wiederum zehn Bücher.

Die Planlosigkeit der Anordnung und die Wiederaufnahme früher behandelter Stoffe in späteren Büchern spricht deutlich wider die Abfassung der heiligen Bücher in einem Gusse. Auch möchte kaum wahrscheinlich zu finden sein, daß in diesem frühen

Zeitalter ein einziger Mann so viele Bücher verfaßt habe. Nichts aber ist natürlicher wie anzunehmen, daß in der Folge der Sammlung spätere Bücher auch später geschrieben worden sind, als voranstehende, vorangehende. Umständliche Buchung von Bestimmungen über Tempelgebräuche und Opfer gehört gewiß erst einer vorgerückteren Stufe an und Aufzeichnungen, welche bürgerliche Gesetze und die Erziehung des priesterlichen Nachwuchses betreffen, waren sicherlich, wie sie die letzten Bücher ausmachten, so auch die jüngsten. Es muß demzufolge über dem Zustandekommen dieser heiligen Bücher eine geraume Zeit verstrichen sein, in denen Aelteres und Neueres zusammengereiht ward.

Diese sechsunddreissig Bücher, deren Verfasser sich nicht genannt hatten, an den Tempeln als großer Schatz gehütet, der Priester Richtschnur, galten in der Folge als die heiligen, alle höhere Weisheit umschließenden Werke. Eine unmittelbare göttliche Offenbarung sollten sie bergen. Ursprünglich habe sie, so erzählten hernach die Aegypter, der dreimal große d. h. größte Tot auf heilige Säulen eingegraben (möglicherweise war dies mit dem Wortlaut der beiden ersten Bücher, der Hymnen und Lebensvorschriften zuerst geschehen), darauf habe sie der zweimal große Tot in die gemeinübliche ägyptische Schrift umgesetzt, endlich der einmal große Tot den Priestern überreicht. Also als Offenbarung galten diese Bücher: Tot hatte den Willen der Götter kund gemacht. Sie waren in 5 Abtheilungen geordnet, welche besondere Titel hatten[106] und je einem der Würdenträger zukamen. Die beiden ersten Bücher mußte der Tempelsänger inne haben und sie standen unter seiner Obhut, die vier weiteren der Zeit- und Zeichendeuter. Die folgenden zehn gingen den Tempelschreiber an; die zehn Bücher, welche die anleitenden und opferdienstlichen hiessen, mußte der Ausrüster des Gottesdienstes wissen; die letzten zehn waren die Sache des Profeten oder Oberpriesters, der demnach als ein Haupt des Landes mit dessen Gesetzen vertraut sein sollte. Bei feierlichen Umzügen trug der vorangehende Tempelsänger das Hymnenbuch, das erste und älteste, in der Hand, dessen Inhalt ja alles Volk zu hören bekam. Die Tempelschreiber, deren es wol auch mehrere an einem Tempel gab, waren vor-

zugsweise die Gelehrten des Tempels und befaßten sich mit Mathematik, Himmels- und Erdkunde.

Nachdem schon ein Abschluß gemacht war, reihten sich nachträglich 6 Bücher an, die noch als maßgebende angenommen, aber als minder heilig angesehen und auch nicht auswendig gelernt wurden; so daß es im Ganzen 42 Todbücher gab. Diese letzteren betrafen das Heilen, welches ja in alten Zeiten ein priesterliches Geschäft war. Das erste Buch von diesen bewegte sich um die Einrichtung des Leibes, das zweite um die Krankheiten, das dritte, behandelte die Organe (dann wieder aufnehmend, wovon schon im ersten gehandelt war; vielleicht aber handelte es vielmehr von chirurgischen Werkzeugen), das vierte die Heilmittel, das fünfte die Augen, das sechste die Weiberkrankheiten. Genesung und Heilung war Gottessache; alle Theile des Körpers standen im Bezuge zu einer bestimmten Gottheit. Die Hüter der Kapellen und Bildsäulen waren diejenigen Priester, denen der ärztliche Beruf und somit die Vertrautheit mit diesen Büchern, an die sie gebunden waren, zufiel, also Priester zweiten Ranges. Das Einbalsamiren der Leichen verschaffte den Männern der Tempel eine gründlichere Kenntniß des menschlichen Körpers, als andere Völker des Altertums besaßen. Ihre Ansicht war, daß in Ueberfüllung des Körpers der Keim zu den Krankheiten liege, daß daher Fasten, Brechmittel und Klystiere die Gesundheit erhielten und zurückgäben. Das heilige Buch, aus dem zu entnehmen sein sollte, ob ein Leidender genesen werde oder nicht, war Ambres betitelt.[107] Ob es eines der Todbücher war, oder, was unwahrscheinlicher, zu denselben hinzukam, wissen wir nicht.

Darf man den bisherigen Uebersetzungsversuchen trauen, so sind auch dem Hymnenbuche drei Stücke (die Kapitel 163, 164, 165 des sogenannten Todtenbuches) späterhin beigefügt worden.

Diese heiligen Bücher waren allgemein gültig und maßgebend in Aegypten, des Volkes höchstes Besitztum. Aus ihnen wurde im Tempel dem Könige, während er die Opfer beschaute, vom Tempelschreiber vorgelesen: heilsame Rathschläge und löbliche Vorbilder sollte er vernehmen.[108] Den Aerzten wurde aus den medizinischen Theilen vorgelesen; ihnen war die Verpflichtung auferlegt deren Vorschriften zu befolgen.[109] Wich ein Arzt von

Digitized by Google

ihnen ab, so lief er im Falle des üblen Ausgangs der Krankheit Gefahr einer Anklage auf Leben und Tod. Seine selbsterworbene Einsicht durfte er nicht sein Heilverfahren bestimmen lassen. Aus dem übergroßen Gewicht, welches auf diese heiligen Bücher gelegt wurde, entsprangen mithin äusserst schädliche Folgen.

Neben der priesterlichen Schriftstellerei gab es noch eine andere, welche an die Namen der ältesten Könige anknüpft. In die Priesterkaste waren diese allerdings auch aufgenommen und zwischen den Hervorbringungen der Tempel und der Fürsten wird im Wesen geringer Unterschied bestanden haben; auch wird dahingestellt gelassen werden müssen, ob die Herrscher selber schriftstellerten oder nur Abfassungen veranstalteten, die unter ihren Augen von Andern vollbracht wurden. Wir haben schon (S. 490) hingewiesen auf den zweiten König Aegyptens Atot von Tis, Menes' Sohn, der als Arzt und Verfasser anatomischer Schriften berühmt war, und den gleichfalls als Arzt und wegen seinen Bemühungen um die Schrift im Andenken gebliebenen Tosortros und den vorhin gedachten Sufis, der das heilige Buch schrieb. Aber nur von diesen alten Königen hören wir, daß sie schriftstellerische Thätigkeit übten: von allen späteren wird nichts mehr der Art gemeldet, ausgenommen, daß einige als Gesetzgeber genannt werden.

Wir sehen uns überhaupt von Angaben verlassen. Noch unvermögend den ferneren Gang des Schrifttums in einem mehrtausendjährigem Zeitraume zu ergründen, müssen wir uns bescheiden, einige allgemeine Züge zu erfassen. Wol haben in neuester Zeit verschiedene Gelehrte eine Anzahl ägyptischer Schriftstücke zu übersetzen unternommen, Einiges auch, welches uns aber fast blos über die Art der ägyptischen Schriftstellerei und über theologische Vorstellungen unterrichtet, dem Anschein nach in der Hauptsache glücklich entziffert, das Allermeiste jedoch in solch' unbefriedigender Weise erklärt, daß wir uns nicht entschließen können, von ihren Uebersetzungen Gebrauch zu machen, zumal so manches Absonderliche, ja geradezu Unglaubliche dabei zu Tage gefördert worden ist. Wir überlassen vorläufig noch den Pentaur, den Sänger der Großthaten des Ramses, und seine ägyptische Iliade, die Romane des Anana, in dessen Roman die erste Thierfabel

vorkäme, Sineh's Reisebericht, samt Anderem den unkritischen Geschichtschreibern. Vieles mag in den gegebenen Uebersetzungen richtig ausgefallen sein, aber große Anstrengungen sind noch erforderlich, bevor man die Dollmetschungen in gläubigem Vertrauen hinnehmen und weitergehende Folgerungen aus ihnen ziehen darf.

Auf dem Grund der in den Totbüchern* ausgesprochenen Weltauffassung entwickelten sich die Lebensanschauungen der Aegypter weiter. Völliger Stillstand herrschte nicht. Eifrige Priester beschäftigten sich mit der Auslegung und Ausführung derselben. Verständniß und Weiterbildung der gegebenen Lehre lag ihnen an, und so knüpften sich an die alten Bücher der Priesterwissenschaft, wie nachmals an die Bibel, zahlreiche Erläuterungsschriften**. Der heilige Kanon wurde dergestalt zum Kern eines umfänglichen Schrifttums, über welchem Tot's Name blieb. Als die Griechen Gebieter über die Aegypter geworden waren, berechnete man diese Totlitteratur (oder wie die Griechen sagten: [110a] die hermetischen Bücher) auf 36525 Bücher. So umfänglich war dieses Schrifttum geworden.

Alles irdische Wissen, so weit die Aegypter dessen habhaft zu werden vermochten, umschloß diese heilige Buchung an den Tempeln, die Kenntniß der Natur im ausgebreitetsten Sinn und die Vorschriften für die Handlungsweise der Menschen oder die Sittenlehre [110b].

Die Beschaffenheit der Niederschriften wird bedingt gewesen sein von der Sinnesart der Aegypter und von dem Umstande, daß die Schriftstellerei eine priesterliche war. Wie bei den konfutseanischen Tsinesen alle Geistesäusserungen nüchtern ausfielen so geriethen sie bei den Aegyptern stets fromm. Von der Einheit des Irdischen und des Göttlichen, vom Verschlungensein beider und der Unmöglichkeit irgend ein Ding als losgelöst von den

* Vicomte de Rougé zufolge lehrt die Ueberschrift des 64. Abschnittes des Buchs der Gesänge, daß der in ihm enthaltene Hymnus von Hartutuf, Sohn des Mencheres oder Menkaura im Tempel von Hermopolis aufgefunden und von ihm zur Geltung gebracht worden ist.

** Brugsch will (1851) in zwei hieratischen Papyrus einen Auszug aus einem Theile der alten Schriften in dem Schaï-an-Sinsin oder Buch von der Wiederbelebung (Metempsychosis) erkannt haben.

Digitized by Google

höheren Mächten in ſelbſtſtändiger Vereinzelung zu würdigen, waren die Aegypter dermaßen durchdrungen, daß alle ſchriftſtelleriſchen Bemühungen vom Glauben ausgingen und auf den Glauben hinzielten. Ein nachdrückliches Streben war an den Tempeln vorhanden. Es war ganz hingerichtet auf die Erfaſſung des Göttlichen: allein nur in der Beleuchtung, welche die erſten, den Sinn der Aegypter emporhebenden und richtenden Größen ausgeſtrahlt hatten, wurde Jegliches geſchaut und Fantaſiren war zugleich Filoſofiren. An hingebendem Fleiße gebrach es ebenſowenig wie an Scharfſinn, und wo die Forſchenden wirklich feſten Boden berührten, da gewannen ſie auch öfter ſehr ſchwer zu erringende Einſichten; ja ſelbſt die religiöſen Meinungen wurden von den ſpäteren Profeten und Tempelſchreibern zu einer Art von Filoſofie verklärt.

Da Prieſtervereine es waren, aus deren Mitte Schriftſtellernde hervorgingen, da ſie es waren, welche die Bücher laſen und aufſammelten, und ſomit das geſamte Schrifttum ein prieſterliches blieb, ſo bildete ſich eine gemeinſame Lehre. Die wiſſenſchaftlichen Arbeiten des Vaters gehen auf den Sohn über — denn die Tempelwürden waren allem Anſchein nach erblich, — werden von dieſem fortgeſetzt und an der Thätigkeit des Einen nehmen ſeine Genoſſen Antheil. Der Profet, der Tempelſchreiber und Andre hatten von Amtswegen den Beruf, das Tempelwiſſen aufrecht zu halten und zu mehren. Unter ſolchen Verhältniſſen entſtand ein Ganzes des Wiſſens, Geſamterzeugniß einer ſchriftſtellernden Kaſte. Was von einem Prieſter abgefaßt oder zum erſtenmale gewahrt wurde, unterlag der Prüfung der Genoſſen in gemeinſchaftlicher Berathung und ward, wenn es ihre Billigung gefunden hatte, im Heiligtum niedergelegt oder auf Steinſäulen geſchrieben, als ein Tot gewidmetes Werk, ohne den Namen des Urhebers. Die geſchloſſene Prieſterſchaft ſtellte gewiſſermaßen nur eine einzige Perſon vor. In ihr verſchwand des einzelnen Denkers Perſon und Schriftſtellernde außerhalb der Prieſterkaſte gab es in Aegypten, wenn überhaupt, dann erſt in den ſpäteren Zeiten; vermuthlich haben diejenigen Größen, deren Namen durch die Griechen zu uns drangen, entweder den älteſten Zeiten angehört, in welchen die Grundlagen geſchaffen wurden, als ſolche, auf die man als auf die Urheber gewiſſer Richtungen zurückblickte, oder

sie haben erst in den letzten Zeiträumen der ägyptischen Entwicklung gelebt.

Die hermetische Litteratur, die so ausgedehnt war, ist mit dem altägyptischen Wesen untergegangen. Ein geringer Rückstand ihres Inhaltes ist nur geblieben, der uns einen (leider höchst mangelhaften) Schluß auf ihren Geist gestattet. Wollen wir sie beurtheilen, so dürfen wir sie nicht blos mit dem, was wir wissen, vergleichen, sondern müssen im Auge behalten, daß sie die Anfänge höherer Bestrebungen umschloß. Der Ruhm ägyptischer Weisheit war im Altertum sehr groß; sie galt lange als die höchste auf Erden.

Die Behandlungsweise war keineswegs wissenschaftlich, sondern, weil mit dem Streben nach höheren Aufschlüssen Wahn des Glaubens sich mengte, bewegte sie sich in willkürlichen Deutungen, Bezugnahmen und Ausmalungen; allem Anschein nach ist sie vorwiegend allegorisirend geworden und hat sich nachmals im Gnostizismus auf die griechisch-christliche Schriftstellerei erstreckt. Die Einbildung wurde vorzugsweise in Anspruch genommen. Ueberdies waren die Ausgangspunkte, von denen man sich nicht entfernte, fehlerhaft. Darum konnte das Weiterspinnen nicht viel weiter verhelfen. Es gab Bücher über den Fönix und den Apis: wozu konnten sie frommen? Indeß würden wir doch fehl gehen, liessen wir ausser Acht, daß manche denkende Priester die höchsten Fragen und die ersten Gründe der Dinge mit ernstem Nachsinnen gewissenhaft erwogen. Sind doch in der Folge griechische Filosofen Schüler ägyptischer Oberprieſter geworden. Nicht alle ägyptischen Schriftsteller bekannten sich zu gleichen Ansichten in allem. Der Ammonsprofet in Saïs Namens Bitys[113] — von dem wir freilich nicht einmal wissen, wann er gelebt hat — schöpfte aus der Erklärung der von den göttlichen Dingen handelnden heiligen Bücher eine Glaubenslehre oder Theosofie, welche durchaus pantheistisch, ein Auf und Absteigen der Wesen im All lehrte, mithin sowol Mittelstufen als beständige Bewegung annahm. Ein, gleichfalls im höchsten Ansehn stehender Tempelschreiber, Epeïs verfaßte ein Buch mit Erläuterungen der Sinnbilder: er dürfte erst in späterer Zeit gelebt haben. Epeis wurde von den Aegyptern ihr größter Hierofant und Tempelschreiber genannt. Wir irren wol schwerlich mit der

Digitized by Google

Muthmaßung, daß manche Gedanken der ägyptischen Weisheit zu den Neuplatonikern und Gnostikern übergegangen und in deren Schriften aufzusuchen sind.

Die Aufgabe der oberen Priester war: das Göttliche in der Welt aufzufassen und demgemäß das irdische Verhalten zu bemessen. Um jenes zu vermögen, mußten sie eine große Menge von Beobachtungen machen und vereinigen, folglich hinabsteigen zur Erwägung einer Fülle wirklicher Verhältnisse. Dies thaten sie und dabei lernten sie viel, jeder Gewinn aber wurde in Beziehung zum Glauben gebracht.

Vor allem lag den Priestern die Himmelsbeschauung ob; lange und beharrlich betrachteten sie der Sterne Auf- und Untergang mit solcher peinlichen Sorgsamkeit, daß sie mit der Zeit dahin gelangten, die Bewegungen der Planeten und bevorstehende Finsternisse in voraus zu berechnen. Seit einer unglaublich langen Reihe von Jahren, sagt Diodoros gegen den Beginn unserer Zeitrechnung, haben sie die Beobachtungen aller einzelnen Sterne verzeichnet. Des Glaubens, daß die Wesenheiten der Gestirne Ausflüsse und Gestaltungen des Göttlichen seien,[115] war ihre Sternseherei ein theologisches Werk, diente ihnen die Sternkunde zu religiösen Zwecken und zu bedeutungsvollen Verkündigungen.[116] Ihr Einfluß auf die Entstehung und das Gedeihen lebendiger Wesen beschäftigte sie stark. Der Stand der Himmelskörper wurde eifrig verzeichnet und aufbewahrt in den Tempeln. Oftmals vermerkten die Priester an öffentlichen Denkmälern die Gestirnstellungen, unter denen die Geburt des Herrschers geschehen war, und zeichneten in den Särgen Verstorbener zu deren Namen den Himmelsstand, der bei ihrem Eintritt in die Welt stattgefunden hatte. Inmitten der abergläubischen Astrologie machte die Astronomie Fortschritte. Tepe's Priester erwarben den Ruhm die größten Sternkundigen zu sein und sie berechneten die Dauer des Sonnenjahres mit annähernder Richtigkeit[117]. Zufolge Biot's Untersuchungen fand — 1780 eine auf genaue Forschung gestützte Reform des Kalenders statt. Aegyptische Bezeichnungen der Sternbilder wie z. B. des Wassermannes, der Planeten wie z. B. der Venus, haben sich durch die ganze Folgezeit erhalten und werden noch in der Gegenwart von den Sternkundigen gebraucht.

Die Bestimmung des Raumes und der Bewegung gehörte zu den Untersuchungen des sich verändernden Himmels. Eine große Förderung der Meßkunst kam überdies von der durch die Ueberschwemmungen des Nils herbeigeführten Nothwendigkeit, die Fluren und Felder genau zu vermessen, damit alljährlich nach dem Ablauf der Wässer jedem sein Eigentum richtig wieder zugetheilt werden konnte. Hierbei gedieh ein wissenschaftliches Verfahren: die Mathematik entstand. Die Aegypter rühmten sich, und wol mit Recht, die Erfinder der Geometrie zu sein. Sie bildeten die Zahlenlehre aus, entwickelten die Lehre von den Verhältnissen und der Verwandlung der Figuren und kamen auf die geometrische Methode, die sie zur Erd- und Himmelsmessung anwendeten, die Konstruktion, die an die Stelle der Berechnung tritt. Und sogar die Anfänge der Sfärik gewannen sie. Für die Sternkunde fand die konstruktive Methode Anwendung[118]. Das Additionszeichen (+) dürfte von einer Hieroglyfe, welche kn für „hinzufügen" bedeutete, herrühren[119]. Wir müssen voraussetzen, das ihr desfalsiges Wissen nicht blos mündlich fortgeleitet, sondern in Schriften niedergelegt war. Doch auch dieses Wissen gestaltete sich nicht rein. Den Figuren entströmt eine bindende Macht; die Durcheinanderzeichnungen von Strichen, die Diagramme, bezeichnen oder äussern Wirkungen. Der Drudenfuß oder fünfstrahlige Stern, das gewaltige Pentagramm, das Zauber abhält und Gesundheit verleiht, ist ägyptisch. Von Aegypten brachte es Pythagoras und machte es zum Erkennungszeichen seiner Schüler. Von daher hat es die Freimaurerei.[120]

Als ersten, welcher die Geometrie aufgebracht und eine Theorie der Sternbewegungen aufgestellt und gelehrt habe, behielten die Aegypter den Saſyches, der zugleich einer ihrer ältesten Gesetzgeber war, im Gedächtniß[121]. Auch Moiris oder Mares (ein König des zwölften Herrscherhauses, — 2601 bis — 2575)[122] heißt Grundleger der Geometrie. Weiterhin galten Petoſiris und Nekepſos[123] als die größten Sternkundigen nach Saſyches; beide sollen über die Planeten und die Meteore, über die Deutung der Himmelserscheinungen, wie zugleich über die Anatomie geschrieben haben. Dem ersteren wurden auch Schriften über die Götter und die Geheimnisse, dem letzteren eine Uebersicht (Ency-

klopädie) des ägyptischen Wissens beigelegt. Beider Lebenszeit rückte die Sage in die ältesten Zeiten des ägyptischen Reiches. Arpedonapten scheinen die gelehrten Mathematiker geheissen zu haben.[124]

Landkarten entwarfen die Aegypter schon unter Sesostris (um — 2555 ?), dem nachgesagt wurde, daß er das Land habe katastriren lassen. Flurkarten waren ein Bedürfniß; fertigte man solche öfter an, so ergaben sich in der Folge größere Zusammenstellungen fast von selbst. Kynchros und Blantasos standen im Rufe vorzüglicher Geografen.

Auch über die Musik wurde nachgedacht und über die Eigenschaften der Töne Lehren aufgestellt. Die aufgefundene Reihe der sieben Töne sollte hervorgebracht worden sein von den sieben Himmelsräumen, jedweder Ton zu einem Planeten gehören. Durch Thales, Pythagoras und Demokritos, die Schüler ägyptischer Priester, wurde das mathematische Wissen der Aegypter zu den Hellenen verpflanzt, entkleidet des religiösen Gewandes.

Fysikalische und geografische Erscheinungen versuchten die Aegypter gleichfalls zu erklären. Priester in Menfis mühten sich z. B. die Ursachen der Anschwellungen des Nils zu ergründen[125]. Beseelt von einem regen Triebe nahmen sie die Erscheinungen nicht gedankenlos hin, sondern waren bedacht sie zu verstehen. Und so liessen sie es auch nicht bei den Körpern, wie die Natur sie darbot, bewenden, sondern untersuchten sie, zerbröckelten und zersetzten sie, brachten sie in Wasser oder in Feuer, verbanden verschiedene, um neue Gestaltungen zu gewinnen. Mit diesem Scheidungs- und Mischungsverfahren hatten sie allerdings nicht sowol den Fortschritt der Erkenntniß, als daraus zu ziehenden Nutzen im Sinne, Bereitung von Arzneien, vor allem das Brauen eines verjüngenden Lebenswassers, und auch dabei huldigten sie abergläubischen Meinungen, allein sie gruben doch auch hier die ersten Grundlagen einer Wissenschaft aus. Noch heute erinnert der Name der Chemie daran, daß Keme ihre Mutter war. Mochte immerhin Alchemie neben die Astrologie treten: fast immer geht Irrtum der Wahrheit voraus, und stets sind die ersten Schritte die bedeutendsten. Noch heute werden die Apothekerzeichen für Gramme und Drachmen gebraucht, die sie zuerst machten.

Digitized by Google

Genannt wird uns nur einer, welcher über die Zusammensetzung und Zubereitung von Arzneien geschrieben habe: der Priester am Ptahtempel Hermon[126]; und auch diese Anführung ist verdächtig, weil der Name an Hermes anklingt. Auf eine grüne Tafel[127] sollte das große Geheimniß der Kunst geschrieben gewesen sein. Auch die Chemie war mit der Astrologie verquickt und wurde als religiöse Geheimwissenschaft betrieben. Unter Chemie verstanden die Griechen nichts anderes, als das Suchen nach Gold und Silber durch Scheidung und neue Verbindungen[128].

Der Erwähnung wird es kaum bedürfen, daß die Priester, wie sie von den Geschlechtern der Götter handelten[129a], so auch Geschichtliches, namentlich die Königsreihen aufschrieben. Eine große selbstständige Entwicklung führt allemal dahin, den Blick rückwärts zu werfen und das Bedeutsame der Gegenwart für die Zukunft festzuhalten. Sinn für Geschichte war demnach in Aegypten vorhanden. Auch die Geschichtschreibung lag ganz in den Händen der Priester. An den Tempeln wurde sie gepflegt. Auf Steine schrieb man die frommen, nachahmungswürdigen Thaten der Altvordern[129b]. Blosse Herzählung, keine veranschaulichende Darstellung scheint die ägyptische Geschichtsschreibung gewesen zu sein und wahrscheinlich ward sie auch in einen Rahmen gespannt, den religiöse Vorstellungen gaben. Jahrbücher führten sie von den Thaten der Könige und bewahrten sie in den Archiven der Tempel auf. Peinlich verfuhren sie dabei, mehr auf das Kleine, welches in den Einzelheiten sich zeigt, achtend als auf das Bedeutende, welches eine Kette von Einzelheiten ergibt. Jedes Königs Leibesgröße und Eigenschaften und vieles Unwichtige merkten sie an, wie Diodoros versichert, größtentheils Unwesentliches. Mit solcher Achtsamkeit verfuhren sie indeß, daß sie sogar die Namen der Fremden aufschrieben, welche nach Aegypten kamen, von ihnen Bildnisse nahmen und die Orte angaben, an denen sie verweilt hatten.[130] Lehrreiche Geschichten ihrer in Papyrusrollen enthaltenen Jahrbücher lasen sie den Königen vor[131], und auch Fremden auf deren Begehr. On's Priesterschaft stand im Rufe der größten Geschichtskenntniß[132]. Wichtige Familienurkunden legten Einzelne in den Grüften nieder zu den Mumien, weil die Gräber unantastbar waren.

* * *

Digitized by Google

Was an Schriften in's Volk drang, mag aber selten ihm höheres Wissen zugeführt, sondern mehr abergläubischen Bedürfnissen gedient haben, rein magische Aufsätze, mittelst deren man sich gegen Krankheiten zu schützen gedachte. So wurde in Mensis eine in die Zeit des XIX. Herrschergeschlechtes angesetzte Papyrusrolle gefunden, welche Bruchstück einer derartigen Schrift ist[133].

Größere Dichtungen haben die Aegypter wol schwerlich geschaffen, weder Epopöen, noch Dramen, noch längere Lehrgedichte. In dichterischen Hervorbringungen liebte man die Wiederholung des nämlichen Gedankens in verschiedener Form, sei es, um ihn deutlicher zu machen, sei es stärkerer Eindringlichkeit wegen. Die Volksgesänge und die singbaren Loblieder auf die Götter, sowie die Ansprachen an dieselben, ebenso die Loblieder auf hochstehende Menschen hatten eine einfache rhythmische Eintheilung, wiederholten Anfangs- und Schlußsätze. Wiederkehr gleicher Anlaute scheint beliebt gewesen zu sein. Die religiösen Hymnen waren öfter zugleich belehrender Natur. Manche sind schwunghaft, von guter Gesinnung durchdrungen, andere gespreizt und blos für die in den ägyptischen Vorstellungen lebenden Menschen genießbar. Ueber vieles, auch über die Töne, die ja ebenfalls mit dem Himmel zusammenhängen sollten, haben die Aegypter Hymnen geschaffen.

Was den Bedarf erheischte, gleichwie Geistesschöpfungen und Herzensergießungen, wurden von den Aegyptern in Schrift gebracht: überall aber drückte sich ihr frommer Sinn aus; beinahe jegliches hielt sich in Beziehungen zum Göttlichen. Vielleicht nur in der Mathematik und in dem mit dieser Zusammenhängenden überwog nüchterne Verständigkeit. Sonst war alles religiös, wie es auch erklärlich ist, wo die Schriftstellerei gänzlich Sache einer Priesterzunft ist. Auf Wissen legten die Aegypter gleichwol sehr hohes Gewicht: die Unwissenheit und die Sünde waren in ihren Augen beisammen[134]: allerdings war der Gipfel ihres Wissens eine schwach begründete theosofische Spekulation.

Dürfen wir uns nach dem Wenigen, was wir bis jetzt kennen, ein Bild von der ägyptischen Ausdrucksweise machen, so mögen wir uns vorstellen, es sei dieselbe neben jener frommen Richtung der Sinnesart von der Beschaffenheit des Schriftmittels und

Digitized by Google

der Natur der Denkmalſchrift, welche das beſtändige Vorbild war, ſtark beeinflußt geweſen. Die Art der Aeuſſerungen beherrſchte das Streben nach Beſtimmtheit, in welchem einerſeits der Ausbreitung gewehrt, andererſeits eine gewiſſe Umſtändlichkeit geboten war. Aber dieſe Beſtimmtheit der Abfaſſung war blos eine äuſſerliche; ſie zeigte ſich nicht in der Strenge bündiger Gedanken, ſondern in ſteifer Förmlichkeit. Die ſtrömende Fülle des Wortfluſſes war, wo ſie eintrat, nicht in gelenker Vielſeitigkeit und reichem Gedankenerguſſe zu finden, ſondern in der Häufung von Beiwörtern, worin leere Wiederholung und bloſſer Prunk lag. Rechtes Entwickeln ging noch über die erlangten Fähigkeiten. Beſchreiben trat an ſeine Stelle, und ſelbſt das Beſchreiben war, wenigſtens in den ältern Zeiten, kein Verſuch etwas nach allen ſeinen Theilen vorzuführen, um dem Geiſte den Stoff zu reichen, aus dem er ſich ein Abbild zuſammenſetze, ſondern ein keineswegs unterrichtendes Beilegen einzelner Eigenſchaften und zwar ſtets im feſtgehaltenen Bezuge zu göttlichen Mächten. Jene Geſchmeidigkeit und jenen Schmelz des ſprachlichen Ausdrucks, zu welchem die Redekunſt hinführt, vermochten die Aegypter nicht zu gewinnen, weil ſie der Beredſamkeit keine Stätte lieſſen und weil ſie keine Vorbilder in gelungenen Schöpfungen anderer Völker vor ſich ſahen. Wie die Tſineſen waren ſie ausſchließlich auf ſich ſelbſt angewieſen. Wollten ſie redneriſch ſein und erhaben werden, ſo geriethen ſie in einen Wortſchwall, welcher der Klarheit Abbruch that. Die ruhmredige Inſchrift auf dem zu Ramſes' Ehren beſchriebenen Obelisken zeigt dieſen Dunſt der Worte, den die Aegypter für guten Styl gehalten haben müſſen. Wo beinahe nur Prieſter die Schriftſteller ſind, erklärt ſich geſuchter Pomp hinlänglich. So ungefähr wird bei unſerem gegenwärtigen Stande des Wiſſens von dem Styl der alten Aegypter zu urtheilen ſein. Bilderreich war die ägyptiſche Ausdrucksweiſe wol und eine Menge ſtehender Bilder haben ſie ſich geſchaffen, ſonſt aber fiel dieſelbe, falls ſie Höheres auszuſprechen beabſichtigte, in's Sinnbildliche, Dunkle und Räthſelhafte[135]. Ein myſtiſcher Zug ging durch das Aegyptertum. Die feſtgehaltene Ueberlieferung einer grauen Vorzeit wirkte darin nach.

Mit welchen Mängeln auch dies beginnende Schrifttum be-

Digitized by Google

haftet geweſen ſei, immerhin verdient das Geleiſtete hohe Anerkennung. Wie wenige Völker ſind hinausgeſchritten über die unmittelbaren Bedürfniſſe und wie große Anſtrengungen waren erforderlich, um die erſten Schritte der Schriftſtellerei zu thun und ihr Bahn zu brechen! Frühzeitig, bevor andere Völker einen höheren Aufſchwung nahmen, ſchuf das ernſte Nachſinnen und der beharrliche Fleiß der Aegypter ein Schrifttum. Ihre Prieſter rühmten ſich, die Wiſſenſchaften begründet und den Vorſtellungen anderer Völker den Weg gewieſen zu haben. In der That müſſen die ägyptiſchen Prieſter zu dem Beſitz tieferer Einſichten gediehen ſein, da — wie ſchon erwähnt — nachmals griechiſche Gelehrte die Beſchwerlichkeiten einer Reiſe nach Aegypten und langen Aufenthaltes in dem fremden Lande nicht ſcheuten, um dort in die Lehre der Tempel zu gehen und Weisheit ſich zu holen, da auch keiner von dieſen die Mühe und den Zeitverluſt bereut hat, mit denen das Erwerben ägyptiſcher Wiſſenſchaft erkauft werden mußte.

An den Tempeln und auch an den Königsgräbern wurden Bücher aufgeſtapelt. In Menfis entſtand eine Tempelbücherei im Ptahheiligtum[136]. Im jetzigen Karnak, am Grabmal des Oſymandva, des großen Königs Ramſes I. welcher (nach Seyffarth's Berechnung ſeiner Geburtskonſtellation) — 1730 geboren wurde, zu Tepe befand ſich eine geheiligte Bücherſammlung niedergelegt mit der Aufſchrift „Seelenheilanſtalt[137]“ Lepſius will die Gräber ſeiner Bibliothekare oder Oberſten der Bücher des Neb-nufre und deſſen Sohnes und Nachfolgers Nufre-Hetep aufgefunden haben[138]. Champollion entdeckte einen Bücherſaal, deſſen Entſtehung er in's XVI. vorchriſtliche Jahrhundert anſetzt. Oefter erwähnen die Inſchriften königlicher Büchereivorſtände.

Die erhaltenen Ueberreſte ägyptiſcher Schriftdenkmale ſind in ſolcher Menge vorhanden, daß ſie an Zahl die griechiſchen und römiſchen übertreffen, neben ſo vielen Steininſchriften viele tauſend Papyrusrollen. Der um 1200 ſchreibende arabiſche Arzt und Geſchichtſchreiber Abdallatif verſichert in ſeinen Denkwürdigkeiten Aegyptens, daß, wenn man blos die auf den beiden größten Pyramiden befindlichen Schriften in ein Buch überſetzen könnte, dieſe arabiſche Ueberſetzung bei 10,000 Blätter füllen würde[139]. Die

litterarische Hinterlassenschaft der Aegypter würde, wenn nicht so viele Papyrus das Nämliche enthielten, nach der Versicherung eines Kenners über tausend Bände betragen.

Das priesterliche Wissen umfaßte alle gesellschaftlichen Verhältnisse und erstreckte sich deshalb auch auf die bürgerlichen Zustände. Die Könige, welche in den Priesterorden aufgenommen wurden, hatten einen Geheimschreiber zur Hand. Mehr und mehr ward von der Schrift für die Vorkommenheiten des gewöhnlichen Verkehrs Gebrauch gemacht. Zuerst gewiß für Strafbestimmungen, welche überall die ältesten Gesetze waren. Solche soll der alte Menevis erlassen haben, der sie als Befehl Tot's ausgab. Die vorhandene Gesetzsammlung vermehrte, gleichfalls in der ältesten Zeit, Saspychis mit genaueren Vorschriften über den Götterdienst. Der große Eroberer Sesostris (Sesoosis, Sesortosis, um — 2555) der Held des XII. Herrscherhauses,[140] ordnete das Kriegswesen und erließ Gesetze über das Heer. Zu den Bestimmungen dieser alten Gesetzgeber ward lange Zeit nichts Wesentliches hinzugefügt. Erst als größerer Verkehr mit dem Auslande eingetreten war, gab König Bokchoris, — 722 bis — 716, ein weiser, als Richter sehr ausgezeichneter Mann, Handelsgesetze und Satzungen über Verträge und Geldanlehen und regelte überdies (oder buchte) die Ordnungen, welche die Verhältnisse der Könige nach allen Seiten hin feststellten. Alle die Bestimmungen dieser verschiedenen Gesetzgeber waren in acht Büchern zusammengetragen. Sie enthielten weit mehr als unerläßlich ist. Denn nicht nur über Maße und die Zeitrechnung, über Pacht und Miethe, über Verträge und Erbschaften, über das Verhältniß zwischen den Gatten und zwischen Kindern und Aeltern verbreiteten sie sich, sondern auch über die Zeiten für den Feldbau, über die Höhe des Zinsfusses, über Fest- und Bestattungsgebräuche, über Bekleidung, Speisen und Waschen. Jedwedes war in eine gebotene Ordnung gebracht, die von Staatswegen aufrechterhalten wurde, weshalb neuere Gelehrte Aegypten den ältesten Polizeistaat genannt haben[142]. Und da diese Gesetze mit der Länge der Zeit ihrer Geltung sich dem Sinne des Volkes eingedrückt haben, so bewirkten sie ein starres Festhalten an den alten Sitten.

Für den Staatshaushalt wurde frühzeitig von der Schrift

Digitized by Google

ausgedehnter Gebrauch gemacht. Schreiber umgaben den König und begleiteten ihn, um auf der Stelle jede Kleinigkeit einzutragen. Von den verschiedenen Gegenden seines Reiches empfing er an jedem Morgen schriftliche Nachrichten[143]. Die Obrigkeiten verzeichneten den Personalstand, (wenigstens in der Zeit für welche unsere griechischen Nachrichten gelten), jeden Aegypter nach seinen Geschäften[144], nach seinen Abgaben und Einnahmen; sie buchten Geburts- und Sterbefälle. Wer in die öffentlichen Bücher Eingetragenes auslöschte oder in sie Falsches trug, wer Urkunden oder Sigel fälschte, wurde, wie bereits erwähnt, mit Verlust beider Hände bestraft.

Das Gerichtsverfahren war ein schriftliches. Neben dem Richter lagen die acht Gesetzbücher. Der Kläger hatte schriftlich seine Forderung mit genauer Angabe der betreffenden Vorgänge anzubringen; seine Eingabe wurde dem Verklagten zur gegenauen Einlassung Punkt für Punkt zugestellt. Nach dessen Beantwortung fand ein nochmaliger Schriftwechsel zu beiderseitigen Gegenbemerkungen statt. Gemach prüften darauf die Richter alle Angaben. Aus wie gewissenhaften Erwägungen auch diese Anordnung des Rechtsverfahrens hervorgegangen sein mag, so zeigten sich doch hier zum erstenmale die Nachtheile durchgängiger Anwendung des Schriftmittels. Denn das Leben verblich vor der Schrift. Das Mitleid mit den Thränen eines Schuldigen und die Macht der Beredsamkeit, meinten die Aegypter, könne das richtige Urtheil beirren, bei persönlichem Auftreten bekomme der Talentvolle und der Freche ein Uebergewicht. Das solle nicht sein und das verhüte ein schriftliches Vorgehen[145]. Dem starren Sinne der Aegypter mochte eine Weise der Verhandlung wol zusagen, welche die Lebendigkeit fern hält und zugleich den ihr entspringenden Drang zum Verändern des seit Alters Geltenden. Das eigene Ermessen der Richter behielt keinen Raum. Ihnen stand nur zu, die angeordneten Strafen anzuwenden. Nothwendigerweise bedurften die Parteien, um Recht zu finden, Beistände und Vermittler; auch wenn uns ein Zeugniß hierüber abgeht, so erhellt dies aus der Sache offenbar. Akten scheinen von den Gerichten geführt worden zu sein. Man hat in einem Papyrus die Verhandlungen einer Untersuchung gegen staatsgefährliche Verschwörer herauslesen wollen.

Digitized by Google

Das schriftliche Verfahren vor Gericht nöthigte weiter zur Anwendung der Schrift im Verkehrsleben. Kein Darlehn war durch den Staat eintreibbar, welches nicht durch einen Schuldbrief bekannt worden war[146]. Die Bedingungen von Kauf und Dienst wurden demnach auf Papyrus gebracht und selbst in Fällen geschrieben, wo uns ein mündliches Uebereinkommen genügt. Alle Verkäufe mußten gerichtlich vollzogen werden und wurden vorsichtig mit allergrößter Umständlichkeit ausgefertigt. Sie enthielten die genaue Zeitangabe, Sach- und Personalbeschreibung und nannten 16 Zeugen. Von der Urschrift wurden Abschriften genommen; auch dies ward ausdrücklich vermerkt. Zur Zeit der XVII. Dynastie um — 2000, war es schon so Brauch.

Als die Griechen Aegyptens Einrichtungen kennen lernten, beruhten diese auf allgemeiner Vertrautheit mit der Schrift. Privatpersonen machten sich Aufzeichnungen des Merkwürdigen. Selbst Diebshauptleute führten Register der Diebsgesellen. Bestohlene konnten ihnen schriftlich eine genaue Angabe des ihnen abhanden Gekommenen zustellen, falls sie ihre Sachen gegen Erlegung eines Theiles vom Werthe derselben zurückerhalten wollten.[147]

Solche Zustände setzen voraus, daß selbst das gemeine Volk durchgehends Lesen, Schreiben und Rechnen verstand. So war es auch in der That, als Griechen nach Aegypten kamen. Lernen der Schrift gehörte zur gewöhnlichen Erziehung. Die Priester hielten zwar ihre höhere Wissenschaft und ihre Künste geheim, ertheilten gelehrten Unterricht nur den dem Priesterdienste sich Widmenden, aber die Anfangsgründe lehrten sie allem Volke.

Mit Riesenschrift sprachen die Tempel, gaben den Beschauern in Anrufungen an die Götter und im Lobpreis der Fürsten Lehren des Glaubens und die Erinnerungen nationalen Ruhmes. Sie nannten ihm die Namen der Erbauer und der Herrscher des Landes, sie bewahrten die Gestirnstellungen, unter denen ein König geboren war oder ein großer Vorgang sich begeben hatte. Mit eben solchen Mittheilungen wurden Steinsäulen, Obelisken beschrieben. Oeffentlich, vor jedermanns Blicken waren diese Inschriften in den dauerhaftesten Träger, in hartem Granit und Porfyr tief eingegraben, um beständig zum Volke zu reden.

Digitized by Google

Ueberzeugt von der mystischen Wirksamkeit des Geschriebenen, von der auf die Götter selbst sich erstreckenden Macht des Wortes[148] wollten die Priester den Menschen beispringen, damit sie nach ihrem Ableben gerecht befunden, einem glücklichen Loose im Jenseits entgegengingen. Wenn zu den Leichen in den Sarg niedergeschriebene Anrufungen an die Götter gelegt wurden, abgefaßt in der rechten Weise, meinten sie, würden diese ebenso gelten, als ob sie vom Verstorbenen selbst herrührten, von ihm an die Götter gerichtet. So ließ er sich noch ausstatten mit demjenigen, was ihm zu wissen nöthig war bei den ihm bevorstehenden Begegnungen mit den himmlischen Mächten und wenn er Bescheid wußte, wenn die heiligen Hymnen von ihm den Göttern entgegengebracht wurden, so werde er auch (dies war der Glaube der Aegypter) zu seinem Seelenheile gelangen. In dieser löblichen Absicht liessen die Priester den Sarg mit Stücken aus dem heiligen Hymnologium beschreiben, solche auf die breiten Linnenstreifen, mit denen man die Mumien umwickelte, tragen und auf Papyrusrollen zur Leiche zwischen ihre Schenkel oder Arme oder unter den Kopf legen. Die ältesten Särge fand Mariette inschriftenlos und bei den Leichen lagen keine Schriften. Die Mitgabe auf den Weg in's dunkle Jenseits geschah also in der frühesten Zeit noch nicht, sondern war erst ein Fortschritt späterer Tage und erfolgte sicherlich nur zu Gunsten derjenigen Verstorbenen, die nach dem über ihren Wandel abgehaltenen Todtengerichte als gerecht befunden worden waren. Mit emsiger Sorgfalt rüstete man diese aus, und wahrscheinlich noch bei Lebzeiten trug, wer konnte, Sorge für seinen wohlbeschriebenen Sarg. Die Innenseite des Sargdeckels, der Boden des Sarges wurden mit Schrift bedeckt, die dann vom Kopfe der Leiche ausgehend nach rechts lief.[150a] Wo diese umständliche Arbeit nicht anging oder die Familie die Kosten nicht bestritt, legten die Priester wenigstens Papyrus mit mehr oder weniger Theilen aus diesem ersten der Todtbücher, je nach den Verhältnissen bei: Schriftstücke, welche damit dem Leben entrückt und für die Zukunft aufgehoben wurden. Sie haben zwar den Verstorbenen nicht, aber doch in der Zukunft Nutzen gebracht; denn gelehrte Europäer haben sie aus den Särgen gezogen und deuten sie und lernen aus ihnen Schrift, Wandel und Sinnen

der alten Aegypter verstehen. Um dieses Umstandes willen, daß man das erste Totbuch großentheils in einem halben Tausend Papyrusrollen bei Leichen gefunden hat, nannte Lepsius dasselbe bezeichnend „das Todtenbuch." Der umfänglichste Papyrus dieser Art, den man bis jetzt auffand, 57 Fuß lang, vermuthlich das ganze Buch enthaltend, lag im Grabe eines Oberpriesters des Ptahtempels in Menfis,[150b] wurde Seyffarth zufolge zwischen — 750 und — 700 geschrieben und befindet sich gegenwärtig in der Sammlung zu Turin.

Solche Abschriften aus dem heiligen Hymnologium konnten nicht erst nach einem Todesfalle gemacht werden; sie mußten in den Tempeln vorräthig sein. Für den Namen des Verstorbenen, der sich damit vor den Göttern ausweisen sollte, wurde eine Stelle leer gelassen und vorkommendenfalls, manchmal mit flüchtigen Zügen, ausgefüllt. Denn in eigener Person hatte er vor den Göttern zu sprechen, seine Stoßgebete herzusagen und Zeugniß für seine Frömmigkeit abzugeben. Papyrus mit derartigen Lücken hat man gefunden, und auch solche, in denen ein schon geschriebener Name in einen anderen umgeändert worden ist.[151] Fabrikmäßig zum Verkauf, von unwissenden Schreibern, die zu diesem Geschäft dienten, zuweilen fehlerhaft wurden diese Stücke des ersten heiligen Buches, welche die Krone der Rechtfertigung verschaffen sollten, hergestellt. Ein Stück dieses Hymnenbuches steht auch angeschrieben auf der Granitstatue der Amme (?) des Tutmosis III. Aus der Fürsorge für das Seelenheil der Todten entwickelte sich mithin ein Nahrungszweig und ein Geldgeschäft.

Vergleichungen der in so vielen Gräbern gefundenen Papyrus haben eine beachtenswerthe Thatsache an's Licht gebracht, daß nämlich von dem soviel gebrauchen Hymnologium mehrere Ausgaben entstanden und in Umlauf gelangten. Die ältesten Fassungen sind kurz und schlicht. Seyffarth glaubte eine ältere Bearbeitung von Tep und eine jüngere von Menfis, welcher der große oben erwähnte Papyrus angehört, unterscheiden zu können. Allmälig wurden diese frommen Stücke, von denen man viele ja auch sonst als Gesänge vortrug, immer mehr erweitert und ausgedehnt. Der alte wortkarge Text ward vermuthlich stellenweise unverständlich und bekam Erklärungen

Digitized by Google

zugesetzt. Ferner stellten sich kleine Abweichungen ein, eine Menge verschiedener Lesarten kam auf, selbst in den Glossen. Immer umfänglicher wurden darüber die Stücke. Der eine 17. Abschnitt ist (nach Stern)[152] zuletzt auf das Viersache angeschwollen. In der alten Zeit nahm man es mit der Abschrift auch in den Zügen genauer, die jüngeren Abchreiber verfuhren hingegen schlaudriger im Schreiben.

Schrift wendeten die Aegypter, und es beweist dies einen hohen Bildungsstand zu dem sie gereift, in der ausgedehntesten Weise an. Sowie der Schriftgebrauch in die Menge gedrungen war, erwiesen sie sich als ein überaus schreiblustiges Volk. Vielleicht hat kein zweites Volk eine gleiche Neigung zum Aufschreiben gehabt und ist in eben dem Maße bestrebt gewesen, allenthalben Schrift anzubringen. Und doch war die Hieroglyfik so schwerfällig! Ueber alle Verhältnisse wurden Listen geführt. Jeder Hausverwalter machte sich ausführliche Aufzeichnungen. In ihrer Schreibseligkeit wurde alles mit emsiger Sorfalt beschrieben. Großes und Kleines, Wohnungen und Grabkammern, Gebäude und Geräthe, alle möglichen Gebrauchsgegenstände, Kästchen, feine Krüge und Schalen, Schachteldeckel u. a. wurden mit Schrift überdeckt. Die Bildwerke lehren uns, daß sogar die Lehnen der Stühle und die Streifen der Gewänder eine Menge Hieroglyfen trugen. Auf alle solche Sachen schrieben die Aegypter wahrscheinlich fromme Sprüche oder Wünsche, vielleicht auch Nachweisungen für den Gebrauch oder einen geschichtlichen Vermerk. An die Wände der Grabstätte eines Beamten setzte man zum Beispiel die Angabe der Tribute, die derselbe während seines Lebens für seinen Gebieter erhoben hatte.[153] Alles irgend Erhebliche sollte in Schrift niedergelegt sein! Jeder Quaderstein, jeder Ziegel bekam ein Zeichen eingebrannt.[154] Häufig stellen die Abbildungen der Denkmäler Götter und Menschen mit Aufschreiben beschäftigt dar.

Mit den Sigelringen wurden auch Gemächer verschlossen. Rampsinit z. B. hatte sein Sigel auf den Eingang zu seiner Schatzkammer gedrückt.

Die Kostspieligkeit des Beschreibstoffs mag Sparsame veranlaßt haben, schon beschriebenen Papyrus, dessen Inhalt für sie werthlos geworden war, zu nochmaligem Gebrauche zurechtzu-

machen. Es ist vorgekommen, daß die Schrift auf einem Papyrus ausgelöscht wurde und neue auf denselben getragen. Selbst bei der Denkmalschrift begab sich in einigen Fällen Vernichtung der älteren Schrift; an die Stelle der kaum ganz verwischten[155] Zeichen wurden andere Hieroglyfen gesetzt; bei ihr mögen aber andere Beweggründe dazu getrieben haben. Ein und derselbe Stein diente dann in wiederholten Malen zum Beschreiben.

Die Wände der Tempel wurden nicht immer mit einemmal, sondern in sehr verschiedenen Zeiten beschrieben. Nachmals kam es dann vor, daß in alten Anschriften Einiges mit Hammerschlägen oder durch Auskratzen und Ueberstreichen zerstört und an die Stelle dieser früheren Schrift eine neue gesetzt wurde. Auch Verdrängung der zweiten Schrift durch eine dritte ist vorgekommen[156]. Religiöse oder politische Parteiung wird die Ursache solcher Zerstörungen gewesen sein, die manchmal nur einen einzigen Namen betrafen, der vernichtet und aus dem Gedächtniß getilgt werden sollte. Aber die alles ausgleichende Zeit hat den aufgetragenen Stuck, auf den die neuen Hieroglyfen gemalt waren, nach und nach abgebröckelt und das anscheinend Begrabene wieder zum Vorschein und zu neuem Leben gebracht.

Durch die Verbreitung von Aegyptern wurde auch die Hieroglyfik weiter getragen; allein andere Völker nahmen diese Schreibweise nicht an. Die Aegypter waren auch schwerlich bedacht, sie ihnen zu lehren. Auf ihren siegreichen Heereszügen in Asien liessen Sesostris (von der XII. Dynastie)[157] und Rameses (von der XIX. Dynastie) an einzelnen Stellen hieroglyfische Felseninschriften zu ihres Ruhmes Andenken zurück: von dem letzteren herrührende schaut man noch heute bei der Kelpmündung, drei Stunden von Berytus, auf der alten großen Straße durch Syrien nach Kleinasien[158]; auch in Tyrus[159], in Haleb[160] hat man in Hieroglyfenschrift Spuren von Aegyptern wahrgenommen. In der Sinaihalbinsel hatten sie sich in der ältesten Zeit lange festgesetzt. Dort sind Inschriften von der III. bis zur VI. Dynastie und von der XII. wie der XVIII. noch vorhanden[161]. In Arabien errichteten sie in Nysa Säulen mit dem Preis ihrer Götter; gegen Beginn der christlichen Zeitrechnung waren deren Inschriften bereits theilweise unkenntlich geworden[162]. Die benachbarten Aethiopen (Nubier), über welche die Aegypter ihre Macht er-

Digitized by Google

ſtreckten, bekamen Hieroglyfik[163]. Südwärts bezeugen Hieroglyfen in Axum 14° N. Br.[164] und in der Stadt Helein, wo der Arzt Poncet drei allenthalben mit Hieroglyfen bedeckte Granit-Pyramiden (Obelisken) ſah, die Anweſenheit von Aegyptern. Poncet ſchloß daraus mit Recht, daß Aegypter ſich in Abyſſinien niedergelaſſen hätten. Weſtwärts zogen Aegypter in die Oaſe Siwah 47° O. L.: der Ammonstempel hatte die hieroglyfiſche Schrift. Zufolge Abadia's Angabe haben die Neger Barya Nara zwiſchen Takaze und Marab noch einzelne hieroglyfiſche Zeichen im Gebrauch[165]. In Algerien entdeckte man in Konſtantine einen Mumienkaſten mit Inſchrift[166] und nahe an Algeriens Weſtgrenze 16⅓° O. L. in Scherſchell einen Skarabäus mit Hieroglyfen[167]. In der Römerzeit mögen einzelne ägyptiſche Familien ſoweit weſtwärts gekommen und ihre heimiſche Weiſe beibehalten haben.*

Viele Jahrhunderte vor der erſten näheren Bekanntſchaft der Hellenen mit Aegyptern, bevor noch die höhere helleniſche Entwicklung begann, ſcheint die lebendige Entfaltung Aegyptens in Stocken gerathen und das Sinken, ja die Verſchlechterung ihres Schrifttums erfolgt zu ſein[168]: was zurückblieb, war die Hülle. Dieſe ward erhalten, das Myſtiſche gepflegt, das Wirkliche mit Peinlichkeit beſtimmt. Wir irren ſchwerlich in der Annahme, daß die Schätze des Wiſſens nur den Auserwählten gehörten: der große Haufe des Volkes, wenn gleich im Beſitze der Schrift, nahm doch an ſchriftſtelleriſchen Hervorbringungen nicht den geringſten Antheil. Sie gingen an ihm vorüber; es machte dumpf die Bräuche mit, ſah das Heiligtum nur, ſtand außerhalb des geweihten, erleuchteten Kreiſes. Daß es in Finſterniß lebte, war ohne Zweifel eine Haupturſache des Verfalls.

In das abgeſchloſſene Weſen der Aegypter kam ein Bruch ſeit König Pſammetich um — 666 (von der XXVI. Dynaſtie) Verkehr mit dem Auslande in Schwung brachte. Fremdes bahnte ſich Eingang. Gelehrte Griechen kamen von dieſer Zeit an öfter

* Livingſtone hat in Mittelafrika bei dem Volk von Bermegai, in deſſen Sprache er ſemitiſche Anklänge gewahren wollte, eine ſyllabariſche Schrift von 208 Zeichen angetroffen. Näheres über ſie, und namentlich ob ſie in irgend einem Zuſammenhang mit der Hieroglyfik ſteht, wiſſen wir derzeit noch nicht.

Digitized by Google

nach Aegypten. Hundert Jahre nach Psammetich stand ein neuer Gesetzgeber in Amasis (— 568 bis — 524) auf, was beweist, daß nun eine große Veränderung in den Verhältnissen vorgegangen war, welche neue Anordnungen nöthig machte. Die Allgewalt des Priestertums gerieth in Abnahme.

Nachdem unter den Ramessiden (dem XX. Herrscherhause, um — 1300, — 1200, — 1100) die hieroglyfische Schrift in schönen Formungen gehalten worden, doch im Kursiv ein immer stärkeres Abkürzen eingerissen war[169], will man am Zuge des Zeitalters saïtischer Herrscher, des erwähnten XXVI. Hauses, nicht nur ein äusserst feines Ausführen der Hieroglyfen, sondern auch ein gesuchtes Streben erkennen, die Zeichen sauber und sorgfältig zu machen, was auf ein bewußtes Festhalten und Nachahmen des Aelteren hindeuten würde. Sharpe bemerkt, daß in der Hieroglyfik des Zeitalters unterägyptischer Könige sowol mehr Zeichen für die Wörter gebraucht wurden, wie im Zeitalter der Könige von Tepe (d. h. in der Schrift mehr alfabetarische und mehr blos die richtige Lesung des Geschriebenen bestimmende Zeichen) als daß auch neue grammatische Endungen wahrzunehmen seien. Die kursive oder hieratische Schrift fiel zuweilen hübsch und klein aus; in ihr ging aber eine große Veränderung gleichzeitig vor. Die Priester hielten getreu die altüberkommenen Schriftweisen fest, allein das übrige Volk, das fast täglich das Kursiv handhabte, vereinfachte es unmerklich. Es bevorzugte die selteneren alfabetarischen Zeichen vor den syllabarischen, von welchen letzteren es nur eine verhältnißmäßig geringe Zahl beibehielt, und kürzte den Zug um vieles. Nachlässiger oder, wie man es wol richtiger nennen muß, bequemer schrieb es seine Rechnungen, Verzeichnisse, Briefe, Verhandlungen und Urkunden, kurz alles, was mit Priesterlichem nichts zu schaffen hatte, sondern den Privatmann anging. Damit gestaltete sich allmälig das Hieratische auch zu einer andern Schrift. Wie aus den Hieroglyfen, vermuthlich nach der Gewinnung gefügigeren Beschreibstoffes als Stein und Holz war, das hieratische Kursiv hervorging, so ging später als man allgemein und viel schrieb, aus dem Hieratischen ein neues leichteres Kursiv hervor. Das Hieratische selber veränderte sich; weil es jedoch gleichzeitig von den sorgfältig schreibenden Priester in seiner bisherigen Gestalt

beibehalten wurde und demnach in der älteren Form neben der neu entſtandenen einherging, ſo erſchien dieſe letztere als eine abgeſonderte eigene Schrift. Sie war es lange in Wahrheit nicht. Denn in den älteſten erhaltenen Stücken dieſer jüngeren Art aus Pſammetich's Tagen um — 652 und 620[170] iſt noch ganz entſchieden der Uebergang vom alten Kurſiv, das die Griechen prieſterliche, „hieratiſche", auch königliche[171] Schrift nannten, zu gewahren, wie in weit älteren Stücken der bloſſe Anſatz zu dieſer neuen Weiſe immitten der alten Schrift. In der Zeit der Saïten bildete ſich dieſe neue, dritte Gattung heraus; an ihrem Ausgang hatte ſie ſich ſo ziemlich geſtaltet; zur vollen Ausprägung gelangte ſie vielleicht erſt gegen — 300, indem ſie immer mehr von der hieratiſchen Form abwich. Was im Saïtenzeitalter geſchrieben wurde, ſteht der prieſterlichen Schrift noch ſehr nahe; ſtark und feſt iſt der Zug, viele hieratiſche Bilder ſind unverändert gebraucht; weiter von ihr entfernt und zugleich viel zahlreicher ſind die nachmals unter der Herrſchaft der griechiſchen Ptolemäer entſtandenen Stücke in dieſer jüngſten Schriftart.

Solchergeſtalt hatte ſich am Ende der ägyptiſchen Selbſtherrlichkeit ein gemeine Volksſchrift herausgebildet, welche die Aegypter ausdrücklich von der älteren unterſchieden, als die „Schrift der Aegypter" (Dschom, rem en keme) von der „Schrift der Bücher" (Ski-en-skchai). Den „alten Wörtern der Götter", der „Schrift der Tempel" (Dschom en skchai en hote) in welcher alles Wichtige gebucht war, ſetzten ſie dieſe junge Art für die „Worte der Männer Aegyptens" entgegen. Die Griechen übertrugen „Volksſchrift" mit „demotiſcher" Schrift oder ſagten auch die landesübliche „enchoriſche", oder die Briefſchrift, „epiſtolografiſche".

Es ergibt ſich von ſelbſt, das jedes Zeichen dieſer Volksſchrift ſeine Wurzel in einem hieratiſchen hatte, daß aber die Willkür der Schreibenden mannichfache Abänderungen der Grundzüge hervorrief. Sie war eine Vereinfachung auch im Beſtand der Zeichen. Der Einfluß alfabetariſcher Schrift, die nun ja lange durch den geſtiegenen Verkehr mit anderen Völkern bekannt ſein mußte, zeigte ſich an ihr. Vielleicht zwei Drittheile der vorhandenen Bilder ließ man gänzlich fallen; mit weit wenigeren alſo behalf man ſich. Außerdem bevorzugte man die alfabe-

tarische Schreibweise noch mehr und gebrauchte viele Syllabarzeichen als blosse Buchstaben. Neben einer kleinen Zahl von syllabarischen Zeichen, von denen nur ungefähr hundert beibehalten wurden, verwendete man nun vorzugsweise 42 Zeichen im reinen Buchstabenwerthe, und grade diese waren es, welche bei ihrem häufigen Gebrauch sich am meisten von der alten Gestalt entfernten. Dies Alfabet drückte zwar die verschiedenen Laute aus, die man ja aus den Alfabeten der andern Völker kannte, schied sie aber dennoch nicht streng. Zwischen p und f fand z. B. ein Wechsel statt, ebenso zwischen t und d. Wollte man alle bekannten verschiedenartigen Zeichnungen, die in dieser Schnellschrift aufkamen, besonders rechnen, so würden sich 200 alfabetarische und 150 syllabarische ergeben,[172] welche jedoch auf eine mindere Zahl von Grundfiguren zurückzuführen sind. Die Zeichen machen blos den Eindruck zusammengesetzter Striche und Schwingungen, ohne daß sich aus ihnen irgend ein System in den verschiedenen Buchstaben herauserkennen liesse: wie diese Zeichen ja auch nicht aus einem Systeme gebildet, sondern aus Abkürzungen entstanden sind. In einer Anzahl Zeichen herrscht die wagerechte, in einer andern die senkrechte Richtung vor; die Mehrzahl der Buchstaben hat irgend welche runde Bestandtheile.

Umrahmungen, wie mit dem Sarge (dem sogenannten Königsschild) fielen bei dieser flüchtigen Art zu schreiben als lästig hinweg, finden sich höchstens ausnahmsweise.[173]

In der Ausführung der Schrift stellten sich die Uebelstände des schnellen Schreibens (wirkliches Zeichnen hatte schon im hieratischen Kursiv aufgehört) ein: Züge wurden mit einander verschlungen. Verbindung und Zusammenziehung eines Zeichens mit den benachbarten trug nicht wenig zur Unkenntlichmachung bei.

Oefter schrieb man jetzt in dieser neuen Weise klein, mit äußerst feinen Strichen, schräg den Pinsel führend. Man bediente sich entweder rother oder schwarzer Tusche, auch beider Farben wechselnd in kleinen Absätzen.

Während in der gemeinen Volksschrift die einmal herrschenden Grundsätze galten, trat doch darin eine, man könnte denken vom Einfluß der Ausländer beförderte Veränderung ein, daß man die Säulenschrift aufgab und stets in die Quere, von rechts anhebend,

schrieb. Bereits im Kursiv hatte die Querrichtung, die ja auch für die ausgeführte Hieroglyfik statthaft war, das Uebergewicht bekommen. Hieratisches schrieb man gleichfalls von oben nach unten, Demotisches nicht. Ein Ueberrest der alten Weise blieb in letzterem in dem zuweilen vorkommenden Uebereinanderstellen von Zeichen. Die einzelnen Zeichen führte man, trotz der Richtung der Zeilen von rechts an, links ansetzend und rechts fortfahrend aus, was Brugsch an dem Blässerwerden der Dinte nach rechts zu erkannt hat.[174] Auf dem breiten Papyrus wurden schmale Spalten durch dünne Trennungsstriche oder blossen Absatz der Wörter und leer gelassenen Zwischenraum der Zeilen geschieden; in den langen Streifen oder Seiten lief dann die Schrift von rechts nach links. Als trennendes Lesezeichen wurde manchmal ein Punkt gesetzt.

Einige Proben werden die Entfernung dieses Zuges von den Hieroglyfen und ihren Zusammenhang mit den hieratischen Formen veranschaulichen: hieratisch: , neue Volksschrift: ; hieratisch: , demotisch: ; hieratisch: , demotisch: ; hieratisch: , demotisch: ; hieratisch: , neue Volksschrift: ; hieratisch: , neue Volksschrift: ; hieratisch: , neue Volksschrift: ; hieratisch: , neue Volksschrift: ; hieratisch: , neue Volksschrift: . —

II.

Ein so tief gewurzeltes Schrifttum, wie das der Aegypter, überdauerte den Verlust der staatlichen Selbstständigkeit. Der Perserfürst Kambyses überwältigte Aegypten im Jahr — 526 (nach Seyffarth — 523,[175] nach Lepsius — 525), brauste zerstörend über das Land, wonach dessen eigene innere Entwickelung nicht mehr allein maßgebend war, und schleppte in die Gegend von Susa sechstausend gefangene Aegypter vom Kerne des Volkes,

was zur Folge hatte, daß in jenen Gegenden Persiens von denselben hieroglyfische Schriften ausgeführt wurden. Es war ein furchtbar schwerer Schlag, der die Aegypter traf! Wol raffte sich die einheimische Kraft noch zu wiederholtenmalen, aber sie war außer Stande, sich des übergewaltigen Nachbars zu erwehren. Nach einem versuchten Abfall ließ Kaiser Artaxerxes Ochus — 340 (— 350?) wiederum viel, namentlich auch Schriften[176] aus den Tempeln, fortnehmen und nach Persien schaffen: mit schwerem Gelde erkauften die Priester von seinem Verschnittenen Bagoas die Rückgabe von Mehrerem.

In dieser Zeit persischer Oberherrschaft lebte, einer trüben Nachricht zufolge, um — 430 Hostanes oder Ostanes des Tempels in Memfis Priester, hochangesehen als das Haupt der Chemiker, Verfasser eines Buches über die Stoffverwandlung; auch über die Grundauffassung von der obersten Gottheit und den Untergöttern ließ er sich in Schriften aus; von ihm wird das Achtbuch genannt. Seine Schüler sollen unter anderen Pammenes, der Hellene Democritos und die Jüdin Maria gewesen sein, die alle drei Naturkundliches schrieben; die beiden letzteren so dunkel, daß sie der Priester Lob, Pammenes so offen und klar, daß er ihren Tadel geerndtet habe. Doch ob dies wahr ist, bleibt nach Beschaffenheit unserer Quelle zweifelhaft. Zwei andere zu Ruf gelangte Magiker Apollobeches Koptites (d. h. der ägyptische) und Nektabis scheinen, wenn nach den Namen zu urtheilen ist, gleichfalls Aegypter gewesen zu sein.[178]

Alle Schreiberei des gewöhnlichen Lebens ward seit dem Falle des Reiches, während der Zeit fremder Herrscher in der neu aufgekommenen gemeinen Volksschrift ausgeführt, auch Grabinschriften und selbst Abhandlungen oder Bücher und was sonst auf das allgemeine Verständniß berechnet war. Für kirchliche Gebräuche und heilige Schriften beharrten die Aegypter aber bei dem hieratischen Kursiv. Wie es sich von selbst verstand befolgte die neue Schrift die Formen der lebendigen Rede und in ihr gerieth die alte Rechtschreibung, als eine nunmehr veraltete, so zu sagen, in Verfall. Die religiösen Schriften der Priester hingegen, die heilige Schreibart gab immer noch die ältere Mundart, welche im Ersterben und nur den Unterrichteten ganz verständlich

Digitized by Google

war. Diese Verschiedenheit trennte beide Schreibweisen noch stärker.

Die Volksschrift griff immer mehr um sich. Nachdem sie lange in Uebung gewesen war, führte man mit ihren Zügen auch Weihinschriften auf Stein aus,[179] schrieb mit ihnen Magisches und setzte zu astronomischen Denkmälern Beischriften mit denselben.[180] Endlich kam es sogar zu demotischen Umschriften der heiligen Hymnen.[181] Ist uns zwar das Zeitalter dieser eben erwähnten Ausführungen nicht bekannt, so wird doch die Vermuthung schwerlich gewagt erscheinen, daß es zu solcher erweiterten Anwendung der Volksschrift erst in der Zeit gekommen ist, als Griechen und Römer in Aegypten geboten.

Die Hieroglyfik behauptete sich immer noch als Staatsschrift, nämlich als die feierliche, stattliche, heilige Schrift, mag jedoch, nachdem sie einmal aus dem gewöhnlichen Gebrauche gewichen war, immer weniger verstanden worden sein. Auch die Sprache des in ihr Niedergeschiebenen dürfte dunkel geworden sein, zuletzt vielleicht selbst den Gelehrten mühsam zu entziffern. Die außerordentliche Zähigkeit und Starrheit der Aegypter — zum Theil eine Wirkung des hohen Alters, der langen Dauer und der ohne fremde Einflüsse nur aus der eigenen Sinnesart vollzogenen Entfaltung ihrer Bildung — ihr nachdrückliches Bestreben jegliches genau, wie sie es von Alters her überkommen hatten, wie es einmal feststand und war, weiter zu überliefern, trug ganz gewiß sehr viel zur Beibehaltung dieser überkommenen hieroglyfischen Schrift als des ehrenwürdigen Nachlasses ihrer Ahnen, eine Reihe von Jahrhunderten hindurch bei.

Während in Aegypten mit dem Eintritt der Veränderung, welche im Aufkommen der neuen Volksschrift lag, die Kenntniß der alten Hieroglyfik auf den Priesterstand beschränkt ward und innerhalb desselben als Geheimniß forterbte, indem das Volk nur sein Kursiv schrieb und las, blieben in der südlich von Aegypten gelegenen Ausgangsstätte der Aegypter, im Priesterstaate Meroe, die hieroglyfischen Schriftzüge fortdauernd im allgemeinen Gebrauch[182] wie in der früheren Zeit.

Des Makedoniers Alexandros Ankunft erlöste — 321 Aegypten von der persischen Beherrschung, die sich nur feindselig und nieder-

Digitized by Google

drückend gezeigt hatte, ohne etwas Neues zu pflanzen. Zur ehemaligen Unabhängigkeit kehrten die Aegypter damit nicht zurück. Ein griechisches Kriegergeschlecht trat an die Stelle ihrer Pharaonen und helle Haufen griechischer Auswanderer strömten in ihr Land, namentlich in das Küstengebiet.

Die bis — 30 gebietenden Ptolemäer hörten niemals auf Griechen zu sein. Denn sich entwindend den Banden des geistlichen Wesens hatten die Hellenen in wenigen Jahrhunderten den Jahrtausende alten Bildungsstand der Aegypter überflügelt. Wie besorgt aber immer um das Hellenentum, liessen die Ptolemäer das ägyptische Volk nach seiner Weise gewähren, traten den Priestern nicht zu nahe, sondern ehrten sie und erwiesen ihnen Gunst. In die Nothwendigkeit sich schickend versuchten die Priester dem Herrscherhause das ägyptische Gepräge aufzudrücken, und nicht ohne Erfolg. In Hieroglyphenschrift verherrlichten sie die griechischen Könige und diese stifteten neue Heiligtümer.

Aber ein fremdartiger Bildungstrieb von großer Macht, von überlegener Bedeutung, setzte sich dem ägyptischen zur Seite. Die neugegründete Hauptstadt Alexandria war der Sitz schwerer griechischer Gelehrsamkeit.

Die griechische Verwaltung zeigte sich äusserst geordnet. Sie hielt viel auf das Schriftwerk in allen Regierungssachen, behielt z. B. von Briefen Abschriften zurück.[183] Die Gültigkeit von Abmachungen blieb von Einträgen in die öffentlichen Register abhängig;[184] über Geldzahlungen an die königliche Bank in Memfis geschahen Protokollirungen mit Unterschrift vieler Zeugen;[185] gewisse Schreiber beglaubigten Urkundenabschriften und umständlich waren die Akten der vor Gericht geführten Streite. Aber die Staatsgeschäfte gingen in griechischer Sprache und Schrift.

Dollmetscher waren nun in vielen Verhältnissen nothwendig geworden, und eine weitere Nothwendigkeit war entstanden, vielen Ausfertigungen in der Landesschrift eine griechische Beischrift hinzuzufügen. Zwei grundverschiedene Sprachen standen ja jetzt nebeneinander. Gerichtsverhandlungen geschahen auch blos griechisch, wie ein griechisch geschriebener Papyrus von — 117 lehrt, welcher die gepflogenen beiderseitigen Ausführungen und das richterliche Erkenntniß enthält.

Eine Eigentümlichkeit Aegyptens, die sich in diesem Zeitalter ausbildete, war die gleichzeitige Anwendung zweier Schreibarten. Doppelsprachige Erlasse ergingen, Inschriften wurden häufig zwiefach ausgeführt: oftmals geschrieben mit den alten geheiligten Hieroglyfen und zugleich mit dem priesterlichen Kursiv, oder, da ja auch dieses schon veraltete, in der gemeinen Volksschrift, oder aber im Priesterkursiv und in der Volksschrift. Nicht selten wurde auch noch eine griechische Uebersetzung beigegeben. Oder es war umgekehrt. Zu griechischen Abfassungen wurde erst die ägyptische hinzugefügt. Da die Schriftrichtung des griechischen unabänderlich, so pflegte man alsdann auch das ägyptische nicht anders als in die Quere zu schreiben; bei mehrsprachigen Stücken verstand sich dies fast von selbst. Das in zunehmendem Maße eindringende Griechisch nannten die Landeskinder „die fremden Worte". Zu gerichtlichen Akten, zu Verträgen in demotischer Schrift kamen wenigstens griechische Regesten. Papyrus und Steinschriften wurden zuweilen hieroglyfisch, hieratisch und griechisch geschrieben. Aegyptisch gehaltene Darstellungen bekamen mitunter blos griechische Randschrift.[186] Wir kennen einige Papyrus mit hieratischer Schrift und zwischen deren Reihen griechische Uebersetzung, auch einen aus Tepe, welcher zwischen hieratischen demotische Zeilen hat und griechischen Beisatz.[187] An den Tempeln hielten nun die Priester griechische Schreiber, Monografoi d. h. nur in einer Sprache Schreibende genannt, weil dies die Zeit gegenwärtig erforderte.* Griechische Männer wurden Hieroglyfenschreiber: wenigstens nennen sich auf zwei Inschriften Eukneides Sohn des Astopidoros und Eudaimon Sohn des Artemidoros — also unzweifelhaft Griechen — jeder als Hieroglyfos.[188] Es ist aber am Tempel zu File auch vorgekommen, daß griechische Anschriften durch Hieroglyfen und Bilder altägyptischen Styles überdeckt worden sind.[189] Im allgemeinen nahm im Verlauf der Zeit das Griechisch-Schreiben überhand. Nach griechischer Sitte wurden auch Beschlüsse zu Ehren eines Mannes gefaßt und als

---

* Zum vollen Verständniß dieses Zeitraums gehört die Kenntniß des Griechentums in Aegypten. Es sei daher auf denjenigen Abschnitt verwiesen, in welchem das alexandrinische Zeitalter besprochen werden wird.

Digitized by Google

Inschriften mehrsprachig in Stein gehauen, um an einem öffentlichen Orte ausgestellt zu werden.

Die Priestervereine beschäftigten sich in der Zeit der Fremdherrschaft mit dem Schreibunterricht. Ihre Bemühungen setzten wirklich das Volk in den Besitz ihrer Schrift, jedoch die heiligen Hieroglyfen hielten sie geheim[190]; nur im Priesterstande erbte ihre Kenntniß fort. Die Knaben erlernten die gemeine Volksschrift, blos Auserwählte dann noch das priesterliche Kursiv und die eigentliche Hieroglyfik. Merkwürdig bleibt, daß der alte Stamm, ungeachtet er im Lande neben sich die Griechen und eben so auch viele Juden mit dem Alfabet so bequem schreiben sah, die ägyptische Schrift nicht auf diesen vollkommeneren Stand emporhob. Scheu vor allen Veränderungen hielt offenbar vor der durchgreifenden Umwandlung zurück, die damit zusammengehangen haben würde. Aber mehr alfabetarisch, weniger syllabarisch wurde allerdings geschrieben. In den jüngeren Inschriften nahm daher die Zahl der gebrauchten Zeichen zu. Die älteren sogenannten Königsschilder haben deren weniger, als die in der Zeit der Ptolemäer geschriebenen. Nicht einmal zur Ausschreibung der fremden Namen ließ man sich herbei, sondern beachtete nach wie vor viele Stimmlaute auch bei ihnen gar nicht. Den Namen Ptolemäos schrieb man z. B. PTOLMIS. Freilich stellte sich daneben auch vollständigere Vokalsetzung ein. Das Wort Autokrator wurde geschrieben: Autkrtor und Autokrtr und Autokrtor, das Wort Kleopatra: Kloptra, Kleoptra und selbst voll Kleopatra, das Wort Tiberius: Tbrs und Tibrs und Tibris. Diese Beispiele zeigen uns zugleich, wie groß doch die Willkür war, indem bald dieser bald jener Vokal bei Seite gelassen ward, was nicht zur Erleichterung des Lesens dienen konnte. In der Regel scheinen die Schreiber der Tempel grade unter der Fremdherrschaft sich enger an die ältere Schreibweise angeschlossen zu haben.

Obschon die Ptolemäer der Hieroglyfik nicht entgegen traten und die Priester diese noch immerfort pflegten, ging es doch mit ihr bergab. Die alte Redeweise, an welche sie sich band, war eine todte Sprache geworden; wer sie anwendete, kam dem Verständniß oft durch eine beigefügte demotische Uebersetzung zu Hülfe. Die Unterscheidung der heiligen Sprache und der gemeinen Rund-

Digitized by Google

art war allgemein[191]; jene verſtanden nur die höher Unterrichteten und deren Zahl mußte von Geſchlecht zu Geſchlecht ſich mindern, weil das Staatsweſen griechiſch war und das griechiſche Schriftthum ſeine mächtige Anziehungskraft ausübte. In der Geſtalt der Hieroglyfen dieſes Zeitalters wollen die Forſcher manche Verſchnörkelungen und Weglaſſungen erkennen. Nach Champollion wäre erſt nach dem Untergange der Selbſtherrlichkeit die Bezeichnung des Genitivs durch eingeſchobenes n kenntlich gemacht und dieſes in der perſiſchen Zeit durch , während der griechiſchen aber durch oder ausgedrückt worden. Eine faſt nothwendige Folge der beſtändigen Berührungen mit den Griechen war das ſchärfere Auffaſſen der Abſchattungen der Laute. Da die Griechen r und l trennten, p und b unterſchieden, ſo fing man auch in der Volksſchrift an die beiden gleichbedeutenden Zeichen zu ſcheiden und gebrauchte jetzt z. B. das vom Löwenbilde abſtammende vorzugsweiſe für l, hingegen das von vorzugsweiſe als r. Die Lautung mancher Hieroglyfen ward übrigens jetzt ebenfalls in Folge der veränderten Ausſprache eine andere, z. B. die des Adlers, ehedem h jetzt a, die des Kindes ehedem k jetzt s.

Im Süden, wohin ſich nur abgeſchwächte griechiſche Einflüſſe erſtreckten, behielt die Hieroglyfik noch mehr Boden. In Aethiopien beſtand ſie vorerſt in ausgedehnter Anwendung fort. Doch auch in Meroe gebot ein Grieche oder griechiſch erzogener Mann, Ergamenes, der in Zerwürfniß mit den Hütern der Tempel gerieth. Als ihm die Prieſter weiter zu leben abſprachen, drang er mit ſeinen Soldaten in das Heiligtum ein und ließ die Prieſter alleſamt niedermachen[192]. Dies trug ſich zwiſchen — 280 und — 250 zu. Damit war wol dort im Süden der Hieroglyfik ein tödtlicher Streich verſetzt.

Die noch viel geübte (demotiſche oder) Volksſchrift wurde in gleichmäßigen, ſtarken und dabei leichten Zügen ausgeführt. Sie ſpiegelte die verſchiedenen Mundarten im ägyptiſchen Lande ab[193]. Es gab beſondere Schreiber, welche Schriftſtücke in ihr herſtellten. Viele demotiſche Schriftſtücke, unter ihnen auch ſolche, die mit dem Jenſeits nichts zu ſchaffen hatten, wie Urkunden über Ver-

träge der Verstorbenen, wurden nach alter Sitte in den Gräbern der Thebaïs niedergelegt.

Das Hinüberziehen von Aegyptern in den Kreis des griechischen Schrifttums war für die weitere Entwicklung von hohem Belang. Die ersten Ptolemäer, namentlich Ptolemäos Filadelfos (König von — 285 bis — 247), veranlaßten Priester den griechischen Gelehrten Kenntniß vom ägyptischen Wissen zu geben; auf ihren Betrieb verfaßte Manethōs, der Oberpriester in Sebennytis, unter dem Titel „heiliges Buch" eine ägyptische Königsgeschichte, die jedoch von der griechischen Art die Geschichte zu behandeln soweit abwich, daß die Griechen sie nicht sehr beachteten und die neueren Gelehrten die allergrößte Schwierigkeit haben, sich in den erhaltenen Bruchstücken derselben zurechtzufinden. Ebenso wurde der Priester Melampus veranlaßt griechische Bücher über die Weissagung aus der Hand, aus den Malen des Leibes aus den Mondfasen u. a. gemäß der alten Priesterlehre zu schreiben. Manethos schrieb auch Anderes, wie über die Bereitung des heiligen Räucherwerks. Beide, Manethos und Melampus, beriefen sich auf die heiligen Säulen als Quellen ihres Wissens. Melampus drückte sich als Nichtgrieche in so schlechter Sprachform aus, daß deshalb neuere Forscher seine Schriften in ein viel jüngeres Zeitalter hinab verlegen zu müssen glaubten.

Den späteren Ptolemäern lag diese Fürsorge nicht an; indeß wurde in Folge zugenommener Verbindungen mit den Griechen nach — 200, mehr noch nach — 100 und in den ersten christlichen Jahrhunderten für das Verständniß der herrschenden Griechen gar manches Aegyptische zurecht gemacht, Aegyptisches grăcisirt und aus dem Inhalt der Totlitteratur mehr als ein Stück herausgenommen und verdollmetscht, vermuthlich in freier Bearbeitung. Von Aegyptern wurden dergestalt immer mehr Abhandlungen astrologischer, mystischer, theosofischer Art in griechischer Sprache abgefaßt, und damit manche Bestandtheile ägyptischer Gelehrsamkeit und ägyptischen Wahnes den Griechen zugeführt. Vielleicht gehören auch in die Ptolemäerzeit des Tempelschreibers Jachis griechisch abgefaßtes Buch über Beschwörungsformeln und des Astrampsychos' ebenfalls griechisches Buch über die Auslegung der Träume: wenn nicht, dann schreiben diese unter der

Römerherrschaft. Astrampsychos gab auch ein Buch über die Kur kranker Esel heraus. Dieses Eintreten in das griechische Schrifttum fällt aber schon außerhalb des Bereichs der ägyptischen Litterargeschichte. Nur einer, wahrscheinlich in der ersten Ptolemäerzeit entstandenen sagenhaften Erzählung von Nektonabos, (Nektaneb II., dem letzten ächt ägyptischen Könige, welcher — 340 den Persern erlag), die in griechischer Sprache geschrieben ward, wollen wir noch gedenken, da von ihr ein Bruchstück der „Traum Nektaneb's" in Memfis aufgefunden worden ist. Aus griechischen und lateinischen Geschichten ersehen wir, daß an diesen letzten Aegypterkönig des Alexandros' Herkunft angeknüpft wurde. Ein Theil der sagenhaften Erzählungen von Alexandros ist unverkennbar aus ägyptischen Darstellungen geflossen. Das erwähnte Bruchstück ist von priesterlicher Frömmigkeit und hierarchischem Geiste durchzogen. In ihm wird erzählt, der König habe zur Vollendung des Tempels in Memfis die schnellsten Hieroglyfenarbeiter berufen und Pĕtĕsios, der Hieroglyfiker aus Afroditopolis, die hieroglyfischen Arbeiter in 338 (?) Tagen[194] auszuführen verheissen, was andere Hieroglyfenschreiber für unmöglich erklärt hätten.

Gegenüber dem Reichtum und der Hoheit griechischer Entwicklung verlor die ägyptische Weise an innerlicher Bedeutung, wenn auch von dieser einheimischen der Hellenismus Alexandriens unvermerkt etwas annahm. Manche Einwirkungen des Aegyptischen auf die in Aegypten lebenden Griechen trugen sich ja zu. Die griechischen Grabschriften in diesem Lande bieten z. B. genauere Angaben über Geburts- und Todeszeit denn alle übrigen griechischen[195].

Als auch Griechen ägyptisch erlernten, fanden sich unter ihnen solche, welche aus dem Aegyptischen in ihre Sprache Einiges übertrugen, wie Arios von Herakleopolis des hochberühmten Epeis theosofisch-mythologisirendes Buch,[196] wie Eusantos ein wol in den Totbüchern enthaltenes Gebet, das im Namen des Verstorbenen zu sprechen war, sobald der aus der Leiche genommene Magen als die Ursache seiner Sünden in den Fluß geworfen wurde, so ein (bisher wie Nektaneb's Traum unbeachtet gebliebenes, in der Schrift: des Hermes Poemander, c 13 § 17—20, aufgenommenes) Gebet an den Schöpfer, so eine Betrachtung über die Schöpfung,

so ein Drescherlied und noch Mehreres. Aegyptische Mystik steckte Viele an. Noch besitzen wir ein mystisches Diagramm mit den 7 griechischen Vokalen[197]. Bedeutsamer war dieser, wenn gleich langsam eintretende ägyptische Einfluß in seiner Erstreckung auf die Schriftstellerei der Griechen.

Das Altägyptische wich zurück und fing an zu verbleichen. Sein Gewicht war verloren. In halbtausendjähriger Fremdherrschaft hatte es seinen Halt eingebüßt. Wurde auch noch hieroglyfisch geschrieben, so war doch das eigentliche Verständniß der Hieroglyfik wahrscheinlich schon verloren und man las blos die überlieferten Gruppen herkömmlich in einem gewissen Sinne. Wie Wenige mochten jetzt ein Bedürfniß fühlen in Hieroglyfen zu schreiben! Wer noch Hieroglyfisches lesen lernte, dem wurde wol ihr Schlüssel oder ihr System nicht erklärt, sondern blos gesagt: diese Gruppe hier bedeutet das und das; aus welchem Grunde, erfuhr er nicht. Wie er sich Darstellung und Sinn zusammenreime, blieb ihm überlassen und so klügelte sich wol Mancher einen willkürlichen Zusammenhang zwischen beiden heraus, der mitunter geistreich, anderemale abgeschmackt war. „Durch lange Gewohnheit und Gedächtnißübung bringt man es dazu alles Geschriebene fertig zu lesen", berichtet der Sizilier Diodoros[198] nach seinem Aufenthalt in Aegypten, welcher vermuthlich um — 55 geschah. War dem so, dann konnte wenigstens der Uneingeweihte die Bilder sich kaum anders erklären, als daß er sie als Sinnbilder betrachtete und den Metafern der Sprache gleichstellte. So erschienen sie dem Diodoros auch bei seiner Unbekanntschaft mit wirklicher Gemäldeschrift, und gewiß allgemein. Man malt einen Habicht, gab er an, für alles was schnell ist; das Krokodil bezeichnet jegliche Bosheit; das Auge deutet Erhaltung des Rechtes und Schutz für den ganzen Körper an; die rechte Hand mit ausgestreckten Fingern geht auf Erwerbung des Unterhalts, die linke geschlossene auf Zusammenhalten und Behüten des Vermögens. Dies waren Erklärungen, welche demjenigen, der die vielen Bilder vor sich sah, am allernächsten lagen. Solche Mißverständnisse griffen um sich.

Das Priestertum gerieth in dieser Zeit bereits in völligen Verfall. Eine Hauptstätte der Tempelweisheit war einstmals On

gewesen. Jetzt, als um — 22 der Kleinasiate Strabon dorthin kam, bestand kein Priesterverein mehr, wurde in On keine wissenschaftliche Beschäftigung mehr getrieben[199].

Noch ehe eine Verschmelzung der in Aegypten waltenden verschiedenen Bestandtheile vor sich gegangen war, wechselte die Fremdherrschaft. Mit Kleopatra's Besiegung durch Oktavianus, — 30, wurde Rom Gebieter der Aegypter; die dritte Fremdherrschaft folgte und eine solche, die in Aegypten, wie überall, das selbstständige Treiben und innere Leben erstickte. In unruhigen Zeitläuften und unter dem Drucke der römischen Prokuratoren, welche des Landes Mark aussogen, mögen auch die Unterlagen des Besitzes der Tempel schwer erschüttert worden sein. Wenn gleich die alten Gebräuche noch fortdauerten, griff doch Unwissenheit um sich.

Der Tempelschreiber in On um — 25 Chäremon, rühmte sich noch alter Kenntnisse, schrieb auch in griechischer Sprache Hieroglyfika, ägyptische Geschichte, über die Kometen und ist wol derselbe, der auch über die erste Ursache der Welt sich in Büchern vernehmen ließ, wurde aber ebenso als ein Prahler wie als ein Unwissender von den Griechen und Römern betrachtet. Chäremon lehrte, die Bilder seien Allegorien für Gedanken und bestimmt gewesen, der Götter wahre Natur geheim zu halten[200]. Sein Zeitgenosse Hermapion lieferte die griechische Uebersetzung von der Inschrift eines nach Rom weggeführten Obelisken. Die Ausbeute der religiös-filosofischen, astrologischen und alchemistischen Schriften wurde noch wiederholt in griechischen Abfassungen den Griechen zugeführt. Von griechischen Gelehrten gar keiner oder höchstens geringer Beachtung gewürdigt, wirkte diese abgeblasste Schriftstellerei auf Halbgebildete mitunter stark ein, in deren Köpfen der Rückstand der ägyptischen Bestrebungen sich erst mit einer gewissen Richtung der griechischen Filosofie, hernach mit christlichen Vorstellungen verschmolz und in beiden Fällen eigentümliche Erscheinungen des griechischen Schrifttums, sowol des wissenschaftlichen als des frommen, hervorrief. Für das gemeine Volk wurden in Alexandrien und anderorts viele vermeintlich heilkräftige Amulette angefertigt, die meist fromme Ausrufe und Wünsche enthielten, manchmal sich auf den Nil und seine fruchtbaren Ueberschwemmungen

Digitized by Google

bezogen[201]. Bilder und Schrift derselben waren gewöhnlich zum Verständniß zusammenzureimen. Aus Gewinnsucht ward auch der Betrieb der Alchemie fortgesetzt und Manches, was als Zauberei angesehen wurde, gethan; in derselben Absicht lasen solche, welche durch geheime Künste einen Vorsprung zu erhalten gedachten, alte ägyptische Bücher und faßten aus ihnen neue Bücher fortwuchernden Wahnes ab, welche die Männer der Wissenschaft unbeachtet liessen; allein das in dem Dunst zugleich enthaltene wirkliche Wissen der Aegypter ward durch diese Schriften nicht herausgehoben, nicht fruchtbar gemacht, nicht bewahrt.

In dieser Zeit haben die Aegypter ein Alfabet zuerst aufgestellt, welches, zufolge einer ziemlich dunklen Stelle des um d. J. + 100 schreibenden Plutarchos[202], aus 25 Buchstaben bestand. Dasselbe fing mit dem Zeichen des Ibis, a an, verwendete also Hieroglyfen, und zählte 7 Vokale, war mithin dem griechischen nachgebildet, wie das den Verhältnissen nach wol erklärlich ist. Die häufige Wiedergabe griechischer Eigennamen mag zu ihm Veranlassung gegeben haben. Bekannt ist uns kein mit ihm geschriebenes Schriftstück. Wahrscheinlich war es ein Vorläufer des nachherigen sogenannten koptischen oder neuägyptischen Alfabetes.

Was noch ägyptisch in römischer Zeit geschrieben wurde, ward mit Nachlässigkeit ausgeführt. Neben dieser Sorglosigkeit im Großen wollen die Kenner an der Hieroglyfik dieser Geschlechter Eigensinn im Kleinen bemerkt haben. Je später, desto schlechter fiel die Schrift aus. Im Bestande stellten sich andere Werthe ein; statt sch sprach man öfter s, d. h. die Zeichen für jenen Laut bekamen die Währung des schlichten s. Die Mehrdeutigkeit der Hieroglyfen war in dieser Zeit noch größer geworden, als sie früher gewesen, so daß die Schrift noch weit verworrener ausfiel. Zuletzt sind die Hieroglyfen in den Zügen kaum vom Demotischen getrennt. Das priesterliche Kursiv war schon in der letzten Ptolemäerzeit immer mehr verfallen; bei Eintritt der römischen Herrschaft bediente man sich bereits der gemeinen Volksschrift für Stücke, welche zu heiligen Zwecken bestimmt waren. Vielleicht gehören einige oben (S. 587) erwähnte Schriftüberreste in diese Zeit. Vermuthlich gehört auch in sie ein magisches Ritual in

Digitized by Google

demotischer Schrift mit griechischer Umschreibung auf einem in Buchform fast wie eine Briefstasche zusammengefalteten Papyrus[203]. Längst wendete man auch zum Beschreiben die von den Griechen aufgebrachten, mit einer Gypslage überzogenen kleinen Bretter an, und auf 4 solchen hat man Gestirntafeln für die Jahre + 105 bis 117 in gut ausgeführter Volksschrift gefunden[204]. Diese wurde noch lange fein und zierlich gezeichnet; hernach aber artete auch sie undeutlicher. Ihren Zug auf die hieroglyfischen Urbilder zurückzuführen wäre nun höchst schwierig gefallen. Fast näherte sich schon das Ansehn eines so geschriebenen Schriftstückes der syrischen und arabischen Weise. Wir sind am Ende dieser Schrift.

Neben der einfachen, bequemen und klaren Buchstabenschrift war die schwerfällige und doch zugleich mangelhafte Hieroglyfik nicht mehr lebensfähig. Sie war weit überholt und erlosch allmälig. Je verworrener sie selbst während ihres vielhundertjährigen Bestandes geworden, je mehr ihr Grundgedanke in den Hintergrund getreten und sie zu einem gewohnheitsmäßigen, blos auf dem Gedächtnisse beruhenden Werke herabgesunken war, um so weniger konnte sie sich neben der griechischen Schrift auf die Länge erhalten. Das Volk des Landes wendete sich von seiner altväterlichen, steifen und mühsamen Schreibart ab, der neuen zu. Von Hieroglyfisch und Hieratisch besaß es ohnehin kein Verständniß. Die Priester waren es, welche alle ägyptischen Schreibweisen kannten, sie aufrecht hielten und übten. An den Tempeln schrieben sie noch im II. christlichen Jahrhundert und darüber hinaus mit Hieroglyfen. Der letzte hieroglyfische Name, den man bis jetzt wahrgenommen hat, ist am Tempel zu Esne[205] der des Kaisers Decius, welcher gerade in der Mitte des III. Jahrhunderts starb.

Das eingeborne Volk Aegyptens vertauschte seine Schreibweise mit der griechischen, indem es für den Bedarf seiner Mundart Zusätze zum griechischen Alfabete machte, die wir weiterhin näher zu betrachten haben werden.

Im Jahre 296 ließ Kaiser Diokletianus nach einem bezwungenen Aufstande der Aegypter ihre alten chemischen Schriften zusammensuchen und verbrennen: nach unseren Vorstellungen

Digitized by Google

würde man meinen, um dem trüglichen Treiben der Alchemie ein Ende zu machen; doch nein, der Herr der Römer glaubte selber an sie; die Vernichtung dieser Aegypterbücher befahl er nur, damit das widerspenstige Volk der Aegypter sich nicht etwa nach ihren Anweisungen Gold schaffe und dadurch Mittel zum Widerstande gegen Rom gewinne.[206]

Ein neues großes Ereigniß, die Verbreitung des Christentums in Aegypten, gab der Hieroglyfik den Todesstoß. Wie hätten die Anhänger der neuen Offenbarung mit der heidnischen, an den Tempeln gepflegten „heiligen" Schrift und allem, was damit zusammenhing, irgend etwas zu schaffen haben mögen? Und schon im zweiten Jahrhundert müssen die Christen in Aegypten zahlreich gewesen sein; im dritten überwogen sie. Sowie die Tempel verlassen wurden, war es aus mit der ägyptischen Schrift. Mit der Priesterkaste ging der Schlüssel zur Hieroglyfik zu Grunde, und zugleich mit der Schrift das ganze von ihr getragene Schrifttum.

Es kümmerte sich auch kein gelehrter Grieche oder Römer um das ehedem auf altägyptische Weise Geschriebene. Die Neuplatoniker lasen höchstens, was ihnen in Uebersetzungen zugeführt wurde; über die Schrift selbst tappten sie im Nebel. Der erste Anblick zeigte in den Hieroglyfen Bilder von Menschen, Thieren, Geräthen; so kam die oberflächliche Betrachtung darauf, in ihnen Sinnbilder zu sehen, welche auszudeuten seien. Die Priester der letzten Zeiten, für die sie bloße Gedächtnißsache waren, mögen es selber nicht besser gewußt haben. Der ältere Plinius nannte zwar (um + 77) diese Bilder litterae d. h. Buchstaben oder wirkliche Schrift;[207] auch Takitus bezeichnete noch die Aegypter als die Urheber der Buchstabenschrift;[208] aber die gemeine Meinung, die auch sein jüngerer Zeitgenosse Plutarchos theilte, erblickte in ihnen Sinnbilder.

Diese Auffassung war die verbreitete. In der Zeit des Ausgehens der Hieroglyfik verfaßte der Nilopolit Horapollon (in dessen Namen Aegyptisches und Griechisches vereinigt war, denn Hor, der Sonnengott, ward von den Griechen mit Apollon wiedergegeben) ein Buch über die Hieroglyfen, welches ein gewisser Filippos in's Griechische übertrug. In demselben waren

180 Hieroglyfen als Sinnbilder erklärt, allein auf solch' erzwungene und widersinnige Weise, daß man darin blos das verzweifelte Jagen nach sinnreichen Einfällen eines der eigentlichen Beschaffenheit Unkundigen erblicken kann. Wie ungereimt ist es z. B. im Geier das Sinnbild der Mütterlichkeit oder in der Gans den Begriff Sohn zu erblicken! Oder wenn er angibt ein Palmbaum bezeichne die Sonne und das Jahr: wo sieht man einen Grund dazu? Ebensowenig leuchtet ein, wenn er fortfährt: weil das Sonnenlicht alles durchdringt und überfluthet, so bedeutet er auch die Wasserfluth.[209] Wo besteht ein Band des Zusammenhanges zwischen den zehn Deutungen, die Horapollon für das Bild des Geiers hatte: Mutter, Anblick, Grenze, Kenntniß des Zukünftigen, Jahr, Himmel, der Mitleidige, Athene, Hera, zwei Drachmen? Wer noch Beschäftigung mit den Hieroglyfen der Mühe werth hielt, grübelte sich eine willkürliche Erklärung heraus, ohne an ihrer Abgeschmacktheit Anstoß zu nehmen, wie dieser Horapollon. „Um Stummsein zu schreiben, gibt er z. B. an, schreiben die Aegypter die Zahl 1095, welches die Zahl eines dreijährigen Zeitraumes ist, indem aus 365 Tagen das Jahr besteht; wenn in dieser Zeit ein Kind nicht spricht, so zeigt sich, daß ihm die Sprache fehlt." Wie hätten auf solche wahnwitzige Gedankenverbindungen die klugen ägyptischen Männer ihre Schrift gegründet?! So war das Letzte, was uns Aegypten über Bedeutung der Hieroglyfen hinterließ, sogar eine Verdunkelung ihres Verständnisses.

Seyffarth hat in unsern Tagen die Bedeutung eines Theiles der von Horapollon vorgebrachten Hieroglyfen vermöge der syllabarischen Lesung glücklich erklärt und damit bestätigt, daß sie allerdings den von Horapollon angegebenen Sinn trugen. Klaproth war der Ansicht[210]: die Priester möchten Tafeln für die verschiedene Bedeutung gewisser Hieroglyfen gehabt haben, um deren Sinn auf der Stelle zu erkennen nnd Horapollon's Büchern möchten Bruchstücke solcher Tafeln zu Grunde gelegen haben. Nur die Hälfte der von Horapollon aufgezählten Hieroglyfen hat man übrigens bis jetzt in den bekannten Schriftstücken nachweisen können; Maus, Zunge, Donner[211] und viele andere, die er anführt, sind nie wahrgenommen worden, weshalb Tychsen seine Hieroglyfen meist für willkürliche Amuletzeichen ansah,[212] Champollion dafür hielt, sie

Digitized by Google

möchten sich vorzugsweise bezogen haben auf allegorische Gemälde, namentlich auf Anaglyfen, welche solche bieten. —

Der in Alexandrien vor und nach dem Jahr 200 lebende christliche Geistliche Titos Flavius Klemes gab richtiger als Horapollon, aber auch theilweise falsch an, die Hieroglyfik gebe theils Bilder und Sinnbilder, theils spreche sie durch die Anfangslaute der Bildnamen.[213] Etwas zutreffender drückte sich Ammianus Marcellinus aus, als er sagte, die Aegypter hätten nicht mit einer festgesetzten Zahl von Buchstaben geschrieben, sondern die einzelnen Buchstaben (litterae) hätten Namen und Wörter ausgedrückt.[214] (Vergleiche S. 496) Als er um die Mitte des IV. Jahrhunderts nach Tepe kam, schrieb man nicht mehr hieroglyfisch; er sagt: so hätten die alten Aegypter geschrieben.

Abergläubische Antriebe erhielten wol Manches in den Kreisen ägyptischer Geheimkünstler und Gaukler, religiöser Schwärmer und bethörter, unwissender Leute. Einzelnen aus der Hieroglyfik entnommenen Zeichen wurde, nachdem ihr ursprünglicher Sinn verloren gegangen war, ein anderer, zauberischer untergeschoben, um sie als kräftige Formeln auf Amuletten zu verwenden. Die letzten verkommenen Ausläufer der ägyptischen Priesterschaft, die in Zaubergeschäften ihren Beruf suchten, nannten diese ihre Zeichen noch immer „priesterliche Schrift."[215] Der Abraxas der Amulette was ist er anders als der unbekannte, ungenannte Obergott der Aegypter?[216] Kanopus war, und zwar wie es scheint noch während des IV. Jahrhunderts, Hauptsitz dieses Unwesens. Nachdem auch die dortige, an den Rückstand des Altägyptischen sich klammernde Schule der geheimen Künste eingegangen war, spuckten doch lange Jahrhunderte in den Köpfen von Morgenländern und Abendländern abergläubische Vorstellungen fort, Sterndeuterlehren, Beschwörungsformeln, mystische und alchemistische Vorschriften und Angaben: Verzerrungen von Bruchtheilen des alten Glaubens der Aegypter, die zu nichts mehr nützten.

Zwar schrieb noch im Jahre 440 Proklos der Filosof: „den Aegyptern ist noch das Geschehene frisch im Gedächtniß, denn ihre Geschichte ruht auf den Säulen, in denen das Auffällige und das Wunderbare der Thaten und Erfindungen geschrieben wurde[217]"

Digitized by Google

— allein dieſe Angaben dürfen wir uns nicht irren laſſen. Proklos kannte Aegypten nicht. Er war in Konſtantinopel geboren, ſeine Aeltern waren Lykier, er ſelbſt lebte in Athen und wenn auch ſein Lehrer Syrianos vielleicht aus Alexandria ſtammte, ſo iſt doch hier jedenfalls eine von früheren Zeiten gültige Nachricht auf die Gegenwart bezogen worden, denn im V. Jahrhundert las niemand mehr hieroglyſtiſche Inſchriften.

Die richtige Auffaſſung von der Hieroglyſtk war als ſie ausſtarb, bereits längſt verdunkelt, weil zuletzt blos mit dem Auge, nicht mit dem Geiſte das hieroglyſtiſch Geſchriebene betrachtet worden war. Alles Altägyptiſche war in Vergeſſenheit geſunken, bis auf die wenigen kümmerlichen Reſte, welche über ſeinen Kreis hinaus Aufnahme im Griechentum gefunden hatten. Zerſtörend brauſten die Stürme der Zeiten über den Boden Aegyptens. Zu Grunde ging das Meiſte was die alten Geſchlechter geſchaffen hatten. Die Papyrusrollen nahmen die Araber in dem holzarmen Lande, um mit ihnen ihre Feuer zu nähren. Noch ſtanden die Tempel und einzelne Steinſäulen mit ihren großen Inſchriften und in den Gräbern lagen beſchriebene Papyrus: man ſah, man verſtand ſie nicht. Der ägyptiſche Nachlaß war verſigelt — bis in unſerem Jahrhundert von forſchenden Männern erfolgreiche Schritte zu ſeiner Entzifferung geſchahen.*

---

* Ich verweiſe auf meine hoffentlich bald nachfolgenden Ausführungen, welche die Geſchichte der Entdeckung der Hieroglyſtk berichten ſollen. Meine Auseinanderſetzung fußte vornämlich auf den Leſeregeln Seyffarth's, in denen ja der Kern ſeines Syſtems ruht und bei denen der in Dansville bei Neu-York lebende Greis nach 50 Jahren höchſt angeſtrengten Arbeitens auf dieſem dunklen Gebiete noch beharrt. Er iſt meines Erachtens der wahre Entzifferer der Hieroglyſtk. Im Einklang mit der heute herrſchenden Schule, welche alle Lehrſtühle des Aegyptiſchen in Europa inne hat, befindet die hier gegebene Darſtellung ſich nicht, wiewol Vieles aus ihren fleißigen Arbeiten verwerthet wurde. Damit der Leſer, welcher vielleicht einer andern Anſicht huldigt, als welche ich billigen kann, in meinem Werke nicht vermiſſe, was er ſucht, ſo werde ich in den Ausführungen ſowol die Grundſätze Champollion's aus ſeiner Grammatik, welche nach ſeinem Ableben herauskam, als die von der gegenwärtigen Champollion'ſchen Schule aufgeſtellten Lehren, letztere ſowol nach Brugſch' demotiſcher Grammatik als nach des Vicomte de Rougé's 1869 in zweiter Ausgabe verſandten Introduction à l'étude des écritures et de la langue

Die ägyptiſche Hieroglyfik nimmt, wie wir ſie kennen gelernt haben, eine beſtimmte Stufe in der Schriftentwicklung ein. Sie geſtattete, wenn auch umſtändlich, den vollſtändigen Abdruck der mündlichen Rede. In ihr finden wir verſchiedene Grade erreicht, welche neben einander beſtehen blieben, weil der gewiſſenhafte und ſtarre Sinn der unbeweglichen Aegypter die alten Formen feſthielt. Aus dieſem Grunde erloſch ihr Schriftſyſtem aber auch gänzlich, als beſſere und leichtere Schreibweiſen Eingang gefunden hatten.

Einſt hatten Hebräer und Hellenen von den Aegyptern gelernt. Große Filoſofen waren aus griechiſchen Städten nach dem Nillande gewallfahrtet, um dort Weisheit zu holen. Nun war ihre Bildung weit zurückgelaſſen und weil ihre unbequeme Schreibart niemand mehr erlernte und ihre eigene Schrift verſtummte, ging ſie auch mit allen ihren Eigentümlichkeiten und mit dem geſamten Schrifttum, das ſie getragen hatte, verloren.

Und vor den Augen blieben beſtehen ihre Tempelwände und Steinſchriften. Sie ſprachen fortwährend — ohne je wieder verſtanden zu werden. Jahrhundert auf Jahrhundert verging. In Europa jedoch erhob ſich eine alles zu beherrſchen ſtrebende Gelehrſamkeit und warf ihren Blick auch auf Aegypten. Aus den Gräbern zog der Eifer unermüdlicher Europäer Ueberreſte der alten Schrift in großer Zahl zu neuem Leben hervor. Hymnen, Urkunden, Verträge, viele Steinſchriften, ein paar tauſend Papyrusrollen werden jetzt in den großen Muſeen von Bulak, Turin, London, Paris,

---

égyptiennes vorlegen. Der Verſuch Sewſarth todtzuſchweigen iſt eitel, ein Beweis großer Thorheit. Wie mein Buch 15 Jahre nach dem des inzwiſchen verſtorbenen Uhlemann erſcheint, ſo werden, wenn ebenfalls mein Bericht beſeitigt ſcheinen ſollte, nach meinem Ableben Andere kommen, die das Nämliche in den gedruckten Vorlagen finden und ebenſo urtheilen werden. Das iſt die Macht der Bücher! Sie bezwingen zuletzt die Schulen. Einſtweilen möge der zweifelnde Leſer den erſten Band von Uhlemann's Handbuch der geſamten ägyptiſchen Altertumskunde einſehen, welcher 1857 erſchien, nachdem ich längſt vorher meine Auseinanderſetzung, ohne von Uhlemann's Unternehmen Kunde zu beſitzen, niedergeſchrieben hatte, die im Weſentlichen mit der ſeinigen zuſammenſtimmt. Ueberhaupt wird, wer ſich näher über Aegypten unterrichten will, in Uhlemann's Werk die ausgibigſte und verläßlichſte Belehrung finden.

Neapel, Berlin, Leiden, Wien und Rom, wie in Sammlungen zu Florenz, Petersburg, München, Miramar, Gotha, Hannover, Lion, Haag, Mailand, Oxford, Cambridge, Kopenhagen, Stockholm Neu-York und anderen aufbewahrt und studirt.

Gegen den Wechsel der Zeiten hatten Aegyptens Priester sich kräftig gestemmt; des Augenblicks flüchtige Gebilde war ihr Wille für die Ewigkeit zu fesseln. Den Lauf der Jahrtausende hielten sie auf; zäh und starr beharrten sie bis zum letzten Athemzuge. Und siehe da! weil Menschenhände in das Unabänderliche eingegriffen, weil diese Weisen des Aegypterlandes den Wandlungen der Geschlechter und des Lebens nicht gefolgt waren, stehen ihre Gebilde vor unsern Augen wie Mumien, ohne Leben, unverstanden. Trotzend dem unabänderlichen Gange steter Veränderung, verfielen sie und ihre geistigen Schöpfungen zugleich mit ihnen, der Vergessenheit, dem Tode. Ohnmächtig ist der Kampf des Menschengeschlechts gegen die ewigen Gesetze.

Aber gewaltig die Macht der Wissenschaft!

Die Keilschrift

im südwestlichen Asien.

In dem Mündungs- und Zwischenland der Ströme Eufrat und Tigris entstand in grauer Vorzeit eine neue Schriftweise, welche in mancher Beziehung der ägyptischen verwandt, aber höher als diese geartet war. Vielleicht ist es zuviel behauptet, wenn wir, wie wir soeben wagten, ihren Ursprungsort mit solcher Bestimmtheit bezeichnen, weil es dafür keinen Beweis gibt — es wäre immerhin möglich, daß sie weiter nordöstlich ausgesonnen wäre — indeß halten wir uns an die Thatsache, daß Babylonien und Assyrien diejenigen Länder waren, in denen sie vornämlich im Gebrauche bestand, und daß für späte Einführung der Schrift bei den Eraniern Mehreres spricht.

Wol trugen sich die Perser in späteren Zeiten mit Ueberlieferungen, deren Ausgangsstätte ihr nordöstliches Gebiet, Baktra, Sogdiana, Herat u. s. w. war[1], denen zufolge ihr Stammvater Kajumorts die Schrift erfunden haben sollte, oder, wie Firdusi erzählt, Tahmurath d. h. „der starke Fuchs", der die Menschen in den Wissenschaften unterwies, der Einführer des Gestirnglaubens. Als ein Bezwinger der bösen Geister nöthigte er sie, wie es einmal heißt, ihm die dreissig Arten der Schreibkunst zu lehren, oder er brachte, wie es ein andermal heißt, die von der höchsten Gottheit des Bösen verborgenen sieben Arten von Schreibkünsten wieder an's Licht[2]. Morgenländische Gelehrte wollten wissen, der erste, welcher persisch geschrieben, sei Bojorasp gewesen, der gewöhnlich Zohak heiße, auch versicherte man das Nämliche von Feridun[3]. Tahmurath's Vorgänger, König Haoschiangha oder Huschenk, der Gesetzgeber, der erste der Paradhatas oder Pischdadier, habe (auch dies wurde behauptet) das Buch der „ewigen

Weisheit" verfaßt[4], dasselbe große berühmte Fabelbuch, welches aus dem Indischen auf Nuschirwan's Geheiß Arzt Berzerwieh in's Pehlewi übertrug. Vor Gustasp, dem alten glorreichen Herrscher, erzählte Ibni Abedus in seinem Buche „die Wessire", habe es gar wenig Bücher und Schriften gegeben und sei man noch nicht im Stande gewesen, die Wörter niederzuschreiben und die Sinnbedeutungen mit Schriftzügen auszudrücken. Zarathustra habe ein wunderbares Buch in allen Mundarten verfertigt und den Menschen die Kunst des Schreibens gelehrt, welche dann blos verbessert und vervollkomnet worden sei. Allgemein glaubten die späteren Perser Zarathustra habe seine Lehren schriftlich hinterlassen und zwar auf viele Kuhhäute geschrieben.

Auf alle diese Angaben wird niemand Werth legen wollen. Die Beschaffenheit der heiligen Lieder, Gebetformeln und sonstigen Stücke, welche das Avesta (das heilige Wort oder Wissen, die Lobpreisung der Götter und des Guten) der alten Eranier und nachmaligen Perser ausmachen, enthalten nicht den geringsten Hinblick auf das Schreiben, alle darin vorkommenden Aussprüche beziehen sich vielmehr lediglich auf Auswendiglernen, und machen den Gesamteindruck der Entstehung im schriftlosen Zeitalter. Dazumal herrschte der Glaube an die Wirksamkeit der Worte; recht ausgesprochen haben gewisse Ausdrucksweisen die zauberhafte Macht, Teufel und Gespenster zu schlagen, zu scheuchen, zu besiegen. Ihr Vortrag erfolgte gesangsartig, begleitet von Bewegungen, bisweilen von Musik unterstützt. Es war eine liturgische Handlung: das stärkt den Menschen, das erfreut und kräftigt die guten Geister, das treibt die bösen zurück. Aber es mußte jederzeit aus dem Gedächtnisse geschehen, abgelesen vom Buche war es wirkungslos[5]. Daraus haben wir zu schließen, daß den Eraniern in den Tagen Zarathustras, den wir vor — 2000 ansetzen, und auch noch lange nachher die Schrift unbekannt war.

Aus persischen Nachrichten werden wir von einer Gestirnstellung benachrichtigt, die gleichfalls im indischen Gedicht Ramajana angegeben wird. Seyffarth hat sie unter Beihülfe des Adjunkten der leipziger Sternwarte Thieme berechnet als in dem April des Jahres — 1578[6] geschehen. Da es unmöglich ist, daß die Mittheilung einer Gestirnstellung sich lange mündlich fortpflanze, so

Digitized by Google

wird, die Richtigkeit der gemachten Angaben vorausgesetzt anzunehmen sein, daß um — 1600 von Oraniern Schrift geübt worden ist. Weit früher aber scheinen Babylonier und Assyrer sich schon in ihrem Besitze befunden zu haben.

Laut babylonischen Sagen wurde die Schrift samt Kenntnissen und Künsten durch ein aus dem Meere kommendes göttliches Wesen Oannes, welches halb Fisch, halb Mensch* Nachts in das Meer sich zurückzog, gebracht[7]. Die neueren Forscher stimmen in der Auffassung dieser Sage dahin überein, daß in ihr ein bildlicher Ausdruck für die Ankunft gebildeterer Männer, die zu Schiffe anlangten, sich von der Küste nicht entfernten und im Lande nicht niederliessen, zu erkennen sei. Schiffe mögen noch den Landeseinwohnern unbekannt gewesen sein. Die ausschmückende Einbildung gestaltete die klugen Fremdlinge zu göttlichen Wesen. Mehrere solche lehrende Halbthiere, erzählt die Sage, kamen. Im Namen Einiger, Idotion und Annedōt[8], wollte Markus Niebuhr geistvoll den Anklang an den ägyptischen Tot gewahren[9], womit ein Hinweis auf Aegypten, als die Ausgangsstätte gegeben wäre. Die Aegypter, die freilich ein sehr ruhmrediges Volk waren, versicherten auch, die Babylonier seien ihr Pflanzvolk, Priester und Sternkundige Babyloniens seien von ihnen ausgegangen[10]. Gelehrte Griechen wiederholten, die Assyrer seien von den Aegyptern in heiligen Dingen unterrichtet worden[11]. Uebersetzungen einheimischer Schriften beider Völker lieferten bisher Widersprechendes: während zwei Hieroglyfenforscher (vgl. oben Seite 485) Tot als Abkömmling Assyriens, also des Nachbarlandes von Babylonien, bezeichnet finden wollten, las Oppert aus assyrischen Schriftstücken heraus, es sei Taauth (d. h. Tavat-Mylitta) als assyrische Gottheit verehrt worden, der Tempel geweiht wären, der die Könige ihre Hoheit verdankten[12]. Indeß sind gegenwärtig die Uebertragungen sowol aus dem Altägyptischen als aus dem Assyrischen noch so überaus schwierig, so misslich, in vielen Stellen so unsicher, daß es gerathen erscheinen muß, ihnen gegenüber sich mit der äussersten

---

* Abgebildet in Khorsabad (zehn Stunden nordnordöstlich von Mosul), bei der in halberhabener Arbeit ausgeführten Darstellung eines Kampfes an der Küste, bei Layard (Niniveh and its Remains) u. 88.

Digitized by Google

Vorsicht zu verhalten, ohne damit das hohe Verdienst der bahnbrechenden Männer irgendwie kränken zu wollen.

Was unzweifelhaft entgegentritt, ist eine in Manchem bestehende, auffallende Uebereinstimmung zwischen Babylon und Aegypten. Legt man auch auf überraschende Aehnlichkeiten der beiderseitigen Kunstarbeiten keinen Werth oder setzt diese auf Rechnung nachweislicher späterer Begegnungen beider Völker, (wobei es aber den Anschein hat, als sei die ägyptische Bildnerei die einwirkende gewesen), so muß uns doch der in der Hauptsache auf gleichen Grundlagen beruhende eifrige Betrieb der Sternwissenschaft und Mathematik in Babylon und in Aegypten, der Gestirndienst hier wie dort, die Uebereinstimmung in seltsamen Sitten, als z. B. in der, daß im Heiligtum zu Tepe und in dem des Bel zu Babel ein Weib die Nacht zubrachte,[13] und endlich das Vorkommen gewisser religiöser Sinnbilder, als des göttlichen Vogels, der über den Häuptern von Göttern, von Herrschern, von Opfernden, von Mumien schwebt[14], des sogenannten Henkelkreuzes oder Nilschlüssels ☥,[15] den man für ein Zeichen des Lebens ansah, als des Fönix[16], der Sfinx, der Skarabäen und Anderes, auf die Annahme einer älteren Verbindung beider Völker hinführen, und zwar werden wir alsdann kaum darüber schwanken können, daß in dem Aegyptischen das Ursprüngliche zu erblicken ist. Diese thatsächlichen Wahrnehmungen bestimmen uns dahin, in der ägyptischen Bildung eine Grundlage der babylonischen Entwicklung zu finden.

Dürfen wir dies voraussetzen und demzufolge, da es ja heißt, es sei den Babyloniern die Schrift über's Meer gebracht worden, annehmen, daß ägyptische Auffassungen für diese maßgebend gewesen sind, folglich syllabarische Behandlung der gesprochenen Rede geltend gemacht wurde, so werden wir eine ähnliche Behandlungsweise bei den Babyloniern erwarten. Und wirklich treffen die Vorlagen hierbei zu.

Aufnahme der ägyptischen Schriftzeichen, die ja nur für Aegypter berechnet waren, lag fast außerhalb der Möglichkeit; der Grundsatz der Sylbenbezeichnung, den die Hieroglyfik befolgte, konnte nur ergriffen und mußte selbstständig d. h. mit freier

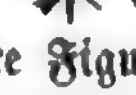
Thätigkeit durchgeführt werden, also im Besonderen anders. Waren vermuthlich die Aegypter vom Aussprechen der Namen einzelner Bilder ihrer Schriftgemälde auf die Sylben zu merken veranlaßt worden, so ward für die auf die Eufratmündung zu, westlich vom Strome sesshaften Chaldäer[17] das Syllabarische hinwiederum der Ausgang.

Die Chaldäer hatten sich auch im Zwischenstromland (semitisch Aram Naharim, griechisch Mesopotamien) verbreitet. Sie gründeten, wann läßt sich nicht mit Bestimmtheit sagen, vielleicht um die Mitte zwischen 3000 und 2000 Jahren vor der christlichen Zeitrechnung, höchst wahrscheinlich vor — 2000, die große Stadt Babel (Ort des Bel), von der aus sie die Herrschaft über das Land Babylonien führten. Nach ihren Sagen geboten bereits daselbst Chaldäer als Könige und zwar ihr vierter König Ammenon, als die Ankunft des zweiten Oannes Annedot erfolgte, und es geschah zur Zeit ihres sechsten Königes Daōnos, daß der zweite Annedot erschien. Die Chaldäer wurden die Führer der Babylonier. Ihr in Babel sesshaft gewordener Zweig ward dort der Träger höherer Einsicht, eine Priester- und Gelehrtenkaste, die vermöge des Schriftbesitzes den größten Einfluß besaß.

Innerhalb der Hieroglyfik lernten die Chaldäer auch einzelne Buchstaben kennen; allein zu einer Alfabetschrift führte sie dies nicht. Sie blieben bei einer Sylbenschrift stehen. Die Verwahrlosung der Vokale ging zwar von den Aegyptern theilweise auf sie über, indem sie nicht die unterschiedenen gehörig trennten, sondern mit der Mangelhaftigkeit, welche den Aegyptern eigen war, den wenigen Vokalbuchstaben mehrere Werthe beilegten, dem a auch den von e, dem u auch den von o; jedoch innerhalb der Sylbe merkten sie, wie wir sehen werden, den Vokal an. Neben diesen lautlichen Schriftbestandtheilen, aus denen sie die Wörter zusammensetzten, hatten sie auch eine Anzahl reiner Wortzeichen für häufig vorkommende Ausdrücke, wie Gott, König, groß und andere, welche unzerlegbar als Ganzes galten. Konnte eine Hieroglyfe ja auch ein Wort geben und wurde für ein gewisses Wort regelmäßig gebraucht. Vielleicht sind vorkommende Wortbilder (mit Grotefend) als Abkürzungen zu

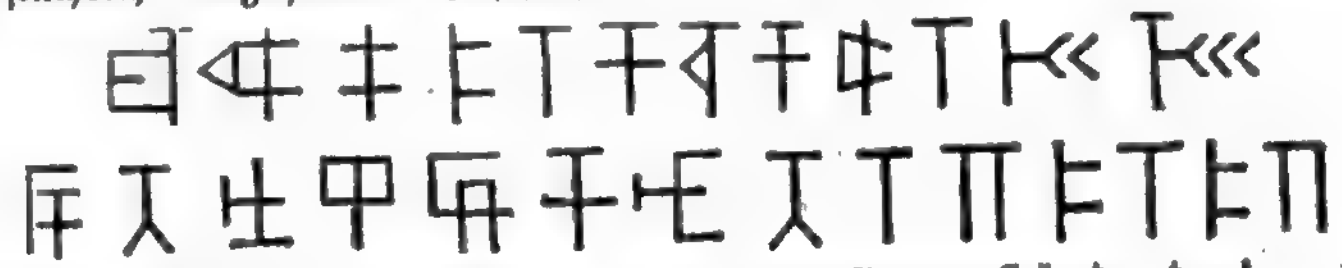
Digitized by Google

verstehen, da dieselben Wörter auch in der gewöhnlichen Weise ausgeschrieben vorkommen. Das Zeichen für den Gottesnamen steht in Babel für el lautete also El „Gott".

Aber anstatt eng in die Fußtapfen der Aegypter als Nachahmer zu treten, gingen die Chaldäer ihren eigenen Weg. Wozu sollte ihnen die beschwerliche Malerei von Bildern dienen? Die ägyptischen Bilder konnten sie nicht verwenden; sollten sie sich neue zusammensuchen? Mit einfachen Strichen erreichten sie schon die Absicht. In willkürlicher Weise, ziemlich zahlreich zusammengestellt drückten die Einen dies, die Andern jenes aus. Dabei ergaben sich seltsame, übrigens sinnlose Formen, darunter wol auch eine Raute, Dreiseit, Viereck, allein, mit Strichen im Innern und auch an einem Halter, . Solche mathematische Formen zu ergreifen lag ziemlich nahe. Die allermeisten Zeichen, die man sich erdachte, bestanden indeß lediglich aus Strichen, die keine sonst vorkommende Figur ergaben, daher, sonst nicht deutbar, blos Lautwerthe vorstellten, z. B. . Wir kennen bis jetzt 30 bis 40 solche Zeichen, darunter auch einige, in denen wol eine geschäftige Einbildung allerhand erblicken kann, was sie sucht; während ein nüchternes Auge nichts der Art erkennt. Man hat die Freiheit allenfalls  (soviel als „Gott") für einen Stern anzusehen, eine andere Figur für das Bild eines Pfeiles, die oben abgebildeten aneinander gestellten Vierecke für Haus und Thurm, und kann noch ein paar Aehnlichkeiten herausbringen, über die zu streiten möglich ist; allein die Menge dieser Zeichen gibt klärlich keine Bilder und sie für abgekürzte Bilder ausgeben, die aus zu Grunde liegenden, jedoch verloren gegangenen wirklichen Abildungen entsprungen seien, hiesse denn doch nichts anderes, als einer vorgefaßten Meinung zu Liebe, Voraussetzungen schaffen, die nicht widerlegbar, weil nicht faßbar, weil aus der Luft gegriffen sind. Dann verführte die erste Einbildung zur zweiten Einbildung und wir geriethen vom Boden der Wirklichkeit in das Reich der Träume.

Eine in Ninive gefundene, in die Mauer des Südwestpallastes

im jetzigen Nimrud eingefügte Tafel hat folgende, nur sehr oberflächlich eingehauene Inschrift:



Auf solche Weise stellt man doch nicht Gegenstände dar!

Diese alten Strichfiguren wurden durch eine bequemere und einfachere Bezeichnungsweise verdrängt, erhielten sich indeß ab und zu noch lange, denn in Babylon und Ninive gefundene Cylinder und Backsteine tragen sie noch. Formen wie , behaupteten sich bei späten Geschlechtern.

Den blossen Strich, der zu verschiedenen Zusammensetzungen anfangs gebraucht worden war, ersetzte nämlich der sogenannte Keil oder ein Doppelschlag mit dem Meißel.

Bediente man sich als Beschreibstoffes, aus gleich zu erörternden Ursachen, weichen Thones, in welchen man den Zug, als einen Strich zuerst wol mit einem Nagel einriß, so kam es doch auch vor, daß Stein zum Schriftträger genommen wurde; alsdann war Meissel und Hammer erforderlich. Drückte man den Griffel in weichen Thon, so bekam der Zug ein breites und ein spitzes Ende, fiel nämlich wo die Hand am stärksten lastete, kulpig aus. Bei Steinschrift setzte man den Meißel zweimal ein, das zweitemal in die Anfangsstelle mit ein wenig veränderter Richtung, so daß der Strich in seinem Verfolge dicker wurde und am Ende der erste und der zweite Einschlag eine größere Breite gaben oder auseinandergingen, folglich die Figur spitzen Anfang und ihr anderes Ende oder der Kopf einen spitzen Winkel oder eine ausgeschweifte Grenze hatte, oder schlug umgekehrt zweimal nach einer Spitze zu: , . Dies nennt man einen Keil und heißt darnach diese Schriftart Keilschrift; auch die Benennung Pfeilschrift wendeten neuere Gelehrte für sie an.

Als zweites Zeichen gebrauchte man ein kleines Dreieck , welches ursprünglich wol nur des Keiles breites Ende war, als drittes einen schräggestellten rechten oder stumpfen Winkel, der vielleicht (wie Murr annahm, was aber Grotefend läugnete[18]) aus zwei schrägen

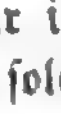
aneinander stoßenden Keilen zusammengesetzt war; gemeinlich waren dieses Winkels Spitzen weit schmaler als die Striche am Scheitelpunkt <. Das Dreieck und der in der älteren Schrift seltener vorkommende Winkel wechselten oft mit einander ab, d. h. eine Schreibweise hatte diese, die andere jene Form, so daß es mehrmals den Anschein hat als verträte der Winkel das Dreieck.[19] Endlich machte man auch Keile mit drei Schlägen, die keine Spitze, sondern an jedem Ende einen Kopf hatten, oder was dasselbe war Aneinanderrückungen zweier entgegengesetzt liegender Keile, also Striche mit sowol oben als unten angesetztem Winkel: ⟩⟨. Wir nennen diese Figur den Doppelkeil. Einige Ausführungen desselben leiten zu der Vermuthung, daß er ursprünglich keine besondere Gestalt war, sondern aus der Zusammenfügung oder dem Aneinanderrücken zweier entgegengesetzter, in gleicher Linie gezogener Keile entstand, was freilich voraussetzen würde, daß Keile auch nach links und nach unten ihre Spitze richten konnten.

Mit diesen paar Zeichen reichte die Keilschrift aus. Kaum wäre es möglich gewesen mit wenigeren auszukommen. Ueberaus einfach und fest war sie gestaltet; ohne krumme Linie. Ein paar Meißelschläge und es war vollbracht. Augenscheinlich haben wir in dieser Schrift eine auf das Einhauen berechnete und aus dem Einhauen hervorgegangene Schreibweise vor uns: ihr Hauptbestandtheil ein Strich. Gar keine Rundungen wurden angewendet.

In alter Zeit haben auch die Keile bisweilen die Gestalt eines Hammers gehabt, indem sie als ein Strich mit einem dicken Querbalken an dem einen Ende dargestellt wurden. Auf Backsteinen des ältesten Pallastes von Ninive, im jetzigen Nimrud sah Layard sie folgendermaßen geformt:

Um mit diesen geringen Mitteln den Lautbestand zu decken, war man genöthigt viele Zusammensetzungen vorzunehmen und dadurch verschiedene Gruppen zu gewinnen, welche abweichende Bedeutungen trugen. Stellung und Größe der Zeichen, sowie

Digitized by Google

ihre Verbindung ergab eine Mannichfaltigkeit, die für den Bedarf ausreichte. Der Keil wurde aufrecht , liegend , schräg, , , nach rechts oder nach links geneigt ausgeführt. Zwei Keile wurden gleichlaufend gestellt oder schräg mit ihren Spitzen gegeneinander geneigt oder zusammengerückt zu einem Winkel ; oder gekreuzt; auch pyramidale Zusammenstellungen machte man zuweilen, indem man die verschiedenen Bestandtheile gruppirte. Keile kamen nebeneinander , , übereinander, ein quer gelegter Keil lag neben oder über aufrechten, , , neben schrägen , durchstieß wol den oder die neben ihm stehenden Keile, , . Auch setzte man zwei senkrechte Keile übereinander, alsdann aber verkleinerte man häufig den oberen dergestalt, daß sein abgekürztes dünneres Ende auf das kulpige Ende des unteren zustehen kam . Befanden sich mehrere Keile nebeneinander, so verkleinerte man oft alle querliegenden oder überhaupt den mittleren z. B. , , auch wol die äusseren z. B. , , oder bei zwei Keilen einen z. B. , , , ; das gleiche fand bei Durchstoßungen z. B. , und Aufsetzungen , , ,  , , , , statt; man vereinigte also Keile von verschiedener Größe. Die Dreiecke wurden ebenfalls grade und schräg gestellt, und wenn z. B. über einem schrägen Dreieck 3 schräge Dreiecke oder über ein mit der Spitze grade aufstehendes 3 ebensolche zu stehen kamen, so zeichnete man letztere klein und ersteres groß und zwar in der Weise, daß dessen Grundfläche jenen zugekehrt war in solcher Breite, daß auf ihr die Spitzen der drei kleineren ruhten z. B. .

Im Zusammenstellen der Formen dieser Pfeilgruppen zu einem Worte leitete ohne Zweifel die Rücksicht auf Raumersparniß und Ebenmaß. Daher rührte wol diese Vereinigung von

Digitized by Google

vier Dreiecken und die Verkürzung oben aufstehender Keile, wie in dem oben vorgeführten Beispiele, in . Bei der Stellung der einfachen Keile, der Dreiecke und Winkel wurde jedoch im Auge behalten, daß die Dreiecke mit ihrer Grundfläche nicht grade nach links zu lagen, ihre Spitzen weder nach unten noch grade nach rechts sich richteten, daß die Winkel sich nur nach rechts öffneten, daß die einfachen Keile ihr kulpiges oder winkliges Ende weder nach rechts noch nach unten kehrten, sondern stets nach oben oder nach links und im Falle ihrer Schrägstellung meist nach der linken Seite, nie nach unten. Auf diese Seiten, rechtshin und an den Boden, gehörte die Spitze. Diese Richtung den Winkel nach rechts, den Keil nach links zu kehren, war feststehende Regel, von der nur vereinzelte Ausnahmen vorkamen.[21]

Demnächst stellte man die verschiedenen Zeichen zusammen, z. B. verband auch manche z. B. , , setzte zwischen einschließende andere, kleiner ausgeführte z. B. , , und brachte es damit zu einer Menge von Figuren, die an sich gar nichts bedeuten konnten, aber vermöge ihrer äusserlichen Verschiedenheit sich sofort unterscheiden liessen. Nichts anderes konnte man sich bei ihnen denken, als den Lautwerth, der ihnen übereinkömmlich beigelegt ward. Daß in diesen Figuren anfänglich die alten Strichfiguren nachgeahmt wurden, ist augenfällig[22]; nachmals entfernten sich die Gestalten von ihnen weiter ab.

Offenbar geschah die Bildung dieser Schrift planmäßig; aber die Grundsätze, welche dabei leiteten, sind uns noch verborgen. Willkür Einzelner fand natürlich in der Folge Raum, da in der Ausführung keine folgerechte Entwicklung eines Grundgedankens vorlag, sondern beliebig den Gruppirungen ihr Werth beigelegt worden war.

Die Zeichen, die zusammen einen Laut ergaben, wurden bei dem Schreiben auch zusammengruppirt; die ein Wort bildenden

Sylbenzeichen aber abgetrennt von einander geschrieben und zwar in der Querrichtung, von links nach rechts. Ineinanderrücken verschiedener, nicht zu derselben Sylbe gehöriger Zeichen fand niemals statt, womit jede Umgestaltung seitens des einzelnen Schreibers, die zu Mißverständnissen hätte verleiten können, ausgeschlossen blieb.

Ueberhaupt hatte die Keilschrift, äusserlich betrachtet, den Vorzug großer Deutlichkeit. Ein aufrechter Keil hob vorgesetzt gewichtige Wörter, Namen und Titel hoher Personen heraus; ein Königsname ward mitten zwischen zwei solche geschrieben. Götter- Völker- und Ländernamen, Flüsse und Städte machten andere, verschiedene Zeichen bemerklich; ob dieselben ausgesprochen wurden oder blosse Wegweiser waren, ist ungewiß, das letztere wahrscheinlicher. Das Zusammenehörige bildete eine Gruppe, die ein Zwischenraum vom Nächstfolgenden trennte. Worttheiler wurden sonst noch nicht angewendet, aber Zerbrechung der Wörter kam auch nicht vor; selbst die dem Sinne nach zusammengehörenden Wörter riß man nicht gern in zwei Zeilen auseinander. Um auszukommen ließ man, wenn zusammengedrängtes oder gedehntes Schreiben nicht aushalf, entweder am Zeilenende eine Lücke, damit man die nächste ganze Zeile für einen solchen längeren Satztheil hatte, oder falls man in der ersten fortfuhr, überschritt man dann ihre Länge oder schrieb auch ein überschüssiges Wort unmittelbar unter die Zeile. Die Zeilen selbst wurden manchmal durch Querstriche getrennt, anderemale unterblieb dies. Am Anfang einer Inschrift pflegte ein achtstrahliger Stern (oder) oder eine Gruppe von zwei Querkeilen und ein aufrechter Keil zu stehen.[23] Eine ganze Schrift ward gemeinlich als ein Viereck ausgeführt, in dessen Schlußzeile man keinen leeren Raum übrig zu lassen suchte.

Da Babylonien das Heimathland der Keilschrift war, so zeigt uns die babylonische Schrift, oder um uns genauer auszudrücken, der übrige Bestand der in Babylonien gefundenen Schriftstücke sowol die älteste Beschaffenheit, die zuerst erwähnten Strichfiguren, als den späteren, an diese sich anschliessenden Stand, in dem wir deren Nachahmung in vielen Zeichen mittelst Zusammen-

Digitized by Google

ſtellung der Keile und Dreiecke erkennen. Auf dieſer vorgeſchrittneren Stufe iſt die eigentliche Keilſchrift fertig entwickelt, doch befinden ſich allerdings ab und zu in untergeordneter Verwendung bloſſe Striche immer noch im Gebrauch, inſonderheit zum Schließen der durch Keile gebildeten Dreiecke und Vierecke, zu denen die Schrift hinneigte, ja einigemale ſogar Rundungen durch zwei aneinanderſtoſſende Keile[24]. Auch dies dürfte nachmals abgekommen ſein. Die Keile bildeten weitaus vorwiegend die Schrift; an ſie ſchließen ſich die Dreiecke, die übrigen Zeichen dienten beinahe nur als Beiſatz zu jenen. Unter 210 bekannten Formen dieſer älteſten Keilſchrift kommt der bloſſe Strich in 70 derſelben vor, alſo in der dritten Form[25], der Winkel 34 mal, mithin ungefähr in jeder ſechſten[26], wobei auffällig iſt, daß er ſich ein paarmal nach linkshin geöffnet findet[27], was in ſpäterer Zeit vermieden wurde. Der Doppelkeil endlich erſcheint nur 6 mal[28], alſo in jedem 35. Zeichen. In einigen Geſtalten wurden ſowol bloſſe Striche als an deren Stelle Keile gebraucht, was den Uebergang der urſprünglichen einfachen Striche in Keile beſtätigt[29]. Die Keile ſind in großer Mannigfaltigkeit gezogen; oft bilden zwei ſchräg aneinanderſtoßende einen Winkel ›. Die Beſtandtheile einer Sylbe oder eines Wortes pflegte man zu einer eigentümlichen Figur zuſammenzuſtellen und nicht ſelten dieſe oder einen Theil derſelben zu ſchließen. Daher waren meiſt viele Beſtandtheile zu einer erforderlich. Nur eine kleine Anzahl von Schriftzeichen beſteht aus wenigen; 5 bis 10 Theile ſind zu den meiſten erforderlich, ja es kommen ſolche vor, welche 11 bis 13 haben, ſelbſt drei mit 15 und 16 und eins mit 19[30].

Schrift beſaßen die Babylonier höchſtwahrſcheinlich bereits in der Zeit ihrer erſten Königsreihe. Von den auf uns gekommenen babyloniſchen Schriftſtücken ſind nach der Anſicht der Forſcher die älteſten eine Alabaſtervaſe mit dem Namen Sagaraktijas und mehrere, in verſchiedenen ſüdbabyloniſchen Städten aufgefundene Ziegeln mit dem Namen Uruck (Orcham). Beide Könige waren Erbauer von Tempeln; Cavaniol hält den erſteren für den vorangehenden und ſetzt des Uruck Zeit gegen — 1900 an,[31] während Oppert umgekehrt Uruck vor Sagaraktijas anſetzt.

Digitized by Google

Größere Inſchriften und in ziemlicher Anzahl ſind aufgefunden worden von König Hammurabi, der nicht nur gleichfalls mehrere Tempel erbaute, ſondern auch durch das ausgedörrte, wüſte babyloniſche Land viele Waſſerleitungen zog und den großen Kanal Naharmelka anlegte, des Landes größter Wohlthäter. Er lebte nach Menant zwiſchen 2000 und — 1500, nach Cavaniol gegen — 1600, nach Rawlinſon — 1575 bis — 1518. Ueber alle dieſe Zeitbeſtimmungen läßt ſich rechten, aber die Hauptſache, der ſehr frühe Gebrauch der Schrift ſteht feſt.

In Babylonien trat mit der Zeit eine Wandlung in dem Geſtalten ein, welche die Schrift einfacher und ſchöner formte. Die Zahl der Beſtandtheile eines Zeichens wurde nämlich verringert, wo z. B. vier Keile gemacht worden waren, ließ man es an dreien bewenden, wo 8 Dreiecke geſetzt worden waren, begnügte man ſich mit der Hälfte. Die bloſſen Striche warf man in drei Viertheilen der Fälle ihres Vorkommens gänzlich hinweg oder erſetzte ſie allenfalls durch Keile. Weglaſſungen wurden überhaupt öfter vorgenommen. Eine dritte Veränderung trug ſich zu, indem man geſchloſſene Figuren häufig löſte und was in den alten geſchloſſenen in die Mitte verkleinert eingerückt geweſen war, hinter den erſten Theil, der die verbundene Figur oder deren aufgelöſte Glieder ausmachte, frei nachſetzte. Endlich wurden gar nicht ſelten die früher ſchräg geſtellten Keile grade aufrecht gerückt. Um größere Gefälligkeit des Ausſehens zu gewinnen gruppirte man manchmal die Zeichen auch etwas anders. Wie man vier Winkel in einer Reihe hintereinander ſetzte, ſo ſtatt deſſen auch zuerſt zwei Winkel übereinander und in der Höhe des oberen die noch fehlenden zwei nacheinander oder ſtellte auch zweimal je zwei übereinander. Alle dieſe Veränderungen gaben dem Ganzen mehr Ebenmaß, ſo daß die Schrift nun gleichmäßiger und wohlgefälliger ausſah. Höchſtens der vierte oder fünfte Theil der alten Zeichen unterlag keinen Veränderungen, mehr als ein Drittel erfuhr geringe in der angegebenen Weiſe, ein Viertheil aber wurde ſtark verändert, ein Achtel entweder neugebildet oder ſo bedeutend umgeſtaltet, daß der Zuſammenhang mit der alten Form kaum noch kenntlich blieb, endlich wurden noch neue Zeichen hinzu gefügt: wir kennen wenigſtens 59, denen entſprechende im Altbabyloniſchen

bisher nicht nachgewiesen werden konnten. Manche von diesen mögen auch durch noch unbekannte Ueberleitungsformen entstanden sein. Im Ganzen ging doch eine große Veränderung vor, und es wurde damit die dritte Stufe dieser Schrift beschritten, die neubabylonische, die, obwol sie älter sein mag, wir jedesfalls um — 1000 als vorhanden anzunehmen haben[32]. Uebrigens ging damit keine Abschaffung der älteren Weise vor, die nachher immer noch zuweilen angewendet wurde.

In der Zeit, in welcher der Uebergang vom Altbabylonischen zum Neubabylonischen vor sich ging, die neuen babylonischen Gestaltungen schon mehrentheils herausgebildet, aber die altbabylonischen immer noch überwogen, erfolgte die Verbreitung der Keilschrift in die Nachbarländer und zwar sowol ostwärts nach Kissia, dem nachherigen Susis, als nordwärts nach Ninive zu den Assyrern. Mag nun gegenseitiger Verkehr, der freilich in den alten Zeiten äusserst gering war, mag die Einnahme Babylons durch den Assyrer Ninos, von der die Griechen erzählten, mögen die Chaldäer, als sie (zufolge Oppert's Erörterungen) im Jahre — 1122 unter dem ersten Tiglat Pilesar Ninive einnahmen, die Uebertragung der Keilschrift veranlaßt haben: gleichviel, sie erfolgte. Bis hierher hielt sie sich im Bereich semitischer Stämme, von Assyrien aus wurde sie wahrscheinlich bei Gelegenheit der großen assyrischen Eroberungszüge weiter nach dem Norden getragen, nach Armenien, wo man auf den Felsen bei Wan und am Wansee viele Keilschriften gewahrt, und östlich nach Medien. Die bis dahin schriftlosen eranischen Bewohner dieser Länder nahmen sie an. Die Uebertragung nach Medien könnte auch schon in grauen Zeiten geschehen sein, als die Meder Babylonien eroberten und mehrere Jahrhunderte beherrschten. Für alle eben ausgesprochenen Behauptungen besitzen wir keine bezeugende Aussagen; denn so gut wie gar nichts haben uns die alten Schriftsteller über die Keilschrift hinterlassen und keine Nachricht über die Zeit und Weise ihres Hergangs, ihrer Verbreitung gibt es; sie sind hervorgegangen aus den Schlüssen, zu welchen den Darsteller ein Vergleich der Formen in den verschiedenen Schreibweisen der genannten Länder veranlaßte.

Denn bei der Anwendung der babylonischen Keilschrift auf

andere, auf mehrere Sprachen begaben sich Umwandlungen. Sie wurde angepaßt und dabei trugen sich Veränderungen in den Zeichen zu, die um so leichter geschehen konnten, da die Aufstellung der Zeichen eine rein willkürliche war. Der tfinesischen, wie der ägyptischen Schrift lagen Bilder von Gegenständlichem zu Grunde und darum war deren weitere Entwicklung eine von Nothwendigem einigermaßen wenigstens bedingte; bei der Keilschrift dagegen hing die Wahl der Zeichen ganz und gar nicht mit etwas Gegebenem zusammen, sondern war völlig frei und ebendeshalb gab es auch keine Schranke für die Lust am Aendern. Ohnehin hatte in ihr nicht einmal der Grundsatz gewaltet, mit den einfachen Zeichen die einfachsten Laute anzugeben, zusammengesetzte mit zusammengesetzten, sondern es läßt sich — wenigstens bis jetzt — in der Ordnung der Keile und Dreiecke gar kein Plan wahrnehmen. Folglich gab es auch kein Hinderniß mit ihnen nach Belieben zu schalten. So wurden denn die Bestandtheile der Schrift auf andere Weise zusammengestellt und nur sehr wenige Zeichen blieben in ihrem überlieferten Lautwerth. Plötzlich werden aber diese Umformungen nicht vorgegangen sein, sondern im Laufe vieler Menschenalter, allmälig, unvermerkt.

Also entsprangen *mehrere* verschiedene Keilschriften, deren Verschiedenheit in anderer Bezeichnungsweise mit den nämlichen Schriftmitteln beruht; jeder Zweig scheint seine besondere Entwicklung genommen zu haben; wenigstens gewiß die in Susis und Assyrien, in Ansehung welcher ältere und neuere Formungen an den Funden unterscheidbar sind. Genau genommen hat lange die babylonische Entwicklung im Zusammenhang mit der Entwicklung der Tochterschriften gestanden. Derjenigen Zeichen gibt es eine verhältnißmäßig geringe Zahl, welche keine deutliche Spur der Verwandschaft mit den entsprechenden Zeichen der übrigen Systeme trügen. Mit dem altbabylonischen Zuge stimmen gar nicht selten die alten Zeichen von Susis und Ninive zusammen; oft entspricht aber auch der neuen babylonischen Weise die ältere Ninives wie die später in Assyrien übliche Gestaltung. Wie die ninivitische oder assyrische stimmt die susische Schrift zur babylonischen; nicht ebenso die Schrift aus Armenien, welche entschieden mit der assyrischen zusammenhängt, aber nicht unmittelbar mit der babylonischen. Ja

Digitized by Google

man kann ſagen, daß der Abſtand der Formen dieſer vier Gattungen geringer iſt, als der Sprung vom Altbabyloniſchen zum Neubabyloniſchen. Die in Suſa und bei Wan in Armenien gefundenen Inſchriften gelang es übrigens noch nicht recht zu entziffern; erſtere galten als die ſchwierigſten. Mordtmann und Lenormant haben mehrere gedeutet. Der Gang war im allgemeinen der zunehmender Vereinfachung. Ueberhaupt waren alle dieſe beſonders geſtalteten Schriftweiſen bloſſe Abarten einer Schriftgattung, deren Eigentümlichkeit ſie im großen Ganzen beibehalten hatten. Keine eingetretene Abweichung veränderte etwas an deren Kern.

Falls den bisherigen Ueberſetzungen aus der aſſyriſchen Keilſchrift Vertrauen zu ſchenken iſt, betrachteten die Aſſyrer ihre Schrift als eine Offenbarung Nebo's, ihres Gottes der Einſicht. Dieſer habe, wie eine Inſchrift Sardanapal's beſagen ſoll, Verfahren und Regeln der Schrift mitgetheilt, welche darum in Ehrfurcht zu bewahren ſei[33]. Dieſe aſſyriſche Meinung würde aber mit der Erzählung der Babylonier von Oannes nicht übereinſtimmen, und wir werden uns jedenfalls an die in der Beſchaffenheit der Schriftzüge liegende Thatſache zu halten haben, daß die aſſyriſche Keilſchrift ein Ableger der babyloniſchen iſt. Denen, welchen die Schrift noch ganz unbekannt war, mußte ſie wol ſo wunderbar vorkommen, daß ſie ihr einen göttlichen Urſprung beimaßen und dieſer Umſtand, daß die Schrift für eine Gabe Gottes gehalten wurde, wirkte darauf hin, an ihren bräuchlichen Formen feſtzuhalten und ſtand ſomit willkürlichem Neuern im Wege.

Nun kennt man noch eine fünfte Art, deren Zeichen ſich von denen der andern vier unterſcheiden, gleichwol ſichtlich in vielen Vorkommenheiten mit den neueren aſſyriſchen Geſtaltungen, theilweiſe auch mit den armeniſchen (die ja ebenfalls aus Aſſyrien ſtammen) ſich in Uebereinſtimmung befinden. Mit ihr beſchriebene Stücke fand man hauptſächlich in Chuſiſtan, dem alten Suſis oder Suſiana, weshalb Mordtmann dafür hielt, daß ſie die Sprache von Suſiana geben. Man hat dieſe Schriftart niemals allein, ſondern immer zugleich mit Schrift in einer andern Keilart angetroffen, was darauf hinzudeuten ſcheint, daß ſie nicht die Schrift eines herrſchenden, ſondern die eines unterwürfigen Volkes war. Dieſelbe nannten neuere Gelehrte anfangs mediſch,

seit H. Rawlinson skythisch. Besser würde man wol sagen, was auch einige Gelehrte gethan haben: turanisch. Die neuesten Entzifferer waren der Meinung, die Sprache, welche in ihr zum Ausdruck gelangte, stehe entweder in Bau und Wortschatz der Rede der abyssinischen Gallas nahe oder zu ihrer Erklärung sei das Tatarische, Mandschurische, Türkische, Finnische, Magyarische heranzuziehen. Auf Uralisch-Altaisches werde man namentlich hingewiesen. In den ältesten Zeiten war Asiens Südtheil von Stämmen niedrigen Schlages dünn bevölkert, später zogen hinein die hochgearteten arischen Völker (von denen auch die Semiten eine frühe Abzweigung sind) und überflutheten jene. Ein unarischer Bestandtheil dürfte mithin der Einwohnerschaft Südwestasiens beigemengt gewesen sein. Nachmals erlag diese zu wiederholtenmalen den Einbrüchen roher mittelasiatischer Horden, welche in Eran Turanier, von den Griechen Skythen genannt wurden, und dieselben geboten eine Zeitlang, jedoch nur vorübergehend, in diesen Strecken. Schließlich unterlagen dieselben wieder den Semiten, wurden ausgestoßen oder niedergedrückt. Berücksichtigt man diese Vorgänge, so liegt es keinesfalls außer der Möglichkeit, daß die unarischen Landeseinwohner nach langem Verkehr mit Medern, Assyrern und Babyloniern, der sie emporhob, sich ebenfalls der vorgefundenen Keilschrift bedient und in deren Zeichen manche Abänderungen vorgenommen haben.

Indem nun aber die angesehensten neuen Forscher hiermit sich nicht beschieden, sondern in allzugroßem Verlaß auf die äußerst geringe Kenntniß, die wir von den untergegangenen Sprachen, welche Keilschrift wiedergab, derzeit besitzen, gewisse auffällige Erscheinungen der assyrischen Keilschrift durch magyarische und andere unarische Wörter aufhellen zu können meinten, gelangten sie zu der absonderlichen Ansicht, im Schoße dieser unarischen, niedrigstehenden Völker sei die Keilschrift erfunden worden, die turanische Keilschrift sei die älteste gewesen und den Turaniern hätten zuerst die Assyrer sie abgelernt, die, in der Absicht, die turanische Schrift ihrer Sprache anzupassen den Zeichen neuen Werth unterlegten und damit das Schriftsystem verwickelter gestalteten, ja der sonst so hochverdiente Heinrich Rawlinson wollte 1855 gar wissen, die skythischen Akkad seien die Erfinder und Ausbildner der Keil-

Digitized by Google

schrift gewesen, deren Anfänge er nach dem gemeinen Gelehrtenvorurtheil in roher Bilderschrift suchte; erst länger als ein Jahrtausend danach hätten die Semiten die Keilschrift auf ihre Sprache angewendet und noch in Nebukadnezar's Tagen habe das Skythentum in Babylonien vorgeherrscht, denn spät erst hätten die Semiten das Uebergewicht erlangt. Diese Auffassung läßt sich jedoch nicht nur nicht auf Gewährsmänner stützen, sondern befindet sich in grellem Widerspruche mit der nicht anzuzweifelnden Thatsache, daß die mittel- und nordasiatischen Horden, und in noch weit höherem Grade die älteste einheimische Bevölkerung Südasiens einen äußerst niedrigen Bildungsstand und sehr geringe Empfänglichkeit für Höheres hatte. Skythen sollten die Erfinder der kunstreichen Keilschrift gewesen sein! Bereits 1861 hat Schöbel diese Verirrung widerlegt[34], leider ohne auf die assyrischen Forscher Eindruck hervorzubringen, vielmehr haben diese sich von ihrer vorgefaßten Meinung nicht losringen können und indem sie ihr weiter nachgingen neben den schätzbaren Entdeckungen, die sie machten, auch auf einem Abwege rastlose Mühe und Scharfsinn theilweise verschwendet. Die Vergleichung der Schriftzeichen in den verschiedenen Keilschriftenarten läßt (und dies bekräftigt Schöbel's Widerspruch) in dem sogenannten turanischen Zuge den *jüngsten* erkennen und in dem babylonischen den *frühesten* und bestätigt somit Lassen's und Westergaard's Annahme[35], daß die babylonische Keilschrift die älteste sei.

Während man, wie bereits erwähnt, noch große Schwierigkeiten zu überwinden hat, um die in Susis und Armenien gefundenen Inschriften zu lesen[36], haben einige Forscher mehr oder minder glücklich manches Assyrische und Babylonische entziffert; Stücke, deren Sprache *semitisch* mit eranischen Zusätzen ist, deren Schrift bei vielen abweichenden Zeichen doch gleiche Beschaffenheit hat.

Noch ist man wol nicht zum rechten Verständniß des eigentlichen Zusammenhanges der Keilschrift durchgedrungen. Folgen wir daher den vorzüglichsten Forschern, welche ihre Ergebnisse zuletzt darlegten. Die Grundzüge der von dem scharfsinnigen Oppert und seinem geistvollen Schüler Menant 1869 entworfenen Erklärung der assyrischen Schrift laufen im wesentlichen auf Folgendes hinaus.

Digitized by Google

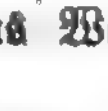
Die aſſyriſche und babyloniſche Keilſchrift beſteht in einem Gemenge von Wortſchrift und Sylbenſchrift.

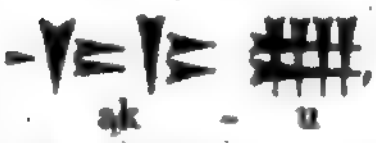
Eine Anzahl Zeichen drückt ganze Wörter oder eine beſtimmte durch ein Wort bezeichnete Vorſtellung aus, z. B. oder „Gott" (vgl. S. 609). Dahin gehörten Begriffe wie: Menſch, König, (sar, zar, schar), Häuptling, Nachfolger, Thron, Sklave, Vater, Mutter, Sohn, Bruder, Himmel, Erde, Land, Stadt, Haus, Thüre, Fluß, Jahr, Monat, Tag, Name, Geſicht, Herz, Sprache, Schlacht, groß u. a. Nicht undenkbar iſt, daß ſie einſylbigen Ausdruck hatten, allein unter ihnen befanden ſich auch ſolche, welche ausgeſprochen mehrſylbig lauteten. Daneben kommen dieſe nämlichen Wörter auch mit allen ihren Lautbeſtandtheilen ausgeſchrieben vor. Umſchloß eine ſolche, mit einer Gruppe wiedergegebene Vorſtellung mehrere Bedeutungen, ſo daß der Leſer hätte in Zweifel gerathen können, ſo ſetzte der Schreiber hinter ſie noch die Schlußſylbe des ganzen Wortes, welches er im Sinne hatte und welches er auszuſchreiben gehabt haben würde, falls er daſſelbe lautlich hätte angeben wollen und zwar als ein bloſſes Leſezeichen.[36] Ein und derſelbe Begriff wurde keineswegs allemal mit dem gleichen Zeichen geſchrieben, ſondern manchmal mit verſchiedenen, für „König" z. B. gab es zwei.[38] Manche Vorſtellungszeichen wurden auch (ob ſämtliche, iſt zweifelhaft) im Sylbenwerthe gebraucht, wahrſcheinlich nach dem Laute ihrer Benennung. Das nachgeſetzte Zeichen oder in ſpäterer Zeit [39] ſchloß dieſe Verwendung aus, forderte die Auffaſſung als Begriffszeichen. Bei alledem müſſen wir es noch offen halten, ob nicht ſpätere Forſchungen herausſtellen werden, daß man gegenwärtig da, wo man mit dem Ueberſetzen nicht recht fort kann, mit der Annahme ſolcher ideografiſcher Zeichen, wie man ſie nennt, ſich behilft.

Die weitaus vorwiegende Beſchaffenheit iſt aber die einer Sylbenſchrift. Einzelne Vokale gelangten zur beſonderen Bezeichnung, Mitlaute jedoch niemals ohne Vokal, mochte dieſer vor- oder nach klingen. Norris meint, zwiſchen p und b, g und k, d und t ſei noch nicht ſcharf unterſchieden worden[40] (was freilich unſemitiſch wäre); auch zwiſchen l und r, wie s und ſch ſcheint

keine ſtrenge Trennung, und zwiſchen m und w fand häufiger Wechſel ſtatt; letztere Buchſtaben hatten nach Oppert zuſammen ein gemeinſames Zeichen. Dieſelbe Eigenheit hat die für turaniſch gehaltene Schrift und man hat dabei in Erinnerung gebracht, daß ſie auch im heutigen Türkiſch vorhanden iſt.[41]

Dem Mitlaut haftete entweder (wie nachher im Devanagari, im Zend) ein a an oder ein anderer einfacher Vokal. Brauchte man einfache Sylbenzeichen, welche blos aus einem Konſonanten und einem Vokale beſtanden, ſo wurden zur Bildung einer zweikonſonantigen Sylbe zwei Sylbenzeichen erforderlich und wenn bei dem Nacheinanderfolgen zwei ſolcher zu einer Sylbe zuſammengehörigen Zeichen die aneinanderſtoßenden Vokale gleich waren, ſo galt überhaupt der zwiſchen den beiden Konſonanten ſtehende Vokal nur ein einzigesmal und ging demzufolge an einem dieſer beiden Konſonanten verloren; ja ſogar, wo die Vokale verſchieden waren, ſcheint mitunter das Gleiche der Fall geweſen zu ſein. Wenn der Babylonier oder Aſſyrer mit 2 Zeichen z. B. pa-ar ſchrieb, ſo war das alſo zu leſen par, nicht paar; ka und am gab ebenſo kam, na und an: nan, si und ir: sir, vu-us: vus u. ſ. w.; aber auch ra-is gab wie ri-is: ris, In ſolchem Falle traten ſonach Konſonanten mit dem nämlichen Vokale, der bei dem erſten Sylbenzeichen dem Konſonanten nachging, bei dem zweiten ihm voranging, aneinander.

Ein deutliches Anzeichen dafür, wie ſehr die Auffaſſung des Konſonantiſchen vorwog und beſtimmte, liegt darin, daß die Mittelſylbe beinahe immer konſonantiſchen Anfang hatte. Man ſchrieb alſo z. B. das Wort Anaku „ich“ nicht etwa: an-ak-u 



, ſondern mußte na-ku ſetzen, (ähnlich der alten hieroglyphiſchen Weiſe) und bedurfte deshalb zum Anlaut noch ein reines a, ſo daß demnach

zu ſchreiben war.

Außerdem hatte man auch Zeichen für geſchloſſene Sylben, zweikonſonantige, ſich zurecht gemacht und zwar in beträchtlicher

Anzahl, so daß man par anstatt , auch
pa ar par
schreiben konnte, Zeichen hatte man für die Sylben man, nis, lap u. s. w.

Hieraus ergab sich die Möglichkeit ein und dasselbe mannichfach auszudrücken. Es ließ sich mit Begriffszeichen und mit Lautwerthen, ließ sich in diesen mit ein- und mit mehrkonsonantigen Sylbenzeichen schreiben. Und dies geschah. Man konnte mit einer Gruppe ras, oder dasselbe mit zweien ra-as, oder endlich mit dreien ra-a-as schreiben. Man findet gu-sur neben gu-su-ur und gu-su-ri und dasselbe mit einem Begriffszeichen[42]. Eigennamen sogar wurden durch abweichende Theilung verschiedenartig ausgedrückt. In nicht weniger als sechs Arten wurde der Namen des höchsten Gottes geschrieben, nämlich: U-ri-mi-iz-da, U-ru-ma-az-da, U-ra-ma-az-da, A-hu-ur-ma-az-da, A-hu-ru-mu-azda, A-hu-ru-mu-uz-da. So mannichfaltige Gestaltung des Nämlichen war zulässig, daß Oppert von einer Gruppe 23 Schreibungen bemerkte[43]. Zu dieser, von der Beschaffenheit der Schrift gegebenen Möglichkeit mehrfacher Schreibweise gesellten sich die verschiedenen, wahrscheinlich im Verlaufe der Zeit aufgekommenen Aenderungen in den Zeichen (daß man z. B. in der Mitte einer Figur zwei kleine Querkeile und anderemale nur einen findet), so daß dann einerlei Zeichen verschiedenartig aussah.

Die Bezeichnung der Zahlen beruhte darauf, daß der aufrechte Keil die Eins, der Winkel die Zehn, der aufrechte Keil mit dem Querkeil, , Hundert vorstellte, daß Wiederholung derselben die Anzahl der Einer oder Zehner gab, und daß die größeren Ziffern links, die kleineren rechts zu stehen kamen. Die Wahl des Winkelhakens für die Zehn erklärte Grotefend als Bezeichnung der mit geschlossenen Fingern aneinandergelegten Hände. An diesen Ziffern machen wir nun die Wahrnehmung, daß die gehäuften Zeichen verkleinert übereinandergestellt wurden, also z. B. für „fünf" 3 Keile unten, zwei darüber kamen um Raum zu sparen, und daß dabei das Dreieck an die Stelle des verkürzten Keiles trat, z. B. 2 = = , 4 = ,

9 = , 23 = , dann wieder 30 = , aber 40 = . Ueber Hundert hinaus fiel das wiederholte Nebeneinanderstellen um so mehr lästig, da es keine Ziffer für die Tausende gab; man ließ deshalb für die Hunderte eine Multiplikation eintreten, indem man die vermehrende kleinere Zahl vor das Hundertzeichen, an den Anfang der Zahlenreihe stellte, z. B. 221 = , 1000 = und folgerecht nicht zwei Tausend (20 × 100), sondern zehn mal Tausend = 10 × 10 × 100. Hincks hat übrigens die Zahl Zehntausend auch ausgeschrieben gefunden. Im gewöhnlichen Leben bedurfte man kein höheres Zahlwort, sondern behalf sich vorkommendenfalls mit Vermehrung der Zehntausend, wie denn der Psalmist sich ausdrückt „die Wagen Gottes sind zwei Zehntausende, Tausend und aber Tausend“ und im Buche Danial heißt es, wo dessen Traum in Babel erzählt wird: „Tausendmaltausend dienen ihm und Zehntausende von Zehntausenden stehen vor ihm.“ In den höheren Zahlbezeichnungen der Keilschrift haben Hincks und Grotefend eine Veränderung der Werthbedeutung vorgestellter Ziffern wahrgenommen; allein auf diese, vielleicht nicht einmal vollständig außer Zweifel stehende Verwickelung einzugehen, scheint hier überflüssig. Dagegen ist noch hervorzuheben, daß in dem eben dargestellten Zifferwerke der Keilschrift sich das Bewußtsein der Einheiten verschiedener Ordnung deutlich abspiegelt.

Die Gesamtzahl aller Zeichen, aus denen die Inschriften Korsabads bestanden, veranschlagte Botta (1850) auf 642. Varianten annehmend rechnete Georg Smith 1871 überhaupt nur 380. Aus Menant's Zusammenstellungen ergeben sich als bekannt von der älteren babylonischen Keilschrift 210 Zeichen, von der jüngern 285. Die Assyrische hat nach denselben 216 ältere, 288 jüngere Formungen. Vom Alt-Susischen sind 70, vom Neu-Susischen 89 bemerkt. Die Zahl der armenischen Zeichen beträgt 112, die der turanischen Schrift 115. Auf der behistuner Inschrift gleichen von 107 vorkommenden turanischen Zeichen 93 den babylonischen. Je mehr Inschriften kennen gelernt wurden, desto höher ist bis jetzt die Zahl der Zeichen gestiegen.

Digitized by Google

Die Keilschrift war, wie wir sahen, nicht die Schrift eines einzigen Volkes nur. Weiter getragen von Volk zu Volk, sollte sie mehrere Sprachen decken und wurde gewiß nicht von Allen, die sich ihrer bedienten, mit Verständniß gehandhabt. Wer nur seinem Gedächtniß das Mitgetheilte eingeprägt hatte, konnte die erlernten, in einer anderen Sprache geschriebenen Gruppen nach ihrem Sinne auffassen und in seiner eigenen Rede mit gleicher Bedeutung wiederholen, ohne zu bedenken, daß bei der andern Lautung seiner Muttersprache das Auszudrückende auch anders hätte geschrieben werden sollen. That man dies, so stellte sich im Verlaufe der Zeit, indem das solchergestalt Geschriebene zwar seiner Bedeutung gemäß fernerhin verstanden, jedoch nun nach der gangbaren Redeweise in der andern Sprache ausgesprochen wurde, eine veränderte Werthung der Bestandtheile ein, und insofern man zugleich auch ihre richtige (die in andern Fällen beibehalten war) festhielt, kamen Zeichen zu einer zwiefachen Geltung. Schon bei der Uebertragung von einem Volke zum andern mögen solche Unebenheiten und Mehrdeutigkeiten eingetreten sein. Die Vielsprachigkeit in dem weiten Gebiete, innerhalb dessen Keilschrift in Anwendung war, mag der abweichenden Auffassung des Werthes vieler Sylbenzeichen großen Vorschub geleistet haben, und die in derselben Mundart allmälig vorgehenden Veränderungen müssen, sobald die hervorgebrachte Schreibweise der Wörter beibehalten wurde, weil man dieselben in den älteren Schriftstücken so geschrieben sah, gleichfalls zu mehrfachen Aussprachen verleitet haben. Jedes Volk verwendete die gangbaren Gruppen für seine Redeweise. In die assyrische Sprache gingen viele Fremdwörter aus den Sprachen der im Gebiete Assyriens seßhaften nicht semitischen Stämme über, womit auch die einen bestimmten Sinn tragenden Zeichen, vermöge der nun aufgenommenen Wörter, welche denselben Sinn hatten, aber anders lauteten, zu einer zweiten abweichenden Aussprache kamen. Auf diese Weise darf man es sich vielleicht erklären, daß eine große Anzahl von Sylbenzeichen mehrere Währungen annahmen. Wie bei den Aegyptern entstanden vieldeutige Zeichen. Was an der ägyptischen Hieroglyfik Seyffarth entdeckte, was ihm schwer verübelt wurde und seine Lehre sehr in Verruf brachte: die Mehrdeutigkeit vieler

Digitized by Google

Zeichen, die er behauptete: daſſelbe entdeckte an der Keilſchrift Heinrich Rawlinſon und hat die Reihe der aſſyriſchen Forſcher, Hincks, de Saulcy, Norris, Oppert, Menant, ſämtlich Männer von großen Verdienſten, beſtätigt. Dieſelbe Keilgruppe bedeutet man und nis, eine andere enthält siir und vus, mus, eine dritte ri und taal, eine vierte ni und zaab. Ein Zeichen kann geleſen werden kal oder lap, ein anderes rip und da u. ſ. w., ja die verſchiedenen Bedeutungen, die ein Zeichen umfaßt, häuften ſich: zwei ſchräge Dreiecke über denen ein drittes ſteht, können (Oppert zufolge) mat, lat, sat, nat, kur und vielleicht noch nal ausdrücken, eine andere Gruppe (Menant zufolge) ur, tas, lik, lis, ras, eine andere (nach Norris) ab, be, ne, ku, ta, bil, wieder eine andere bi, bat, mik, mit, chuv, noch eine andere gut, kul, ris, sak, schak u. ſ. w.; gewiß keine Förderung ſicheren Leſens! Die Lautzeichen älterer Schrift blieben in ihrem früheren Sinn belaſſen, während doch, nach den eingetretenen Veränderungen das Wort ſelber, welches ſie urſprünglich angedeutet hatte, nunmehr anders ausgeſprochen wurde, wovon die nothwendige Folge war, daß ſeinen Beſtandtheilen ein neuer, der gegenwärtigen Lautung entſprechender Sylbenwerth beigelegt wurde. Bedenkt man, daß kein ſcharf entwickelter Grundgedanke den Schlüſſel zur Leſung der Schriftzeichen enthielt, daß im Gegentheile bei der erſten Aufſtellung Willkür geleitet hatte; ſo wird man es auch nicht befremdlich finden können, daß kein Hinderniß vorhanden war gegen die Vertauſchung der Bedeutungen und demzufolge die Häufung von mehreren Werthen auf ein und das nämliche Zeichen. Nach der gegenwärtig geltenden Lehre, welche im Turaniſchen den Anfang der Keilſchrift erblicken will, bedeutete zum Beiſpiel ein Zeichen „Haus“ und lautete deshalb turaniſch val. Die Aſſyrer hätten nun daſſelbe ſowol in dieſer Lautwährung val als in der Bedeutung von „Haus“ aufgenommen und da in ihrer Sprache das Haus bit hieß, dem Zeichen zugleich den Ton bit beigelegt.

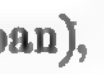
Die Zahl der aſſyriſchen Sylbenzeichen, welche mehrere verſchiedene Werthe ausdrückten, war ſehr groß. Smith meint, daß wenn nicht alle, doch die meiſten mehrdeutig geweſen ſeien.[44] Oppert rechnete 1859 als ſolche doppeldeutige 76, von denen

Digitized by Google

16 drei verſchiedene Sylben, 10 vier Sylben, 1 fünf Sylben, 5 ſechs Sylben ausdrücken konnten[45] und gab 1861 an, von 245 aſſyriſchen Sylbenzeichen hätten 49 doppelte, 23 drei- und mehrfache Bedeutung, dagegen 173 beharrlich dieſelbe.[46] Im Jahre 1869 zählte Menant 127 mehrdeutige auf. Norris ſtellte 1868 und 1870 in ſeinem aſſyriſchen Wörterbuche außer 140 Begriffszeichen 262 aſſyriſche Lautzeichen auf, von denen 59 mehrfache Währung haben, wonach nicht viel fehlte, daß jedes vierte Zeichen zweideutig war. Die armeniſche oder wie er ſie vielleicht mit Recht nennen will, alarodiſche Keilſchrift von Wan beſteht aus ſolchen nach Lenormant faſt zur Hälfte. Wie es ſich im Einzelnen mit dieſen Berechnungen verhalte, ſoviel dürfte als ausgemacht gelten, daß eine Anzahl Zeichen mehrfache Lautung trug. Gewiß war dies nicht von Urbeginn an der Fall; nach und nach erſt bekamen die Zeichen dieſe Vieldeutigkeit. Es war eine Folge längeren Schriftgebrauches, das nicht eben förderliche Ergebniß einer vorgängigen Entwicklung. Dieſe nur allmälig aufgekommene Beilegung mehrerer Werthe zu einem und dem nämlichen Zeichen bezeugt mithin, daß die Keilſchrift viele, viele Jahrhunderte in Anwendung war.

Der Gang der Keilſchrift lief, wie wir dies bereits hervorhoben, auf Vereinfachung der Zeichen hinaus. Die älteſte Art war bei weitem zuſammengeſetzter und von einer Neigung zum Gruppiren beherrſcht, welche die zuſammengehörigen Zeichen zu einer oftmals geſchloſſenen Figur vereinigte, wonach die Schrift ein mannichfaltiges Ausſehn bekam; weiterhin finden Abſtoßungen, Vereinfachungen, Auflöſungen ſtatt. Die Beſtandtheile eines Zeichens wurden mehr einfach hintereinander geſtellt, auch wol ihre Zahl verringert. Die ältere Schrift war inſofern, ſo zu ſagen, verworrener, ſieht verglichen mit der ſpäteren und der abgeleiteten gezierter, künſtlicher aus. Die Schreiber vereinfachten. Je weniger zuſammengeſetzt die jüngere babyloniſche Schrift war, deſto mehr hatte die Unbehülflichkeit des Schreibens abgenommen. In die Zeit des Ueberganges von der älteren babyloniſchen Form zu der jüngeren ſcheint die Aufnahme der Keilſchrift in andern Ländern vor ſich gegangen zu ſein, denn von ihr liefen die andern Arten der Keilſchrift gradezu oder mittelbar aus. Von

Digitized by Google

den Zeichen der jüngeren babyloniſchen Keilſchrift blieben 13 in allen Keilſchriftarten beſtehen, und zwar die allereinfachſten: der bloſſe Keil (nach Menant ſoviel als dis, sus, eins), der Doppelkeil ſtehend (su, tir, Legion, Abend) und liegend (bi, bat, mik, vich, mit, vit, chur, til, Leichnam), der Winkel, an Stelle des alten Dreiecks, einzeln (u, dschi, 10), derſelbe dreimal wiederholt (is, schin, 30), und die zuſammengeſetzten, nur aus ein paar Zeichen beſtehenden Sylbenbilder (lim, si, pan),  (mi, vi, 100) oder (bar, mas, Kreis) (za), (is, isch, iz, dschis, Baum), (chal Bogen, ſpalten, tödten), (du, kup, 12), (ap, par, Thal). Ungefähr ebenſoviele erfuhren ſo geringe Veränderungen, daß ſie beinahe noch gleich blieben, die Mehrzahl viel ſtärkere, welche in fortgehender Auflöſung zuſammengeſetzter Geſtalten (ſehr ſelten im Gegentheile), in Umſtellung oder Weglaſſung von Dreiecken, in der Vertauſchung eines Dreiecks mit einem Keil, in Abſtoßung ſich wiederholender Zeichen beſtanden; ſo ſind z. B. , , , verſchiedene Zeichnungen des Nämlichen. Welche Urſache andere Umgeſtaltungen, Abwerfungen und abweichende Gruppirung bewirkte, wiſſen wir noch nicht, nur ſoviel ſcheint zu erhellen, daß die Wortzeichen ſich beſtändiger behaupteten, als die Lautzeichen. Nach Ort und Zeit wurden auch die Werthe andere. Oppert gibt an, „ich ſchicke" ſei geſchrieben worden zuerſt: , ſeit Tiglat Pileſar bis Sardanapal, nach ſeinen Zeitanſätzen zwiſchen — 1250 und — 898: ; zweihundert Jahre ſpäter unter den Sargoniden , unter denen die alte Form gänzlich

verschwand.[47] Altbabylonische Formen erhielten sich bis gegen — 700, bis in Sargun's Zeit; sind noch in einer Inschrift desselben wahrzunehmen.

Einschluß eines Zeichens durch umgebende, der im Altsusischen und selbst im jüngeren Assyrisch noch zuweilen vorkam, wurde im jüngeren Susisch nur einigemale (6 mal), in der turanischen und armenischen Schrift nur ganz vereinzelt noch beliebt. Auch hierin kennzeichnet sich die assyrische Schreibart als ein Mittelglied zwischen diesen beiden letzteren und dem Babylonischen. Blosse Striche erhielten sich im Altsusischen und Neuassyrischen in sechs Fällen, blieben auch ein paarmal noch im jüngeren Susisch, wurden aber im Armenischen nur einmal, im Turanischen gar nicht mehr gebraucht. Ueberall war an ihrer Stelle der Keil getreten. Die turanischen Schreiber liessen durchschnittene Keile bei Seite; solche kommen nur in drei turanischen Formen vor. Winkel wendeten sie selten an, dagegen hatten sie eine ausgesprochene Vorliebe für den wagerechten Keil.

Noch sind wir nicht im Stande eine waltende Regel in der Zusammengruppirung der Bestandtheile wahrzunehmen. Glaubt man sie hier und da zu entdecken: so entzieht sich doch vieles Andere so völlig aller Berechnung, daß uns *vorerst* nichts übrig bleibt, als die Gruppirungen sowol wie die Veränderungen auf blosse Willkür zurückzuführen. Wir gewahren wol manchmal, daß der Winkelhaken das Dreieck vertrat, daß es gleichgültig war, wie eine bestimmte Zahl gleicher Zeichen gruppirt, ob ein Keil ganz gezeichnet oder verkürzt wurde u. dgl., aber wir vermögen weder die Zeichen nach ihren Bestandtheilen und ihrem Sinn in einer regelrechten Folge zu ordnen, noch darzulegen kraft welcher Grundsätze die babylonischen Zeichen von den andern Völkern der Keilschrift umgestaltet worden sind.

So zeigt uns denn die Keilschrift, soweit die bisherigen Untersuchungen ihr Verständniß aufgeschlossen haben, eine Mittelstufe zwischen Sylbenschrift und Alfabetschrift. Noch sind ihr Zeichen für Begriffe beigemengt und sie leidet an Wucherung, an Ueberflüssigem. Beides verräth die Größe der, bei dem Versuche eine Lautschrift aufzustellen, zu überwindenden Schwierigkeiten.

Zum Anschlag des vokallosen Mitlautes war sie nicht gediehen; daß das Zeichen für Konsonanten noch einen Stimmlaut mitbegriff, war eine Unvollkommenheit, die durch ein gekünsteltes Verfahren, bei dem schon Angegebenes zu verschlucken war, überwunden werden sollte. Indeß gab es doch zugleich deutliche Vokalzeichen. Im Babylonischen fand Menant fünf Vokalzeichen, die er einmal als a, zweimal als i, zweimal als u bestimmte, im Assyrischen Norris sieben, die er zweimal für a (das eine davon ist zugleich ha), einmal als e, einmal als i, dreimal als u gelten ließ: gleichwol gelangten die Völker der Keilschrift nicht dazu, den einfachen Mitlaut zu bezeichnen. Noch schieden sich die verschiedenen Bestandtheile nicht rein ab, allein sie war doch das Uebergangsglied zu einer reinen Alfabetschrift, die bald neben ihr auftrat. —

Stein war überall einer der ältesten Träger der Schrift. Auf dem angeschwemmten Boden Chaldäas gab es aber kein Gestein, oder doch nur in den oberen Gegenden. Weiter nordwärts in Assyrien in der Nähe von Ninive fanden sich wol wieder Hügelreihen, deren groben Alabaster und Gyps das Wasser oft bloslegte, und im Nordwesten gab es auch schwarzen Basalt; aber die Strecken am untern Eufrat und Tigris, von denen der Ausgang der Keilschrift kam, waren ein sandiges, lehmiges, von Sümpfen durchsetztes Land. Die Schreiblustigen mußten auf eine andere Weise sich zu behelfen trachten.

Aus Erde, Lehm, fettem, groben Thon kneteten sie sich künstliche Steine und härteten die weiche Masse durch erhöhte Wärme, damit sie oder schärfer gesagt, der auf sie getragene Gedanke, fortdauere. Backsteine oder Ziegeln ersetzten ihnen andere Beschreibstoffe.

Der Gebrauch derselben war übrigens schwerlich neu. Seine frühe Anwendung bezeugen die Wände der ägyptischen Bauwerke und die erhaltenen Sigel ägyptischer Herrscher, bezeugt ferner jene alte, schon in unsern früheren Auseinandersetzungen (Seite 486) herangebrachte Sage, daß Set um sein Wissen in jedem Falle vor dem Untergange zu bewahren, dasselbe zweimal niedergeschrieben habe, das einemal auf ungebrannte Ziegeln, das andere-

Digitized by Google

mal auf gebrannte, damit wenn Wasser jene auflösen sollte, die gebrannten fortdauerten, wenn aber Feuer die Säule von gebrannten Ziegeln zerstöre, das Feuer zugleich die ungebrannten härte.

Die Form, welche für diesen Beschreibstoff gewählt wurde, war die von Ziegeln oder Tafeln und die von Kegeln oder Cylindern. Anfangs verwendete man wol blos an der Sonne gedörrten Lehm. Dergleichen Backsteine wurden gefunden auf der Ostseite von Babylon; vielleicht war dort der älteste Theil dieser Stadt. Alsdann mengte man behufs besserer Haltbarkeit gehacktes Stroh bei. Manche Ziegeln sind dicke, schlecht an der Sonne getrocknete Klumpen von Erde, der Lehm, Erdharz, gehacktes Stroh, dünnes Schilfrohr beigefügt ist. Diese rohen Backsteine sind gewöhnlich noch unbeschrieben, indeß nahmen die Babylonier doch auch schon solche zum Beschreiben. Taylor fand z. B. derartige Kegel mit Keilschrift in Warka. Darauf härteten die Babylonier die Masse durch Feuer oft nur obenhin; weil aber die leicht gebrannte Erde schnell zerbröckelte, brannten sie die Masse dann wol in der Regel in Backöfen vollkommen durch. Die Babylonier brachten es dahin, ihre Ziegeln in der vorzüglichsten Beschaffenheit herzustellen, so daß sie beinahe die Dauerhaftigkeit des Marmors gewannen. Die gebrannten Ziegeln wurden (zufolge der Wahrnehmung Rich's) in viel kleinerem Umfange hergestellt als vordem die rohen, gedörrten. In Chaldäa wurde einmal eine schlechtere Tafel aufgefunden, welche eine bessere einschloß: beide waren fast wörtlich mit dem Nämlichen beschrieben.[48]

Was in Babylonien eingeführt worden war, wurde in Assyrien beibehalten. Auch da buck man Papier und schrieb auf Erde.

Die Tonflächen wurden meistens klein hergestellt, in Täfelchen von 1, 1½, 2 bis 3, auch von 4, 6½ und 9 Zoll; manche aber sogar in einer Größe von 10, selbst 13½ Geviert-Zoll und 3 bis 4½ Zoll dick.[49] Die älteren und gröberen sind bedeutend größer als die besser bereiteten; man fertigte sie sonach erst später in handlicherer Form. Die Thonkegel wurden sowol vielkantig z. B. viereckig, sechsseitig, als rund hergestellt, gewöhnlich in einer Länge von 1 bis 3 Fuß, und schmal. Die länglichen Thonwalzen

Digitized by Google

könnten Tonnen oder Fäſſern ähnlich gefunden werden. Man machte ſie ebenſowol hohl als dicht und gediegen, die hohlen an beiden Enden geſchloſſen. Manchmal hat das Ende anderthalb Zoll im Durchmeſſer. Die gröberen Stücke haben eine dunkelrothe oder ſchwärzliche Farbe, die feinſten ſind weiß, in's Gelbliche ſpielend. Dieſe Cylinder mußte man beim Leſen rollen.

Das war denn doch ein viel haltbarerer Stoff, als unſer Papier, deſſen ſchnelle Vergänglichkeit alle unſere Bücher gefährdet. Von den thönernen Aktenſtücken Ninives haben ſich wenigſtens manche erhalten.

In dem weichen Thon wurden die Züge mit einem Griffel ohne Mühe eingedrückt; das Schreibwerkzeug muß oft ſehr fein geweſen ſein. Dies geſchah vor dem Härten. Der Augenſchein lehrt an einigen Stücken, daß das Eingraben der Züge dem Brennen des Stoffes vorauging, denn am Rande der dicken Züge liegt noch eine gebackene kleine Wulſt von dem auf die Seite gepreſſten Thone, und man gewahrt auch vom ſtarken Backen entſtandene Sprünge, welche über die Schrift gehen.[50]

Bei der Einfachheit der Zeichen verfielen die Babylonier ſpäter darauf, die Keilſchrift in Holzſtöcke erhaben auszuſchneiden und mit dieſen Stämpeln ſie in das noch naſſe Lehmſtück einzudrucken. Derartige Stämpel ſind unter den Trümmern Babylons gefunden worden. Wir beſitzen auch babyloniſche Schriftſtücke von gebranntem Thon, mit erhabenen, verkehrten Keilen, die folglich als Formen gedient hatten. Auf Kegel mußte die Schrift eingewalzt werden; zuweilen geht ſie auf ihnen von der Rechten zur Linken und am Rande erhaben.[51] An vielen Cylindern und Tafeln gewahrte man noch die Eindrücke von Walzen.[52] Das Druckverfahren ward das gewöhnliche und erklärt der Zeichen überraſchende Gleichförmigkeit und ihre übereinſtimmende Vertiefung. Zuerſt wurden blos einzelne Zeichen oder Gruppen von Zeichen aus freier Hand eingeſtämpelt — und dabei blieben die Aſſyrer ſtehen — hernach von den Babyloniern ganze Zeilen und Sätze, als z. B. Anrufungen einer Gottheit, mit einemmale, ja längere mit einem Viereck umrahmte Inſchriften, ſo daß alſo dieſe vorher in einer Fläche ausgeſchnitten wurden. Man hat Fälle wahrgenommen,

in denen der Eindruck in der Mitte, wo auf der Form die Wucht des Aufdrucks ruhte, am tiefsten, dagegen an den Enden flacher ist, ja sogar Zeichen an diesen fehlen[53]. Wir kennen eingestampfte Schriftstücke z. B. aus der Zeit Königs Nebukadnezar von Babylon. Das solchergestalt bestämpelte Thonstück wurde in den Ofen geschoben und gebacken: das Schriftstück war fertig.

In der späteren Zeit wurde in Babylon dem Thon oft noch ein harter, glasiger Ueberzug behufs der dauerhafteren Erhaltung der Züge gegeben. Der Auftrag wird als ein gelblicher Firniß geschildert. — Den vorhandenen Beschreibstoff nutzte man bei seiner geringen Umfänglichkeit so viel als möglich aus, beschrieb ihn daher auf allen Seiten, auch am Rande und mit sehr kleiner und zusammengedrängter Schrift, aber immer äußerst deutlich, genau und jede Zeichengruppe in gleicher Höhe. Um Raum zu sparen wurden die Zeilen dicht aneinander gerückt. Häufig wurden die Züge in solcher Kleinheit ausgeführt, daß wir Vergrößerungsgläser zum deutlichen Erkennen bedürfen.[54] Manche Cylinder haben auf jeder Seite ungefähr 60 Zeilen, andere 20, 8, 7, 4, ja nur 3 und 2 Zeilen. Daneben wurden aber auch bei manchen die Buchstaben in der Höhe eines halben Zolles ausgeführt. Oft sind die Zeilen sehr kurz. Gleichlaufende Linien trennten gewöhnlich die Zeilen und wo nicht alle Flächen beschrieben sind, pflegte eine viereckige Umrahmung die Schrift einzuschließen.

Oefter fand man in den Trümmern von Babylon auf blau gefärbten Ziegeln weiße Keilschrift mit so groß ausgeführten Zügen, daß sie in der Ferne gut zu sehen war: Oppert muthmaßt, daß dies Unterschriften zu bildlichen Darstellungen waren[55].

Backsteine benutzte man auch, um auf ihnen Abbildungen, Karten, Stadtpläne zu zeichnen.[56]

Da Backsteine Beschreibstoff waren, so statteten die Assyrer auch Gebäude mit Inschrift aus, Strebepfeiler, Wände und Fußböden der Zimmer. Dann lief die Schrift von aussen nach der Innenseite des Gebäudes zu. So beschriebene Stücke wurden in die Mauern eingelassen. Erdpech diente als Kitt. In dem alten Mauerwerke Babylons liegt merkwürdigerweise die Schrift — meist 3 oder 4, auch 7, höchstens 10 Zeilen betragend — nicht nach aussen

Digitized by Google

gekehrt, wo ſie ſichtbar wäre, ſondern nach unten oder innen, war mithin dem Blicke der Zeitgenoſſen entzogen.

Auch kleine Täfelchen von hartem Gyps wurden als Beſchreibſtoff genommen; wir kennen z. B. zwei ſolche, die nach Menant einen babyloniſchen Könige Hammurabi nennen, den er zwiſchen — 2000 und — 1500 anſetzt; das eine 1/5 Millimeter lang, 0,08 Millimeter breit, hat auf der einen Seite 30, auf der andern 32 Zeilen der älteren babyloniſchen Schreibart in zierlicher Ausführung.[57]

In Stein wurde natürlich, namentlich im Norden, Schrift gehauen und gemeißelt. In Aſſyrien bot er ſich leicht; es koſtete nicht viel Mühe den Alabaſter ſeiner Hügel in Tafeln zu ſchneiden und zu bearbeiten. Von den kurdiſchen Gebirgen wurden ſchwarze Steine auf den Strömen eingeführt. Ein ſolcher in Ninive gefunden enthielt 104 Zeilen.[58] Auch in Babylon nahm man dann gern Steine zum Beſchreiben. Meiſt ſchnitt man jeden Stein in Tafeln, die als Träger der Schrift dienten; den ſchwerer zu bearbeitenden Baſalt nahm man auch in Blöcken dazu, die nur glatt behauen wurden.

In den Palläſten der Herrſcher Ninives wurden große Marmorplatten mit Bildwerken und Inſchriften aufgeſtellt. Die beſchriebenen Tafeln wurden ſowol aufrecht in die Seitenwände eingefügt, als zur Pflaſterung des Fußbodens verwendet. Die als Pflaſter gebrauchten waren auf beiden Seiten mit demſelben Inhalt beſchrieben, als hätten dieſe Herrſcher, der Wandelbarkeit irdiſcher Macht eingedenk, ihm ſelbſt für den Fall der Zerſtörung ihrer Palläſte Fortdauer ſichern und durch ihn das Andenken an ihre Gewalt und ihre Thaten erhalten wollen. Die Tafel wurde mit ihrer beſchriebenen Rückſeite über andere Backſteine auf eine Lage flüſſigen Erdpechs gelegt, in welchem ſich die Züge der Schrift deutlich abdrückten. Solche Tafeln waren von beträchtlicher Länge und Breite; eine in Kujundſchik (d. h. Ninive) gefundene enthielt 325 durch Querſtriche abgetheilte Zeilen, eine zweite daſelbſt, die 57 Zoll lang, 25 Zoll breit iſt, 230 Zeilen, andere waren kürzer, hatten nur 20 Zeilen. An den Pflaſterungsplatten in Korſabad (ebenfalls Ninive) bemerkte Botta Spuren von einem Kupferüberzug, welcher die Züge einſtmals gefärbt und damit deutlicher

gemacht hatte. Geschah ein Umbau, so begab sich auch wol, daß die Ziegeln für die neue Einrichtung verwendet, ausgebrochen und umgedreht wurden, so daß nach Innen zu das ehdem Geschriebene gekehrt ward.

Auch auf das Gestell von Bildsäulen wurde Schrift gesetzt. In Korsabad stand ein Obelisk, auf dessen vier Seiten im ganzen 20 kleine Schildereien in erhabener Arbeit zu dem Auge jedes Beschauers sprachen und über sie hinweg, zwischen, unter und über ihnen 210 Linien eingehauene Keilschrift dem Kenner derselben das Verständniß der dargestellten Siegesthaten eines Herrschers vermittelten. In Nimrud war ein ähnlicher von schwarzem Marmor. Auch in Babylon (Niffer) soll ein Obelisk noch vorhanden sein und die griechischen Schriftsteller erwähnten einer Steinsäule des Akikaros.[59]

Bildwerke aus Stein wurden von den Assyrern mit Schrift versehen, damit sie verständlicher seien; nicht in der ältesten Zeit, aber nachmals[60] kam es nicht selten vor, daß Bilder und Schrift verbunden wurden. Waren es gemäldeartige Darstellungen, so setzte man wol über die einzelnen Gegenstände, Städte, Personen ihre Namen, trug auch kein Bedenken die Schrift über die Zeichnung selbst hinweggehen zu lassen. Zwischen den Bildern liefen die Schriftbilder und auch querweg über den Leib der Figuren. Waren es wirkliche Nachbildungen so brachte man auf sie das zu Sagende. Lavard fand auf dem Rücken von steinernen Löwen und Stieren Schrift, er fand in Ninive Hände und Entenköpfe von gebranntem Thon, von denen jene auf den Fingern, diese auf der Rückseite Keilzeichen hatten.

Mächtige Könige des Landes wählten, wie wir noch näher betrachten werden, in den nördlicheren Gegenden Felsen, um auf ihnen zur Nachwelt zu sprechen. Sie liessen an den Steinflächen der Aussenseiten Schrift mit äußerster Sorgsamkeit ausführen und verzierten ihre Gedenktafeln mit Abbildungen, über welche oft quer hinweg, über die freien Flächen der Menschen- und Thierleiber die Zeilen der Keilschrift sich zogen, wahrscheinlich ansagend, was mit diesen Bildern in Zusammenhang stand. Solche große Inschriften meißelte nicht ein Steinmetz ein; mehrere arbeiteten an ihnen.

Wie die Babylonier der innern Oberfläche gebrannter Näpfe und Schalen Schrift gaben, ſo trugen ſie auch Keilſchrift auf Alabaſter-Vaſen und Edelſteine. Auf einem Onyx lief die Schrift im Kreiſe.[61] Auch eine Inſchrift auf einer kleinen Glasflaſche ward gefunden, die den Namen des Aſſyrer Königs Sargun (gegen — 700)* trägt. Jaspiscylinder, Agat, Karneol und Lapislazuli mit Bild und Schrift, ſind gefunden worden. Das Einſchleifen derſelben in die Edelſteine muß mittelſt eines Rades geſchehen ſein.[62] Victor Place fand 1854 in Korſabads Grundmauern auf dem Deckel einer Gypsvaſe Schriftzüge und in dieſer Vaſe fünf beſchriebene Scheiben von Elfenbein, Blei, Kupfer, Silber und Gold. Oppert meinte: auf dieſelben habe Sargun den Ruhm ſeines Namens geſchrieben und ſie dann in den Grund vermauert. In einer ſeiner Inſchriften zu Korſabad zeigt Sargun an, er habe ſeine Namen auf Tafeln von Gold, Silber, Blei, Kupfer, Zinn, Marmor und Alabaſter geſchrieben, und ſie in der Tiefe des Gebäudes verſenkt.[63]

Denn Metallflächen dienten ebenfalls als Beſchreibſtoff. Wir beſitzen aus Bronze gearbeitete, mit Keilſchrift beſchriebene kleine und große Löwen, große menſchenköpfige Stiere und beflügelte Adler, auf deren Rücken die Schrift ſteht. Letztere wurden in Ninive und 1860 bei Wan entdeckt. Layard fand bei Kalah Schergat eine Kupfertafel mit Keilſchrift.

Der Aſſyrerkönig Sardanapal III. baute (nach Oppert um —919) in der Mitte von Kalach einen Tempel des Gottes Ninip, welcher deſſen Marmorbildniß enthielt und eine Inſchrift, deren Züge mit Gold ausgelegt waren.[64]

Auf Gewebe, die als Kleidungsſtücke gebraucht wurden, kam gleichfalls Schrift: von der Perſerzeit iſt dies gewiß und höchſt wahrſcheinlich war dies älterer Brauch. Die Falten der Gewänder in den Abbildungen zu Perſepolis von Dareius und Xerxes zeigen Schrift[65] und ſowol von den Achämeniden hieß es,

*) Sargun herrſchte nach der Berechnung von Markus von Niebuhr von — 729 bis — 714, nach der Berechnung von Brändis zwiſchen — 717 und — 713, nach der Oppert's von — 721 bis — 704, nach der Gumpach's von — 705 bis — 692.

Digitized by Google

daß sie auf Seide schrieben[66], als von den Parthern, daß ihre Gewänder Schrift trügen[67].

Ob Gebrauch von Baumblättern gemacht worden ist, wissen wir nicht, denn dieser Träger der Schrift war allzu vergänglich.

Nicht gewöhnlich scheint die Benutzung der von den Haaren gesäuberten Thierfelle. Bei den Aegyptern wurde Leder auch nicht als Beschreibstoff angewendet, vermuthlich weil sie frühzeitig das viel billigere Papyrus herstellten. Dies letztere fehlte den Morgenländern; sie griffen zum Töpferzeug. Thontafeln und Thoncylinder machten in den älteren Zeiten den Inhalt ihrer Archive aus, in späterer Zeit wurden indeß auch gegerbte Thierfelle gebraucht; unter den Abbildungen in Ninive (Layard's Niniveh und seine Ueberreste, Figur 21) sieht man abgehauene Köpfe der Feinde vor einen Mann bringen, der sie zählt und aufschreibt, in der Linken einen schmalen, aus seiner Hand herabfallenden und gewundenen, am untern Ende sich umbiegenden und zusammengerollten Beschreibstoff haltend, und mit der Rechten ein Stäbchen darauf führend: dieser Beschreibstoff ist schwerlich Papyrus, wahrscheinlich Leder. Das persische Archiv bestand aus Lederstücken[68]. Diese Verwendung wird von der persischen Sage bestätigt, da nach des Arabers Abu Dschafir Attavari Angabe die Zarathustrischen Schriften auf 12000 Kuhhäuten geschrieben gewesen sein sollen.

Cylinder mit erhabener Schrift, häufig auch mit bildlichen Darstellungen benutzten die Mesopotamier unter anderm zur Vertretung von Personen, als deren Unterschrift. Petschafte, Sigel waren allgemein im ganzen Morgenlande in Gebrauch und man bediente sich ihrer auch zum Verschluß offener Gegenstände. Man gestaltete sie als kreis- oder eiförmige Tafeln oder als längliche Vierecke. Die Schriftzüge auf ihnen waren äußerst klein und standen entweder zur Seite des Bildes oder zogen sich um dasselbe herum. Vor der Anwendung wurden sie mit dicker Schwärze bestrichen. Dergleichen sind in Babel, Ninive, Pantikapäum gefunden worden.[69] Unter den wiederentdeckten Cylindern sind solche, denen ein Sigel aufgedrückt war; vermuthlich enthielten sie Urkunden, die mit ihm bekräftigt wurden. Die Sigelcylinder — auch solche fertigte man — drehten sich um eine metallene Axe wie eine Walze und wurden auf dem feuchten Thone gerollt.[70]

Digitized by Google

Ihre Schrift lief in verkehrter Richtung und war von rechts an zu lesen.

Aehnliche kleine Schriftstücke wurden zu zauberhafter Wirkung als schützende Talismane hergestellt. Bei ihnen kam es oft vor, daß die Schrift von oben nach unten ging.[71] Als Siegel dürften sie gleichfalls gebraucht worden sein.

Nicht immer wurden die Sigel auf das Thonstück selbst gepreßt, zuweilen vielmehr auf einem besonderen Stücke feinen Thones abgedrückt und dieses durch eine Schnur oder einen Lederstreif an der Urkunde befestigt. Wenn der Beschreibstoff Leder war, geschah letzteres wol allemal. Auch in Aegypten ist es so gewesen. Botta und Layard entdeckten viele solche Sigelabdrücke in Ninive, welche Löcher hatten, durch die das befestigende Band gezogen war. Bei einigen lag noch die Asche der verbrannten Schnur.[72]

Während in den Trümmern von Ninive selten ein Backstein unbeschrieben gelassen ist, gilt das Gleiche nicht von den Ziegeln Babels. Dies spricht wiederum dafür, daß der Schriftgebrauch in Babylonien dem in Assyrien voranging. Die Ziegeln Babels bekamen auch immer nur auf einer Seite Schrift.[73] In Ninive machte man von ihr ausgibigeren Gebrauch: dort belegte man die Wände mit Inschriftentafeln, was in Babel, soviel wir wissen, nicht geschah.[74] Dagegen verfuhren die Babylonier oder Chaldäer in der Ausführung der Schrift weit sorgsamer. Sie drückten erhaben geschnittene Stämpel mit ganzen Zeilen und längeren in ein Viereck eingeschlossenen Inschriften ein, wohingegen die Assyrer mit minderem Geschick verfuhren, indem sie jedes Zeichen einzeln mit freier Hand ausschnitten,[75] wobei die Schrift unregelmäßiger ausfiel. —

Das Priestertum war zuerst im Besitze der Schrift und ihr Pfleger. Es bewahrte das Geschriebene und bildete es aus. Das älteste Schrifttum war, wie in Aegypten, ein priesterliches, geheiligtes. In den Tempeln wurden Säulen mit Schrift aufgestellt und gehütet. An den Tempeln entstand im Verfolge der Jahre, als die Hervorbringungen sich gemehrt hatten, eine Sammlung von Schriftstücken, nach unserer Ausdrucksweise, eine kleine Bücherei und das Archiv des Volkes.

Mit Gestirnbeobachtungen, da das leichtgläubige Gemüth am Himmel den Rathschluß der Götter zu erfahren träumte, beschäftigten sich die Chaldäer in Babel, wo sie ein eigenes Viertel bewohnten, ununterbrochen mit ausdauerndem Fleiß. Auch in Orchoe und Borsippa trieben sie Sternkunde. Auf Gott Bel (oder Bol, Bal) führten sie die Erkenntniß des gestirnten Himmels zurück[76]: auf den Gott, den man hernach in Palmyra mit der heiligen Buchrolle abbildete. Von den frühesten Schriften glaubten nachmals spätere Geschlechter, daß sie von Oannes selber herrührten. Weise Männer beschäftigten sich mit ihrer Deutung. Diese ältesten Bücher bildeten mitsamt ihren Auslegungen das heilige Siebenbuch, aus dem die chaldäischen Priester in der Folge ihre Kunde und Lehre schöpften. Höchstes Alter und übernatürliche Herkunft wurde ihm beigelegt. Die Eintheilung der heiligen Bücher in sieben Stücke rührte vielleicht von der Siebenzahl der verehrten Planeten her; nach Movers' Muthmaßung waren ihre Titel zugleich die Namen jener göttlichen Fischmenschen gewesen, welche nach Babylonien zuerst Einsichten und Kenntnisse brachten (vgl. Seite 606—608).

Der riesige Tempel des Bel zu Babel war ihre Sternwarte und der Mittelpunkt eines erblichen Chaldäervereines, welcher bis zu den Tagen, da die Griechen das Morgenland eroberten, den größten Einfluß behauptete. Seine Mitglieder unterrichteten in ihrem Wissen ihre Kinder, fingen wenn diese noch sehr jung waren, schon an sie zu belehren und bewirkten damit, daß ihre Thätigkeit sich in gleicher Weise fortsetzte. Ihre Himmelsbeobachtungen schrieben sie auf Ziegeln nieder. Vorzugsweise achteten sie auf Sonne, Mond und die 5 Planeten, auf den Thierkreis und außerdem auf 24 Sterne. Als die Schlacht bei Gaugamela Babylonien makedonischer Herrschaft unterwarf (nach gewöhnlicher Annahme — 331, nach Seyffarth's Bestimmung der elf Tage vor der Schlacht eingetretenen Mondfinsterniß — 328) hatten sie aufgezeichnete Beobachtungen vor sich, welche laut einer Angabe 1903 Jahre zurückgingen,[77] mithin bis — 2233 oder 2230, nach andern Angaben jedoch nur 720 oder 490 Jahre[78], denen wieder andere gegenüberstanden, welche von 473000 Jahren[79] sprechen. Daß erst gegen — 800, selbst — 1050 ihre

Sternaufzeichnungen begonnen haben sollten, ist nicht anzunehmen. Die mittlere Angabe hat also die größere Wahrscheinlichkeit für sich. Sternbeobachtungen ohne Aufzeichnung derselben würden zu nichts geführt haben. Kannte man die Schrift, so benutzte man sie sogleich zu solchen gewiß. In dem ermittelten Jahre wäre sonach die Anfangszeit der sternwissenschaftlichen Arbeiten der Chaldäer gefunden. Trotz ihrer langen Himmelsbeschauung waren sie aber weder zum Auffassen der Gesetzmäßigkeit im Sternenlauf, noch zur Vorausberechnung von Sonnenfinsternissen gediehen. Daß der Mond sein Licht von der Sonne erborge und daß seine Verfinsterung durch den Schatten der Erde entstehe, war ihnen indeß bekannt geworden. Auch der Zeitraum von 223 Mondwandlungen, in welchem der Mond ziemlich in dieselbe Stellung, in gleiche Näherungs- und Entfernungspunkte und Knoten zurückkehrt,[80] sowie die Veränderung des Nordpunktes sollen sie entdeckt haben.

Wenn sie mancherlei Gründe dafür vorbrachten, daß die Erde hohl sei und die Gestalt eines Kahnes habe,[81] so möchte sich dies daraus erklären, daß sie nicht den Stillstand, sondern die Bewegung der Erde angenommen zu haben scheinen, gleichsam ihr Schiffen im Weltenraum, dessen Mittelpunkt die Sonne ist.[82] Hat doch auch späterhin um — 150 ein griechisch schreibender Gelehrter aus Seleukia am Tigris Namens Seleukos, welcher „der Chaldäer" hieß, die Drehung der Erde um die Sonne behauptet.[83]

Die wissenschaftliche Bewegung war unter den Chaldäern bedeutend. Abweichende Lehren wurden zu Tage gefördert und man unterschied späterhin mehrere Schulen, welche selbstständig auftraten, wie die der Orchener, der Borsippener und andere. Die Forscher in Babylon entwanden sich mit ihrer fortschreitenden Erkenntniß dem Wahne, daß die Stellung der Gestirne in der Geburtsstunde eines Menschen als sein Schicksal bestimmend zu deuten sei, und wenn immer noch viele diesen alten Aberglauben hegten und mit ihm bei dem Volke gute Geschäfte machten, so wurden doch solche von der babylonischen Schule als ebenbürtige Gelehrte nicht mehr anerkannt.[84]

Mochte immerhin der Hauptbeweggrund zur Sternseherei der

Wunsch sein, die Kräfte der Sterne zu erforschen und zur Wahrsagung zu befähigen, so führte die Himmelsbeschauung doch zu mathematischen Studien. Schon von Oannes wollten die Chaldäer in der Geometrie unterwiesen worden sein: das hieße vielleicht soviel, daß Aegypter ihnen deren Anfangsgründe lehrten. Sie selbst betrieben mit unverdrossenem Eifer und sorgfältiger Genauigkeit die zur Berechnung der Sternbewegungen erforderlichen Vorstudien und bildeten namentlich die Rechenkünste aus, insonderheit, wie es scheint, die Proportionsrechnung und die Lehre von den Progressionen.[85] Sollen sie doch auch den Stellenwerth der Zahlen erkannt haben (vgl. Seite 612).

Bei diesen ihren Arbeiten liessen sie es sich angelegen sein bestimmte, sichere Eintheilungen zu treffen, auf Grund deren die genaue Angabe der Verhältnisse möglich wurde. Der Umstand, daß Babel zu einer großen Handelsstadt heranwuchs und der Verkehrsmittelpunkt des Morgenlandes ward, mag wesentlich dazu beigetragen haben, daß seine Gelehrten, die Chaldäer, auf das Messen den höchsten Werth legten, daß sie Werkzeuge aussannen, mit denen sie den Ablauf der Zeit nach dem Schatten und nach dem Fall des Wassers zutreffend zu bestimmen vermochten,[86] und daß sie feste Begrenzungen der Gewichte und sonstigen Maße ausmittelten, wobei sie die Schwere des Wassers und diejenigen Eintheilungen anwendeten, welche von den Himmelsbeobachtern aufgestellt wurden, in 12 nach den Thierkreisbildern, in 7 nach den Wandelsternen und in 60 für Unterabtheilungen. Das von ihnen auf wissenschaftlichem Wege gewonnene Maß- und Gewichtssystem verbreitete sich über ganz Vorderasien, auch nach Griechenland und wenn wir heute nach der siebentägigen Woche rechnen und den Tag wie die Nacht in 12 Stunden zu 60 Minuten spalten, so haben wir babylonische Errungenschaften, Weisheit der Chaldäer beibehalten.

Es läßt sich von vornherein erwarten, daß die Chaldäer sich nicht auf diese eine Seite der Erkenntniß beschränkt haben werden; in der That vernehmen wir, daß sie eigentümliche Ansichten über die Weltentstehung und das Weltende faßten[87] und daß sie Sittensprüche auf Säulen schrieben. Eine solche war die, welche die Säule des Akikaros hieß.[88] Fast selbstverständlich ist Buchung

Digitized by Google

geschichtlicher Kunden,[89] wobei sie sich freilich Hirngespinste aus den Urzeiten erträumten, denn sie wollten mit ihren Nachrichten auf 20215 oder gar 150000 Jahre zurückgehen. Die Babylonier rechneten, soviel wir wissen, nach Jahren ihrer Könige; die Assyrer hingegen bezeichneten jedes Jahr anders, nach einer Person mit dem Namen des Herrschers oder eines seiner Würdenträger. Der Bedarf, vergangene Jahre anzugeben, führte sie zur Zusammenstellung von Jahrreihen, von Listen der Namengebenden. Bei deren Verzeichnung kamen sie zum Beisatz geschichtlicher Vermerke und machten demnach den Ansatz zu Jahrzeitbüchern. Sieben erhaltene Tafeln mit solchen Jahrfolgen geben die assyrische Zeitrechnung von — 938 bis — 643 (bis auf zwei Lücken) fortlaufend, nennen die neuen Könige, zum Jahr — 930 eine Sonnenfinsterniß und fügen seit — 862 kurze geschichtliche Angaben hinzu.[90] Von den Chaldäern wissen wir noch, daß sie in ihren Geschichten die Hebräer erwähnten.[91]

Der Ruf der chaldäischen Gelehrsamkeit war groß, drang selbst zu den Griechen,[92] dessenungeachtet sind die Namen ihrer großen, vorwärtsführenden Männer verschollen; der eine Name der Chaldäer deckte sie alle. Es ging wie bei den ägyptischen Priestern. Die griechischen Mathematiker beriefen sich wol auf einige gelehrte Chaldäer, wie den Kidenas, Naburianos und Sudenos: allein auch dies erfahren wir nur durch eine Anführung Strabon's und wissen nicht, worin ihre Verdienste bestanden. Darauf werden wir nicht den geringsten Werth legen wollen, daß arabische Schriftsteller angeben, Ptolemäos habe ihre Gelehrten Abrachas und Istefan gerühmt.

Im allgemeinen wird man aber kaum anzunehmen berechtigt sein, daß das Schrifttum der Babylonier, Assyrer und Meder trotz seiner von der Beschaffenheit des Beschreibstoffes bedingten äusserlichen Umfänglichkeit sehr reich gewesen sei. Die Schwerfälligkeit der Keilschrift erschwerte ebenso, wie der aus Ziegeln bestehende Beschreibstoff das Abfassen von Büchern. Man kannte den Abdruck von Formen, doch zum vervielfältigenden Bücherdruck lag kein Bedürfniß vor.

Obgleich die Schrift kein Geheimniß einer in sie eingeweihten Klasse war, verstand und brauchte sie doch höchstwahr-

scheinlich nur eine geringe Anzahl über die Volksmenge sich Emporhebender.

Die Könige des Morgenlandes sehnten sich ihren Ruhm auf nachfolgende Geschlechter zu bringen. Könige der kommenden Zeit sollten von ihnen wissen. Ihres Herzens Wunsch zu befriedigen liessen die Beherrscher der Assyrer die ihnen dienstbaren Chaldäer sowol Bilder von ihrer Person und bildliche Darstellungen ihrer Thaten, als auseinandersetzende Keilschrift auf Marmortafeln und Steinsäulen, in gebrannter Erde und an hochragenden Felsen ausführen, an Stellen, deren Lage sie den Blicken vieler Vorbeigehender aussetzte. In den Taurusketten steht z. B. der sogenannte Schriftfelsen an der großen Straße, die von Babel und Ninive nach Efesos hinführt, bei der Fähre über den obern Eufrat, 50 Schritt vom Wege, bei dem jetzigen Kümürchane. Ein anderes Denkmal dieser Art kam auf die Paßhöhe von Kelischin an der medischen Straße. In Armenien ward bei Wan Schrift auf der höchsten Felswand, 50 bis 60 Fuß über dem Boden der Stadt aufgebracht; acht gleichlaufende Spalten enthalten in 300 durch Linien getrennten sehr großen Schriftzeilen die Geschichte eines Königs. Am Wansee hat Schulz nicht weniger als 42 Inschriften armenischer Fürsten abgeschrieben. Die Assyrerkönige liessen derartige Felsinschriften in den eroberten Ländern ausführen; man hat sie gefunden unweit des Mittelmeers am Ufer des Kelb bei Berytus, wie an der kleinasiatischen Südküste bei dem kilikischen Anchiale, der Insel Kypern gegenüber: Sargun's Nachfolger, König Sanacharib war's, der sich hier verherrlichte. In Kypern selbst wurde eine Steinsäule mit Inschrift gefunden, die man Sargun beilegt; sie ist nach Berlin gebracht worden. Von demselben Sanacharib sind Inschriften bei den Gräbern von Bavian (in der Nähe von Gaugamela) an einem Felsabhang so hoch oben angebracht, „daß sie von unten kaum gesehen werden können."[93]

Bilder und Keilschrift waren bei diesen Felsanschriften gewöhnlich beisammen. Um sie vor des Wassers zerstörender Einwirkung zu behüten, wurde erst in den Fels eine Tafel ausgehauen, deren überhängender Rand einigermaßen schützte; damit Menschen sie nicht leicht beschädigen könnten, gab man dem Felsen eine Böschung und schnitt die Zugänge ab. Wie sehr diese

Könige bedacht waren, die Nachricht von ihrem Dasein auf die Zukunft zu bringen, beweist am deutlichsten, daß sie sogar in der Mitte des ein paar tausend Schritte langen Felsdurchstiches Negub, also im Dunkeln, eine vorn und hinten beschriebene Tafel befestigen liessen.[94]

In solchen Anschriften erzählten die Gebieter der Völker, keineswegs überschwänglich, aber doch in schmuckvoller, zuweilen pomphafter Weise von ihrer Abkunft und ihrer Macht, gaben von ihren siegreichen Heerfahrten und ihren gewaltigen Bauten Bericht und machten zugleich ihre fromme Gesinnung gegen die Götter kund. Manche dieser Benachrichtigungen waren äußerst umständlich, gingen sehr in's Einzelne, zählten nicht blos Jahr für Jahr die vollführten Thaten auf, sondern theilten auch mit, wie viele Feinde in der Schlacht umgebracht worden waren, wie viele Beutestücke sie in die Heimath mitgeschleppt hatten und in welcher Größe die auf ihren Befehl erbauten Tempel und Palläste emporragten, mit Angabe der Maße. In eigenem Namen redete da der König in seiner Schrift zu der Welt.

Eine solche Ruhmesschrift wurde nicht etwa einmal, an einer einzigen Stelle gemacht, sondern gleichlautend, meist von Wort zu Wort dieselbe an vielen Orten wiederholt. Mehrere Inschriften am Wansee sind ganz gleich. Die in Korsabad entdeckte wurde 25 mal mit nur kleinen Veränderungen wieder angetroffen. Von der großen Inschrift des Assyrerkönigs Sardanapal III., der vielleicht um — 900 gebot, gibt es außer der Steinsäule, die sich in einem Tempel befand, gegen vierzig Abschriften,[95] in verschiedenen Städten und Tempeln, an den Quellen des Tigris, auf den Höhen des Gebirgs. Zufolge Oppert's Uebersetzung sagt er in ihr unter anderm: „ich ließ ein Bild meiner Gestalt in Marmor machen, ich schrieb darauf einen Bericht meiner Unternehmungen, eine Nachricht und Erzählung von meinen Großthaten, die ich im Lande der Flüsse vollbracht hatte. Ich setzte sie in die (eroberte) Stadt Tuskha, ich setzte Inschrifttafeln an die Mauern."[96] An den Quellen des Supnat errichteten zwei Tiglatpilesar und dieser nach ihnen regierende Sardanapal ihr Bildniß mit Schrift. Ebenso schrieb der Babylonierkönig Nabuchodonosar an die Mauern des Thurmes von Borsippa „den Ruhm meines Namens."[97]

Am Schlusse einer solchen Inschrift pflegte der König seine Nachfolger anzugehen, sie zu lesen und zu behüten, wofür er ihnen den Segen Gottes wünschte, wogegen er den Fluch gegen die aussprach, welche sie beschädigten: deren Namen und deren Stamm sollte die Gottheit vertilgen.

Und so machten es wol alle diese Gebieter.

Mit Bild- und Schrifttafeln gleichen Inhalts bekleideten die Assyrerkönige die Mauern ihrer Palläste; sie liessen solche am Eingange und in den Gemächern anbringen, in Tempeln verschiedener Städte aufstellen. Ueberall sprach da der Gewaltige. In dem Herrscherhause, dessen Trümmer im jetzigen Korsabad wieder aufgefunden wurden, sah Botta Keilschrift die Wände und den Fußboden bedecken und schrieb sich davon mehr als hundert Folioseiten ab. In Ninive standen z. B. zu wiederholtenmalen auf großen Tafeln Sargun's Thaten angeschrieben.[98] Sein Bericht über das in 16 Regierungsjahren (nach Oppert von — 721 bis — 705) Vollbrachte füllt in der französischen Uebersetzung fast 11 Folioseiten.

Auch auf einzelne Thoncylinder ward auf ihr Geheiß ihre Geschichte gebucht. Nachrichten von Sanacharib stehen auf einem walzenförmigen, den Bellino erwarb, und acht Jahre seiner Regierung sind auf einem eckigen verzeichnet, der Mosul gegenüber gefunden und von Taylor gerettet wurde. Die Chronik Assarhadon's, seines Nachfolgers,* fand Layard auf einem sechseckigen Cylinder.

An den Bestattungsplätzen der Könige wurden sie ehrende Grabschriften angebracht.[99]

Die Könige hatten in ihrem Dienste Schreiber, bedienten sich mithin der Schrift zu Verwaltungszwecken. Verschnittene (also Sklaven) wurden namentlich zur Schreiberei von ihnen verwendet. Sie liessen Listen aufnehmen, um eine Uebersicht zu erlangen. Zufolge den bisherigen Uebersetzungen ertheilte König Sargun (gegen — 700) seiner Hauptstadt „geschriebene Stadtordnungen nach den Tafeln der Wahrheit auf Silber und Erz

---

* Assarhadon's Regierungszeit berechnete Brandis von — 695 bis — 667 Markus von Niebuhr von — 691 bis — 674, Oppert von — 680 an, Gumpach von — 674 bis — 667, Bosanquet von — 668 bis — 626.

Digitized by Google

geschrieben." Im besondern erfahren wir, daß die Perser Gefangene brandmarkten und zwar mit Schriftzeichen[100]. Vieles was die Perser hatten gilt von den Medern, Assyrern und Babyloniern, da jene in deren Einrichtungen eintraten. Brandmarken ist, wie wir früher zu sehen Gelegenheit hatten, ein Rückstand des Tatuirens.

In ihren Pallästen häuften die Könige auch Schriftstücke verschiedenen Inhalts auf. Als 1850 Layard im heutigen Kujundschik die Ueberreste von Ninive untersuchte, gelangte er in einen 27 Meter langen, 6 Meter breiten Saal, welcher, wie gleichfalls die anstoßenden Gemächer einen Fuß hoch und höher mit Thontäfelchen bedeckt war. Die größten derselben waren flach und maßen 9 Zoll in der Länge und 6½ Zoll in der Breite, die kleineren waren ein wenig convex; manche von diesen hielten nur einen Zoll Länge und trugen nur ein oder zwei Zeilen Schrift. Die Zahl der gefundenen wird auf zehntausend geschätzt. Leider war der größere Theil, vermuthlich in Folge des Einsturzes der Decke bei der Zerstörung des Pallastes, in viele Stücke zerbrochen[101]. Die Schrift auf ihnen ist sehr scharf aber auch sehr klein, manchmal so winzig, daß, wie Layard versichert, „es rein unmöglich war dieselben ohne Vergrößerungsglas zu lesen." Sie waren verschieden gefärbt: schwarz, grau, bläulich, violet, roth gelb, braun, weiß; gewiß in Bezug zu den Fächern des Inhalts, um daß Aufsuchen zu erleichtern. Die Forscher haben in ihnen das assyrische Reichsarchiv und die thönerne Bibliothek Sardanapal's (Asurbanipal) III. (V. VII.?), dessen Regierungszeit sie von — 660 bis — 647 (Andere etwas später) ansetzen, zu erkennen geglaubt. Dasselbe ist nach London in's brittische Museum geschafft und man meint, daß der Abdruck des daselbst Befindlichen gegen zwanzigtausend Folioseiten austragen möge. Ihr Inhalt soll sich über alle Wissensgebiete erstrecken und alle zur Reichsverwaltung erforderlichen Angaben enthalten. Darunter sollen Kalender der heiligen Tage und Götterverzeichnisse ebensogut befindlich sein, als Königserlasse und Verträge, als Buchung wissenschaftlicher Kenntnisse. Manche tragen Sigelabdrücke, sind also jedenfalls Urkunden. In einer Tafel wollte Hinks eine astronomische Anmerkung bezüglich der Tag- und Nachtgleiche gewahren.

Digitized by Google

Daß man indeß in den vielen Täfelchen mit ein paar Zeilen keine Blätter von Büchern erwarten dürfe, hat mit Recht Gobineau eingehalten[102]; er sieht in denselben unbedeutende Aufschriften, und in den größereu Stücken, die Hinks für ein Syllabar hielt, eine Art Litanei. Ob man eine solche aber auf so vielen Tafeln in der Königsburg niedergelegt haben sollte? Es sind etwa hundert Tafeln. Uns dünkt dies unwahrscheinlich und diejenige Erklärung vorzuziehen, welche sie als Schrifttabellen auffaßt, die in drei Spalten das Syllabar zweier Sprachen und Schriftweisen enthalten, eine Art Vokabular. Vorn steht der assyrische Schriftzug, die Reichssprache, in der Mitte der zu erklärende, welcher jener Schriftweise angehört, die von den neuesten Forschern für Turanisch gehalten wird, zuletzt folgt eine assyrische Erklärung. Aus den veröffentlichten Proben läßt sich, wie mir dünkt, entnehmen, daß viele sogenannte turanische Schriftbilder Abkürzungen sind, indem sie nur den ersten Theil der vollständigeren Schreibung oder nur die erste Sylbe des Wortes darbieten, und daß selbige verschiedene Bedeutungen umschlossen, was leicht erklärlich ist, wenn sie eben Abkürzungen der Wörter waren, da doch gleiche Anfänge mehrerer Wörter gar nicht selten sind. In wie weit und ob überhaupt sich diese Muthmaßung nach größeren Veröffentlichungen bestätigen wird, muß vorerst dahin gestellt bleiben. Aber die eine Thatsache geht unzweifelhaft aus diesem großen Funde hervor: die Assyrer verstanden sich auf diese andere, sogenannte turanische Schrift nicht gut und deren Lesen bot ihnen so viele Anstöße, daß sie eine erklärende Arbeit in einer Art vergleichenden Wörterbuches nothwendig hatten, die sie besser in den Stand setzte, das in ihr Geschriebene richtig zu lesen.

Der älteste Sitz des Schrifttums der Chäldäer war das nördlich von Babel auf der Ostseite des Eufrat gelegene Sippara[103], dessen Name auf Sefer d. h. „Buch" zurückzuführen ist und griechisch Pantibiblis lautete, also etwa die „Stadt der Bücher", nachmals Hipparenum geheißen, jetzt Mussеib. Die Hauptniederlagen der Schriften bestanden für die Babylonier am Beltempel zu Babel[104], für die Assyrer in Ninive[105], für die Armenier in Medzpine[106], dem Nisibis der Griechen, für die Meder in dem Thurme von Ekbatana, wo wenigstens in der späteren Zeit, als die Perser

Digitized by Google

herrſchten, ein Archiv vorhanden war.[107]. Sippara blieb ein Sammelplatz der Chaldäer, demnächſt waren Orchoe am Euſrat, ſüdlich von Babel[108] und Borſippa (Burſipa, Boroſippa, Burſa, wo jetzt bei dem Dorfe Dſcherbaija am Euſrat Ruinen liegen) unweit Babels, ihre Hauptorte.

Von den Wendungen und Schickſalen des in Keilſchrift einſt vorhandenen Schrifttums wiſſen wir beinahe nichts. Der öftere Wandel in der Herrſchaft, die im Gefolge davon ſich zutragenden Eroberungen und halben Zerſtörungen der Hauptſtädte mögen es öfter betroffen und jedesmal vieles zu Grunde gerichtet haben. Merkwürdig iſt, was aus Babylonien berichtet wird. Nachdem dieſes Land Jahrhunderte hindurch von den Aſſyrern abhängig geweſen war, brachen die Meder und die Babylonier das Joch der Fremdherrſchaft und Nabonaſſar, der nun im Jahr — 747 wieder der erſte Chaldäerkönig in Babel war, ließ die ſchriftlichen Nachrichten von ſeinen Vorgängern zerſtören, auf daß mit ihm die Reihe der Chaldäerkönige anhebe[109]. Dieſe Vernichtung alter Schriftſtücke kann Nabonaſſar aus frevelhaftem Ehrgeiz verhängt haben, aber es kann ihn auch die, freilich thörichte Abſicht dazu veranlaßt haben, mit den Ehreninſchriften der ihm vorangegangenen fremden Gewalthaber zugleich das Andenken an die frühere Abhängigkeit in ſeinem Volke zu verlöſchen. Eine vollſtändige Vertilgung der alten Schriftſtücke fand damals in Babel ſchwerlich ſtatt. Ninive war von jenem Abfall der unterworfenen Völker hart betroffen worden. Dort wurde der kriegeriſche Sanncharib König, der die Babylonier bald wieder bezwang, die als ſie ſich wieder gegen ihn empörten, auf die Länge nichts ausrichten konnten, aber ſich freilich ſpäter um — 625 abermals losrangen. Eine Inſchrift dieſes — 695 oder — 694 von ſeinen Söhnen ermordeten Aſſyrerfürſten, ſoll die Auskunft geben: zu ſeiner Zeit ſei Ninive verfallen und die Schrift ſeiner Steine verlöſcht geweſen[110]; ſo habe er es gefunden. Zuletzt erlag doch das aſſyriſche Reich den Babyloniern und Medern ganz und Ninive wurde — 607 oder — 606* völlig zerſtört. Babel ward

*) Nach Boſanquet — 583. Dieſer ſetzt (Beilage zu Smith's History of Assurbanipal. London 1871). Sannacharib's Regierung — 705 bis — 680 die Nabuchodonoſar's — 563 bis — 538 an.

Digitized by Google

durch den mächtigen Nabuchodonoſor (gegen und nach — 600) mit neuen Bauten vergrößert und in die erweiterte Umwallung auch Borſippa eingeſchloſſen[111]. Die meiſten an der Stelle des alten Babels aufgefundenen Bauziegeln tragen den Namen des Königs Nabopollaſar, ſeines Vaters, oder den ſeinigen und den des ſpäteren Nabonned.

Der Gebrauch der Schrift ſtieg in den Verkehr der Einzelnen herab. Zum Heile derſelben machten die Chaldäer Talismane mit vermeintlichen Zauberformeln, mit Gebeten, mit Anrufungen einer Gottheit, die eine heilſame Wirkung ausüben ſollten. Wie derartige gute Sprüche an Gebäuden zu deren Bewahrung angebracht wurden, ſo wurden ſie auch auf kleine durchbohrte Cylinder geſchrieben, die der Gläubige bei ſich trug, an einer Schnur um den Hals. Ferner machten die Chaldäer heilige Thongefäße mit kurzen, darauf geſchriebenen Gebeten, die umgewälzt werden ſollten[112]. Ward es für nothwendig gehalten, daß wer ihrer Kraft ſich verſichern wollte, dabei die Gebete laut ableſen mußte? Wir werden verſucht dies zu bezweifeln, indem wir uns erinnern, daß den mittelaſiatiſchen Buddhiſten das bloſſe Umdrehen geſchriebener Gebete genügt. Die Schrift allein ſpricht zu den göttlichen Mächten; dieſe ſchauen ſie; es reicht aus, daß ein gewiſſer Menſch zu ihr im Bezuge ſteht. Vielleicht rührt noch aus den alten Zeiten der Brauch der Feldbauern im jetzigen Perſien her, an einem gewiſſen Feſttage behufs Beſchwörung und Vertreibung der böſen Geiſter eine Zauberformel mit Safranduute auf eine Hirſchhaut zu ſchreiben und letztere, nachdem ſie einem Feuer ausgeſetzt war, an der Thüre des Hauſes mit Leim oder einem Nagel zu befeſtigen. Viel Abergläubiſches trieben ja die Chaldäer und Aberglauben dauert mit merkwürdiger Zähigkeit fort.

Sigelringe wurden allgemein getragen. Jeder Babylonier hatte einen, wie uns Herodotos meldet[113], mithin war ihr Gebrauch ein allgemeines Bedürfniß gegen — 450. Ging die Gewohnheit, Gegenſtände mit dem Namen der Perſon oder des Eigentümers zu bezeichnen doch ſoweit, daß in Bauziegel Petſchafte gedrückt wurden. Auf Weinkruken hat man die Töpfernamen gefunden.

Die Muthmaßung iſt ſtatthaft, daß auch Briefe, die mit Sigeln geſchloſſen und beglaubigt waren, im Morgenlande be-

reits geschrieben wurden, denn brieflicher Verkehr ist nicht nur bei den Persern nachweisbar, sondern bestand bereits vor deren Zeit bei den Hebräern, die in äusseren Lebensverhältnissen gewiß nicht die Babylonier übertrafen. Der große Handel, den Babel führte, hat sicherlich zum Gebrauch der Schrift in kaufmännischen Beziehungen und zu schriftlichen Benachrichtigungen geführt. Man behauptete daher auch im Altertum, die Babylonier seien die erſten gewesen, welche gegenseitige Abmachungen durch die Schrift feststellten[114]. In Medien führte Deiokes (— 754?, — 709? oder um — 888?) das schriftliche Verfahren für Rechtsstreite ein. Auf das ihm Zugestellte ertheilte er schriftlich seine Entscheidung.[115]

Verträge zwischen Einzelnen wurden auf Thontafeln geschrieben und untersigelt. Am abgerundeten Rande wurde öfter das Petschaft aufgedrückt. Von solchen hat man eine große Menge in dem Archive zu Ninive gefunden. Alle Eigentumsfeststellungen ließ man von der Obrigkeit beglaubigen; Verkäufe, Tausche, Schenkungen, Pachtungen, Darlehen, z. B. der Kauf einer Sklavin, wurden in Registertafeln eingetragen.[116] Wir würden uns jetzt ausdrücken: Notariatsakte seien aufgenommen worden.

Bei diesen Urkunden hat man eine merkwürdige Wahrnehmung gemacht. An ihrem Rande hat nämlich bisweilen der Archivar oder Registrator einen Vermerk angezeichnet, welcher die Namen der Parteien und zuweilen auch den Gegenstand des Geschäftes enthält, aber nicht in Keilschrift, sondern mit der alfabetarischen semitischen, sogenannten foinikischen Schrift, in eilfertigen, rohen nicht tief eingedrückten, matten und manchmal nahezu unleserlichen Zügen. Diese andere alfabetarische Schrift hat man mehrfach im Schutte Nimruds auf Töpferzeug und auf babylonischen Backsteinen angetroffen, die dem bisherigen Ermessen nach Verträge zwischen Einzelnen enthielten. Auf einem Ziegel Babels steht z. B. unter einer nur aus 3 Zeilen bestehenden Inschrift einen Zoll tief darunter eine solche foinikische und Rawlinson hat 1869 auf assyrischen Stücken längere Beischriften dieser Art entdeckt. Beide Schriftarten enthalten eine Alabastervase und Gewichte. Wie man in Assyrien hieroglyfische Schrift auf Metallschüsseln und Elfenbeinschmuck vorfand, die in Folge der zwischen den Assyrern und Aegyptern geführten Kriege in das zwischen dem

Eufrat und Tigris gelegene Land gekommen sein mögen, ja auf dem nämlichen Thonstück die zusammen abgedrückten Sigel eines Assyrer- und eines Aegypterkönigs (des zwischen — 716 und 704 in Aegypten gebietenden Sabakon)[117], so hat man Gewichte mit Keilschrift und alfabetarisch-semitischer Schrift gefunden, von denen eines Schalmanassar's Namen nennt, und zwölf Gewichte, welche blos alfabetarische Bezeichnung haben[118].

Es war demnach im Geschäftsleben Ninives auch noch eine andere Schrift als die Keilschrift gangbar, und es würde demnach geboten sein, jetzt von jener zu handeln, wofern es des Zusammenhanges wegen nicht geeigneter schiene, vorerst noch die jüngere Keilschrift und die letzten Schicksale derselben vorzuführen.

Wegen des Umstandes, daß die Keilschrift blos aus graden Strichen besteht, gar keine Krümmungen kennt, sprach Heeren 1808 die Meinung aus, sie sei überhaupt nur zum Einhauen in Steine auf öffentlichen Denkmälern, „nicht zum eigentlichen Schreiben" erfunden worden[119] und Kopp[120] folgerte aus dem Funde zweier Ziegelsteine in Babylonien mit lediglich alfabetarischen foinikischen Zügen, es sei die Keilschrift durchaus nicht die im gewöhnlichen Leben der Babylonier übliche Schrift gewesen, sondern eine „heilige Schrift in Babel", über welche ja der Grieche Domokritos ein also betiteltes, leider auch verlorenes Buch abgefaßt hatte. Darauf hin nahmen Lassen, Layard und viele andere Gelehrte an, daß die Keilschrift nur als Denkmalschrift gegolten habe, neben der im gewöhnlichen Leben eine kursive, nämlich die sogenannte foinikische gebräuchlich gewesen sei. Allein Angesichts der vielen erhaltenenen Backsteine mit Keilen und dem spärlichen, untergeordneten Vorkommen der anderen ist diese Meinung keineswegs haltbar. Man wird vielmehr sich beschränken müssen, anzunehmen daß jene andere, rein alfabetarische Schrift erst aufgekommen sei, nachdem die Keilschrift längst eingebürgert war, und daß von ihr, als der bequemeren und besseren, ab und zu neben jener Gebrauch gemacht worden sei. Wir werden aber, da Demokritos die babylonische Schrift „eine heilige" genannt hat, allerdings schließen können, daß die Keilschrift als eine heilige Schrift angesehen wurde.

Digitized by Google

Wir haben zum Schluß, um die Auseinandersetzung nicht zu unterbrechen, eines merkwürdigen Umstandes Erörterung aufgespart, der ohne Zweifel dem Leser sogleich aufgefallen ist. Die Schrift mancher Backsteine ist so klein, daß sie nur bei Anwendung von Vergrößerungsgläsern deutlich erscheint. Diese Thatsache steht fest. Mehrere höchst zuverlässige Gewährsmänner haben sie mitgetheilt. Wie aber ist sie zu erklären? Wie haben die Babylonier und Assyrer so klein schreiben, wie so Kleines lesen können? Ihre Sehkraft war gewiß keine andere als die der heutigen Menschen und Vergrößerungsgläser waren im ganzen Altertum unbekannt. Glasbrillen kamen ja erst im XIII. Jahrhunderte auf. Die Alten mußten höchstens — und es fragt sich noch sehr, ob wir annehmen dürfen, daß was um die Mitte des I. Jahrhunderts der Filosof Seneca wußte, bereits den alten Chaldäern bekannt war, zumal sie mit dem seltenen Glase schwerlich viele Versuche angestellt haben werden, — daß „Buchstaben, wie klein und dunkel sie auch sein mögen, durch eine mit Wasser gefüllte Glaskugel größer und heller gesehen werden;“[121] sie kannten auch vergrößernde Spiegel. Aber daß der Abschnitt einer Glaskugel Gegenstände vergrößert erscheinen läßt, hat, wenn wir nicht irren, erst der Araber Alhazen im XII. Jahrhunderte gesagt. Fiele die Erfindung geschliffener Linsen in's Altertum, so würde sich, dies läßt sich mit der größten Bestimmtheit behaupten, an sie eine ganze Reihe von Entdeckungen angeknüpft haben, die erst viel späteren Tagen vorbehalten war. Welche Erklärung jener auffälligen Thatsache bleibt nun? Eine Möglichkeit gibt es noch. Wie die Sternseher, um das Seitenlicht abzuhalten, nach dem Himmel durch lange Röhren geschaut haben mögen, so können auch Schreiber und Leser dicht vor beide Augen einen undurchsichtigen Stoff gebunden haben, der grade vor den Puvillen je eine winzige, nur Nadelstichgroße Oeffnung hatte, durch die sie blickten. Wird durch eine solche Vorrichtung das Sehvermögen auf eine einzige Stelle gleichsam zusammengedrängt, so sieht man bekanntlich nahe und auch nicht zu ferne Gegenstände deutlicher und sogar etwas vergrößert. Sollte dieser Versuch einer Erklärung richtig sein, so haben die Babylonier manche Thonstücke bei aufgebundenen derartigen Brillen beschrieben, was übrigens nur

mittelst sehr feiner Spitzen geschehen konnte, und auf gleiche Weise solche gelesen. War dies nicht der Fall, dann müssen sie doch (was mir aber das Unwahrscheinlichere ist) mit Wasser gefüllte Glaskugeln vorgehalten haben.

II.

Eine große Umwandlung ging durch die Ausbreitung der Perser um — 555 vor. Die Perserstämme wählten zu ihrem Haupte den Agradat, der den Namen Kyrus (die Sonne) annahm und fast das ganze Morgenland den Persern unterwürfig machte.

Das war ein harter Schlag für die Chaldäer, die vornehmsten Träger der morgenländischen Bildung. Babylon wurde, nachdem die Perser es zwei Jahre hindurch angegriffen, — 536 oder — 535 (nach Gumpach — 538) von ihnen erstürmt, Sippara's Mauern zerstört.[122] Indeß wenn gleich die Perser nicht geneigt waren, den Chaldäern mit der Ehrerbietung zu begegnen, die sie bis dahin genossen hatten, so gingen sie doch auf fremde Weisen leicht ein und eigneten sich das Morgenländische, soweit es ihrem Sinne nicht widerstrebte, an und daher behaupteten die Chaldäer immer noch einen bedeutenden Einfluß. Waren sie ja doch die Unterrichteten. Den Ausdruck für „Kenntnisse," „Wissenschaft" entlehnten die Perser ihrer Sprache,[123] ein Umstand, der allein für sich deutlich genug das gegenseitige Verhältniß anzeigt.

Die Perser, die bisher schwerlich oder höchstens sehr selten geschrieben hatten, ergriffen auch die Keilschrift und dieser Umstand spricht dafür, daß die alfabetarisch-semitische Schrift noch keine allgemeine Verbreitung in Babylonien und Assyrien gefunden hatte, weil sie sonst dieser, als der einfacheren und besseren wol den Vorzug gegeben haben würden. Die Keilschrift war die alte Staatsschrift der Könige dieser Länder; jene mochte mehr dem Geschäftsleben eigen sein. Jedoch unverändert nahmen die Perser die Keilschrift nicht an. Einer durchgreifenden Umgestaltung wurde sie unterworfen, welche sie zu einer eigentümlich persischen gestaltete, und dabei erwies sich allerdings der Gedanke des Alfabets wirksam, wiewol er nicht völlig durchschlug.

Liesse sich fussen auf die Angabe eines griechischen Retors, der vermuthlich in einem der drei ersten christlichen Jahrhunderte, wenn nicht früher, schrieb, so wäre erst von dem Achaimeniden Dareius I. die Abschaffung der assyrischen Schrift als eigentlicher Regierungsschrift und der Gebrauch einer neuen ausgegangen.[124] Diese nicht eben gut verbürgte Nachricht wird dadurch unterstützt, daß wir keine Inschrift in der veränderten Schreibweise kennen, die vor Dareius fiele.[125] Nicht unmöglich wäre es dann, daß die Einführung einer veränderten Schrift mit dem Abfalle der Babylonier von der persischen Beherrschung zusammenhinge, einem Abfall, den Dareius nach zwanzigmonatlicher Belagerung Babels bezwang, wobei dessen Mauern zerstört wurden.[126] Zum zweitenmale standen die Babylonier auf, — 519;* Dareius warf sie abermals nieder.

Die neue persische Keilschrift, die wir, wie gesagt, zuerst aus Inschriften des achaimenidischen Königs, des ersten Dareius, kennen lernen, war keineswegs das Ergebniß einer allmäligen Entwicklung, sondern die willkürliche Aufstellung eines klaren Kopfes, der sie in Anlehnung an die vorhandene, so zu sagen, erfand. Sowol in der Anzahl der Sylbenzeichen als in der Zusammensetzung der einzelnen, war ihm die hergebrachte viel zu umständlich. Sein Bestreben war auf einfachere und doch zugleich deutliche Darstellung gerichtet. Er behielt wol die Grundformen Keil und Winkelhaken bei, ließ aber Doppelkeil und Dreieck fallen, bediente sich auch des schrägen Keiles gar nicht, ebensowenig des bis auf sein kulpiges Ende abgekürzten Keiles. Er traf eine kleine Auswahl aus der Menge der vorhandenen Ausdrucksweisen, die er auf wenige beschränkte und für die er nur einfache Zusammenstellungen der Zeichen gebrauchen mochte. Ehe er sehr lange oder künstliche Zeichen beibehielt, bildete er lieber neue. Ja, es hat den Anschein, als habe er geflissentlich der hergebrachten Zeichen sich entschlagen; denn wiewol er die Form von sechs turanischen annahm, (von welchen eines mit dem entsprechenden altassyrischen übereinstimmte), so theilte er doch diesen beibehaltenen Zeichen

---

* Nach Winer's Berechnung — 517, nach Jumpt — 516, nach Seyffarth — 515.

einen veränderten Werth zu; höchstens könnte sein n mit dem turanischen nat, sein s mit dem turanischen asch zusammenhängen. Nur die Ziffern, deren System ja so zweckmäßig war, ließ er weiter gelten. Blos die Vier veränderte er äusserlich dahin, daß er statt unter drei Keile einen Keil zu stellen, zweimal zwei Keile setzte.[127] Man darf daher wol in Betracht, daß er kein Lautzeichen in seiner bisherigen Zusammensetzung aufnahm, behaupten, seine Absicht sei dahin gegangen, sein Alfabet mit dem bisherigen nichts gemein haben zu lassen.

Während in der älteren Schrift der Winkelhaken sehr häufig gewesen war, und der liegende Keil vorgeherrscht hatte, gebrauchte der Anordner der neuen den aufrechten Keil verhältnißmäßig viel häufiger. Stehende Keile verwendete er nur mit der Spitze nach unten und dem kulpigen Ende nach oben, liegende nur mit der Spitze nach rechts und dem kulpigen Ende nach links, den Winkelhaken nur gen rechts hin geöffnet. Den durchstossenen Keil nahm er ein einzigesmal auf. Keil oder Winkel allein gab bei seiner Aufstellung keinen Laut, ebensowenig die blosse Verbindung von Winkeln oder von liegenden Keilen, nur der aufrechte Keil mit aufrechten oder (bis auf 1 seltenes Zeichen) liegenden Keilen oder Keile mit Winkeln. Der aufrechte Keil fehlte nur in zehn Zeichen. Er selber wurde nicht öfter als dreimal hintereinander gesetzt und alsdann das einemal der mittlere verkleinert. Beinahe in der Hälfte der Zeichen kam der Anordner ohne Winkel aus.

Die neue persische Schrift bestand hiernach aus 2 Bildern mit zwei Zeichen, dem stehenden Keil und dem Winkel, je nachdem dieser oder jener den Anfang machte, aus 12 Bildern mit drei Zeichen, aus 20 Bildern mit vier Zeichen, und hatte mit fünf Zeichen 10. Ausnahmsweise gesellten sich noch 2 Formen von sechs Zeichen hinzu, hinsichtlich deren es indeß zweifelhaft ist, ob sie einfache Zeichen sein sollten.

Obwol sichtlich die neue Zusammenstellung eine überlegte war, besteht doch kein Zusammenhang zwischen der natürlichen Folge der Laute und der Anordnung oder Zusammenfügung der Bilder gemäß ihrer Verwandschaft, ebensowenig steht der Anfang der Bilder, (ob ein aufrechter oder liegender Keil oder Winkel-

Digitized by Google

haken das Bild beginnt) oder aber die Anzahl ihrer Bestandtheile in einem erkennbaren Bezuge zum Lautwerth. Gegenüber der natürlichen Reihefolge der Bilder befinden sich ihre Bedeutungen im Durcheinander.

Hinsichtlich des Lautbestandes war man zu einer genaueren Unterscheidung gediehen. Auch darauf mochte die schon gangbare alfabetarische Schrift eingewirkt haben. Nur zwischen b und m, sowie zwischen l und r fand Verwechslung statt. Das l pflegten die Perser nicht zu sprechen, oder r vertrat es. Der Tausch von b und m war auch den Persern gewöhnlich. Begriffszeichen wurden gar nicht verwendet. Der Umstand, daß solche in der uns am besten verständlichen persischen Keilschrift sich nicht befinden, ist geeignet den Zweifel an ihrem Vorhandensein in den älteren Keilschriftarten zu bestärken; zur Zeit läßt sich aber die Thatsache, daß die älteren Schriftstücke eine Anzahl Formen- oder Zeichengruppen enthalten, welche immitten anderer, gleichviel in welcher Verbindung sie vorkommen, stets unverändert beharren, während doch die Laute Ausdrückenden einem Wandel unterliegen, kaum anders als durch die Annahme von Begriffszeichen erklären.

Im Grunde war die neue Schrift alfabetarisch. Von der alten Sylbenschrift wurde gleichwol beibehalten, daß dem Zeichen, welches einen Mitlaut vorstellen sollte, oft noch ein kurzes a anhaftete[128] und daß je nach der Verbindung des Buchstabens mit einem ihm nachfolgenden Stimmlaute sein Bild in anderer Gestalt erschien. Was ersteres anlangt, so findet man z. B. für „diese" und „diesen" neben einander imam und imm geschrieben, wo das letztere ohne Zweifel imam zu lesen war. Stießen Mitlaute unmittelbar aneinander, so lautete zwischen sie ein kurzes a. Was das zweite betrifft, so gab es für die offenen Sylben mehrere Zeichen eines Konsonanten, während das Alfabet jeden Laut doch lediglich mit einem einzigen Zeichen anschlägt, folglich muß der Konsonant je nach dem folgenden Vokale verschieden gezeichnet worden sein.

Im Widerspruche mit der herrschenden Ansicht halte ich die Entzifferung der persischen Keilzeichen noch nicht für völlig abgeschlossen. Noch ist die Bedeutung einiger Formen nicht außer

Digitized by Google

allem Zweifel. Beherrscht von einem durch die Sprachvergleicher aufgebrachten Vorurtheil haben die Entzifferer der letzten Jahrzehnte das Vorhandensein von nur 3. Vokalen und demzufolge drei verschiedene Verbindungen der Konsonanten, drei Gestalten derselben angenommen, je nachdem sich ihnen das lange a oder i oder u anschließt, wonach z. B. ba, bi, bu nicht blos in ihren Vokalen, sondern auch in ihren Konsonanten verschieden aussehen, ebenso bei da, di, du jedesmal ein anderes Konsonantenbild gezeichnet wird. Sie erklären sich ferner den Entwicklungsgang in der Weise, daß die vorangegangene Keilschrift eine Sylbenschrift gewesen sei, welche für diese drei Verbindungen besondere Formen besessen und daß der Umschwung darin bestanden habe, die ursprünglichen Sylbenzeichen zu blossen Konsonantenbildern herabzudrücken, was für jeden Konsonanten, je nach dem früher mit seinem Bilde verknüpften, jetzt ihm getrennt nachfolgenden Vokal drei Zeichen ergab. Indeß können sie sich des Bekenntnisses nicht entschlagen: „in dem jetzigen Alfabete ist aber auch dieses System schon wieder verwischt.“ Die älteren Erklärer wurden getadelt, weil sie zu viele Vokale angenommen hätten und die persische Keilschrift schien darauf — nachdem man alles dies hingestellt — eine vortreffliche Bestätigung für die Ansicht, daß nur drei reine Vokale vorhanden seien, wie Aehnliches in andern Fällen sich auch zutrug, daß nämlich erst selbst, auf Grund einer Annahme, Zurechtgemachtes hernach zur Berufung auf deren Richtigkeit dienen mußte. Jedoch die Lehre, von den drei Vokalen ist ein Hirngespinst. In der, für die persische Keilschrift gegebenen Aufstellung selber finden sich Konsonanten, denen mehr Formen als 3 beigelegt werden, wie s, r, und hinwiederum Konsonanten mit nur 2 (wie n, v) ja mit nur einem einzigen Zeichen, wie f, p, ch und der Hauchlaut. Diese Keilschrift hat auch wirklich mehr als drei Vokalzeichen und griechische Wiedergaben persischer Eigennamen bestätigen dies vollständig. Da wir hiermit einen Hauptgrundsatz der gegenwärtig geltenden Gelehrsamkeit für falsch erklären, einen Grundsatz, der zu vielen weiteren Irrungen verleitet hat, so glauben wir dem Leser mehr Vertrauen zu unserm Urtheil einzuflößen, wenn wir den Ausspruch eines vortrefflichen Forschers auf diesem Gebiete, der leider hierin kein Gehör fand, wörtlich anführen. Mordtmann in

Konstantinopel ließ 1862 drucken: „Für das Altpersische wird von der Schule gelehrt, daß es nur 3 Vokale hatte a, i, und u; eine Doktrin, welche von vorn herein den gesunden Menschenverstand empört und welche mit dem Zend, Parssy und Neupersischen in grellstem Widerspruche ist. Mit einiger Aufmerksamkeit erkennt man auch, daß diese Keilschrift die Vokale e und o deutlich bezeichnet und zwar gerade da, wo die späteren persischen Sprachen e und o haben. Aber ich fürchte, es wird mit dem Altpersischen gehen wie mit dem Altgriechischen, man wird die Griechen und Perser belehren, daß sie ihre Sprachen falsch aussprachen, und man wird nach wie vor die algebraischen Formeln a + i = e und a + u = o mit einem unverständlichen Kauderwälsch von Vriddhi und Guna kommentiren. Wer im Orient lebt und gezwungen ist, täglich Griechisch und orientalische Sprachen zu reden und zu schreiben, kann leider mit allen diesen Herrlichkeiten nicht viel anfangen, und so habe ich sie längst als unbrauchbaren Plunder bei Seite geworfen." Mordtmann bemerkt noch, daß in der älteren, sogenannten zweiten Gattung, der turanischen Schrift, (über die er sich verbreitete) 𒌋 das o, 𒌋 𒌋𒌋 e vertrat. Smith läßt 1871[129a] 𒌋𒌋 überhaupt als e gelten. Gleichwol soll in der nachfolgenden Darstellung, da die Veröffentlichung dieses Buches zu lange hinausgeschoben werden müßte, wenn die gesamten, sehr zerstreuten Vorlagen nachgeprüft werden sollten, die letzte von den Forschern gegebene Aufstellung wiederholt werden, indem nur diejenigen Zeichen, welche die älteren Forscher als Vokale ausgelegt haben, daneben auch als solche angeführt werden.

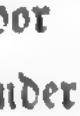
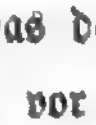
Der Vergleich mit der alten Schreibung lehrt ferner, daß m und n in der Mitte eines Wortes vor einem andern Konsonanten weggelassen wurde, wo es in jener geschrieben stand. Mochte die Aussprache auch Doppelkonsonanten haben: in der Schrift wurde derselbe Konsonant[129b] doch oft nur ein einzigesmal gesetzt.

Das Verzeichniß der persischen Zeichen ist nachstehendes:*

* Mit der sowol auf der Zusammenfassung früherer Leistungen, als auf eigenen Forschungen beruhenden Aufstellung Spiegel's im Jahre 1862 stimmten

Digitized by Google

Erſte Reihe: 1. , nach Rawlinſon und Spiegel: q, nach Laſſen[131]: rp, nach Oppert: rthaha, nach Seyffarth[132]: a. 2. , nach Burnouf[133] k, nach Spiegel k vor u, nach Laſſen a vor u.

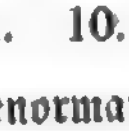
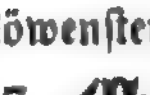
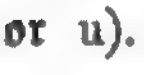
Zweite Reihe: 1. t. 2. k (nach Spiegel vor a, nach Lepſius vor a und i). 3. d (nach Spiegel vor a, nach Lepſius vor a und i). 4.  s oder das griechiſche Theta in ziſchender, der engliſchen ähnlichen Ausſprache. 5. i und das deutſche j, y, (nach Spiegel, Oppert, Lenormand und Menant vor a und u), iſt e (im Namen Xerxes). 6.  f. 7. franz. j (ſo Hincks, nach Spiegel vor a, nach Kern[131] zh). 8. r (oder l, z. B. im Namen Babylon, nach Spiegel vor u). 9. b und m. 10. n (nach Spiegel vor a und i). 11. ra. (ſelten). 12. s, zuweilen weiches z oder auch (nach Beer,[135] Hincks, Lepſius, Kern) sch.

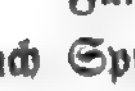
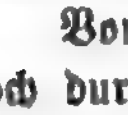
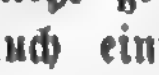
Dritte Reihe: 1. s, zuweilen weiches z, ç oder sch. 2. o (zufolge Groteſend, Burnouf, Raſk und Beer; y nach Saint Martin, i nach Rawlinſon, Spiegel, Menant, i und e nach Seyffarth). 3. anſcheinend dem vorigen gleich, nach Brandis Ziſchlaut,[136] nach Lepſius s, nach Rawlinſon, Benfey, Holtzmann, Spiegel: tr, nach Menant thr, vor a, i. 4. , nach Laſſen ī, nach Burnouf v, nach Hincks, Geißler,[137a] Menant tsch, nach Spiegel, Lenormant c, nach Andern das griechiſche Theta; auch geſchrieben . 5. im Anlaut Ypſilon, in der Mitte v, nach Laſſen v (oder w), auch im Anlaut nach Spiegel und Menant v vor i, nach Seyffarth ī. 6. s, zuweilen weiches z (Menant z, vor a, i, u). 7. das zweite e im Namen Xerxes, a in Dareius, nach Groteſend,

---

bis auf einzelne hier bemerklich gemachte Abweichungen, überein Lepſius 1863,[130] Oppert, Menant, Kern 1869, Lenormant.

Digitized by Google

Löwenstern,[136] Menant: e oder a, nach Lassen, Burnouf, Beer, Saint Martin, Spiegel: ā. 8. t (nach Hincks und Spiegel vor u.) 9. m, auch b (nach Spiegel mi), nach Lepsius vi. 10.  m, (nach Spiegel vor a). 11. b, nach Lenormant. 12. Nasal (nach Rawlinson n, nach Oppert l). 13.  r (auch l; nach Spiegel vor a und i). 14. d (nach Spiegel vor i). 15. g. 16. u (nach Löwenstern ebensogut o als u, nach Menant[137b] auch uñ). 17. g (vor a und i, Menant: gañ). 18. h (nach Grotefend, Burnouf, Spiegel; nach Lassen und Rask aber a). 19. kh oder ch (sch?). 20.  n (nach Spiegel vor u). (Menant: kh).

Vierte Reihe: 1. p. 2.  r (im Namen Dareius). 3.  u, w, (nach Spiegel v vor a und u). 4. französisch j (oder ž, dsch, nach Spiegel vor i). 5.  t (nach Spiegel vor a nnd i, Menant auch vor u). 6. d (nach Spiegel vor i). 7. m (nach Lepsius vor u). 8. d oder t (nach Spiegel vor u). 9. g (nach Spiegel vor u). 10. g.

Fünfte Reihe: nach Spiegel: bum. 2. nach Spiegel dah.

Von diesen hier aufgestellten Zeichen, die sich vielleicht noch durch ein paar vermehren liessen, kommen elf höchst selten vor. Der gewöhnlich gebrauchten sind fünfunddreissig. Die zwei zuletzt gestellten sieht man als Abkürzungen längerer Wörter an. Auch einige andere Zeichen unserer Reihe halten die Gelehrten für blosse Schreibverkürzungen.

Ein entschiedener Fortschritt war die Einführung eines Worttheilers. Der sonst nicht benutzte schräge Keil , einzeln

gestellt, trennte die Wörter. Er trat vor das neue Wort und steht daher am Beginne einer Inschrift, nicht an ihrem Schluße. Nur selten unterließ man anfangs seine Setzung. Dies erleichterte das Zusammenlesen wesentlich. In der späteren Zeit dieser Schrift entschlug man sich aber häufig der Mühe, ihn zu machen. Abbrechen der Wörter am Zeilenende, welches in der babylonischen und assyrischen Schrift als unzulässig angesehen wurde, war in der persischen statthaft, aber alsdann machte am Anfang der neuen Zeile jener von der Linken zur Rechten gehender, als Laut nicht angewendeter Schrägkeil, die Zertheilung des Wortes bemerkbar.

Die Zeichen stehen einzeln ganz für sich und jede Gruppe derselben bekam gleiche Höhe. Die Ausführung der Zeichen erfolgte mit größerer Sorgfalt als früher gemeinlich der Fall gewesen war, ja wie Grotefend meint, mit kunstmäßigem Verfahren bei dem Einmeißeln. Zierlicher als in der früheren Schrift fielen sie aus. Was wir von persischen Stücken besitzen, besteht allerdings bis auf sehr weniges nur aus Denkmalen der Herrscher.

Sonst behielten die Perser die Eigentümlichkeiten der Schreibweise bei. Die Zeichen wurden oft äußerst eng aneinander gedrängt und bei Bildwerken nicht nur an deren Seiten, darüber und darunter, sondern manchmal auch über die Figuren hinweg eingemeißelt. Auf der behistuner Inschrift wurde z. B. der Schurz eines Mannes beschrieben.

Die Einführung dieser von der bisherigen abweichenden Schrift war ganz gewiß eine außerordentliche Begebenheit und nur möglich, wo das Volk nichts, der Herrscher alles bedeutete. Das neue Königsgeschlecht wollte die Veränderung der Verhältnisse, das neu angebrochene Zeitalter ihrer Gewalt auch äusserlich damit kennzeichnen, daß nun eine neue Schrift an die Stelle der alten oder neben sie trat. Für die Perser, denen die Schrift wol bisher fremd gewesen war, mochte dies keine dem Hergebrachten entgegentretende Neuerung sein; sie brauchten keine eingewohnte Schreibart aufzugeben; sie werden sie ohne weiteres angenommen haben.

Die unterworfenen Völker verließen die ihrige keineswegs weil nun eine andere bestand. Sie fuhren fort ihre alten

Zeichen anzuwenden; für sie trat blos neben diese eine neue, deren sich die Regierung bediente, und etwa ein Zwang, sie von ihrer eigenen abzuhalten, ward nicht angewendet. Wie fast immer die morgenländischen Herrscher liessen auch die Perserkönige die ihnen unterwürfigen Völker bei ihrem Herkommen. In der babylonischen wie in derjenigen Schriftart, welche die Gelehrten als turanisch erklären, wurde in der Zeit der Persermacht nach wie vor geschrieben, während die Perser selbst ihre neue Schrift anwendeten. Thontafeln und Ziegeln, die in der ersten Achaimenidenzeit angefertigt zu sein scheinen, bekamen noch immer die alten Schriftzeichen. Noch liegen einige Thonziegeln mit babylonischer Schrift vor, welche unter der persischen Herrschaft entstandene Verträge, die zwischen Einzelnen abgeschlossen wurden, enthalten[139].

Die ältere Schrift änderte übrigens in dieser Zeit ihre bisherige Weise nicht. Die gebrauchten Züge und Zusammenstellungen blieben die nämlichen, die sie gewesen waren, und auch die Theilung des Wortes in Sylben blieb, wie vordem des Schreibers Willkür anheimgegeben. So finden wir z. B. in babylonischen Uebersetzungen den Namen des Achaimeniden geschrieben: A | cha | ma | ni | is, A | cha | ma | an | ni | is | si, A | cha | ma | an | nis | si, A | cha | ma | ni | si, A | cha | man | nis | si, den des Dareius: Da | ri | ja | vus, Da | ri | ja | vu | us, Da | ri | ja | a | vus, Da | a | ri | ja | vus, Da | a | ri | ja | a | vus.

Die Königsbefehle ergingen in jede Landschaft in ihrer Sprache und falls sie eigene Schrift besaß, in dieser[140]. Wenn die Perserkönige Denkmäler errichteten, welche zu ihren Völkern sprechen sollten, so erachteten sie es für angebracht, die Inschrift in verschiedenen Sprachen ausführen zu lassen und zwar bei jeder Sprache in derjenigen Schriftart, in welcher man dieselbe zu schreiben pflegte. War doch ihre Absicht sich ihnen verständlich zu machen. Diesen Brauch in mehreren Sprachen zu den Unterthanen zu reden, wenn im Reiche verschiedene Sprachen ausgebreitet sind, haben die Gebieter des Morgenlandes beibehalten. Von Bagdad gehen noch in der Gegenwart Regierungserlasse arabisch, persisch und türkisch aus[141]. Auf jedwede nur in einem engen Bereiche gangbare Sprache konnte natürlich nicht Rücksicht genommen werden, denn in wie vielen Sprachen hätten dann die

Perserkönige ihre Inschriften herstellen lassen müssen! Bei den bezwungenen kleinasiatischen Völkern fanden sie theils gar keine Bekanntschaft der Schrift vor, theils so spärlichen Gebrauch derselben, daß es unnöthig dünken konnte, in den landesüblichen Zügen nochmals das Gesagte zu wiederholen. Es blieb entweder bei den einmal eingebürgerten drei Schriftarten, oder es wurde (und dies scheint wahrscheinlicher) blos in der persischen Form die Inschrift ausgeführt. Wo in den erwähnten drei Schriftarten eine Inschrift ausgemeißelt wurde, geschah es niemals so, daß dieselben neben einander gestellt worden wären, sondern sie wurden unter einander geschrieben. Zu oberst kam natürlich die persische, dann folgte die sogenannte turanische, zu unterst stand die assyrische, oder es wurde unter sie in einer Reihe die babylonische rechts, die turanische links gerückt, wenn Raumverhältnisse die andere Anordnung nicht zuliessen, wie dies der Fall war bei einer Inschrift, die ein Fenster in Persepolis umgab und die uns zugleich beweist, daß auch recht unbedeutende und überflüssige Dinge dreifach geschrieben wurden, denn sie lautet nach Mordtmann's Uebersetzung: „Steinernes Oeffnungsgesimse zum Pallast des Königs Dareius verfertigt." Etwas ganz Anderes hätte man da zu lesen erwarten sollen. Den persischen Inschriften in Persepolis und Wan wurde eine assyrische, denen in Nakschi-Rustam eine babylonische Uebersetzung beigegeben. Mehrfache Schrift wurde gleichzeitig nicht blos in großen Anschriften in Felsen angewendet, sondern auch in andern Fällen, denn wir kennen persische Königssigel mit beigesetzter babylonischer Schrift.

Aegypten war auch persische Provinz geworden. Da es eine eigene Schrift besaß, erfolgten demnach Ausfertigungen in vierfacher Gestalt, indem der persischen Urschrift, außer der turanischen und assyrischen Uebersetzung, an vierter Stelle noch eine in Hieroglyfen beigefügt wurde. Hat sich auch keine größere Inschrift dieser Art erhalten, so kennen wir doch zwei Vasen mit den Namen des Xerxes und des Artaxerxes, welche solchergestalt vierfach beschrieben sind, und einen Stein von Susa, der auf einer Seite persische, auf der zweiten andere Keilschrift, auf der dritten die Hieroglyfen hat. Anwendung hieroglyfischer Umschrift in ausgedehnten, wichtigen Schriftstücken dürfen wir danach annehmen.

In Aegypten selbst mochte man aber für gewöhnlich die Wiederholung in der dort ja gänzlich unverständlichen assyrischen und turanischen Weise überflüssig erachten und so ließ man es häufig bei doppelter Schreibung bewenden, nämlich in der Reichsschrift und sodann in Hieroglyfen. Derartige zweisprachige Inschriften fand man bei Schaluf am Suezkanale und auf einer zu Räucherungen bestimmten Alabastervase in dem bei dem alten Halikarnassos befindlichen Grabgebäude des Mausolos: vielleicht ein persisches Geschenk an die ältere Artemisia; diese 11 Zoll hohe Vase trägt des Xerxes Namen in beiden Schriftarten.

Nicht im Staatsgebrauche, wol aber im gemeinen Verkehr wurde neben der Keilschrift noch auf die semitisch-alfabetarische Art geschrieben. Selbige kommt wiederholt auf Cylindern, bei Urkunden hinter der Keilschrift vor: man kennt ein solches Stück, welches auf beiden Seiten, am obern und untern Rande ganz mit enger Keilschrift bedeckt ist, auf dessen linkem Rande jene steht, und zwar, wie Grotefend erkennen wollte, mit des Dareius Unterschrift.[142]

Nach dem Muster ihrer ruhmredigen Vorgänger liessen die Perserkönige große Inschriften ausführen, welche bestimmt waren, der Nachwelt ihre erhabenen Thaten bekannt zu machen und zwar wie jene zu wiederholtenmalen an verschiedenen Orten. Eine Inschrift vom dritten Artaxerxes ist dreimal erhalten. An der großen Straße der palästinensischen Küste, drei Stunden östlich von Berytus, dem jetzigen Beïrut, bei Zak befinden sich auf einem Felsenvorsprung im Thale des Kelb- oder Hundeflusses drei ägyptische Königsbilder mit hieroglyfischer Inschrift, die man Ramses II. beilegt, Zeugnisse seiner Siege und seiner Macht: daneben ließ Kambyses seine größere Herrlichkeit durch Bild und Schrift verkündigen und seine Nachfolger thaten daselbst das Gleiche. Sechs persische Königstafeln wurden nach und nach hinzugesetzt, die jetzt, weil sie in erhabener Arbeit ausgeführt wurden, viel verwitterter sind, als die vertieften ägyptischen.[143] Der erste Dareius namentlich ließ bei seinen Heerfahrten viele Inschriften mit genauen Angaben einhauen. Auf seinem Zuge gegen die Skythen ließ er am Bosporos zwei Säulen von weißem Stein errichten, welche alle Völker, die er mit sich führte, anzeigten; die

Digitized by Google

eine mit Keilschrift, die andere mit dem landesüblichen Hellenisch; beide brachten die Byzantiner nachmals bis auf einen Stein mit Keilschrift, welcher liegen blieb, in ihre Stadt und verwendeten sie zu einem Altare der Artemis.[144] Ebenso ließ er damals an den Quellen des Flusses Tearos (eines Nebenflusses der Maritza), an denen er drei Tage lagerte, eine das Wasser derselben belobigende und seine Anwesenheit an ihnen bezeugende Inschrift auf eine Säule schreiben.[145] An der Landenge Suez stellte er solche Denkmäler auf, welche an die Herstellung einer Wasserverbindung zwischen dem Nil und dem rothen Meere erinnerten. Auf einem Steinblock daselbst bei dem jetzigen Schaluf fand man seinen Namen mit Keilschrift nach ägyptischer Sitte in ein sogenanntes Königsschild (d. h. die Hieroglyfe, welche „genannt" ergab, vgl. Seite 515 f.) gestellt. Die größte von Dareius Inschriften ist die, welche er vor — 490 mehrsprachig zwischen dem jetzigen Bagdad und Hamadan, an dem bagistanischen Felsen, welcher jetzt Behistun heißt, anschreiben ließ. Bilder zeigten daselbst die Gottheit den Dareius segnend und ihm die Krone reichend, sowie lange Reihen von Gefangenen u. A. Schrift ward in Feldern über den Köpfen der Figuren (über jedem ist ein besonderes Feld), sowie unter die Gruppen gesetzt. Die Inschrift verbreitete sich annalistisch über die ganze Regierung des Dareius, der in ihr zuletzt ausdrücklich erklärt, daß er keine Lüge vorbringe und zugleich seine Nachfolger vor Unwahrheit warnt.[146] An ihrem Schlusse sagt er: „Es spricht Dareius der König: Du, der Du später diese Tafeln sehen wirst, die ich geschrieben habe, oder diese Bilder, verderbe sie nicht, sondern behüte sie so lange Du lebst. Wenn Du dies thust, möge Auramazda Dein Freund und Deine Familie groß sein; lebe lange und was Du unternimmst, möge Dir Auramazda gelingen lassen. Es spricht Dareius der König: wenn Du diese Tafel oder diese Bilder siehst, sie zerstörst, mir dieselben, so lange Deine Familie dauert, nicht bewahrst, da möge Auramazda Dich schlagen, Deine Familie möge zu nichte werden, was Du thust, möge Dir Auramazda zerstören." Also nicht für das Geschlecht der Zeitgenossen, sondern für kommende Jahrhunderte wurden diese Inschriften gemacht.

Um muthwillige Zerstörung ihrer Denkmäler zu erschweren,

Digitized by Google

brachten die Perſer ſie in großer Höhe an. Die des Dareios in Behiſtun ward auf einem inmitten einer Ebene plötzlich ſteil 1700 Fuß aufſteigenden Berge in einer Höhe von dreihundert Fuß geſchrieben. Hierbei entſteht allerdings die Frage, wie ſie in ſolcher Höhe lesbar geweſen ſei? Da Spuren von Stufen, die etwa zu ihr hinaufgeführt hätten, nicht vorhanden ſind, ſo läßt ſich nur annehmen, daß ſie nicht für die Mitwelt, ſondern für die Nachwelt gemacht worden iſt. Getrotzt hat ſie der Zeit, und wenn gleich nicht zu ſeinen Nachfolgern im Morgenlande, doch zu den gelehrten Europäern iſt ihr Wort gedrungen. Die dreiſprachige Inſchrift, welche Xerxes I. in Armenien unterhalb der Felskammern des Khorkhor ausführen ließ, ſteht 60 Fuß über der Ebene.

Stets wurden zuerſt Felstafeln einen Fuß tief in den Granit ausgehauen und dann die Unebenheiten der Fläche beſeitigt: in das vertiefte, geglättete Geviert wurde die Schrift gemacht. Jene Vorarbeit ward mit der größten Sorgfalt ausgeführt. An der behiſtuner Schrifttafel wurde eine ſchadhafte Stelle im Felſen durch Einlegung eines Stückes ſo vortrefflich ausgebeſſert, „daß man noch heute kaum das Eingelegte vom wirklichen Felſen zu unterſcheiden vermag.“ Hierauf folgte ein farbiger Auftrag der Züge, die ſodann nach dieſer Vorſchrift ausgemeißelt wurden. An der dreiſprachigen Inſchrift, welche Dareios und nach ihm Xerxes am Fuße des Elwend, nahe von Hamadan auf einem ungefähr 50 Fuß über einer reichhaltigen Quelle hervorſpringenden Granitpfeiler, auf zwei Tafeln, in einer Höhe von 10 Fuß deſſelben ſchreiben lieſſen, bemerkte man zur Seite derſelben tiefe Löcher in der Felswand, die zur Aufnahme metallener Klammern oder eines ſchützenden Eiſengitters geeignet ſchienen.

Auf eine Verbeſſerung kam man in dieſem Zeitalter. Man glättete nämlich nicht blos die zu beſchreibende Steinfläche ſauber, ſondern überzog zuweilen die beſchriebenen mit einem Firniß von flüſſiger Kieſelerde, welcher ſowol die Schriftzüge kenntlicher hervortreten ließ, als die Tafel vor den beſchädigenden Einwirkungen der Witterung ſchützte und in ſeiner außerordentlichen Dauerhaftigkeit der Verwitterung gut widerſtand. (Vgl. S. 634.) Spuren dieſes Ueberzuges gewahrte H. Rawlinſon an der behiſtuner Felſenſchrift. Er bemerkt:

Digitized by Google

„Dieser Silikatanstrich verhärtete die Oberfläche des Gesteines und findet sich an der Basis der Felsen noch heut in dünnen Lagen vor, entweder, weil ihn der Regen vom Gesteine abgelöst hat oder weil er beim Auftragen abfloß und liegen blieb. An den meisten Stellen hängt er noch heute fest, so daß die Inschrift vollkommen geblieben ist, während das Gestein, worein ihre Züge eingegraben sind, zum großen Theil verwitterte. Die abgeflossene Masse sieht wie farbloses, mattes Glas aus. Ihr ist es zu danken, daß diese Inschriften sich 2400 Jahre hindurch frisch erhielten."

Wenn die Perser mit so viel Sorgfalt sich angelegen sein liessen, der Nachwelt Kunde von sich zu geben, so werden sie auch nicht die Mühe gescheut haben, die Grabstätten ihrer Könige mit sprechenden Zügen auszustatten. Wirklich haben sie dies gethan. Das Grabmal des Kyrus bekam eine Inschrift, ebenso die Begräbnißstätten in der „Perserstadt" (Persepolis), allwo Schrift über den Gräbern und an den Palästen, Thorhallen, Treppenwänden, Thürpfosten, Pfeilern, Saalwänden und in Fensternischen angebracht ward.

Selbstverständlich sorgten die persischen Könige für die Aufzeichnung ihrer Thaten und merkwürdiger Begebenheiten während ihrer Regierung und bewahrten die Niederschriften in einem Archiv. Die Zeitgeschichte dieser Herrscher wurde „in ein Buch" geschrieben,[147] also nicht mehr auf Backsteine. Es dienten Thierfelle dazu; denn Ktesias, ein griechischer Arzt aus Knidos, der im Jahr — 401 in persische Gefangenschaft gerieth, 17 Jahre in Persien weilte und am Herrscherhofe zu großem Ansehn gelangte, durfte für seine in griechischer Sprache abgefaßte persische Geschichte das Reichsarchiv benutzen und nannte dasselbe „die königlichen Felle".[148] Die Bücher der Denkwürdigkeiten waren „nach einer gewissen Vorschrift" abgefaßt. Sie folgten den Tagesbegebenheiten, und es kam wol vor, daß wenn ein König Nachts schlaflos da lag, er sich aus ihnen vorlesen ließ.[149]

Ohne Zweifel bestellte der König auch Hofhistoriker, wie noch jetzt in Persien Brauch ist, welche gehalten waren ihm überall hin zu folgen. Schreiber waren bei dem Könige, wenn er eine Herrschau abhielt und während eine Schlacht geschlagen

wurde, wie z. B. bei dem großen Kampf an der Inſel Salamis, um den Hergang zu beſchreiben und auf der Stelle jede Angabe, die dem König gemacht wurde, anzumerken.[150] Auch des Herrn beachtenswerthe Aeuſſerungen zu buchen war ihre Obliegenheit.[151] Von der Beſchaffenheit der perſiſchen Königs-Tagebücher gibt uns wahrſcheinlich ein Bruchſtück, welches ſich aus den Tagebüchern des Alexandros über deſſen letzte Tage erhalten hat,[152] eine Vorſtellung, da ja Alexandros in die Fußtapfen der morgenländiſchen Reichsgebieter eintrat. Kurz war in dieſen verzeichnet, was der Herr jeden Tag vornahm, ob er zechte oder ſchlief. Nicht das Reich, ſondern ſeine Perſon gab den Mittelpunkt der Aufzeichnungen.

Archive blieben während der Perſerherrſchaft in den vormaligen Königsſitzen, namentlich in Babel und in Ekbatana, beſtehen. Geſetze und Erlaſſe aus der vorangegangenen Zeit waren noch erhalten.[153] In dieſen alten Schriftniederlagen wurden zugleich Urkunden der Perſer aufbewahrt.[154] Auch außerhalb des königlichen Hoflagers wurden Sammlungen von Königserlaſſen angelegt, ſoweit ſelbige für den betreffenden Ort von Bedeutung ſein konnten.[155]

Der Umſtand, daß Kteſias das Reichsarchiv die königlichen Felle nannte, lehrt uns daß auch Privatleute Schriften auf Thierhäuten beſaßen, woraus zugleich hervorgeht, daß Felle als Beſchreibſtoff im Perſerreiche dienten. „Felle" hatte den Sinn von „Büchern" angenommen. Bei den Griechen lautete der Ausdruck für eine zum Beſchreiben beſtimmte Haut difthera. Man hat dieſen Namen von dem griechiſchen Zeitwort defein „anfeuchten, weich machen, gerben" abgeleitet, Rennell ihn dagegen in Zuſammenhang mit dem perſiſchen Worte dufter gebracht, welches eine zur Erinnerung beſtimmte Schrift bezeichnet.[156] Falls nicht etwa dufter erſt aus difthera entſtand, ſondern im Gegentheile ſelbſt oder in ſeiner Wurzel dieſem zu Grunde lag, würde die Muthmaßung entſtehen, daß die Zubereitung von Fellen für Niederſchriften innerhalb des perſiſchen Reiches aufkam und von ihm aus ſich weiter verbreitete. Herodotos theilt mit, daß zu ſeiner Zeit, alſo ungefähr ein Jahrhundert nach dem Aufſteigen der perſiſchen Macht, die Barbaren, — und unter dieſe rechnet

Digitized by Google

er ja auch die Perser — noch auf Felle schrieben,[157] und Papyrus nicht anwendeten, den sie doch aus Aegypten beziehen konnten.

Um den Herrscher befanden sich stets viele Schreiber, die ihm für die Geschäfte des Regierens zur Hand waren und alles sogleich aufzeichneten, was er gebot. Das auf sein Geheiß Geschriebene und mit dem Sigelringe, den er am Finger trug, Besigelte galt als unwiderruflich.[158] Verzeichnisse liessen die Perserkönige, wie schon ihre Vorgänger gethan hatten, aufnehmen.[159] Den Satrapen oder Statthaltern der Provinzen ordneten sie königliche Schreiber bei, an welche die königlichen Erlasse gingen, die sie erst den Satrapen zu eröffnen hatten.[160] Ueberdies lag ihnen vielleicht auch die Sorge für die abzuführenden Einnahmen des Gebieters ob.[161]

In Sigel pflegten die Perser ein Bild und auf der einen Seite desselben den Namen einzuschneiden. Wir haben noch einige eirund geformte. Das Sigel des ersten Dareius, einen grünen Chalcedon, das ihn in seinem Wagen sitzend zeigt und seinen wie seines Vaters Namen trägt, besitzt England. Es liegt im brittischen Museum.

In den westlichen Küstenplätzen Kleinasiens war das Prägen von Münzen aufgekommen, welche anfangs blos ein Wappen, hernach auch die alfabetisch-semitische Schrift zeigten. Dareius I. ließ nun die Goldstater und Silberdrachmen der Lyder nachahmen, Münzen gießen und auf einer Seite mit seinem Bilde prägen; allerdings ohne Schrift, aber seine Satrapen in Kleinasien münzten auch und setzten nachmals Schrift auf ihre Münzen. Zwar bedienten sie sich auch der in manchen Theilen Kleinasiens bekannten sogenannten foinikischen Züge, aber sie liessen auch Münzen schlagen, auf denen zugleich Keilschrift angebracht war.[162] So stark war immittelst die jüngere semitische Schrift, die alfabetarische, im Verkehr eingedrungen, daß im letzten Jahrhundert der Perserherrschaft sogar der Satrap Assyriens dieselbe für seine in Ninive und Nisibis gegossenen Münzen gebrauchte.[163] Eine Merkwürdigkeit ist ein Fund am Ural: in alten Tschudengräbern fand man auf dem Gute eines Herrn Lasareff ein viereckiges Silberstück vom Gewicht eines Pfundes, welches auf der einen Seite assyrische Keilschrift hat. In der Zeit assyrischer Herrschaft

Digitized by Google

gab es in Assyrien noch keine Geldstücke: das gefundene dürfte also erst in der Perserzeit mit ihr bezeichnet worden sein.

Die ausgesendeten schriftlichen Befehle der Könige waren Briefe. Brieflicher Verkehr war im Morgenlande viel älter als der Perser Emporkommen. Man begreift daher nicht, wie der Grieche Hellanikos auf die Behauptung gekommen sein soll, daß die persische Königin Atossa die erste gewesen sei, die Briefe geschrieben habe; er mag wol in seinem, uns nicht mehr vorliegenden Werke etwas besonderes von ihrem Briefverkehr angemerkt haben und dann von Anderen mißverstanden worden sein. Nur die oberste Gesellschaftsschicht wird aber Briefe geschrieben haben; standen ja auch Anderen die Mittel sie zu befördern schwer zu Gebote. Die Briefe der Könige waren (was sonst nicht Sitte der Morgenländer ist) verschlossen.[165] Eine Mittheilung über die Art geheime Botschaften zu übermitteln liegt in der Sage, daß der Meder Harpagos an Kyrus, bevor dieser Fürst war, einen Brief in dem Bauche eines Hasen abgeschickt habe.[166]

Für den Verkehr der Regierung war von Susa aus auf den Hauptstraßen eine Läufer- und Reitbotenpost eingerichtet worden. Da immer noch zu langsam für den Wunsch des Herrschers die Befehle in die Ferne getragen wurden und Nachrichten zu spät an ihn gelangten, traf Xerxes die Anordnung in kurzen Zwischenräumen Männer von starker Stimme aufzustellen, die einander die Botschaft zuschreien mußten. Diese Ruferposten machten möglich in einem Tage eine Nachricht dreissig Tagereisen weit (also 2 bis 300 Stunden Weges) zu bringen. Daneben wurden aber auch die Feuerzeichen zu einer Fackelschrift ausgebildet. Von Susa und Ekbatana bis zu den Grenzen des Reiches bestellte der Herrscher Feuerwachen in gewissen Entfernungen auf hohen Warten; an jeder Wächter und Aufseher, welche die Feuerzeichen, die sie erblickten, nachzumachen hatten. Dadurch wurde es möglich, an einem Tage eine Neuigkeit von der Grenze an den Herscherfitz zu bringen.[167] Während des Krieges legten sie im eingenommenen Lande solche Feuerposten an und der Feldherr Mardonios konnte (— 479) mittelst derselben die Einnahme von Athen dem noch in Sardes sich aufhaltenden Xerxes melden.[168] In welchem Grade durch dieses Mittel die Beherrschung und Behauptung

Digitized by Google

des weiten Reiches dem Oberhaupte erleichtert wurde, entging aufmerksamen Betrachtern nicht.

Wie häufig die Perser mit Schrift zu thun gehabt haben erhellt unter anderm auch daraus, daß sie für die zum Schreiben gehörenden Thätigkeiten verschiedene Ausdrücke geschaffen hatten. Stanam Kantanaij bezeichnete das Einhauen in den Felsen zur Herstellung einer Tafel, dipi (vielleicht mit dem indischen lip „beschmieren," „bestreichen" zusammenhängend) die farbige Aufschrift, nipisch das Eingraben der Züge und nipischta die gemeißelte Inschrift, patikara die Bilder bei Schrifttafeln. Dipi wurde geläufiger Ausdruck für jede Art der Schrift und für Inschrift überhaupt, und von ihm entlehnten in der Folgezeit die Perser ihre Ausdrücke für Schreibekunst, Schreiber und Buch.[169] —

Das Gebiet der Keilschrift war im Osten und im Westen durch die Wüste begrenzt, im Süden und Norden reichte es an's Meer; im Norden nicht ganz, denn da machte wol eigentlich der Gebirgszug von Demavend seine Grenze; indeß gibt es noch am Ostfuß des Kaukasus, am Westufer des Kaspisees bei Tarku Keilschrift. In Osteran, östlich von Raï hat man bis jetzt keine Keilschrift aus dieser oder früherer Zeit gewahrt. Ekbatana in Medien war da ihr letzter Hauptplatz. Wie indeß schon die Assyrer und Babylonier auf ihren Eroberungszügen hier und da Denkmäler mit ihrer Schrift errichtet hatten, so thaten die Perser das Gleiche und brachten an verschiedenen Stellen ihres Reiches Keilschrift an. Aber nur spärlich, nur in außerordentlicher Weise wurde sie außerhalb der bezeichneten Grenzen angewendet, nur von den Herrschern. Wahrgenommen wurden auch keilförmige Inschriften unter den Trümmern von Balch und hart an der Straße nach Indien bei der Feste von Farrah, wo große beschriebene Backsteine von 3 Fuß Länge bei nur 4 Zoll Breite liegen.[170] Diese sind jedoch nach Spiegel's Meinung erst in der späteren Zeit, im makedonischen Zeitalter, geschrieben worden. Im mittleren Hindustan will auch J. Tod (1819) in Mundore, der alten Hauptstadt Purihara's, auf Felsen, Säulen und Münzen nicht selten Keilinschriften geschaut haben;[171] ob indeß bei dieser Angabe nicht ein Irrtum gewaltet hat, steht noch dahin. Daß Dareius I. auf seinen Heerfahrten selbst auf europäischem Boden

Digitized by Google

ein Denkmal errichtete, ist bereits in Erinnerung gebracht worden. Alles in allem kommt aber doch Keilschrift außer ihrem eigentlichen Bereiche nur höchst vereinzelt vor und es hat also keine Ausbreitung derselben stattgefunden. In den Tagen der alten Chaldäer hatten sie mehrere Völker angenommen; in der späteren Zeit war daran um so weniger zu denken, weil schon im ganzen Westen die viel vollkommenere sogenannte foinikische Schrift verbreitet war.

Bei den Assyrern hieß die Keilschrift (vorausgesetzt, daß Oppert eine Inschrift des fünften Sardanapel richtig übersetzt hat) Makmiru.[172] Die Griechen nannten sie einfach assyrische[173] oder blos syrische Schrift,[174] ohne ihre verschiedenen Arten zu unterscheiden. Nachdem die Eroberung des Morgenlandes sie mit dessen Zuständen vertrauter gemacht hatte, unterschieden genauere Schriftsteller die persische Schrift[175] und die assyrische[176] oder syrische[177] oder chaldäische,[178] welche letztere drei Benennungen auf eines herauskamen, da in der späteren Zeit die Griechen Syrer für Assyrer sagten und die Chaldäer nur als die Gelehrten des Landes betrachteten. Es bleibt indeß unsicher, ob diejenigen Schriftsteller, welche blos von syrischer oder assyrischer Schrift an Stellen sprachen, in denen sie wirklich nur von assyrischen Schriftstücken redeten, ausdrücklich die alte Keilschrift im Unterschied von der persischen bezeichnen wollten, oder ob sie nur den früheren Sprachgebrauch befolgten. Ein Kirchenlehrer Epifanios sagt im Jahre 375: „die meisten Perser gebrauchen persische Buchstaben und den griechischen Zug".[179] Der Syrer Afrim (Efraïm) nannte um 370 die in Chaldäa gefundenen Schriftzeichen Kumaroto. Die Mohamedaner hießen sie Suriani d. h. Assyrisch; sie bemerkten dieselben in der Gegend von Basra in Sewad.[180] Die Georgier endlich nennen die Keilschrift in ihrem Lande Kusari, Schrift des Kusch.[181]

Im Reiche herrschten die Perser und die Meder. Die Babylonier fühlten sich unterdrückt und blieben jenen feindselig, auch nachdem sie Dareius zweimal zu Boden geschlagen hatte. Die Perserkönige waren ihnen ebenfalls abhold. Von königlicher Ungunst wurden vornämlich Babels Chaldäer betroffen. Xerxes erschlug dort ohne Bedenken einen der Wegnahme des ihm anvertrauten Götterbildes sich widersetzenden Priester[182] und zerstörte

nach seiner Rückkehr von dem unglücklichen Zuge wider die Griechen (also — 479 oder 478) den Beltempel und die übrigen heiligen Gebäude zu Babel.[183] Sie blieben in der Zerstörung liegen. Dafür setzten nachmals die Chaldäer die Weissagung in Umlauf, es werde die Herrschaft der Perser fallen, und als der Makedone Alexandros die Streitkraft Griechenlands nach Asien führte, freueten sie sich über die Niederlage des letzten Dareios und zogen mitsamt dem Volke Babels singend und spielend dem Fremden entgegen und bestreueten, als er in Babel einzog, seinen Weg mit Blumen und Kränzen.[184]

Die Persermacht war vernichtet und die Griechen brachten eine andere, bei weitem vorzüglichere Schrift. Wol näherte sich Alexandros den ihm entgegenkommenden Chaldäern, befahl des Beltempels Wiederaufbau und opferte auch dem Bel, aber das Todesurtheil war dennoch über die Keilschrift gefällt. Bürdete der Perser spätere Ueberlieferung dem griechischen Helden die Verbrennung ihres einheimischen Schrifttums auf: so maß sie ihm eine Freveltat bei, die er nicht begangen hat, aber sie traf damit gleichwol ganz richtig die Bedeutung der griechischen Ueberziehung des Morgenlandes für ihre bisherigen Schrifterzeugnisse. Was in der Keilschrift niedergelegt worden war, verfiel nun nothwendig dem Untergange. Ein anderer Geist herrschte fortan.

Geflissentliche Unterdrückung der Keilschrift trat nicht ein; allein kein Herrscher ließ es sich mehr angelegen sein, Denkmäler in ihr auszuführen oder sie seinerseits zu gebrauchen und im gewöhnlichen Verkehr wendete das Volk sich den bequemeren Schreibweisen zu. Darum ging sie ein. Eine Zeitlang wurde wol noch manchmal mit Keilschrift geschrieben, noch in der Zeit der Seleukidenherrschaft; ja Spiegel setzt in diese erst die Anfertigung der in Baktrien und Kabul vorfindlichen Keilschriftstücke, an denen er sogar einen Einfluß der neusemitischen oder foinikischen Schrift wahrnehmen will, indem nach deren Vorbild die Schriftrichtung umgekehrt und nun von der Rechten zur Linken geschrieben worden sei.[185] Die letzte, der Zeit nach ungefähr bestimmbare Keilschrift, die wir in dem von Griechen beherrschten Gebiete kennen, nannte in babylonischen Zeichen die Könige Antiochos und Demetrios, fällt demnach zwischen — 160 und — 140.

In Borsippa bestand noch gegen den Beginn unserer Zeitrechnung eine Schule chaldäischer Gelehrter. Die Behauptung, daß die Parther Keilschrift gebraucht haben, namentlich Arsakes, ist daher keineswegs unwahrscheinlich[186]: bei den in der Bildung weit zurückstehenden Parthern mag die Keilschrift eine längere Geltung gehabt haben, als in den hellenistischen Ländern. Geboten sie doch im norderanischen Striche, lange Zeit in Medien und Assyrien, vorübergehend in Babylonien, selbst in Armenien, somit in den Heimathstätten der Keilschrift. Wir würden es selbst nicht wunderbar finden, wenn noch ein paar Inschriften[187] mit anscheinend parthischen Zeichnungen aus der Zeit des Partherkönigs Vologesus, — ist es der zweite dieses Namens: aus dem zweiten Viertel des II. christlichen Jahrhunderts — herrührten; ob aber die auf denselben befindlichen Zeichnungen wirklich parthische sind, ist doch noch zweifelhaft, weil in beiden die Kopfbedeckung eine hohe Mütze mit zwei Federn ist, in den sonst bekannten parthischen Münzen[188] hingegen am Kopf entweder nur ein Stirnband oder aber eine hohe mützenartige Krone zu sehen ist, an der niemals Federn vorkommen. Die Parther waren kein nach Einsicht trachtendes Volk. Sie trugen zwar nach morgenländischer Sitte Kleider, auf welchen Schrift eingestickt war, allein zu einem parthischen Schrifttum ist es niemals gekommen.[189] Griechischen Einflüssen blieben auch sie nicht unzugänglich. Auf ihre Münzen setzten die Könige der Parther griechische Buchstaben.

Indem solchergestalt die Keilschrift außer Gebrauch gerieth, fiel auch alles in ihr Geschriebene in Vergessenheit. Das alte Schrifttum der Chaldäer, der Perser verscholl. Wol haben Griechen das Morgenland bereist, in ihm gelebt, von ihm geschrieben; doch geschah das erst als Assyrien, Babylonien, Medien bereits niedergegangen waren. Der erste, der im Perserreich Nachrichten sammelte war Hekataios aus Miletos. Ihm folgte Herodotos. Später schrieb der weitgereiste Grieche Demokritos über die heiligen Schriften Babylons, wie über die Chaldäer und ein anderer Grieche Ktesias assyrische und persische Geschichten, lange vor der Heerfahrt des Alexandros; ebenso des letzteren ältere Zeitgenossen Deinon und Theopompos, und zwar der erste persische Geschichte, der andere in einem allgemeineren Geschichtswerke über die morgen-

Digitized by Google

ländischen Priester. Nach Alexandros mehrte sich die Zahl griechischer Schriftsteller über asiatische Verhältnisse. Es schrieb sein Begleiter Hekataios von Abdera über Morgenländisches und auch ein Chaldäer, der Belpriester Berossos, der noch ein jüngerer Zeitgenosse des Alexandros war, in griechischer Sprache über Babyloniens alte Zeiten, ferner Bolos der Mendesier weitläufig eine Geschichte des Gottes Mithras, Baton von Sinope, Hermippos von Smirna über die Lehren der morgenländischen Weisen, ferner Perigenes über die Mathematik der Chaldäer, Athenokles, Simakos, Bion und Alexandros „der Vielkundige", Juba und Nikolaos von Damaskus über die ältesten Zeiten des Morgenlandes, dann in den christlichen Jahrhunderten Kastor, Heraklides von Alexandria, Kefalion und Abydenos: doch alle diese Werke, die uns einige Kenntnisse vermittelt haben würden, (des Jamblichos „babylonische Geschichten" waren nur ein Roman) sind im Laufe der Zeiten verloren gegangen! Blos dürftige Bruchstücke haben sich von einigen derselben erhalten und so ist unser Wissen auf das Wenige beschränkt, was gelegentlich der eine erhaltene Herodotos und einige spätere Schriftsteller der Griechen und Römer über Babylonier, Assyrer, Meder, Perser und Armenier angemerkt haben, sehr Dürftiges, welches uns über die Keilschrift nicht den mindesten Aufschluß gewährt und von dem in ihr vorhandenen Schrifttum kein Bild gibt. Gleichwol wußten die Griechen Manches. Noch der letzte griechische Filosof, der in der ersten Hälfte des VI. Jahrhunderts lebende Damaskios hat über die babylonische Mythologie einige Auslassungen gemacht.

Nacht bedeckte die Keilschrift und was sie getragen. Wol kamen die Perser zu einer neuen Schrift, jedoch mit der Keilschrift stand dieselbe in keinem Zusammenhange.

Uebrigens ging es wie im Lande der Pharaonen. Der Aberglaube überlebte die Einsicht. Bereits in den beiden letzten Jahrhunderten vor dem Beginn der christlichen Zeitrechnung und noch lange nach ihm verbreiteten sich Chaldäer westwärts und kamen selbst nach Rom, aber es waren Leute, die als Sterndeuter und Zauberer ihr Glück machen wollten und für ihren Aberwitz auch gläubige Thoren genug fanden. In Babylon selbst war unter den Gelehrten das Deuten in Mißachtung gefallen; anjetzt fand

ein Rückschritt statt. Es liessen mit ihm, nicht mit dem ernsten Forschen, des Lebens Bedürfnisse sich gewinnen und so kam es in großen Schwung. Eine Niederlassung weissagender Chaldäer bestand lange fort am persischen Golfe auf Arabien zu, namentlich in der Stadt Rishihr (in deren Trümmern denn auch sehr viele Ziegeln mit Keilschrift liegen), bis zu den Tagen des Islams, und dort erhielten sie geraume Zeit Bruchstücke des alten heilkünstlerischen, sternseherischen und vorausverkündenden Wissens, trieben auch kabbalistische Buchstabenspielereien. Dies alles geschah, wie die Araber erzählen, mittelst der Schrift Hasik: wol derselben, die andere Araber Schischim nannten, von welcher letzteren gesagt wird: daß diese Schrift für Aufsätze der Weisheit gedient habe, daß sie auf Thon geschrieben worden sei, der hernach im Feuer gebrannt wurde zu Ziegeln, und daß diese Schriftstücke denen Heil gebracht hätten, die auf sie geschaut; lauter Angaben, die sich unverkennbar auf babylonische Talismane bezogen. Chaldäer, Nabathäer, Sabier sollen diese Schrift gehandhabt haben, bis des Islams Ausbreitung das Chaldäernest in Rishihr ausnahm.

Indeß mag von da doch mancherlei geheimes Treiben des Aberglaubens fortgeleitet worden und selbst zu den Abendländern gedrungen sein; wenn jedoch das in Europa im größten Geheimniß lange gehaltene „himmlische Alfabet", dem ein Bezug auf die Gestirne beigemessen ward, für einen Ableger der Keilschrift erklärt worden ist, so stehen dem zwar nicht die Gestalten einer Anzahl Buchstaben im Wege, wol aber deren Nichtzusammentreffen mit den alten persischen Buchstabenwerthen.[190] Eher mögen morgenländische Geheimschriften sich an die Keilschrift angeschlossen haben.

Die Morgenländer behielten wol im Andenken, daß vor den Zeiten des Islams in Mussul — im oberen Mesopotamien — eine Schrift bestanden habe, in der jedes Zeichen drei oder vier Werthe besessen haben sollte,[191] von der Keilschrift aber wußten sie nichts, ungeachtet sie ihnen hie und da vor Augen stand. Zwar hielten manche Perser die Schriften, welche sie in Hamadan und Persepolis schauten, für Erlasse ihres Dschemschid und Feridun, kümmerten sich jedoch um ihre Beschaffenheit gar nicht. Die allgemeine Ueberzeugung des Volkes war, wo Keilschrift an Felsen geschaut wurde, ihre

Züge seien von geheimnißvoller Hand als zauberische Formeln und für ewige Dauer eingerissene Talismane, etwa um Schätze zu behüten. Der Inschrift am Elwend gaben die Eingebornen daher den Namen „Buch des Schatzes", denn sie enthält nach ihrer Meinung den Zauber zur Hebung der Schätze des Berges. Beschriebene Backsteine wurden hingegen gar nicht beachtet, nach Bedarf zu neuen Bauten verwendet. Solche Cylinder, welche assyrische Urkunden mit dem Namen eines Königs enthalten, nimmt allenfalls ein Turkomane zum Leuchter für sein Licht.

Denkmäler alter Zeiten sind in Südwest-Asien erhalten gleichwie in Aegypten. Aber während der Aegypter Sinn darauf stand, Vergangenes allem Volke vor die Augen zu rücken, hatten des Morgenlandes Beherrscher, weithinaus sinnend auf die Zukunft, vornämlich die Absicht, ihre stolzen Worte, die Erzählung von ihren Thaten einem fernen Geschlecht zu überbringen. Ihre Paläste, ihre Städte zerfielen. Manches bedeckten die Trümmer und behüteten es vor der Zerstörung. Die großen Felsinschriften blieben bestehen.

Digitized by Google

Die Sprachlaute.

Die Aufstellung des Alfabetes, oder einer Reihefolge der Laute in sichtbarer nach Gefallen für sie angenommener Form, beruht weder auf Willkür noch auf dem Einfluß des Zufalls. Es ist keineswegs beliebig gemacht, sondern so wie es ist, mit Nothwendigkeit geworden. Denn wie mannichfaltig auch das Tönen des menschlichen Mundes sei, gibt es doch gewisse Laute mit einem ziemlich scharf begrenzten Gebiete, welche jeder Mensch hervorzubringen im Stande ist, dessen Stimmwerk die rechte natürliche Bildung hat.

Die Ermittelung der natürlichen Sprachlaute kann nur auf dem Wege der Naturforschung vor sich gehen. Ein eitles Bemühen ist es mit sprachwissenschaftlichen, auf der Ueberlieferung fussenden Untersuchungen, Grundbestimmungen über die Laute gewinnen zu wollen; es hat viele Verwirrung angerichtet. Hier muß der Filologe sich bescheiden, bei dem Fysiologen in die Schule zu gehen. Wir entschlagen uns daher aller filologischen Auseinandersetzungen und nehmen einzig und allein die großen Naturforscher zu Führern, welche in dem letztabgewichenen Menschenalter die Lehre von den Sprachlauten gründlich und geistvoll erörtert und, wie sie meinen, gegenwärtig in der Hauptsache zu einem sicheren Abschluße geführt haben.

Die Anstöße der in unser Ohr eindringenden, an das Trommelfell anschlagenden, bewegten, erschütterten Luft empfinden wir als Schall; daß Hören auch durch die Kopfknochen, Stirn oder Zähne erfolgen kann, wollen wir nur nebenher erwähnen. Sind die Schwingungen der Luft in Folge verschiedenartiger, gleichzeitiger Erregung so zusammengesetzt, daß sie verworren werden, so erfahren wir den Eindruck des Geräusches, während, wenn ihre

Reihefolge eine regelmäßige, geordnete ist, sie uns deutlicher, in ihrem Zusammenwirken verständlicher werden und dann ihre Klangmasse uns als Ton gilt. Jeder Ton hat seine eigene, besondere Fülle, die wir Klang benennen, deren Stärke von der Breite, deren Höhe von der Schnelligkeit der Schwingungswellen abhängt. Wie mannichfaltig der Klang oder die Farbe des Tones ausfallen kann, geht schon daraus hervor, daß in einer Sekunde bis über 38000 Luftschwingungen hörbar empfunden werden können. Die unbelebte Natur bringt durch sich selbst blosse Geräusche hervor. Nur die lebenden Wesen vermögen Töne zu geben oder Stoffe derart einzurichten und zu behandeln, daß selbe tönen.

Der Mensch macht die inneren Vorgänge seines Wesens durch ein Bewegen, welches Veränderungen in der ihn umgebenden Aussenwelt nach sich zieht, sinnenfällig. Mit seinem Leibe auf die Luft einwirkend, um sie auf gewisse Weise in Strömung und Schwingung zu versetzen, theilt er sich seinen Nebenmenschen mit; sie hören ihn. Der Hauch, den die ausathmende Lunge ergibt, ist die Grundlage des Sprachlautes des Menschen. Sein Drang sich zu äussern, sein starker Wille bringt es nämlich zu einem Aufgebote von Kraft, welche seiner biegsamen Sprachwerkzeuge Stellung auf solche Art verändert, daß die ausgeathmete Luft durch Stoßen und Reiben, Zusammendrücken und Quetschen bestimmt erschüttert dem Munde entfließt und der äusseren Luft entsprechende Schwingungen gibt, die sie mit abnehmender Stärke weiter leitet.

Der ausgestoßene Luftstrom fällt verschieden aus je nach den Hemmungen, denen noch im menschlichen Körper seine aufsteigende Masse an den Theilen, an denen sie auf ihrem gekrümmten Wege vorbei mußte, ausgesetzt war, je nachdem eine Muskelthätigkeit dieselben so gerichtet hatte, daß der Strom eigentümlich gefaßt, eingeengt, gerieben, geworfen, durch eine andere Gestaltung des Durchganges aus dem Munde streicht.

Aus der Brusthöhle heraus steigt die Luft auf: die Lunge ist gleichsam der Blasebalg, die Luftröhre eine Stimmlade, ein Windrohr wie an einer Orgel. Der Hohlraum gewährt wie der Kasten einer Violine einen volltöniger gestaltenden Wiederklang.[1] Die Bauchmuskeln zogen sich zusammen, das Zwerchfell stieg damit aufwärts, die Luftsäule bekam dadurch einen Stoß. Die Luftröhre, welche

Digitized by Google

der An- und Abspannung ihrer Wände, der Verlängerung und Verkürzung fähig ist, endet oben mit einem Mundstück, dem in seinen Theilen beweglichen Kehlkopf: da liegt die beim gewöhnlichen Athmen weit offene Stimmritze zwischen zwei wagerechten in die Länge gespannten, dehnbaren Schleimhautfalten, Falten des Ueberzugs der Kehlkopfhöhle, den Stimmbändern, die ihrerseits an beweglichen Knorpelstücken sich befindend einander genähert oder mehr oder minder weit abgezogen werden können, wonach die Spalte, welche sie lassen, verschiedenen Umfang bekommt, sie selbst aber dicker oder dünner sind. Sie können sogar den Athemstrom zurückhalten. Bei dem Sprechen wird die Stimmritze verengert: durch sie drängt sich die Luftsäule, deren Bewegung damit aufgehalten und verlangsamt wird. Die Stimmbänder gerathen dabei unter gewissen Voraussetzungen von der in ihrer Bewegung an sie stoßenden Luft, die sie vorübergehend auftreibt und mit großer Geschwindigkeit immer von neuem auftreibt, in ein Erzittern, in ein Schwingen, das auf den Luftstrom zurückwirkt und ihm einen tönenden Nachklang verleiht. Das Ansatzrohr, aus welchem die Luft in die Höhe steigt, kann demnach an seinem Ausgang vermöge der Muskelthätigkeit verengert und verschieden gestaltet werden. Nunmehr tritt die Luftsäule in den Rachen, zwischen die bewegliche Zunge und den weichen Gaumen, anfangs noch in die Höhe, weiterhin mehr wagerecht streichend. In Ruhe, bei geschlossenen Kinnladen ist die Rachenhöhle nicht vorhanden; sie entsteht erst durch ihre Auswärtsziehung und die damit erfolgende Oeffnung des Mundes. Ihr Dach bildet der gewölbte Gaumen; des Gaumens unteres Drittheil ist eine fleischige Falte, eine bewegliche Platte, die vom Ende des harten Gaumens herab zur Mundhöhle geht, das Gaumensegel, dessen hinterster Theil das Zäpfchen heißt. In seinem gewöhnlichen Zustande aufwärts gezogen, schließt das Gaumensegel von der Mundhöhle die hinteren Nasenlöcher ab: die ganze Luft streicht mithin dann durch den Mund; wenn es aber niedergezogen wird, trennt es den Rachentheil von der Mundhöhle und läßt einen Theil des ausgestoßenen Hauches durch die Nasenhöhle hindurchgehen, mithin durch ein senkrecht aufstehendes Ansatzrohr, das sich an seinem vorderen Ende umbiegt zu der Oeffnung, durch welche aus dem Hohlraum der

Digitized by Google

Nase die Luft ausströmt; in welchem Falle dann die näselnde Aussprache und der metallische Klang entsteht. Hiervon abgesehen ist in dem festen Gaumen die Beschaffenheit des Durchganges oder Kanales für die fortfließende Luft in dem oberen Theil ein für allemal gegeben, wogegen das Verhalten der Zunge mit den verschiedenen Stellungen, die sie einnehmen kann, den unteren Theil bald so, bald so bestimmt; sie kann sich strecken und zurückziehen, gehoben stehen, sich vorschieben und eine flache Lage annehmen, vorn sich senken bei Aufstauchen ihres Hintertheils u. s. w.; damit wird der innere Raum des Rachens und der Mundhöhle, soweit sie als Luftweg dienen, erweitert oder verschmälert, verkürzt oder lang gedehnt. Jedesmal ist die Gestalt des Luftpasses eine andere. Wird sie z. B. nach hinten und oben gezogen, so verengert sich der Mundhöhle hinterer Eingang; ist sie aufwärts aber zugleich vorwärts gezogen, so erweitert sich derselbe umgekehrt, während der Kanal des Mundes selber einer Pressung unterliegt. Noch vor dem Austritt aus dem Munde stößt die Luft, nachdem sie an dem harten Gaumen vorbei, an die feste Wand der Zähne, deren Reihen ja auch mehr oder minder genähert werden können, um zuletzt durch das Thor der Lippen zu fließen; die Lippen können gleichfalls einander sich nähern, wie weit von einander abstehen, womit sie den Strom entweder abschneiden oder zusammenhalten oder pressen oder frei durchlassen, der, wenn er aus der Mundröhre herausgetreten ist, das umgebende Luftmeer in Schwingungen versetzt. Blitzschnell und unermüdlich verändern die beweglichen Theile ihre Lage, dienstbar dem Drange des Menschen, sein Inneres nach aussen kund zu geben.

Hemmungen, die der Luftstrom auf seinem, so zu sagen, holprigen Wege erfährt, seine Reibung und Brechung an Kanten und Vorsprüngen, sein Aufenthalt in Engen, wo seine stockende verdichtete Masse nur theilweise, nach und nach, heraus kann, verursachen mithin diejenige Eigenheit der Bewegung, die hernach im Freien mit eigentümlichen Schwingungen sich fortpflanzt und die Wahrnehmung eines besonderen, von andern verschiedenen Lautes zur Folge hat. Er kann nicht ungehindert in grader Richtung ausfließen, da die Bewegung der Mundwerkzeuge und ihre angenommene Stellung die Gestalt des Raumes, durch den er hin-

durch muß, und die Oeffnung, aus der er zuletzt hervorquillt, veränderte, da ihr Zusammenwirken ihn trifft, womit zugleich Bedingungen gegeben sind, die den Schall grade so bestimmen.

Die Natur wiederholt in ihren Geschöpfen nichts bis auf das Kleinste genau ebenso. Keine zwei Menschen haben gelebt, deren Aussprache die nämliche gewesen wäre. Ihre Sprachwerkzeuge sind im Großen ihres Baues gleich, in ihrer näheren Ausführung abweichend und deshalb kann man die Menschen nach ihrer Aussprache, ihrer Stimme unterscheiden und wiedererkennen. Hängt doch schon die Härte oder Weichheit gewisser Mitlaute vom Zustand der Sprachwerkzeuge eines Menschen ab.[2] In verschiedenen Gegenden fällt die Aussprache etwas anders aus und bei jedem Volke setzen sich gewisse Gewohnheiten fest; so bildeten z. B. die Abendländer die Laute mehr im Vordermunde, die Semiten mehr im Hintermunde d. h. mit erhöhter Anstrengung der hinteren Theile, wonach viele Laute tief aus der Kehle tönen. Und ein und derselbe Laut läßt sich überhaupt in vielen Abstufungen hervorbringen. Die Franzosen sollen z. B. das O auf 43 verschiedene Weisen aussprechen; l'eau, l'os, los, lots klingen in ihrem Munde nicht völlig gleich. Die Saan oder Hottentotten sollen 30 bis 40 Vokallaute haben. Welche Abbiegungen gibt gleichen Sylben der Mund des Tsineser! Es gehört jedoch ein äußerst scharfes Gehör dazu, um all' der kleinen Lautverschiedenheiten bewußt zu werden; in der Regel beachtet man nur das Vorwiegende in der Beschaffenheit des Tones und dabei dringt sich die Wahrnehmung auf, daß eine Unzahl von Lauten in ihrem Hauptsächlichen übereinstimmen und daß dieses Hauptsächliche beharrlich bleibt. Das Ohr entscheidet darüber. Unübersehbar und zusammenhangslos bliebe die ungeheuere Menge von Tönen, welche die Menschen hören liessen, welche der menschliche Mund hervorzubringen vermag, wofern sie nicht auf eine Anzahl von Haupt- und Grundlauten zurückzuführen wären, die den Stock abgeben, der geringe Umbeugungen erfährt, Grundlaute, die gleichsam den Mittelpunkt eines Kreises von Lauten bilden. Der klare und volle Ausdruck gewisser Bewegungen und Lagen der Sprachwerkzeuge ist darum als die Vollendung in einem bestimmten Lautgebiete anzusehen und es muß diejenige Stellung derselben, welche sie grade

Digitized by Google

ergibt — die Ausdrucks- oder Artikulations-Stelle des Lautes — als Maßstab gelten, und als Einigungspunkt für alle nahestehenden oder ihn unrein wiedergebenden, welche letzteren mehr oder minder getrübt entstehen, z. B. durch das etwas stärkere Zusammenwirken, Vorwärts- oder Rückwärtsschieben eines Theiles. Eine bestimmte Stellung und Wirkung der Sprachwerkzeuge ist die zur Hervorbringung eines gewissen Lautes überhaupt erforderliche, allein sie ist keineswegs in solchem Grade gebunden, daß etwa schon ein kleines Mehr oder Weniger mancher zu ihm gehöriger Bewegungen diesen Laut aufhöbe und einen ganz anderen erzeugte, vorausgesetzt, daß nur im Wesentlichen die Ausdrucksstelle gleich bleibt. Beachten wir z. B. einen der am leichtesten zu bildenden Laute, den Vokal A, so gewahren wir, daß er stärker tönt, falls der Mund mehr aufgerissen wurde, daß bei tieferem Kehlkopfstande sein Klang tief und hohl ist, hingegen bei höherem hell und hoch ausfällt, daß selbst, wenn die Zunge, die eigentlich ruhen soll, etwas vorgestreckt wird, immer noch ein A schallt u. s. w. Stets ist dann noch ein A vorhanden, bis die Verrückungen so groß werden, daß seine lautliche Eigenheit beeinträchtigt wird. Bis zu dieser Grenze haben wir offenbar ein gleiches Lautgebiet, innerhalb dessen allerdings mannichfache Abschattungen möglich werden, die aber nur als Unter- oder Abarten zu betrachten sind.

Die maßgebenden Hauptlaute entstehen auf folgende Weise:

Den Stoß des Athmens oder vielmehr das Anstoßen der herausgetriebenen Luft an die äussere, vernehmen wir wol, aber in der Regel so schwach, daß es fast unmerklich bleibt. Oft kommt es vor, daß dieses Athmungsgeräusch bei unreiner d. h. nachlässiger Aussprache sich dem tönenden Selbstlaute beigesellt, vor ihm, wie um ihn einzuleiten und in die Wirklichkeit einzuführen.

1. Plötzliche Verstärkung im Ausstoßen des Athems ergibt, indem bei verengerter[3] Stimmritze der Mund weit geöffnet ist und damit alle bei der Lautbildung wirksamen Theile auseinanderstehen, um soviel Luft als möglich herauszulassen, einen starken aber stimmlosen Hauch, das nicht tönende H. Während die Bauchmuskeln den Luftstrom ausstoßen liegt die Zunge ruhig und tief, geschieht im Munde nirgends ein Druck, der auf bestimmte Gestaltung desselben hinwirken könnte. Nur die Stimm-

Digitized by Google

bänder sind straffer gespannt und darum halbwegs aneinanderrückend verengern sie die Stimmritze, wodurch ein Reibegeräusch der Luft verursacht wird. Im Falle stärker verengter Stimmritze fällt der Anhauch nur schwach aus. So entsteht H als ein reiner Hauch, als stark hörbarer Athem; eine tonlose Aushauchung, und man hat es deshalb auch den „Stoßhauch" benannt. Wir nennen es Hauchung oder Anhauch. Sehr häufig werden mit ihm absichtlich Selbstlaute eingesetzt.

Die Mitlaute sind bloße Geräusche, die dadurch entstehen, daß auf den ausfahrenden Luftstrom die sich vorbewegenden Sprachwerkzeuge einen Druck, und zwar bei den verschiedenen in verschiedener Weise ausüben, mittelst dessen die Luft auf ungleichförmige Weise in Schwingungen gesetzt und hörbar gemacht wird oder aber Geräusche, welche sich dem an den schwingenden Falten der Stimmritze bereits zum Tönen gebrachten Luftstrome im Ansatzrohr beimischen. Die meisten Mitlaute entstehen vornämlich dadurch, daß die einen Augenblick stattfindende Annäherung eines oberen und eines unteren Theiles der Mundhöhle aneinander eine hemmende Einwirkung auf den hindurchfahrenden Athem ausübt. Die Luft muß unter Hindernissen zwischen Hemmungen fortgewälzt werden. Nach augenblicklicher Hemmung bricht sie verstärkt hervor.

2. Bei geschlossenem Munde und der Ruhe aller Theile des Mundes gibt sich durch die thätige Stimmritze, indem das Schwingen der vom Luftstrom bewegten Stimmbänder das Erzittern des Luftstromes bewirkt, das **M**, welches daher einer der frühesten Laute des Kindes ist. Die Zunge ruht bei ihm flach auf dem Boden der weiten Mundhöhle, das gegen die Zungenwurzel herabhängende Gaumensegel gestattet einem Theile der Luft den Eintritt in die Nasenhöhle; der andere Theil streicht über die Zunge. Die Schallwellen finden keinen Ausgang, weil der Mund zu ist, schlagen zurück in die Rachenhöhle und strömen dann durch die Nase aus, vereinigt mit der vorher schon in dieselbe getretenen Luft. Die Stimme tönt also in der Mund- und Nasenhöhle wieder.

Wird nun bei der nämlichen Stellung die Nasenhöhle durch den Aufwärtszug des Gaumensegels abgesperrt so entsteht **B** und **P**. Zuerst hemmt der Lippenschluß den Ausgang des Hauches ganz,

Digitized by Google

dann in einem zweiten Augenblicke gehen sie auseinander, um ihn durchzulassen. Die Zunge ruht, die Zähne lassen dabei eine kleine Spalte und die Luftsäule wird mit Nachdruck herausgetrieben, ohne daß die Stimmbänder schwingen. Dieses Herausstoßen geschieht bei dem P heftiger, stärker und die Eröffnung des Lippenthores ist daher meistens ein wenig größer als bei B; jenes zu erwirken hebt sich für P der Kehlkopf etwas in die Höhe. In B wirkt etwas mehr die Unterlippe, in P die Oberlippe. B und P sind demnach im Grunde zwei Arten *eines* Lautes und unterscheiden sich meistens nur durch die geringere oder größere Gewalt in seiner Hervorbringung. Sehr viele Völker haben sie daher gar nicht getrennt. Einige erzeugen ein weiches B, indem sie während des Lippenschlusses auch die Stimmritze so weit schließen, daß an ihr die Luft in's Tönen kommt. P ist gleichfalls einer der ersten Laute, die das Kind hervorbringt. (Auf „Mama" folgt „Papa").

3 u. 4. Bei noch geringerer Mundöffnung gibt das Blasen durch die trichterförmig vorgeschobenen Lippen, während nur die Zungenspitze gegen die untern Schneidezähne vorgeschoben wird und die Mundhöhle geräumig, aber ihre Oeffnung durch die Zungenspitze verschmälert ist, **F** und **W**. Bei diesen Lauten bilden die Lippen das Entscheidende. Um F hervorzubringen, müssen sie gegeneinander verrückt stehen, so daß die Unterlippe aufwärts und zugleich einwärts gerichtet, die oberen Schneidezähne berührt oder bedeckt, in der Mitte jedoch eine kleine Spalte für den Luftausgang lassend, und hinter die aufwärts und auswärts gebogene obere Lippe gezogen ist, an welcher die ausgeblasene Luft sich brechen oder reiben muß. Auch bilden die Oberzähne eine Hemmung. Für W stehen die beiden Lippenränder so ziemlich grade auf einander und lassen einen etwas größeren Spalt; die Stimmbänder schwingen.

F und W stehen sich sehr nahe, aber die hier *entscheidende* Lippenstellung ist doch für jedes eine *andere*; leicht entstehen Schattirungen des Lautes nach dem Grade, in welchem der Mund geschlossen wird. Eine etwas größere Mundspalte, deshalb etwas merklichere Vortreibung der Lippen und ein etwas stärkeres Ausblasen der Luft, bei dem kein Schwingen der Stimmbänder stattfindet, läßt V hören, jedoch nur im Anlauten; im Auslaut höchstens vor e; da ist nur F oder W möglich; V ist ein Mittellaut zwischen

U und B, dem F nahe. (Man denke an breve, deutsch Briefe, in der Mehrheit nach schlesischer Aussprache: Briwe, die muthmaßlich älter und richtiger ist, als die nach dem Buchstaben: Brife). Derartige Abbeugungen eines Grundlautes dürfen jedoch hier, wo es sich um die Hauptbestimmung handelt, nicht in's Gewicht fallen. Die Verwandschaft von F und W, sowie der Abschattung V ist so groß, daß Völker bestanden, welche nur ein einziges Zeichen für sie alle nöthig fanden, wie die Inder, die Russen. Im Munde der Hottentotten soll weder F noch W noch V gebildet werden. Der oftmalige Uebergang von V wie F und B ineinander, z. B. Elbe und Elfe, wie der von P in V (so ward aus pater Vater), ihre häufige Vertauschung liefern einen Beweis für die Nähe ihrer Verwandschaft.

Die ganze Gruppe blasender, wehender Laute hat die Stimmritze entweder (wie F, V, P, B) offen oder zum Tönen verengt (wie M, W und beziehentlich B). Die mannichfache Weise, in welcher die Lippen den Durchzug der Luft hemmen oder nur einen Theil des Hauches entweichen lassen, bestimmt und ändert den Laut. Daß **M** zu ihr gehört, zeigt sich in dem Sinken gemeiner Aussprache der Lippenbuchstaben zu ihm (z. B. statt des tonlosen „wir sagen" das „mer sagen").

Kehren wir zum Athemlaut **H** zurück, so kann der Fall eintreten, daß der Athem nicht frei aus der Mundhöhle gelangt, folglich die Hauchung (H) eine Veränderung erfährt, vermöge einer Einwirkung anders klingt.

5. Bei weit geöffnetem Munde, offener Stimmritze und ruhenden Stimmbändern nimmt das verstärkte Athmungsgeräusch, sobald das Rachenthor durch Herauf- und Rückwärtsziehen der Zungenwurzel gegen den weichen Gaumen verengert wird, vermöge der Reibung etwas Rauches, Keuchendes an und der tiefe, verschärfte Hauch, der unregelmäßig gebrochen, in der eingeengten hinteren Mundhöhlenöffnung oder Schlundenge zu einem Geräusch wird, welches weiterhin in der Mundhöhle einen Wiederhall bekommt, klingt wie das hebräische Chet nach seiner heutigen Aussprache, wie das griechische Chi, oder wie das deutsche **Ch** in „ach", in „machen", „Sache". Je nach der Haltung der zusammengezogenen Zunge, je nachdem sie dem unteren oder dem oberen Theil des weichen oder gar dem hintersten Theil des harten Gaumens sich stark annähert und demnach die Lautung mehr hinten oder mehr vorn geschieht, entstehen Abschattungen

des Ch: ein in die Länge gezogenes weiches (dem Gh naheſtehendes), ein ſcharfes, gepreßtes (unſer gewöhnliches) und ein rauſchendes rauhes (Kch oder Chh)[4]; für letzteres, welches mehr hinten, in der Tiefe gebildet wird, muß der Luftſtrom ſtark, alſo die Stimmritze weit ſein. Die Beſchaffenheit eines vorangehenden Vokals bedingt oft, welches von dieſen dreien herauskommt. Nur die Semiten, am ſchärfſten die Araber, haben dieſe Arten des Rauſchlautes unterſchieden. Die Romanen haben die erſte und dritte Art nicht, Oberdeutſche, vorzugsweiſe die Schweizer, auch die Siebenbürger laſſen oft das mehr hinten, tiefer gebildete Ch hören.

6. Im Rachenthore entſtehen **G** und **K** durch das raſche Ausſtrömen der Luft bei dem Heben der Zungenwurzel, welches die Zunge der Mitte des harten Gaumens annähert und an ihn drückt, bis die vordrängende Ausathmungsluft eine hinlängliche Spannung bewirkt und darauf die einen Augenblick angehaltene Luft des Athems aus dem ſchnell geöffneten Rachenthore mit dem Geräuſche des Abreißens hervorſchießt. G und K gehen aus ziemlich gleicher Hauptſtellung hervor, ſo daß beide nur als äußerſte Seiten desſelben Lautes anzuſehen ſind. Ihre Verſchiedenheit beſteht nur darin, daß wenn G vernommen werden ſoll, im erſten Augenblick die Stimmritze des Kehlkopfes geſchloſſen und der Ausgang der Luft durch die Naſe vom Gaumenſegel nicht ſo ſtark wie bei K abgeſperrt wird, und daß für K ein ſtärkerer, daher auch raſcher wirkender Ausathmungsdruck erforderlich wird. G beruht alſo auf ſchwächerem Hervordrängen der Athemluft, wobei natürlich die Stimmritze mehr verengert worden war. Es erklärt ſich daher die häufige Verwechſlung beider in der Ausſprache, ſowie die Erſcheinung, daß Menſchen, denen in beſtimmten Lautverbindungen der ſtärkere Ausathmungsdruck ſchwer fällt, es blos zum G bringen; K auszuſprechen erfordert größere Anſtrengung.

7. Der hinterſte, durch den zwiſchen Zunge und Gaumen geblaſenen Luftſtrom gebildete Rauſchlaut iſt das deutſche **Jot.** Gelinder als bei G, K und Ch wird der Athem ausgehaucht. Bei ſchwingenden Stimmbändern bringt es das Ausathmen zuwege, wenn eine ſteigende Hebung der etwas rinnenförmig ſich aushöhlenden Zunge gegen das hintere harte Gaumengewölbe

nahe an dasselbe und in Folge davon auch eine Hebung des Zungenbeins bei einiger Annäherung der Kiefern stattfindet. So hört man es wie im deutschen „Ja".

8. Bei derselben Stellung entsteht der weiche Zischlaut des französischen **j** in jamais, Jacques, jour, und der rauschende Zischlaut **Sch** wie in „schaut", „Schur", wenn die Zunge verkürzt, vorn zurückgezogen sich nothwendig um ein geringes wölbt. Rückt dann ihr Vordertheil an den harten Gaumen wie bei G, so dringt die Luft auf ihrem Wege durch den engen Raum, den die Stellung der Zungenspitze zu dem harten Gaumen und den Unterzähnen bildet, und sie bricht sich an diesen; gehen dabei die Lippen etwas, jedoch aber nur wenig vor, so daß zwischen Zähnen und Lippen Raum zum Wiederhallen mangelt, so hört man das sanfte französische j. Ist dagegen die Verkürzung der Zunge derartig, daß ihr Mitteltheil dem harten Gaumen sich nähert, dessen Decke nahezu streift, mithin so, daß sie beinahe das Gaumengewölbe ausfüllt, wobei auch Luft seitlich an ihr durchrauscht, während andere Luft an den Vordertheil des harten Gaumens anschlägt, schließen sich die Zahnreihen oder nähern sie sich zum Schlusse und verlängert die rüsselartige Vorstülpung der nach aussen gewulsteten Lippen das Sprachrohr, so daß nach vorn hin der Wiederhall erzeugende Raum der vorderen Mundhöhle erweitert ist, so ergibt sich ein zischendes volles, breites Geräusch, das **Schin.*** Meist erfolgt bei diesem auch die Ausstoßung der Luft mit mehr Anstrengung und rascher als bei französisch Jot. Die Zahnreihen lassen bei Sch wie bei französisch Jot nur einen schmalen Spalt, und scheinen durch die Luftwellen in mitschwingende Bewegung versetzt zu werden. Der Hauptunterschied zwischen beiden besteht blos darin, daß bei J die Stimmbänder tönen, bei Sch aber nicht, und bei Sch die Lage zwischen Zunge und hartem Gaumen enger ist, daher

* Brücke's Behauptung, das Ch verwandle sich in Sch sobald man aus der Chi-Stellung den vorderen Theil der Zunge soweit nach aufwärts bewege, daß er sich zum S stelle, scheint ansprechend, ist aber ungegründet, wie denn auch Merkel seine Versuche widerlegt hat. Folgt man Brücke, so ergibt sich die westfälische Aussprache in „S-chinken." Ich kann weder Sch noch das französische Jot mit Brücke für zusammengesetzte Konsonanten halten.

Digitized by Google

die Lippen mehr vorgezogen sind, als für das Hervorbringen des französischen Jot. Fehlen einem Menschen die Zähne, so bringt er nur einen matten Sch-Laut heraus.

9. Senkt sich jedoch bei der nämlichen Stellung, indem die Annäherung der Zahnreihen nur eine sehr enge Spalte läßt und die Lippen nicht vorgerückt, höchstens etwas nach auswärts umgebogen werden, die Zunge und schiebt sie sich vor gegen die Zähne, so daß ihre Spitze nahe daran ist diese zu berühren, so tönt die Strömung der Luft, die sich schräg durch die schmale Querspalte zwängt, als der scharfe, spitze Sauselaut S. Sie hat sich an den scharfen Kanten der Zahnränder gebrochen. S ist der schärfste, höchste Mitlaut, ein Sumsen, ein Windrohr- oder Säusel-Ton. Vom Sch unterscheidet sich S dadurch, daß bei ihm der schmale Luftpaß zwischen den Zahnrändern und der Zungenspitze sowie dem Alveolarrand des Oberkiefers liegt, und folglich am Ausgang die Bildung des Schalles erfolgt, wohingegen der schmale Luftpaß bei dem Sch seine Stelle am Gaumengewölbe hat. Zwischen S und G steht das französische Jot.

Wem die Zähne mangeln, der muß zur Hervorbringung des S die Zungenspitze an den Kiefer legen; dann bringt er es noch einigermaßen zuwege. Bei S sowenig als bei Sch findet ein Tönen mitschwingender Stimmbänder statt, doch sollen sich beide auch bei Stimmbänderschwingungen erzeugen lassen, die dann natürlich den Schall nebenher verändern, ohne ihn indeß wesentlich umzugestalten. Kleine Verschiedenheiten bringt die Lage der Zungenspitze zuwege, je nachdem sie die vorhin beschriebene Stellung einnimmt oder gar zwischen die Zähne eintritt oder an die untern Schneidezähne sich locker legt oder gar anstemmt. Geht sie nur bis zu den mittleren Schneidezähnen vor, so klingt S weich, wie in face, hebt sie sich stark bis zur oberen Zahnreihe, gibt sie das mittlere S in „lesen". Geschärfter ausgesprochen durch nachdrücklicheres Ausstoßen der Luft und härteres Drücken der Zunge an die Unterzähne oder den unteren Rand der Oberzähne, geräth der Schall als Ss und Sz. Wird die Zungenspitze in die Spalte zwischen beide Zahnreihen geschoben, so entsteht das gelispelte und gehauchte s, welches die Engländer Th schreiben: in ihm wird die Luft bei zwischen die Zähne geschobener, auch die

Digitized by Google

ſcharfe Kante der oberen Schneidezähne berührender Zunge zwiſchen deren Spitze und den Oberzähnen durchgetrieben. Deſſen Einſatz neigt ſich zum T.

10. An dieſe ziſchenden Sauſelaute reiht ſich derjenige Laut, den bei ſehr genäherten Kiefern die höchſt gehobene Zunge durch Heranreichen an den harten Gaumen, faſt die Mundhöhle verſchließend ohne Schwingen der Stimmbänder hervorbringt: **T** oder **D.** Wenn er ſchallt, iſt die Zungenſpitze nach vorn und zwar gegen die gewölbte Stelle, wo die Gaumenhaut in das Zahnfleiſch übergeht, nahe den Zähnen gerichtet. Auch bei dieſer Lautbildung ſind kleine Verſchiedenheiten möglich. Der größte Erforſcher der Erzeugung der Sprachlaute, Merkel, bezeichnet ſogar als Regel diejenige Stellung, bei der die Zungenſpitze abwärts gebogen und an die unteren Schneidezähne geſtemmt wird, während der Rücken des vorderen Zungentheils gegen die Hinterfläche der obern Schneidezähne geſtemmt wird, an den vorderen Theil des Gaumens ſich legt und die Seitenränder der Zunge den Raum zwiſchen beiden Zahnreihen ausfüllen. Fehlen die Oberzähne, ſo legt ſich die Zunge an die Hinterwand der Oberlippe. Mundkanal und Kehlkopf ſind anfangs geſchloſſen; darauf zieht ſich der Unterkiefer nach unten und die Zungenſpitze abwärts zurück. Je nach der Erweiterung oder Verengerung der Stimmritze zum Tönen, je nach der Stärke des andrängenden und bei der Oeffnung ausfließenden Luftſtromes hört das Ohr T oder D. Iſt die Stimmritze verengt, ſo gibt ſich das D, bleibt ſie offen, das T; dieſes iſt ſchärfer und bei ihm ſtreckt ſich auch die Zunge weiter vor. Die Schallbildung geht daher bei T mehr im Vordermund, bei D mehr im hinteren Theile vor. Bei D kann die Naſenhöhle dem Hauche geöffnet ſein. Das Verbindungsglied zwiſchen T und S iſt in dem vorhin erwähnten Mittellaute des S-artigen Th, welcher wirklich in manchen Sprachen, wie im Engliſchen, vorhanden iſt, deutlich gegeben.

11. Legt bei ſchwingenden, tönenden Stimmbändern die Zunge ſich, tiefſtehend mit ihrem Hintertheile, welcher ſich rückwärts und aufwärts bewegt, an den hartem Gaumen, ſo daß ſie den Mundkanal halb ſtopft und die Luft an ihren beiden Rändern

gepreßt, ja gequetſcht bei den hinteren Backenzähnen dem Backen entlang in zwei kanalförmigen Räumen abfließen muß, ſo hört man das **L.** Abarten ſind das ſpaniſche L (Lj), bei welchem die Zunge flacher und breiter liegt, das polniſche (ł), wenn die Zunge weiter vorn den Mundkanal noch ſperrt, dagegen hinten am Rachen größeren Raum zum Wiederhallen läßt, das altnordiſche (HL).

12. Verſetzt bei einer ähnlichen Lage — d. h. bei Annäherung der Zunge an den Gaumen, deren Hintertheil den weichen Gaumen bedeckt, deren Spitze dem harten nahe kommt — das abwechſelnde Oeffnen und Schließen der Schallritze den durchſtreichenden Athem in eine zitternde Bewegung, von der die Stimmbänder und auch das ein paarmal auf und nieder ſchnellende, vom Zungenrücken abgetriebene und wieder zurückfallende Zäpfchen ſchwingen, oder bringt ein ſtarker ausſtrömender Luftzug die Zunge in bebende, ſchwirrende Bewegung, ſo hört man den erzitternden ausfahrenden Hauch als den Zitterlaut, das raſſelnde, rollende **R.** Auch von R laſſen ſich ein paar abweichende Geſtaltungen wahrnehmen, ein weiches und ein hartes; kommt der Schall aus größerer Tiefe, ſo klingt er hohler und voller, als wenn das Zittern der Zungenſpitze ihn vorzugsweiſe bedingte. Es fallen die zuſammengeſetzten nachdrücklich vorzunehmenden Bewegungen zum R den kleinen Kindern ſehr ſchwer, auch manchen erwachſenen Menſchen; ja ganzen Völkern, wie z. B. den Tſineſen, gelingt ſeine Ausſprache nicht. In R wie in L iſt eine Verengerung der Stimmritze geboten: ſo verſchieden beide in's Ohr fallen, entſpringen beide doch aus gleicher oder mindeſtens nahezu übereinſtimmender Stimmlage; nur entweicht beim R die Luft nicht an den Seitenrändern der Zunge, ſondern an der Zungenſpitze. Bei L liegt die Zunge an den Zähnen und iſt die Unterbrechung des Luftſtromes nicht ſo ſtark, das Zittern des Hauches gering: es fällt leichter. Aus dieſer einfachen Urſache erklärt ſich die auffallende Erſcheinung, daß viele Völker R und L verwechſeln oder nur eines von beiden ausſprechen. In der Sprache der Macuſſi's in Guiana kann das Gehör L und R nur ſchwer von einander unterſcheiden.[6]

Während dieſe eigentümlichen, ſcharf bedingten Geräuſche das ſtarke Ausathmen durch den Mund zur Vorausſetzung ihrer

Tonbildung haben und bei ihrem Aussprechen das Gaumensegel die Nasenhöhle absperrt, tritt eine wesentliche Lautverschiedenheit ein, wenn die Luft nicht aus der Mundröhre, sondern durch die Nase ausströmt, dann entstehen die nasigen Laute. Annähernd ist dies bereits der Fall bei M, wie wir sahen, denn die Stellung für P gibt bei Auseinandergehen der Lippen das M, sobald ein Theil des Athems aus der Nase streicht. Bei dem M tönt indeß noch die Stimme auch in der Mundhöhle.

13. Wenn aber die Stimmbänder von der Athemluft nachdrücklich erzittern und der Mundkanal dadurch abgesperrt und zugeschoben wird, daß im hintersten Theile des Ansatzrohres der weiche Gaumen, als ob seine Muskeln erschlafft wären, herabfällt und die Zunge sich hebt, ihr Rücken den ganzen weichen Gaumen bedeckt ohne einen Spalt zwischen ihm zu lassen, so ist die Weite der Mundöffnung gleichgültig: die fortstreichende tönende Luft hat nur den Ausweg durch die Nase zu entweichen; der Vorhang, der die Nase vom Rachen trennt, ist ja mit dem Gaumen zurückgezogen und indem nun die Richtung ihrer Bewegung gebrochen wird, entfährt sie durch die geöffneten Höhlen. Alsdann hört man, (vorausgesetzt, daß keine Verstopfung der Nase mit Schleim stattfindet), das reine, starke, ungenäselte N, wie in „an", in „nagen" (das deutale oder Zungen-N). Nach Merkel's Erörterungen darf, soll dieser N-Laut scharf und rein hervorkommen, der Mund nicht ganz und gar geschlossen sein, sondern es muß noch ein Theil der tönenden Luftsäule von der Zungenspitze aus in die umgebende freie Luft übergehen. Bei diesem N bringt wieder eine kleine Verschiedenheit die Haltung der vorderen Zunge hervor, je nachdem ihre Spitze an die Zahnreihe vorgeschoben wird und sich an die Vorderzähne stemmt, oder ob sie an den harten Gaumen angelegt wird, wie bei dem L, welches jedoch einen kleinen Zwischenraum zwischen Zunge und Gaumen läßt, so daß die Luft an den Seiten der Zunge abfließen kann und der Mundkanal somit nicht abgeschlossen ist. Die Mundstellung für N hat Aehnlichkeit mit der für T; wenn die Luft nicht durch die Nase entwiche, käme leicht ein T zum Vorschein: so geschieht es bei völlig verstopften Nasenhöhlen.

14. Ein stärkerer *Nasal*, den man das Gaumen-N nannte, entsteht, falls bei der nämlichen Stellung die Zungenwurzel nicht

Digitized by Google

so hoch steht und die Luft der offenen Mundhöhle mittönt: dieses Mittönen scheint dabei von entscheidender Bedeutung zu sein. Dieser eigentliche Nasal, für den vielen Alfabeten eine Bezeichnung abgeht, ist das sanskritische Ngа; man hört ihn im französischen Endungs-N z. B. in un, on, im Deutschen schwächer in „denken", „Ungarn". Die meisten Sprachen haben ihn, ohne ein Zeichen für ihn zu besitzen. Im Griechischen wird er durch doppeltes Gamma ausgedrückt, z. B. in αγγος, im Deutschen durch ng oder auch nk, denn G oder K stehen dieser Stellung nahe; sie sind, wenn sie folgen sollen, durch den Nasal schon halb hervorgebracht. Er kann nur bei Anstrengung einen Anlaut abgeben, — der Mund des Tschesen vermag dies, bei den Franzosen klingt aber sowol das nasale bien in der Zusammensetzung bien-aimé als die Femininalform des nasalen fin: fine ohne Nasal. Auch mit Doppellauten ist er schwer zu verbinden, am leichtesten vereinigt er sich mit einigen andern Mitlauten oder folgt einem Selbstlaut. An Selbstlaute heftet er sich leicht an, indem ein Wiederhall des Vokals in der Nasenhöhle erfolgt, in welcher die Luft durch die von den Stimmbändern ausgehenden Schallwellen in Mitschwingung geräth, wie dies namentlich im Französischen, Portugisischen, Polnischen und Tschechischen häufig geschieht, ja seine Entstehung beruht zumeist darauf, daß mit dem aufhörenden Selbstlaut, indem der Nasenverschluß sich löst, der beginnende Wiederhall in der Nase sich vermischt; ist der vorangehende Selbstlaut ein I oder U, so ist der Verschluß der Nase so fest, daß bei dem Oeffnen die Wendung zu G oder K genommen werden muß und ing oder ung tönt. Zwischen zwei Vokalen verbindet er sie in der Art, daß er der ersten und der zweiten Sylbe zugleich angehört. Auch dieser Nasal läßt sich verschieden ausdrücken. Während er einfach z. B. in „Engel" tönt, bringt eine stärkere Hebung und Wölbung der Zunge, die dann den weichen Gaumen höher herauf bedeckt, verbunden mit einem stärkeren Herausstossen der Luftsäule ihn voller, freilich auch undeutlicher hervor, wie in „Klang", „Dank."

Die konsonantischen Geräusche oder starren, kurzen, gedrungenen Stummlaute, wenn man so sagen darf, werden demnach durch den Gegeneinanderdruck der Sprachwerkzeuge geschaffen. Als

Digitized by Google

hauptsächlich bestimmend erweisen sich diejenigen Bewegungen, welche Hemmungen verursachen, von denen der fast ununterbrochen ausgehauchte Athem einen Augenblick zurückgehalten und eine vorübergehende Unterbrechung des Luftstromes herbeigeführt wird. Die verschiedenen Stellen, an denen dies geschieht, und der verschiedene Grad derselben begründen Unterschiede des Schalls. Sobald ein vollkommener Verschluß erfolgt, welcher dem Durchzug der Athemluft Halt gebietet, entsteht, wenn die Hemmung im Kehlkopfe liegt G, bei dem der Untertheil der Zunge, die Zungenwurzel, am weichen Gaumen liegt; wenn die Hemmung weiter nach vorn durch den harten Gaumen und Zunge gebildet wird, D; wenn die Zähne den Verschluß machen Sch, doch ist ein völliger Verschluß für Sch nicht unbedingt nothwendig; sind es die Lippen B, M. Bei M üben vorzüglich die inneren Seiten beider Lippen, bei B die äusseren Streifen den Gegendruck aus. Ein Verschluß, der auf einen Augenblick die Luftbewegung hemmt, muß wieder aufgehoben werden, damit die Luft aus dem Munde kann; bei M ist dies nicht erforderlich, wenn er nicht so fest ist, daß gar keine Luft herausdringen kann.

Oder aber, es hat eine blosse Annäherung zu einer Sperrung stattgefunden, ein mehr oder minder unvollkommenes Aneinanderlegen, wobei die Luft, der nur theilweise entgegengetreten wird, noch entweichen kann, aber nur mit Geräusch. Verschluß der Mundhöhle, Zunge und Gaumen aneinander gewährt K, sobald die Lösung des Verschlusses erfolgt CH, deutsch Jot, französisch Jot und den Nasal (N, NG), die beiden letzteren haben dagegen nach innen geöffnete Nase. Steht die Zunge zum weichen Gaumen, gibt es K, steht sie zum harten G, J, N. Es bildet die Hemmung bei Nasenverschluß L, R; verursachen sie die Zähne S, die Lippen W, F.

Die Stellung der Zunge zum Gaumen oder den Zähnen ist also für viele Laute maßgebend, bei anderen sind es die Lippen; bei einer Reihe von Mitlauten wird der Athem zurückgehalten, hingegen bei den Zischlauten stark hervorströmen gelassen. Bei M, W, L, R, Ng ist der hintere Theil der Stimmritze geschlossen, womit die Stimmbänder einander genähert sind, so daß die durch-

Digitized by Google

ſtreifende Luft ſie tönend macht; bei andern iſt dies nicht der Fall.

Eine Anzahl *Zwillingslaute* gibt es ferner, die bei übrigens weſentlicher Gleichheit ſich vornämlich dadurch unterſcheiden, daß entweder nur ein gelinder Druck ſtattfindet oder mit erhöhtem Nachdruck ein verſtärkter Luftſtrom ausgeſtoßen wird, der mit Kraft hervorſtürzt. Das iſt das Verhältniß von P, T, K zu den entſprechenden weicheren Lauten B, D, G, auch von F gegenüber W. Bei B, G, D iſt die Stimmritze verengt und tönt mit, bei P, K, T iſt ſie weit offen und darum tonlos. Für dieſe letzteren iſt eine Steigerung der Kraft nothwendig. Durch vermehrte Stärke wird ferner aus dem franzöſiſchen Jot: Sch, aus S: Ss (oder Sz).

Zur richtigen Ausſprache der Mitlaute iſt überhaupt Muſkelanſtrengung erforderlich. Trägheit bei dem Ausſprechen läßt ſie nicht deutlich gerathen. Jeder Mitlaut erheiſcht Mühe, erheiſcht der Muſkeln richtige Anwendung, um ihn zu treffen. Selbſtverſtändlich iſt, daß bei jenen zuſammenliegenden Lauten (P und B und den andern) Uebergänge leicht ſind. Es gibt Völker die überhaupt mit einer einzigen Ausſprache dieſer Zwillingslaute ſich begnügen, ſo daß dann *ein* Buchſtabe ſie beide deckt. Bei Völkern, welche die zweifache Weiſe unterſcheiden, führt die nachträglich *angenommene Gewohnheit* nachdrücklicherer oder verminderter Anſtrengung im Sprechen dahin, daß B in P übergeht oder P in B u. ſ. w. Ein *eigentümliches* Geſetz iſt in dieſem Lautwechſel nicht zu ſuchen, da er auf einem *natürlichen Vorgang* beruht. Uebergänge eines Lautes in einen andern erfolgen, wie es nicht anders ſein kann, am leichteſten in den verwandten, demnächſt in die derſelben Gattung, bei denen wenigſtens eine verwandte Mundſtellung ſtatt hat.

Die ſofortige Wiederholung eines Mitlautes oder ſeine Verdoppelung in derſelben Sylbe iſt, wie man ſofort einſieht, unthunlich. Wiederholung iſt nur nach geſchehenem Abſetzen möglich, alſo mit dem Beginn einer neuen Sylbe oder wenn über einen vokaliſchen Laut hinweg der Uebergang genommen wird, ſo daß der nämliche Vokal im Vorder- und im Hintertheil einer zweiſylbigen Ausſprache wiederkehrt. Schreibungen wie unſer „irrt," „ſchafft,"

„gesammt" sind Fehler. Sie können nicht mehr bezeichnen als: irt, schaft, gesamt, u. s. w.

Die Aussprache zweier verschiedener Mitlaute hintereinander steht nicht ganz in der Willkür des Menschen, sondern ist von Bedingungen abhängig, welche aus der Beschaffenheit der für einen jeden derselben erforderlichen Stellung hervorgehen. Die Stellung für den ersten Mitlaut kann eine solche sein, in welcher schon die zum Bilden des zweiten nothwendige theilweise enthalten ist, so daß zum Aussprechen des zweiten der für ihn gebotene Mechanismus nur zu ergänzen oder zu vervollständigen ist, unter Verlassen eines Theiles der vorher angenommenen Stellung. Alsdann ergibt sich zwar keine Zusammenlautung wie bei den Diphthongen, allein ein überaus rascher, bequemer Anschluß des zweiten Mitlauts. Verbindungen wie dt, gk ergeben sich sehr leicht. Bei T und D liegt wie bei S und Sch die Zunge am harten Gaumen, nach anlautendem T oder D braucht der Sprechende, um S oder Sch anzureihen, demnach keine nach dem harten Gaumen hinzielende Bewegung mehr vorzunehmen: die Zunge steht schon, wo sie für S oder Sch stehen muß, nur ein Rest von Bewegung ist für sie nöthig. Sie sind schnell vorhanden, deshalb erscheinen Ds oder Ts, (ersteres tönt, das zweite ist tonlos), wie das weiche Dscha und das harte Tscha beinahe wie ein Laut und viele Sprachen bezeichneten sie auch mit einem Buchstaben, wie Deutsch mit Z, wie Slawisch mit č, ž u. s. w. Das Wort „Schmutz" sollte wol eigentlich „Schmuds" geschrieben werden; bei ihm ist der zusammengesetzte Laut in seinem ersten Laute weich, anderemal wie in „Zorn" (Tiorn) scharf. Eben solche konsonantische Doppellaute (wenn man sich nämlich dieses Ausdrucks bedienen darf) ergeben aus dem gleichen Grunde D, K, L, N sobald nach einem derselben ein Jot folgt, welches in der Regel schlennig, rasch vorübergehend angefügt wird. Romanische Sprachen haben diese Verbindung. So ist mit dem nasalen N das G oder K schon halb hervorgebracht. Leicht wird nach dem N das D oder T, nach M ein B oder P, nach K oder G das W (z. B. in guerre), nach P das F angegeben. Beim Aussprechen des P tönt zuweilen (wenn auch schwerer) ein Hauchlaut; das durchhauchte Verhalten der Lippen in P (oder

vielmehr Ph, nach Merkel Pv), mit der Richtung gegen die Unterlippe läßt darauf Pf entstehen. An das K, dessen Aussprache eine gewisse Nachdrücklichkeit erheischt, schließt sich leicht das W an.

Andere Verbindungen, bei denen keine Gemeinschaftlichkeit in der Ausdrucksstelle vorhanden ist, ergeben sich wenigstens ungezwungen, andere im Gegentheil schwer, ja manche sind fast unmöglich. Dann liegt der Auslauf des ersten Konsonanten allzu weit ab vom Anlauf des zweiten. Nach anlautenden N, R, L läßt sich kein Mitlaut ausser Jot anfügen. Die Inder haben allerdings vor R ein L. Höchstens vor Ts oder Z läßt sich, wie die Slawen gewohnt sind, ein leises R (Rz) tönen, sonst steht R nur zu Vokalen. Die Lage der Theile für G und F ist eine soweit auseinanderliegende, daß GF und FG nicht aneinander heranzurücken im Stande sind, auch BD sind kaum zu verbinden, PT fällt sehr schwer. Soll gleichwol eine Aneinanderfügung abstehender Mitlaute vorgenommen werden, so müssen nach erzeugtem ersten Mitlaut die zu ihm wirkenden Stimmwerkzeuge erst in Ruhe oder in einen Mittelzustand zurückkehren, bevor sie den Ansatz zum andern Mitlaute nehmen können, so muß ein Uebergang erfolgen, während welches Zwischenzustandes die Ausathmung fortdauert, die, da sie so ziemlich die Stimmlage von E trifft, zwar kein lautes E ergibt, weil die Stimmbänder nicht mitschwingen und weil kein vollständiges E gebildet wird, wol aber einen tonlosen dem E nahen Hauch, ein Geräusch, welches man (obschon nicht mit Recht) „das stumme E“ genannt hat. Es ist das Schwa der späteren Hebräer. Dem R kann ein L oder N, selbst M nur dann vorangehen, wenn zwischen ihnen ein Schwa sich befindet.

Die besondere Art manches Lautes richtet sich auch manchmal nach seiner Verbindung mit einem nachfolgenden; dann wird für ihn diejenige Ausdrucksstelle genommen, welche dem Folgenden am nächsten ist, bei der sich dieser am leichtesten erzeugen läßt. So bildet man das Zungen-R nach P und T, das Rachen-R nach dem K. —

Die schallenden, tönenden Laute, Stimm- oder Selbstlaute (Vokale von vox „Stimme“) machen eigentlich das Wort, die Stimme aus, allesamt reine Empfindungslaute, welche

Digitized by Google

unwillkürlich erfolgen, wenn plötzlich den sich nicht in seiner Gewalt habenden Menschen ein starkes Gefühl überkommt, das zu einer Aeusserung drängt, Ueberraschung, Staunen, Freude, Schreck, Widerwille, Grauen, selbst des Spottes Regung. Sie tönen durch das gewaltsame Ausstoßen des Athems bei verengerter Stimmritze und etwas gehobenem Kehlkopf laut aus dem mehr oder weniger weiten Munde. Nach vorbereitendem Anhalten des Athems oder kurzem Verschluß der Stimmritze bringt deren Oeffnung den deutlichen durch das Mundrohr ausgehenden Ton zuwege. Ihn verändert die Beweglichkeit der Lippen und der Zunge, je nachdem die Lippen unbewegt beharren, sich verengern oder verlängern, die Zunge sich zurückzieht oder vorrückt. Die Luft findet auf ihrem Wege vom Kehlkopf bis zum Munde keinen Verschluß und wird durch keine Hemmung abgelenkt.

Fünf Hauptstellungen der Sprachwerkzeuge ergeben fünf ursprüngliche Selbstlaute; ihre Zahl wird durch Abbeugungen vervielfältigt. Das Verhältniß der Größe der geöffneten Mundhöhle zu der Größe der Oeffnung des Mundes kommt bei dem Selbstlaute vorzugsweise in Betracht.

1. Bringt man im Kehlkopf bei geschlossenem Munde das M hervor, so ergibt sich, sobald man bei fast gleicher Lage der Sprachwerkzeuge (denn nur das Gaumensegel wird gehoben) den Mund aufreißt, **A**. Die Sprachwerkzeuge befinden sich ziemlich ebenso wie in dem gewöhnlichen Zustande der Ruhe. Sowie die Kinnladen weit auseinander gehen, der Mund weit geöffnet wird und der Unterkiefer herabsinkt, erweitert sich vom Rachen an die ganze Mundhöhle, während die Ausgangsstelle des Luftstromes aus der Brust ein wenig kleiner als bei dem gewöhnlichem Athem wird, der Kehlkopf im Tiefstande ist. Da hat die aus ihr gestoßene Luft einen weiten Raum vor sich, streicht durch offene breite Höhlen und bricht sich im Munde nur wenig, zumeist erst weit vorn am Gaumengewölbe. Am Kehlkopf ist der Weg für sie eng, hernach erweitert er sich immer mehr. Lippen und Zunge beharren in ungezwungener, ruhender Stellung. Für A ist diese überhaupt im Vergleich zu den übrigen Selbstlauten eine mittlere.

2. Bei A liegt die Zunge so ziemlich flach. Rückt sie vor und hebt sie sich, bewegt sie sich aufwärts und zwar am meisten in

ihrer Mitte, indem ſie mit gewölbtem Rücken gegen das Gaumengewölbe ſteht, mit der Spitze aber nach unten gegen den Zahnrand des Unterkiefers ſich kehrt — eine Haltung nach vorn, bei welcher der mittlere Theil des Mundes verengt wird, die hintere Mund- und Rachenhöhle erweitert, der Kehlkopf etwas in die Höhe gezogen, wodurch zwiſchen Zunge und hartem Gaumen mehr Raum entſteht und die Rachenöffnung und Spalte größer iſt — ſo werden in Folge davon die Brechungen der im Bogen gehenden Luftwellen ſpitzwinklicher werden und hernach aus dem Munde nicht mehr ſo horizontal, ſondern von oben nach unten kommen: alsdann tönt **E**. Dieſer Laut hat, je nachdem die Stellung der Sprachwerkzeuge mehr oder weniger ausgeprägt iſt, viele Schattirungen. Bleibt die Mundöffnung ſoweit wie bei **A** und geht die Zunge nur mäßig empor, ſo hört man **Æ**, welches alſo ein Mittelton zwiſchen **A** und **E** iſt; ſtehen die Kiefern minder weit auseinander und wird die Zunge ſowol in ihrem mittleren Theil höher gehoben, als mit ihrem Vordertheil, auch mit ihrer Spitze leicht der untere Zahnrand berührt, ſo hört man das reine **E**, welches ebenfalls mehr oder minder breit, gedehnt, lang geſtaltet werden kann. Dieſer Laut, bei welchem die Lippenſtellung auch die nämliche wie bei **A** ſein kann, gehört zu den früheſten, die das Kind hervorbringt, namentlich als Mittelton **Æ**, denn erſt, wenn es beſſer zu artikuliren im Stande iſt, wird von ihm ein reines **A** vernommen.

3. Eine Weiterbewegung in dieſer Richtung führt an die Grenze der vokaliſchen Laute, darüber hinaus müßte das Umſchlagen in den Mitlaut erfolgen. Die letzte Bildungsweiſe iſt folgende: der Kehlkopf nimmt einen ſehr hohen Stand und der Kehldeckel iſt hoch gehoben, der hintere Eingang der Mundhöhle ſtark erweitert; dann ergibt die ſteigende Hebung der etwas rinnenförmig ſich aushöhlenden Zunge, das nach vorn Ziehen des Zungenbeins und Hebung des Kiefers, welcher die Unterlippe der Oberlippe mehr annähert, **I**. Die Zunge ſteht am höchſten und verengt den Raum zum Gaumen. Der Gang, durch den die Luftſäule hindurch muß, iſt bei **I** niedrig und ſchmal geworden, die vorgeſtoßene Luft verdichtet und noch mehr, als wenn **E** entſteht, gebrochen. Der Raum für ſie iſt bei **A** vorn weit, hinten eng, bei

I vorn klein, hinten groß. Die Gaumenvereugerung ſcheint im I maßgebend. Bei Fortbewegung der Sprachwerkzeuge in dieſer Richtung iſt ein vokaliſcher Laut nicht mehr möglich.

E und I beruhen alſo an erſter Stelle auf der Bewegung der Zunge, beiden gewährt der abgetheilte Mundkanal zwei Reſonanzräume. Die tiefen Töne O und U beruhen vornämlich auf dem Zuſammenziehen der Mundöffnung.

4. Um O hervorzubringen wird das Sprachrohr verlängert, aber ſein Raum in der Breite verkleinert. Vorziehung der Lippen, die es ausdehnen, bringt Einwärtsziehen der Backen mit ſich: die Mundhöhle verliert mithin an Umfang und ſie wird noch geringer, indem die hintere Hälfte der Zunge etwas in die Höhe ſteigt und ſich nach hinten wölbt. Dagegen ziehen ſich Zungenbein und Kehlkopf etwas abwärts, treten gleichmäßig tiefer herab, ſo daß die Stimme aus größerer Tiefe kommt. Der Luftſtrom durchläuft ein längeres, ſchmaleres Rohr, in dem er weniger Brechungen und niedrigere Schwingungen erhält. Der Mund iſt nicht halb ſo weit geöffnet wie für A.

5. Rücken die Lippen etwas vorwärts, zum mindeſtens wie bei O, beſſer noch weiter vor und verlängern ſonach das Sprachrohr, und nähern ſie ſich ſo aneinander, daß das innere Gewölbe beinahe verſchloſſen wird, indem ſie nur eine kleine, ungefähr fünf- oder dreieckige Oeffnung laſſen, ſo daß die Ausgangsſtelle der Luft dieſe noch mehr preßt als bei dem O, ſtehen dabei Zungenbein und Kehlkopf tief, etwa wie bei O, ſteigt und wölbt ſich aber die Zunge ſtärker, womit der hintere Raum der Mundhöhle noch mehr verengert wird, im Vordermunde gegen die Zähne hin dagegen alles frei iſt: ſo wird U gehört. Die Lippenenge bedingt hauptſächlich ſeinen Klang. Die in dieſem Vorderraume hallende Luft kann nicht ſchnell heraus, wird dumpf und hat bei ihrem Ausgange eine ſchräge Richtung nach oben bekommen, was bei O, E, A nicht der Fall iſt. Nur wenig fehlt zum völligen Schluſſe des Mundes, mithin iſt auch in U die Grenze erreicht.

Drei Stimmlaute werden an den äuſſerſten Stellen gebildet, an denen noch das vokaliſche Tönen möglich iſt; eine kleine Verſtärkung der zu ihnen nöthigen Bewegungen führt ſogleich in die ſtarren konſonantiſchen Geräuſche hinüber, denn die Verkleinerung

Digitized by Google

der Artikulationsenge des A leitet zum Ch, und sobald bei dem I oder bei dem U die Sprachwerkzeuge einander noch etwas näher gebracht werden, ist hier Jot, dort W da. E und O also, namentlich ersteres, haben die größte Weite. Liegen Mitlauten am fernsten.

Für A ist die weiteste Ausspanung des Mundes und der Kehle geboten: da steht der Unterkiefer am tiefsten. Kehle und Mund verengern sich mehr und mehr für E, I, O und U, bei dem es nahe am Wegfall der Lippenöffnung ist.

Es kann auch bei der Bildung der Stimmlaute, indem der Eingang zum Mundkanal verengert, der Eingang zum Nasenkanal erweitert wird, ein Theil der aus dem Kehlkopf aufsteigenden Luft in die Nasenhöhle eingehen, deren dort veränderten Klang sich dann dem Klang der Luft im Munde beimischt, wo dann der Vokal minder laut, aber nasal, wie mit nachlautendem N tönt.

Diese Grundlaute lassen sich überhaupt auf verschiedene Weise aussprechen und sind der Uebergänge zu einander fähig, indem unreine Aussprachen an die Stelle der reinen treten, auf halbem Weg ezwischen zwei Vokalstellungen die Bewegung anhält, Mischung erfolgt und Mitteltöne entstehen. Solche Zwischen- oder Mischvokale sind keineswegs allen Völkern gemein. Es sind dieselben das zwischen E und A schwebende Æ, das halb wie O klingende A, å, wenn zur Lage des weichen Gaumens und der hinteren Theile für A, die verlängerte Mundstellung von O genommen wird; ȯ, wenn die Lippenstellung und Kieferöffnung von O mit der E eigentümlichen Zungenstellung verbunden wird, wobei Zungenbein und Kehlkopf eine mittlere Lage zwischen der zu O und E erforderlicher Lagen inne hat und der Kehlraum sehr weit und lang ist; ferner ü, welches aus der Wendung der Lippen zu U mit der Zungenstellung von I entsteht, wobei der Raum zwischen Gaumen und Zunge um ¼ länger ist, als bei I; die richtige Schreibart wäre folglich u̇, denn es ist ja I, welches in Folge der Lippenverengerung zu ü verdumpft. In diesen Fällen wirkt ein Theil der Sprachwerkzeuge auf den einen Selbstlaut, der andere Theil gleichzeitig auf den andern hin und beide Wirkungen verschmelzen sich. Es liegt demnach eine Mittel-

tized by Google

ſtellung zu Grunde und es ergeben ſich in ihnen Zwiſchenſtufen von A zu E oder O, von O zu E, von I zu U.

Auch die Vereinigung zweier Grundlaute, ihr Zuſammenfließen in einen Laut, zu einem Tone iſt ausführbar. Doppellaute (Diſthonge) entſtehen nämlich, wenn während des Lautens der Stimme für die ausgetriebene Luft kein Beharren in der Lage der Sprachwerkzeuge ſtattfindet, ſondern eine Bewegung aus einer zuerſt angenommenen Vokalſtellung zu einer andern Vokalſtellung vor ſich geht. Sie entſpringen dem Verſuche, zwei Selbſtlaute raſch hintereinander ohne zweimaligen Druck der Lunge auszuſprechen. Bevor noch der im erſten Anſatz unternommene Vokal zu ſeinem vollendeten Abſchluß und Ausdruck gediehen iſt, erfolgt bereits, alſo vorzeitig, der Uebergang zu der Stellung, die einen andern Vokal hervorbringt, und zwar geſchieht dies ſo ſchnell, daß nur ein einziger verſchmolzener vokaliſcher Laut heraustönt. Es waren demnach die Sprachwerkzeuge auf zweierlei Weiſe nacheinander, während einer Luftausſtoßung thätig. Stärker und voller tönt alsdann der anlautende Vokal, ſchwächer der auslautende. Der Uebergang oder das Umlauten geſchieht am leichteſten im **ai** (welche Schreibart ſtatt der fehlerhaften ei die richtige iſt) und in **au**, zwei Doppellauten, die übrigens vor und mit r kaum auszuſprechen ſind ohne das Dazwiſchentreten eines vermittelnden ſtummen e. Ferner in **äu** (welches unſer eu gibt) **oi, aü, oü, äi, äü, öi, öü**, die mit Ausnahme der beiden erſten ſchon ſchwieriger zu bilden ſind; die letzten vier ſind den Finnen eigen. Da ich ſie aus finniſchem Munde nicht gehört habe, bin ich außer Stande zu beurtheilen, ob ſie wirklich, wie Erforſcher der Stimm- und Sprachwerkzeuge angeben, reine Doppellaute oder ob ſie bloſſe Zwiſchenlaute ſind. Hinſichtlich der von vielen Naturforſchern aufgeſtellten Doppellaute ou, ui läßt ſich zweifeln, ob ſie nicht vielmehr getrennte kurze Vokale ſind, die nur zuſammen eine Sylbe ausmachen.*

Wo ein Anfangslaut in einer engeren Stellung erſcheint, als der mit ihm zu verbindende nachfolgende (wie bei EA, UA, IU, IA

---

* In Pfui z. B. hört man zwei Vokale getrennt hintereinander, nicht gemiſcht. Das ao ſcheint ein unreiner Zwiſchenton zu ſein.

u. s. w.), da kann kein Zusammenklang zu Stande kommen, da gibt es keine zu einem Schluß hinführende Bewegung,[8] sondern es tönen entweder zwei gesonderte Selbstlaute nebeneinander (z. B. EA) und werden bei rascher Aussprache, die für beide die Zeitdauer einer einzigen Sylbe wenig überschreitet, gequetscht oder die erste Oeffnung verengt sich in der Eile, wo dies thunlich ist, dermaßen, daß ein konsonantisches Geräusch aus dem ersten Vokale wird, und in solchem Falle geht I in Jot, U in W über; aus schnellem, zur Einsylbigkeit gedrängten ⁀IA wird Ja, aus ⁀UE wird We. Folglich kann eine Konsonantirung eintreten, wenn I oder U der einem andern Stimmlaut vorangehende Stimmlaut ist. W ist dann gleichsam ein mittelst der Lippen in die Enge getriebenes U; gleiche Lippenöffnung haben I und Jot. Es erweicht sich nicht etwa der Konsonant zum Vokal, wie die Grammatiker sagen, es wird nicht aus Jot ein I, sondern wo dies, wie in griechischen Versen zu geschehen pflegt, wie z. B. aus Japetos (vorausgesetzt nämlich daß dieses Wort ursprünglich dreisylbig gelautet hat) das viersylbige I-apetos wird, da ist solche Veränderung vom bewußten Willen vorgenommen, um das Wort in's Versmaß zu bringen. Im natürlichen, gedehnten oder schnellen Sprechen wird niemals aus Marja: Maria (höchstens könnte aus Marja: Marija entstehen), wol aber wird aus schnell gesprochenem Maria: Marja. Das wahre Verhältniß ist, daß im schnellen Sprechen, wobei zwei Sylben in eine einzige zusammengedrückt werden, der Stimmlaut, dem ein anderer folgt, seine Selbstständigkeit einbüßend zum Mitlaut verhärtet wird.

Das volle Klingen der ächten Grundlaute hängt von der Reinheit oder Güte der Aussprache ab. Kennzeichen eines schlechten Sprachstandes ist allemal das unreine und getrübte Tönen der Selbstlaute. Große Ausbildung und Fertigkeit des Handhabens der Sprachwerkzeuge bedingt das Vorhandensein der Doppelvokale, weil ihr Eintreten auf zwei Bewegungen derselben in der gleichen Zeit, die sonst ein langer Vokal erheischt, beruht. Demgemäß muß in ihnen nicht etwa, wie mit merkwürdiger Verkehrtheit auch behauptet worden ist, ein Mangel derjenigen Sprache, die sie besitzt, sondern im Gegentheile eine vortheilhafte Steigerung derselben erkannt werden. Sprachen mit Doppellauten sind mit

Digitized by Google

ihnen zu einer größeren Mannichfaltigkeit angenehmer Laute gediehen; ihr Klangcharakter ist gehoben. Zeichnen sich die Hauptsprachen Europas: Altgriechisch, Lateinisch samt ihrer Fortsetzungen, Hochdeutsch durch die Reinheit ihres Vokalisirens, Altgriechisch und Deutsch aber überdies durch ihren Reichtum an Doppellauten aus, so bieten Mischsprachen später Entstehung, gleich dem Englisch, ebenso wie die mundartliche Aussprache Ungebildeter ein Gegenbild wenig erfreulicher Art. Bequemlichkeit und Trägheit gewöhnt an undeutliche Aussprache und raubt den Reiz, der in der Fülle und Reinheit des vokalischen Tones liegt, ein Reiz, der ja im Gesange zum Träger einer Kunst gemacht wurde. Das Singen hat bekanntlich seinen Schwerpunkt im Hallenlassen der Stimmlaute.

Hat sich der Mund schon zur Aussprache eines Konsonanten geöffnet, so hält er in derjenigen Stellung still, an welche sich die übrigen zum Bilden der beabsichtigten Vokale nöthigen Bewegungen leicht anschließen. Der Vokal ist es, der den Lauten einer Sylbe das Leben gibt. Er fällt auch mehr in's Ohr. Harthörige vernehmen häufig von einer Sylbe blos ihren Vokal ohne das ihm beigegebene konsonantische Geräusch; solche hören von den Konsonanten R, J, L, W, M, N und den Nasal noch am ehesten.[9]

Diejenige Zeit, welche verfliessen muß, damit unverweilt durch das rasche Bewegen der Sprachwerkzeuge eine Sylbe entstehe, gibt ihren natürlichen Zeitwerth, welcher die kurze Sylbe ausmacht. Häufung von Konsonanten im Auslaut kann den natürlichen Zeitwerth dermaßen verlängern, daß die Sylbe vergleichweise lang erscheint. Dies liessen die lateinischen Sprachgelehrten und Kunstdichter als wirkliche Länge gelten; im Deutschen ist eine solche Sylbe streng genommen keine Länge; sie wird als mittelzeitig angesehen und mag allenfalls im Versmaß, wo sie nicht im Verston steht, als Länge gebraucht werden.

Ueber den natürlichen Zeitwerth hinaus vermag der Stimmlaut der Sylbe eine längere Dauer zu geben: alsdann bleiben die Sprachwerkzeuge in der für ihn angenommenen Stellung eine Weile liegen. Die einfachen Vokale lassen sich in die Länge ziehen; sie können nach Belieben jetzt kürzer, jetzt gedehnter hervorgebracht werden: daß dies bei vokalischen Doppellauten nicht der Fall sein kann,

Digitized by Google

daß diese aber als aus zweimaliger Bewegung zusammengesetzt immer lang ausfallen müssen, ist an sich klar. Die Vokale entspringen einer Stellung, die sich anhalten läßt, bis der Athem ausgeht, die Mitlaute jedoch aus Bewegungen, aus dem Zusammenstoßen oder Annähern von Mundtheilen: diesen Vorgang mag man etwas beschleunigen oder verzögern, aber ihn lange aufzuhalten ist man nicht im Stande, sonst gibt es keinen Konsonanten. Darum verschallen die Konsonanten in einem flüchtigen Augenblick bis auf M, F, W, den Nasal, Sch und französisch Jot. Auch bei diesen müssen die sie erzeugenden Bewegungen schnell vor sich gehen, aber ihr Blasen und Zischen kann ausgehalten werden. Die Länge der Sylbe beruht mithin auf dem Vokal; langes Blasen und Zischen der einer Verlängerung fähigen Mitlaute würde einen widrigen Eindruck hervorbringen: indeß ist es manchen Sprachen eigen, und so ausgesprochene Sylben werden auch als lange gelten müssen.

Der auf die Aussprache einer Sylbe *besonders* hingerichtete Wille, durch welchen die Stimme verstärkt wird, so daß die Sylbe — ihr Vokal — mit Nachdruck ausgesprochen wird, gibt die *Betonung*, den Ictus, und macht, weil dadurch mehr Zeitaufwand erheischt wird, die hervortretende Sylbe lang. Hüte man sich übrigens, unter Accent das zu verstehen, was der Accent bei den Tsinesen, Hellenen oder den Franzosen ist. Bei den beiden ersten Völkern bezieht er sich auf die Tonstufe des Vokals, gibt also das Musikalische des Tones an.

Es hat die Untersuchung im Ganzen *zwanzig* eigentliche *Grundlaute* herausgestellt: H, A, E, I, O, U, M, B, F, W, Ch, G, Jot, Sch, S, D, L, R, N und den Nasal. Ihre Anzahl steigt aber, theils weil kleine Abbeugungen in dem Hervorbringen mancher eine sehr verschiedene Tonempfindung verursachen (wie P neben B, K neben G, T neben D, französisch Jot neben Sch, ferner die verschiedenen Arten des Ch, L, R, S, E), theils durch die Doppellaute ai, au, aü, oi, und andere zweifelhafte auf das Doppelte, in weitestem Anschlag auf 45. Daneben werden nun allerdings durch die besondere Art, in welcher ein Grundlaut jedesmal gebildet wird, verschiedene, und zwar sehr bestimmt verschiedene Gehöreindrücke hervorgebracht. Ebensowol durch die dem Sprechenden

Digitized by Google

angeschaffene Form und Stellung der Luftwege, beweglichen und festen Werkzeuge, wie durch des Menschen geflissentliche oder durch unmerklich angeeignete Gewohnheit zur andern Natur gewordene Art der Aussprache, in der Stärke und dem Halten, im Stoßen und Dehnen des Tones, im Tief- oder Hochsprechen nach der Stelle, in welcher die Luftbewegung bei der Lautbildung zuerst ansetzt, im Auf- und Absteigen des Tones u. s. w. entsteht eine unübersehbare Menge von Verschiedenheiten, allein die Bezeichnung derselben kann nur in ausnahmsweisen Vorkommenheiten Bedeutung erlangen und wollte man sich selbst der fast anderthalbhundert Zeichen, welche Merkel vorschlug, bedienen, so würde man damit dennoch nicht ausreichen.

Können doch ohnehin im menschlichen Munde noch andere Geräusche entstehen, von denen sich etwas an den Grundlaut ansetzt. Wie leicht gesellt sich nicht schon bei schlaffem Verschluß der Luftröhre den Grundlauten der Stoßhauch (H) zu, bei Stimmlauten als einführender Anlaut, bei Mitlauten, indem nach dem Aufhören der konsonantischen Bewegung der gesammelte Athem noch hörbar durchdringt (in Kh, Ph, Th, Gh, Bh, Dh), woraus eigentümliche Hauchlaute werden! Nicht minder verändert die Tonhaltung das Sprechen aus Rachen und Gurgel oder das Näseln. Ebenso kann vom Zischen, Schwirren, Summen, Sausen, Singen, Schnarren, Schnarchen, Schnaufen, Keuchen, Knirschen, Schmatzen und Schnalzen zur Aussprache eine trübende und entstellende Beimengung kommen. Von diesen Geräuschen hat einzig der Schnalzlaut Wichtigkeit, da Südafrikaner wie die Zulu und Hottentotten und auch die Tscherkessen und Peruaner ihn in ihrer Sprache häufig anwenden. Er entsteht durch plötzliches Vor- und Zurückschnellen der Zunge an und von dem Gaumen, wodurch die Luft des Mundraums einen Schlag erhält. Stark ausgeführt schallt er auch allein, aber er kann dessenungeachtet ebenso wie die Mitlauten zugesellte Hauchung (z. B. in Ph) nur als Nebengeräusch gelten, denn das Schnalzen geschieht nicht mit Luftausstoßung. Auch von Schnalzlauten hat man drei Arten unterschieden. Die Sylben können ferner laut tönend, gequetscht, geflüstert, überhaupt mannichfach im Nebensächlichen umgestaltet, hervorkommen; man flüstert, wenn die Stimmbänder, die bei den Vokalen, auch meist bei M, F

Digitized by Google

(W), Jot, L, R, N und dem Nasal durch die vorbeiſtrömende Luft in Erzittern gebracht werden, ſo weit zurückgezogen ſind, daß ſie nicht ſchwingen. Doch alles dies läßt die Grundverhältniſſe beſtehen, auf welche es bei der Entſtehung der Sprachlaute ankommt.

Kräftiger Wille und richtige Einſicht leitet von ſelbſt zum Hervorbringen reiner Laute. Bei Miſchſprachen ſtand dieſer Veredlung des Sprechens freilich auch die Gewöhnung des Ohres an oft vernommene Lautung ſo ſtark entgegen, daß ſelbſt ein ſo thatkräftiges Volk wie das engliſche zur Verſchönerung der lautlichen Eigenheit ſeiner Sprache nicht gelangte. Völker, denen der Wohllaut hohen Werth hat, wiegen ſich in vokaliſchen Klängen. Streben nach mannichfaltigerem und zugleich wohlgefälligerem Eindruck der Sprache führt zur Bildung von Doppellauten. Bemühen nach ſchärferer Charakteriſirung mehrt in ihnen die Mitlaute, wobei allerdings eine größere Anſtrengung der Sprachwerkzeuge erforderlich wird und der Wohlklang leidet. Weichheit und Zartheit des Sinnes hält ihre Häufung fern. Ebenſo wie weichliche Völker zu keinen ſchweren Konſonantenverbindungen ſich verſtehen, laſſen Stämme, deren Schönheitsgefühl gering iſt, die vokaliſchen Klänge verkümmern und gleiten über die meiſten Vokale ſchnell hinweg.

Wie wäre es möglich alle dieſe Verſchiedenheiten zum ſchriftlichen Ausdruck zu bringen?

Digitized by Google

Das Alfabet.

Buchſtabenſchrift konnte erſt nach einer weiten vorgängigen Entwickelung, die ſie vorbereitet hatte, entſtehen. Auf verſchiedenen Stufen hatten ſich vorher eigentümliche Schriftweiſen feſtgeſetzt. Die Schärfe der geiſtigen Auffaſſung, das von ihr abhängige, entweder blos oberflächliche oder tiefer eindringende Verſtändniß des Sprachſtoffes bedingte deren Beſchaffenheit: nachdrücklicheres, höheres geiſtiges Streben verhalf auch zu einer vollkommeneren Schriftart, deren Beſitz weiterhin den mit ihr ausgeſtatteten Völkern ein ungeheures Uebergewicht verlieh.

Von auſſen wurde das richtigere Verſtehen nicht gegeben. Es war ganz eine That des Geiſtes, wenn auch erleichtert und gefördert durch die Anſchauung unvollkommener Verſuche. So lange die Wörter in ihrer Einheit, ein jedes als ein Ganzes, aufgefaßt wurden, bedurfte man für jegliches Wort ſein eigentümliches Zeichen; auf dieſem Standpunkte geſchah die Entwickelung der Schrift unter den Tſineſen; beſtand doch ihre Rede aus einſylbigen Klängen. Sobald Mehrſylbiges als Wortverbindung betrachtet ward, ein längeres Wort die Zuſammenſetzung verſchiedener Klänge oder Sylben ergab, begann die Aufmerkſamkeit vom Sinne des Wortes ab auf ſeinen Klang ſich zu richten. Der Aegypter Verdienſt war dies, welche, indem ſie die Laute untereinander verglichen und am Vortönenden hafteten, eine Art Sylbenſchrift ausbildeten und auf ſinnreiche Weiſe kurze bildliche Darſtellungen nicht zur Verſinnlichung des hingemalten Körpers, ſondern nur als Mittel behufs des Anſchlagens eines Lautes verwendeten. Mit bloſſen Keilen bezeichneten darauf Babylonier und Aſſyrer die Sylben. Beide Völker gelangten bereits zur Vokalbezeichnung. Alfabetariſche Beſtandtheile waren ſchon

der syllabarischen Schrift der Aegypter und Chaldäer untermengt.

Bei diesem Verfahren dienten in Aegypten immer noch Abbilder zur Vermittelung, indeß war die Sprache selber zu einem Gegenstande der Betrachtung geworden, und es konnte nun nicht ausbleiben, daß weiteres Nachdenken zum schärferen Auffassen hinführte. Hatte man einmal eine Sylbenschrift vor sich, so lag es wahrlich nahe, in zwei Sylben von gleichen Selbstlauten aber verschiedenen Mitlauten, als z. B. in ba und ma, oder in gleichvokaligen Sylben, von denen die eine zum Anlaut noch einen Konsonanten hatte, die andere hingegen mit dem Vokal anhob, wie in bam und am, das Unterscheidende zu gewahren und dieses alsdann für sich allein als ein Selbstständiges und zum Bestimmen Vorhandenes anzusehen, hernach zu begreifen, daß die mit offenem Munde hervorgestoßenen Töne in ihrer Einfachheit sich von denjenigen unterscheiden, bei welchen ein stärkeres Zuthun der Gurgel, des Gaumens, der Zunge, der Lippe, der Zähne, der Nase stattfand und eine Verbindung erfolgt war.

Natürlich wurde Anfangs mehr auf die Erscheinung selbst als auf ihre Ursachen geachtet. Ein lallendes Kind, meinte man wol, das bald Töne ausließ bald unrechte einschob, habe vermuthlich einmal seinen aufmerkenden Vater das ganze Geheimniß entdecken lassen: doch haben Millionen Kinder gelallt, bevor ein denkender Kopf aus dem Lallen eine Lehre schöpfte — wenn überhaupt (was wir bezweifeln) auf diesem Wege die Menschheit zur Anatomie der Klänge geführt sein sollte. Besondere Schwierigkeit mußte in denjenigen Lauten liegen, welche aus zwei unmittelbar auf einander folgenden Mitlauten wie Bd, Pt, Mn, St, Nt, Rt, Ks, Ps u. dgl. entstehen und demnach aufzulösen waren.

Das Gefühl für Lautverschiedenheiten verhalf, wie fein es auch sein mochte, zur Erfassung von Buchstaben keinesweges (wovon ja die Tschesen als lebendiger Beweis dastehen), sondern Schärfe des Verstandes war es, welche den ganzen vollen Laut der Sylbe zerfällte; sie löste den als Einheit sich gebenden Schall in seine Bestandtheile auf und versuchte demnächst wie Wörter zuerst gleichsam zersplittert, zerfasert und auseinander

Digitized by Google

geschlagen worden waren, hinterher mittelst Zusammensetzung der gesonderten Bestandtheile das Wort neu zu verleiblichen. Ohne die Unterscheidung der Selbstlaute und Mitlaute war dies, man beachte es wol, unmöglich, wenn auch immerhin dem Mitlaut ein leichter Vokal beigegeben worden sein mag, wie ja noch wir selbst d. h. noch dieses Buches Verfasser, das Lesen so erlernten, daß Be, Ce, De u. s. w. buchstabirt wurde, nicht B', C', D', wie gegenwärtig mit Recht in den Schulen geschieht. Zur reinen, richtigen Auffassung oder zu ihrer streng folgerechten Durchführung gelangte man anfänglich höchst wahrscheinlich nicht. Reicht doch dafür die lebendige Bezeugung bis in unsere Tage, da sich ja eben die unreine, falsche Behandlungsart, wobei am einzeln betrachteten Mitlaut ein Selbstlaut mittönt, so lange überlieferungsmäßig behauptet hat, bis wissenschaftliche Untersuchung ihr Ende herbeiführte.

Die zu der Erfindung des Alfabetes erforderliche Zergliederung der Wörter konnte, wie oben hervorgehoben wurde, unmöglich vorgenommen werden, ohne daß die Vokale *neben* den Konsonanten aufgestellt wurden. Viele Sylben bestehen ja auch aus einem einzigen Vokale. Ueberdies darf wol vorausgesetzt werden als das Glaublichere, daß der Erfinder des Alfabetes mit dem Schriftsystem der Chaldäer oder dem der Aegypter bekannt war, wenn nicht mit beider Völker Schriftarten, da er in ihrer Nähe gelebt haben muß, und demnach mag wol anzunehmen sein, daß die Mangelhaftigkeit und Unbehülflichkeit des bisherigen Schreibens ihm zum Ansporn geworden ist, auf eine bessere Weise zu sinnen. Beide Völker aber machten nicht selten den Vokal kenntlich. Ein „Alfabet" ohne Vokale wäre eben gar kein Alfabet. Die Grundvokale standen wirklich im ersten Alfabete. Indeß mag ähnlich wie bei den Mitlauten der Vokal nicht allemal in voller Reinheit zu Tage getreten sein. Denn darauf deutet hin, daß die Zeichen für I und U auch für die Konsonanten Jot und Vau, welche aus ihrer Verhärtung entstehen, galten und Einiges spricht auch dafür, daß an den Vokalen O und E, falls sie nicht zusammen mit Konsonanten ausgesprochen wurden, ein Hauch gehangen habe (vergl. Seite 684), so daß der Buchstabe E wol auch als He ausgesprochen wurde. Mangelhaftigkeit der *ersten* Leistung ist zu natürlich,

Digitized by Google

als daß Mängel in ihr unwahrſcheinlich befunden werden könnten.

Wol aber ward in einer dem Bedürfniſſe im weſentlichen ſchon genügenden Weiſe die Lautreihe aufgefaßt und für ſie eine Folge von Bezeichnungen angenommen, welche als reine Weiſer für den denkenden Geiſt zur Angabe einer beſtimmten Mundſtellung dienten. Der Erfinder konnte ſich überhaupt nur die Aufgabe ſtellen, mittelſt einer beſtimmten Tonſchrift geſprochene Sätze bleibend zu machen. Für dieſen Zweck war es vollkommen hinreichend, das *Hauptſächliche* zum Anſchlag zu bezeichnen, wogegen es unnöthig war, jedwede Abſtufung eines Lautes auszudrücken. Ob heller, ob dumpfer, ob ſchärfer oder breiter, kürzer oder gedehnter der Laut töute, daran lag wenig, wofern nur die verſchiedenen Tonfärbungen unter einen Hauptbegriff oder eine allgemeine Geſtalt, welche eine Reihe von Beſonderheiten in ſich zu enthalten geeignet war, zuſammengefaßt wurden, und derart die mannichfach ſchillernden Laute in einer feſten Grundform, welche die *weſentliche* Bewegung der Stimmwerkzeuge kennzeichnete, gebunden waren. Welche Verſchiedenheit auch zwiſchen der Ausſprache des einen Menſchen und des andern beſteht — im Hören für das Verſtehen des von ihm Geſagten ſtört ſie nicht. Wozu wäre es alſo nöthig geweſen, alle dieſe nicht beirrenden Beſonderheiten und Eigentümlichkeiten auch zum ſchriftlichen Ausdruck zu bringen? Nichts vermochte zu ſondern, wer an allen Zwiſchenſtufen haftete. Grade dieſer Standpunkt, bei welchem es durchaus nicht darauf ankam, jegliche Stimmveränderung, jedwede Lautabſtufung als eignen Buchſtaben zu ſondern und darzuſtellen, ſondern bei welcher nur *ſoviel lautliche Markirung* gegeben ward, *als eben zur Kenntlichmachung des Lautes*, alſo zuletzt des Wortes und des Satzes, des Sinnes, für einen einſichtsvollen Leſer *ſchlechterdings erforderlich* war, grade dieſe Beſchränkung der Aufgabe führte auf die Haupt- und Grundlaute hin — zur reinen Darſtellung der einfachen Urbeſtandtheile aller tönenden Wörter, — und man gewahrt mit Erſtaunen, wie glücklich, mit wie geringen Fehlern die erſte Aufſtellung des Alfabetes erfolgt iſt. Daß dieſe in allem durchweg richtig zu Stande gebracht ſein ſollte, läßt ſich nicht erwarten,

aber im Großen und Ganzen fiel sie überraschend gut aus. Wahrlich, der Mann, welcher das erste Alfabet zu Tage förderte, war einer der bedeutendsten, einer der verdienstvollsten Menschen unter allen die gelebt haben. Die große Vollkommenheit des Uralfabetes ist zugleich ein Beweis, daß viele und lange Bemühungen in der Behandlung der Sylbenschrift ihm vorbereitend vorangegangen sein müssen. Schärfer aber als im Aegyptischen und Assyrischen geschehen, hat er die Laute unterschieden. Das Anhaften einiger Mängel am ältesten Alfabete wird man um so mehr geneigt sein zu entschuldigen, sobald man beachtet hat, daß die nachmaligen vermeintlichen Verbesserungen des Alfabetes *mehrentheils* blosse *Verschlechterungen* waren. Je einfacher die Aufstellung ausfiel, desto besser war sie gelungen!

Die scheinbar unerschöpfliche Fülle und Mannichfaltigkeit von Klängen der Rede ward demgemäß auf eine ganz kleine Zahl bestimmter, immer wiederkehrender Laute zurückgeführt, wobei selbstverständlich gewisse besondere Bedürfnisse der Muttersprache des Erfinders, an der er ja seine Beobachtungen machte, auch Beachtung erhielten, und die gefundenen Laute wurden von ihm für das Auge mittelst willkürlich angenommener Zeichen, das heißt *Buchstaben* — litterarum notae sagt Kikero — kenntlich gemacht. Buchstaben sind also Zeichen, welche eine gewisse Mundstellung bei der Aussprache fordern. Wie vieles auch zu diesem Schritte *vorbereitet* war, dennoch gehörte zur ersten Hinstellung des Alfabetes ein ungewöhnlicher Scharfsinn im Beobachten und Erkennen und Scheiden. Und wer das Werk nicht *ganz* vollbrachte, der scheiterte nothwendig in seinem Versuche *völlig*.*

---

* Obwol dies an sich einleuchtend ist, weil niemand ein *halbes* Alfabet gebrauchen konnte, bin ich doch genöthigt hierüber mehr Worte zu machen, weil dieser Satz *bestritten* worden ist. Als 1856 die pariser Akademie eine Preisfrage ausschrieb: „Aufsuchung des Ursprungs des foinikischen Alfabetes u. s. w.," ließ ich in der Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft eine Abhandlung drucken, welche die Stellung dieser Preisfrage als augenblicklich noch unzeitgemäß anfocht, da eben erst die Auffindung neuer foinikischer Inschriften und die Untersuchung der Keilschriften in Zug gekommen, deren weitere Ergebnisse erst abzuwarten waren, und legte zugleich meine, allen bisherigen Darstellungen entgegenlaufende Ansicht von der Beschaffenheit des ältesten Alfabetes dar,

Das wäre wahrlich eine lächerlich Annahme, daß der Buchstabenschrift Begründer solch' einen Ueberblick über das gesamte Klanggebiet besessen habe, wie ihn in neuester Zeit der Naturforscher eifriges Streben erwarb. Ohne Einsicht in die eigentliche Beschaffenheit und in die Entstehung der einzelnen Laute vermochte er nur mit dem Ohre die Rede scharf aufzufassen, in seinem Erwägen sich an die in greller Verschiedenheit entgegentretenden Töne zu halten, und die eigentümlichen Lautgebiete abzugrenzen. Ueberschauen mußte er diese; eigner Willkür durfte er so wenig Spielraum lassen als bei blossen Zufälligkeiten stehen bleiben.

Verlassen wie wir sind von Aussagen über die Erfindung des Alfabetes, befragen wir dieses selber und wollen sehen, ob es uns über den Hergang Rede stehe.

Wofern man annehmen darf — und es ist dies offenbar das Wahrscheinlichste — daß der Erfinder des Alfabetes seine ersten Entdeckungen auch zuerst aufgestellt und seine späteren Ermittelungen ihnen habe nachfolgen lassen, so scheint in der alten Reihenfolge der Buchstaben ein Wink enthalten, wie er vorging.

Mit den lautlich einander scharf entgegenstehenden Buchstaben A, B, G, D anhebend lehrt sie, wie die Auffassung großer Gegensätzlichkeiten in der Hervorbringungsart der Laute, oder vielmehr in den Tönen, den Anfang seiner Wahrnehmungen gemacht und den Weg für die fernere Zergliederung der Sylben gebahnt hat. Nach dem mit weit geöffnetem Munde ausgesprochenem A fiel dessen Schließung in B zunächst auf, und nach dem vorn hervorgebrachten B das im Hintermunde entstehende G, alsdann D, bei dem der Mittelmund, die Zunge, hauptsächlich einwirkte. Im Nebeneinanderhalten von Gegensätzlichkeiten bewegte die Zer-

---

dieselbe, welche ich hier mit einigen Zusätzen wiederum ausspreche. Sie enthielt auch den Satz, zu welchem diese Anmerkung bestimmt ist. Damals widersprach demselben ein renomirter Schriftsteller, der seitdem ordentlicher Professor geworden ist, im „Ausland“ mit der tönenden Frase, alle Erfindungen seien allmälig entstanden, nach und nach zur Reife gebracht worden. Als ob erst Einer etwa ein Drittheil des Alfabetes habe ausfinnen, später ein Anderer das zweite Drittheil hinzufügen und ein Dritter endlich es habe fertig machen können!

gliederung sich weiter: Aufsuchung und gruppenweises Zusammenstellen des Nahverwandten, fast in einander Ueberfließenden würde am Anfang dieser Untersuchung nur aufgehalten, nur verwirrt haben. Das weit Getrennte kam nebeneinander. Das E und das U trat nicht hinter A, sondern hinter die erste Mitlautreihe, E fing (wofern es schon im ersten Alfabete seinen Platz hatte, sonst U) die zweite Reihe an. Auf den Vokal folgte das vorn gezischte Z, dann wieder aus dem Hintermunde die Hauchung u. s. w. Die härtesten und schärfsten Laute, zu deren Hervorbringung die stärkste Anstrengung gehört, kamen zuletzt an die Reihe.

Die Nachrichten alter Schriftsteller gewähren uns über die Entstehung und Beschaffenheit des Alfabetes nicht den mindesten Aufschluß. Nichts Anderes bleibt uns folglich übrig, als die ältesten erhaltenen Schriftproben zum Ausgang unserer Betrachtungen zu nehmen und aus ihnen unser Urtheil zu bilden. Auf unzuverlässige Ueberlieferungen zurückzugehen und gar Vermuthungen auszuspinnen, frommt wenig, wo die Schrift selber zu uns spricht. Ihr Zeugniß ist allemal durchschlagend.

Das Uralfabet ist unbekannt. Wol aber kennen wir diejenige Beschaffenheit des Alfabetes, in der noch die Anfänge der verschiedenen Völkeralfabete liegen, also die Muttergestalt.

Für das älteste aller erhaltenen, ihrer Zeit nach ungefähr bestimmbaren Schriftstücke in der neuen alfabetarischen Weise halten wir die am 19. Januar 1855 in der Nähe des alten Sidon aufgefundene Inschrift auf dem Sarge des Königs Aschmanozar. Sie ist von dem hochverdienten Herzog von Luynes, welcher den Sarg ankaufte und dem Museum im Louvre zu Paris schenkte, nach einer Lichtbildaufnahme vervielfältigt worden. Geschrieben wurde sie in der Zeit der Blüthe Sidons, wie Ewald und Andere nach ihm richtig erkannt haben. Ihre Niederschrift dürfen wir mithin um das Jahr — 1000 oder noch früher ansetzen. Haben andere Gelehrte ein viel jüngeres Zeitalter ihrer Entstehung annehmen zu müssen geglaubt, so sind doch ihre Gründe keineswegs stichhaltig. Ließe sich aber selbst über das Gewicht derselben rechten, so ist die Streitfrage entschieden, seit vor ein paar Jahren zu Diban im Osten des Todten-Meeres

auf einem großen schwarzen Steinblock eine Inschrift des Moabiterkönigs Mescho entdeckt worden ist, welche unzweifelhaft im Jahre — 897 oder bald nachher geschrieben wurde und in ihrem Schriftzuge nicht nur keine ältere, sondern im Gegentheil in mehreren Buchstaben eine jüngere Formung aufweist, als jene Grabinschrift Aschmanozar's. Auch die sidonische ist erst entstanden, nachdem Jahrhunderte alfabetarisch geschrieben war, was daraus ersichtlich wird, daß sie schon manche gerundete Buchstabengestalten enthält, die erst nach langem Gebrauche der Schrift und nach Anwendung von Beschreibstoffen, welche Rundungen leicht zuliessen, aufgekommen sein können. Es ist lange vor ihrem Zustandekommen alfabetarisch geschrieben worden. Gleichwol ist sie die älteste Probe, die wir kennen, und wir müssen nach ihr unser Urtheil bilden. Wir legen also ihr Alfabet vor, hin und wieder mit Zuthat aus Mescho's Inschrift, so weit letztere nicht ganz dieselben oder nicht ersichtlich weit jüngere Gestalten bietet. Sollte wirklich jemand noch bezweifeln, daß die sidonische Inschrift die ältere sei, so würde dies dem Ergebniß nicht den mindesten Eintrag thun, weil die Inschrift Mescho's das Nämliche wie diese ergibt und dieselbe, was nicht bestritten werden kann, bald nach — 900 geschrieben wurde.

In folgender Gestalt tritt uns dieser alte Schriftzug entgegen:

(Mescho:),

a. b.

(Mescho:),

g. d.

(M.:),

und

,

(M.:),
e. u und v. (genannt Vau) findes z. (Zain)

und

und

(M.:),

,

(M.:
h (bh, ch) (genannt Chet). th. i nnd j.

),

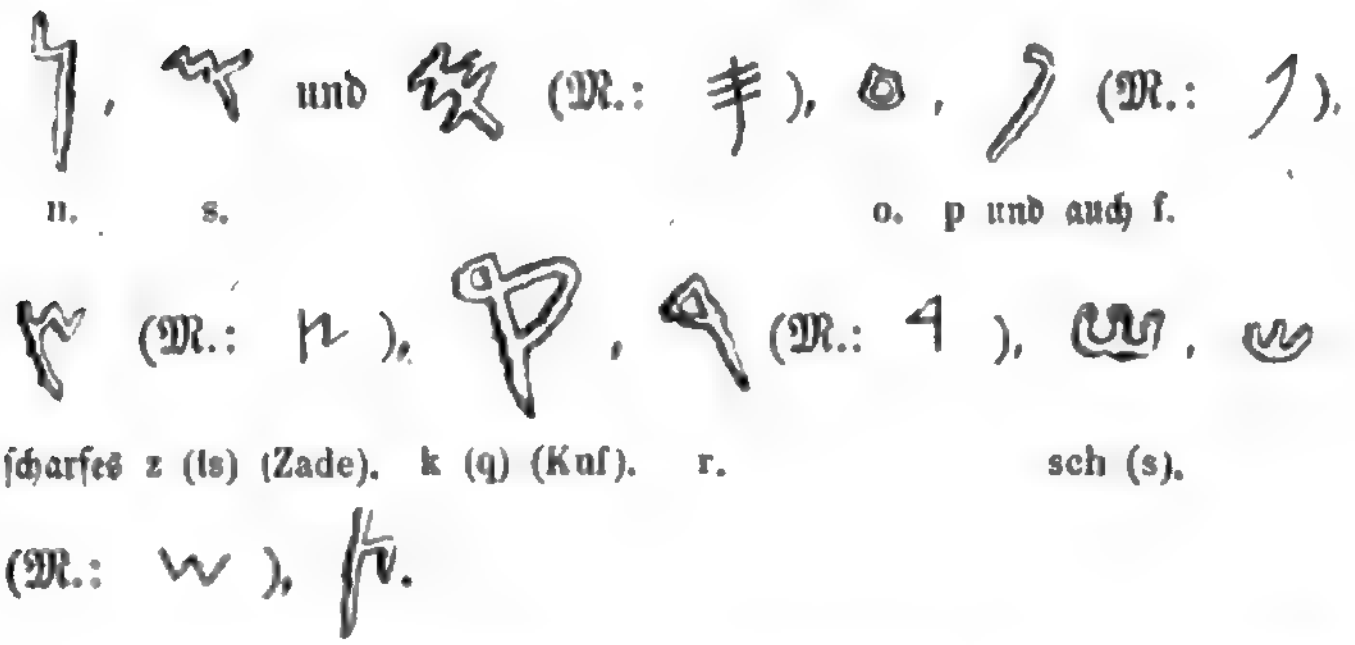
(M.:
und

),

,

(M.:),
k (kh, ch) (Kaf). l. m.

Digitized by Google



Sind diese Zeichnungen, auf denen das Auge ruht, Abbildungen sichtbarer Gegenstände?

An jeden unbefangenen Leser, an jeden, der nicht durch eine verbreitete Lehre schon eingenommen ist, sondern die Vorlage noch selbstständig prüfen kann, sei die Frage gerichtet, ob er in diesen Zügen eine, wenn auch immerhin im Laufe der Zeiten entstellte, Malerei erkennt? Ja, wer selbst in dem Einen oder dem Andern Buchstaben entfernte Aehnlichkeit mit irgend einem Thier oder irgend einer Sache erblickte, wird doch sobald er die ganze Folge der Zeichen in Betracht nimmt, eingestehen müssen, daß sie nicht auf Bilder zurückgeführt werden können, es sei denn daß man zuwider allem wissenschaftlichen Verfahren rein willkürlichen Annahmen und Unterschiebungen den Zügel schießen lasse. Wie verschieden von dem Charakter dieser Schriftzüge ist doch die Bilderschrift der Aegypter und der Tsinesen, die nicht in Zweifel lassen kann, daß zunächst die Absicht waltete, sichtbare Körper vorzuführen!

Dieses Alfabet, wie es uns vorliegt, ist vielmehr, wir behaupten es mit Zuversicht, ein Gestrichel und läßt eine bestimmte Anordnung der Striche, welche einen Buchstaben ausdrücken sollten, erkennen. Eine gewisse planmäßige Durchführung scheint in dem Gestalten der verschiedenen Buchstaben gewaltet zu haben und diese Planmäßigkeit schließt gleichfalls die übrigens auch durch nichts sonst begründete (blos von den Buchstabenbenennungen hervorgerufene) Meinung aus, daß wir in den

Buchstabenformen etwa wie in der jüngeren tfinesischen und ägyptischen Schrift verkommene Bilder hätten.

Wir haben eine Strichelschrift vor uns. Vorwiegend bestanden ihre Buchstaben aus graden Zügen, die sich bei dem Eingraben in Stein oder Metall, dem Einschneiden in Holz, dem Eindrücken in Thon am bequemsten herstellen lassen. Der Schlag mit dem Meißel gab einen graden Strich. Der Einfluß des Beschreibstoffes beherrschte die Bildung des Schriftzuges, der so einfach als möglich ausfiel. Vollkommen treffend war die Bezeichnung der Buchstaben seitens der Griechen als Stoicheia oder grammaton stoicheia, daß heißt „kleine Pfähle", „Stifte".

Der Hauptbestandtheil der Buchstaben ist ein grader Höhenstrich, der freilich nicht allemal völlig aufrecht, sondern meistens schräg steht. Von rechts an wurde gelesen und geschrieben; daher brachte die Bequemlichkeit im Ausführen mit sich, daß wie wir nun die Züge nach rechtshin zu neigen pflegen, der Meißel schräg nach linkshin aufgesetzt wurde. Dieser Strich macht den Anfang, ist der Ansatz zur Buchstabenreihe. An den graden Strich wird irgend ein weiteres Kennzeichen angehängt, sei es, daß selbiges ihm seitlich angefügt ist, sei es, daß er es als Stab trägt. Nur wenige Buchstaben: O, Th, Sch, Jot entbehren ihn gänzlich, indeß könnte es zweifelhaft sein, ob sich nicht noch die Spur eines verkleinerten Hauptstriches in den Gestalten des Th, Jot und Sch erhalten hat. Dieser Stamm oder Stab steht in den meisten Figuren zur Rechten (so in B, G, D, Jot, V, Kh, M, N, P, R, doch auch im Chet [H], vielleicht sind auch A, Zain[—Ds] und S hierher zu rechnen): mit ihm also ward das Zeichnen des Buchstabens begonnen, da man von der Rechten aus schrieb. Nur bei einigen späteren Buchstaben (L, Ts) hat er seinen Platz auf der Linken des Kennzeichens. Im Ts, Kuf steht der Stamm gleichsam in der Mitte, vielleicht auch in A und K, möglicherweise auch in Jot, Th und Sch.

An das obere Ende des Stammstriches oder Stabes schließen sich ein oder mehrere Unterscheidungszüge der einfachsten Art als Kennzeichen an: ein kleiner Ansatz am Ende wie ein Umbug des Stammes (P), ein grader Strich (bei G von der Spitze herabhängend), ein Winkel (bei N oben, bei Kaf etwas tiefer recht-

Digitized by Google

winkelig angeſetzt, bei L zur Linken unten, bei A den Stamm durchſchneidend), ein Bogen (U), ein abſchließender Halbkreis oder ein Dreieck (B, D, R, auch Kaf), zwei darauf übereinandergeſetzte Winkel (S), ein in der Mitte rechtwinklig angeſetzter, durchſtrichener Winkel (M), drei vom Stamm ausgehende Querſtriche mit einem Parallelſtrich (Chet oder h) oder ohne ihn (He oder E). In allen dieſen Fällen ſtand (mit Ausnahme von L) der Stamm zur Rechten, die wenigen Buchſtaben, bei welchen das Kennzeichen ihm vorangeht, haben einen Winkel am Fuß (L) oder bei der Mitte angeſetzt (T) oder einen Doppelwinkel (Ts) oder es windet ſich um ihren Obertheil zwei Kreiſe ſchlagend eine Bogenlinie (K). Zwei Striche ſpringen vom Stamme aus, einer rechts von unten, der andere links von oben (Z) oder beide vom untern Ende auf beiden Seiten in die Höhe gehend (Sch).

Daß nicht etwa blos in der Uebung des Schreibens gradlinige Formen zu gebogenen verzogen wurden, ſondern daß die Verſchiedenheit von eckigen und runden eine urſprüngliche geweſen iſt, beweiſt das Nebeneinandertreten von Chet, (H) und Th. Die Rundung iſt das Vorwaltende in O, einem Kreiſe, in Th, einem querdurchſchnittenen Kreiſe. Ein Halbkreis wird bei zwei Buchſtaben von dem entſprechenden Stücke ſeines Durchmeſſers in der Mitte getroffen, bei dem rundlich geſtalteten Sch geht der Bogen nach unten, bei Jot nach oben. Bei Jot hat er noch den Stab zur Seite. Im Verfolg des Schreibens traten wiederholt rundliche Formungen an die Stelle eckiger, Bogen an die Stelle von Winkeln, ſo bei Sch, bei A, Vau, M, Ts, K und namentlich bei B, D, R. Bei B inſonderheit iſt zur Unterſcheidung von den beiden verwandten Buchſtabengeſtalten der Stammſtrich gebrochen oder gerundet. Daß die Rundung nicht gern allein auftrat, daß ſie alſo überhaupt der hinzugethane Beſtandtheil war, erhellt daraus, daß ſie blos im O rein und ausſchließlich, in den übrigen Buchſtaben aber (in Th, B, A, Sch, Jot, M, D, R, Ts, K, Vau) in Verbindung mit graden Strichen oder mit ihnen wechſelnd auftritt. Mehrmals durchſchneidet ein Strich die Rundung (bei Th, A, M, K), anderemale trifft ein ſolcher mindeſtens den Bogen (bei Jot und Sch), vielleicht als Ueberreſt eines

verkürzten Durchstriches oder Stammstriches. Es hängt sich auch öfter der Strich dem Bogen an oder es haftet vielmehr der Bogen am Anlehnungsstriche (so bei B, D, Vau, Jot, M, Ts, R). Querdurchschnitte in wagerechter Richtung haben eigentlich nur Chet und Th.

Diese einfache Strichelschrift, in der die Biegung hinter der Gradlinigkeit zurücktrat und jede überflüssige Künstlichkeit verbannt war, eignete sich für den ersten Beschreibstoff. Gewiß, im mühseligen Eingraben in Stein war sie vervollkommnet worden. Der uns bekannte Schriftzug zeigt indeß durch seine willkürlichen Rundungen, daß bereits ein nachgiebigerer Stoff, wie Leder, zum Schreiben lange gedient hatte und daß vermuthlich schon neben das Einritzen ein Aufmalen getreten war. —

Der Name des Alfabeterfinders lebt nicht im Gedächtnisse der Nachwelt. Die undankbaren Menschen haben ihn vergessen.

Nicht einmal das Volk läßt sich mit völliger Bestimmtheit bezeichnen, in dessen Mitte diese große Erfindung geschah. Die alten Schriftsteller, welche Meinungen über den Ursprung des Alfabetes vortrugen, wußten selber nichts Gewisses und die genaue Erörterung aller erhaltenen Nachrichten liefert nur verneinende Ergebnisse, aus denen sich nichts Neues hervorziehen läßt. Nicht frommet es folglich auf die Ueberlieferungen zurückzugehen.

Thatsache ist es, daß mit diesem Alfabete von Foinikern, Hebräern, Moabitern und in Ninive wie Babylon geschrieben wurde. Von Palästinensern empfingen die Völker in der Nähe des Mittelmeers ihre Buchstabenschrift. Das Alfabet selbst, wie es uns bekannt ist, paßt auch in seiner lautlichen Beschaffenheit zu der Sprachart der Semiten gut. Es entspricht ihrer Eigentümlichkeit, denn es drückt ihre Neigung zum Anhauch und ihre Mannichfaltigkeit von Zisch- oder Sauselauten aus. Wir werden daher mit hoher Wahrscheinlichkeit den Ausspruch fällen können: ein Semit war der Erfinder.

Aber welchem Volke gehörte er an? Weder Hebräer noch Foiniker sahen die Schrifterfindung als eine That ihrer Vorfahren an. Das weit zurückreichende Schrifttum der Hebräer liegt uns vor. Ist es wol denkbar, daß sie es vergessen haben sollten, einer der Ihrigen habe das Alfabet ausgesonnen und von

ihrem Volke habe dieſe, nachmals ſo weit verbreitete Schrift ihren Ausgang genommen, wofern wirklich beides der Fall war? Der Foiniker einheimiſche Sage wies ausdrücklich auf den Aegypter Taaut hin, lehnte mithin dieſen Ruhm vom eignen Volke ab.[2] Von Taaut jedoch ging die Hieroglyfik aus, die mit dem ſemitiſchen Alfabet nichts gemein hat. Vergebens haben ſich neuere Forſcher abgemüht, einen Zuſammenhang zwiſchen beiden herzuſtellen. — Tiefer in das Innere Aſiens werden wir ſomit gewieſen. Auf die Angaben, daß Manche im Altertume behaupteten, die Syrer hätten die Buchſtaben erfunden und die Foiniker ſie ihnen abgelernt,[3] auf des älteren Plinius Meinung, Aſſyrien ſei ihre Heimathsſtätte geweſen,[4] vermögen wir indeß eben ſo wenig großen Werth zu legen, als auf die Behauptung ſpäterer Juden und Chriſten, Abram habe die Buchſtaben aus dem Chaldäerlande mitgebracht und den Foinikern mitgetheilt.[5] Andere Erwägungen jedoch fallen ſtärker dafür in's Gewicht.

Die Paläſtinenſer, bei denen wir die Alfabetſchrift kennen lernen, ſtanden zu dem babyloniſch-aſſyriſchen Kreiſe in vielfachen Beziehungen. Von Aram hatten die Hebräer ihren Ausgang genommen. Nach Ninive und Babel unterhielten die Foiniker gewiß ebenſo großen, wo nicht regeren Verkehr als mit Aegypten. In Babel trennten ſich nach den Sagen die Stämme. Es ward die Stätte eines ausgedehnten Handels, der Verbindung vieler Völker und nachſinnende, forſchende Männer hatten daſelbſt ihren Sitz. Wie, wenn hier das Alfabet aufgetaucht wäre?

Aber wozu, kann man wol fragen, ſollte in Babel grade dieſe neue Schreibweiſe mühſam zu erſinnen jemand Veranlaſſung gehabt haben, da ja ſchon die gangbare Keilſchrift das vorhandene Bedürfniß deckte? Nicht von allem Geſchehenen ſind wir im Stande Gründe und Urſachen anzugeben, und es lieſſe ſich auf dieſe Frage antworten: wäre es denn nicht möglich, daß die Umſtändlichkeit der Keilſchrift und namentlich das Ungenügende in der Bezeichnung der Laute, welches in ihrer Beſchaffenheit lag, einen forſchenden Kopf zum Nachdenken über Töne erregt, ihn bewogen hätte auf eine einfachere Bezeichnungsart der mannichfaltigen Laute des Menſchenmundes zu ſinnen? Ebenſo könnte man dem Bedenken, wie denn, falls in Babylonien das Alfabet zu Tage

trat, die Keilſchrift ſich neben ihm habe behaupten können, damit entgegentreten, daß die Keilſchrift die von den Chaldäern angenommene, eingeführte, geheiligte Schrift war und daß ſie von dieſer nicht lieſſen, obſchon nachträglich ein einzelner Mann ohne Gewicht eine beſſere lehrte. Durch ihn und die von ihm mit dem Alfabete bekannt Gemachten hätte es ſich langſam verbreitet, aber nur bei auswärtigen Völkern, welche der Keilſchrift fern ſtanden, allgemeinen Eingang gefunden, wärend dieſe in ſeinem Heimathlande fortdauernd im Staatsgebrauche blieb bis zur Ankunft der Griechen. Allein mit derartigen allgemeinen Urtheilen dringt man nicht ſicher vorwärts.

Beachten wir lieber das Alfabet ſelber. Da läßt ſich nun freilich keine Uebereinſtimmung einzelner Buchſtaben mit Formen der Keilſchrift nachweiſen. Auch die dahin zielenden Verſuche mehrerer Gelehrten haben kein befriedigendes Ergebniß gewährt. Indeß legt die Betrachtung der beiderſeitigen Beſchaffenheit im allgemeinen die Vermuthung doch nahe, daß die Alfabetſchrift ſich an die Keilſchrift anlehnte. Ein Strich in alter Zeit, in der entwickelteren Faſſung ein Keil (zwei Meißelſchläge) machte der letzteren Hauptbeſtandtheil aus. Im Alfabet war der Grundbeſtandtheil gleichfalls ein Strich, ein Meißelſchlag: der Stab oder Halter. Die äuſſerliche Verſchiedenheit beider lag darin, daß die Keilſchrift ihre Keile *wiederholte* und noch Winkelhaken hinzufügte, wobei die Schrift äußerſt weitſchichtig wurde, daß der Aufſteller des Alfabets in ſeinem Streben nach Vereinfachung über dieſe Umſtändlichkeit durch Kennzeichen am Striche hinwegkam. Auffällig iſt bei dieſer Annahme jedoch der Gegenſatz der Schriftrichtung, denn die neue Alfabetſchrift hob *rechts* an und fuhr nach links zu fort, die Keilſchrift hingegen begann links. Man ſollte meinen, der Aufſteller des Alfabetes werde, wenn er ſich an die Keilſchrift anſchloß, auch deren Richtung beibehalten haben. Möglich iſt es freilich, daß nachträglich eine Umwendung der Richtung des Schreibens erfolgt ſei, wie ja auch die Hellenen ihre alte Schriftrichtung geändert haben.

Wie aber wenn ſich Buchſtaben des Alfabets als Keile, mit winklichen oder kulpigen Enden gleich den Keilen, ausgeführt fänden? Dann wäre das Uebergewicht an Wahrſcheinlichkeit für die

Bekanntſchaft des Alfabeterfinders mit der Keilſchrift für den Zuſammenhang des Alfabets mit dieſer feſtgeſtellt.

Auf der Inſel Kypros wurde foinikiſch geſchrieben. Doch entſtand auf dieſer Inſel neben dem gangbaren Alfabete noch ein weit zeichenreicheres, zuſammengeſetzteres Schriftſyſtem, womit Inſchriften ziemlich ſpäter Zeit (die beſtimmbaren ſind jünger als — 570) ausgeführt worden ſind. Dieſe eigentümliche kypriſche Schrift iſt wol kein Mittelglied zum erſten Alfabete, ſondern vielmehr eine ſehr verſchlechterte, verkünſtelte Abart deſſelben. Sie enthält eine Anzahl Zeichen, welche in dem alten Alfabete der Paläſtinenſer enthalten ſind oder in jüngeren Umgeſtaltungen deſſelben vorkommen. Unter dieſen kypriſchen Inſchriften gibt es nun drei, von de Vogue im Jahre 1868 bekannt gemachte, in denen, und zwar auch bei Buchſtaben aus dem alten Alfabete deutlich anſtatt einfacher Striche Keile angewendet ſind.[6]

Indeß beweiſt das Vorkommen keilförmiger Buchſtaben in der kypriſchen Schrift noch keineswegs den Zuſammenhang des Uralfabetes mit der Keilſchrift, denn daſſelbe läßt ſich ebenſogut wie aus der Fortüberlieferung älterer Formen aus Einfluß der Perſer in Folge ihrer Herrſchaft über die Inſel herleiten.

In die Nacht der Zeiten verliert ſich die Erfindung des Alfabets. Zufolge foinikiſcher Ueberlieferung mußte es ſchon ihres Stammes hochberufener Hoherprieſter Thabion gekannt haben, der vor der Zeit lebte, in welcher die Benennung „Foiniker“ angenommen wurde.[7] Noch ehe die Aegypter in Menfis Papyrus anzufertigen erlernten, ſagt uns ein römiſcher Schriftſteller,[8] hätten die Foiniker geſchrieben, doch würden wir auch dieſer Ausſage keine große Bedeutung beilegen, wenn nicht eine andere Thatſache ihr zur Seite ſtünde. Als die Kinder Iſrals in Aegypten einzogen brachten ſie ſchon die Kenntniß der Alfabetſchrift mit. Ihr älteſtes Buch enthält nämlich einige Stücke, von denen man muthmaßen möchte, daß ſie bereits vor dem Auszug nach Aegypten niedergeſchrieben worden ſind und enthält andere Stücke, die vor Moſche in Aegypten abgefaßt worden ſind.[9] Wären ſie als Schriftunkundige in das Nilland gekommen, ſo würden ſie ſich bei ihrem langen Aufenthalte in demſelben wahrſcheinlich die Hieroglyfik angeeignet haben. Das geſchah nicht.

Sie befanden sich demnach schon in Palästina, vor dem Auszuge im Besitze der Alfabetschrift und wenn Nomaden, wie sie, dieselbe (sei es immerhin äußerst selten) gebrauchten, so wird sie von den seßhaften Bewohnern des Landes längst gekannt worden sein. In der That erfahren wir auch, daß zu der Zeit, in welcher die Kinder Israls nach Palästina zurückwanderten, ein Ort der Onakiter den Namen „Schrift"- oder „Buch-Stadt" trug.[10]

Benutzen wir auch diese Ermittelungen für die Frage der Herkunft. In der Zeit der hebräischen Erzväter ist also Bekanntschaft mit der Alfabetschrift anzunehmen. Abram zog aus Haran, der Stadt zwischen dem oberen Frat und Tigris, aus dem oberen Chaldäerlande. Vor dem Aufkommen des Foinikernamens kannte sie ferner des foinikischen Stammes Oberpriester Thabion, und dieser Stamm leitete sich von den im persischen Meerbusen vor einer Bucht Arabiens gelegenen Bahreininseln her[11], müßte demzufolge am Südrande Babyloniens nach dem mittelländischen Meere zu gewandert sein. Wir begegnen sonach zwei muthmaßlichen Verbreitungslinien des Alfabets, von denen die eine das nördliche, die andere das südliche Gebiet der Keilschrift trifft, beide auf Syrien fallen, und wir glauben darin eine Verstärkung der Meinung, welche den Ursprung des Alfabetes im Gebiete der Keilschrift sucht, zu erblicken, stehen aber auch nicht an einzuräumen, daß die Gründe für diese Ansicht immer noch nicht durchschlagen, behaupten nur, daß sie stärker sind als die, welche sich für eine andere bis jetzt geltend machen liessen.

Wie früh die Keilschrift und die Alfabetschrift auch vorhanden waren, so gelangten gleichwol die arischen Stämme (denen die Semiten zuzuzählen sind) den Tsinesen gegenüber gehalten, spät zum Schreiben. Nicht unmöglich ist es, daß dies *vergleichsweise* späte Eintreten der Schrift bei ihnen den Wandlungen ihrer Sprachen größere Freiheit gelassen hat, so daß Wurzeln und Formwörter verwachsen konnten und die arischen Sprachen, ohne gehemmt zu werden durch ihre ältere, in Schriften feststehende Gestaltung, sich zu beträchtlichem Formenreichtum ausbildeten, während umgekehrt die tsinesische, seitdem sie geschrieben wurde, stillstand und nur in neuen Begriffswörtern zunahm.

Der große Vortheil, den die Buchstabenschrift gewährte, lag

in der geringen Zahl der Schriftbeſtandtheile, die leicht zu überſehen, leicht zu erlernen, leicht zu handhaben und zu leſen waren. Die Bilderſchrift bleibt allerdings für jedermann ſprechend, während in Lautſchrift Gehaltenes denen, die eine andere Sprache reden, unverſtändlich iſt; aber ſie macht die Thätigkeit der Einbildung nothwendig und erſcheint oft zweideutig. Das Verwenden von Gegenſtänden zu Mittheilungen und die Wortſchrift ſetzt hinwiederum große Anſtrengung des Gedächtniſſes voraus. Die auf den Laut berechnete Zeichenſchrift dagegen wendet ſich unmittelbar an den Verſtand; ihr Leſen erheiſcht allemal ein Ueberlegen, welches an Vorgezeichnetes ſtreng gebunden und doch zugleich ſchaffend iſt. Sie ſcheint im erſten Augenblicke ſchwieriger, aber ſie iſt leichter. Sie läßt ſich auch auf alle Sprachen anwenden. Der abbildbaren Dinge wie der Töne gibt es eine unendliche Menge. Auf eine beſtimmte, kleine Anzahl von ſchlechterdings unentbehrlichen Lautzeichen mußte das in der Rede gegebene Tongemälde zurückgeführt werden, wenn der Nutzen dieſes Verfahrens hervortreten ſollte; er fiel um ſo größer aus, je knapper und karger der Erfinder in ſeinen Bezeichnungen war. Unvollkommene Schriftarten hatten ihm, wir ſahen es, den Weg geebnet.

Nicht darin, daß etwas Jahrtauſende Beſtand hat, liegt der Prüfſtein ſeines Werthes und ſeiner Wahrhaftigkeit, ſondern darin, daß der Gedanke in der richtigen Form alle andern Formen des Ausdrucks ſchlagend allein das Feld behauptet, nachdem er die Menſchheit zu einer höheren Stufe gehoben. Tſina war eine Welt für ſich und ſeine Wortſchrift beſaß eine große innere Berechtigung. Der Oſten nahm ſeinen beſonderen Gang. Im Weſten gingen Hieroglyfik und Keilſchrift aus den Kreiſen der beiden ſtärkſten Gewalten, welche die Menſchen nach einer beſtimmenden Richtung drängten, hervor, nämlich aus den Kreiſen der Prieſter und der Könige. Dieſe feſſelten die Menſchen in die Schranken ihrer Schriftſyſteme, die auch dem Schrifttume, welches ſie bezweckten, vollauf genügen mochten. Vielleicht lag darin eine der vornehmſten Urſachen, weshalb im Bereiche ihrer Macht die Alfabetſchrift neben der Keilſchrift nicht emporkam, nur als Nebenläufer erſchien. Ohne Entſtehungsſagen, wie ſolche an die Schriftſyſteme prieſterlichen Urſprungs ſich anknüpften, langſam,

Digitized by Google

fast im Dunkeln breitete das Alfabet sich wahrscheinlich unter Völkern aus, die noch kein starres Priester- kein wirkliches Königtum hatten. Selbst Nomaden waren seine Träger. Mit den Wanderungen der das Alfabet besitzenden Stämme zerrissen die Anknüpfungsfäden, die zu seinem Ursprung zurückgeleitet hätten.

Aber diese unscheinbaren Striche, diese vaterlandslose Schrift eroberte die Welt. Die prangenden, bilderreichen Tempel, die einst zu den Menschen geredet hatten, wurden zu unverstandenen Räthseln, die stolzen Felsinschriften galten für seltsame Zauberzeichen, durch das Alfabet jedoch wurde der Menschheit übermittelt und aufbewahrt, was Hohes und Erhabenes, der Erhaltung Würdiges gedacht worden war. Der Buchstabe ist eine Form des Gedankens für die ganze gebildete Menschheit des Westens geworden, eine Macht, die größte Macht der Welt.

Kehren wir zurück zu den Anfängen.

Wie eine beschränkende Richtung bei der Aufstellung des Alfabetes geboten war, so hielten auch die, welche mit ihm schrieben, sich so kurz, wie nur irgend thunlich ohne den Zweck zu verfehlen. Sie schrieben daher doppelt gesprochene Mitlaute nur ein einzigesmal und liessen die Vokale weg, wo diese sich von selbst verstanden und das blosse Konsonantengerüst zum Verstehen ausreichte.

Vollkommen war übrigens das erste Alfabet keineswegs. Wie es fast überflüssige Unterscheidungen machte (Th und T), wie es zusammengesetzte Laute mit einem Zeichen ein paarmal sogar angab (Dsain und Tsade), so vereinigte es in einem und demselben Buchstaben doppelte Währung (Pe für P und für F, Vau für U und für W, Jot für I und für J), und vor allem fehlte ihm der weiche Zischlaut (das französische Jot) und das wichtige Zeichen des Nasals. Die Anfänge waren ja jederzeit mangelhaft. Mühsam arbeiteten die Menschen sich vorwärts und bildeten allmälig das Ueberkommene, es entwickelnd, zum Besseren aus, oft noch lange an Gebrechen des ersten Versuches leidend.

Vielleicht haben wir noch eine Spur, daß das Alfabet erst durch Zusätze zu derjenigen Beschaffenheit, in welcher uns das älteste erhaltene Alfabetar vorliegt, vervollkommet worden ist: allein hiervon zu handeln und die Entwicklung, welche die alfa-

Digitized by Google

betarisch-semitische Schrift genommen hat, auszubreiten, müssen wir uns versagen, in Betracht des Umfanges zu dem dieser Band, welcher die verschiedenen Schriftsysteme entrollte, angeschwollen ist. Wir müssen dies hinausschieben auf einen folgenden Band, welcher die Geschichte der alfabetisch-semitischen Schrift, ihre außerordentliche Verbreitung und ihre vielen Ableger behandeln soll, bis zu dem Zeitpunkt, in welchem die griechische und hebräische Schrift eine durchgreifende Umgestaltung erfuhr, in Vorderasien neue Schriftweisen aus den alten Grundlagen entsprangen und die lateinische Schrift gleichzeitig mit dem fast völligen Erlöschen des alten lateinischen Schrifttums zu einem Zustande der Verkommenheit anlangte, aus dem sich hernach eine neue Buchstabenformung entwickelte: unsere heutige kleine lateinische Schrift, von der, gegen Ende des Mittelalters, die Deutsche ausging.

Anmerkungen.

Einleitung.

1) Schleiermacher, De l'Influence de l'Écriture sur le langage. 1835. Beſonders S. 5, 6, 75, 41 u. ſ. w.
2) (Sonlavie) Mémoires du Maréchal duc de Richelieu. Paris 1793 VII. 303, auch Auger in der Biographie universelle ancienne et moderne (von Michaud) Paris 1811, III. 608.
3) Neumann, Lehrſaal des Mittelreiches. München 1836. S. 11.
4) Mancini, Della Nazionalita come fondamento del dritto delle genti. Turin 1851, S. 23, 24.
5) Kopp, Bilder und Schriften der Vorzeit. Mannheim 1821. II. 54 aus Crenii annales p. 404 und Laelius Bisciola l. h. fubsiciv. c. 12.
6) Loskiel, Geſchichte der Miſſion der evangeliſchen Brüder unter den Indianern in Nordamerika. Barby 1789, S. 30.
7) Lery, Histoire d'un voyage faict en la terre de Bresil. Genf. 1580, S. 231.
8) Ludwig Ferdinand Römer's Nachrichten von der Küſte Guinea, aus dem Däniſchen überſetzt. Kopenhagen und Leipzig 1769, S. 211.
9) Wylliam Ellis, Reiſe durch Hawaii oder Owhyhee. Hamburg 1827. S. 247.
10) John Martin, An account of the natives of the Tonga Islands, compiled from communications of William Mariner. 2. Auflage. London 1818. Nachrichten über die freundſchaftlichen oder die Tonga-Inſeln von William Mariner. Aus den Mittheilungen deſſelben zuſammengetragen und herausgegeben von John Martin. Aus dem Engliſchen im Auszuge überſetzt. Weimar 1819, S. 121—126.
11) Lichtenſtein, Reiſen im ſüdlichen Africa in den Jahren 1803, 1804, 1805 und 1806. Berlin 1811, I. 661.
12) Aelianos, Vermiſchte Geſchichten, VIII. 6: αλλα και ενομιζον αισχιστον ειναι παντες οι την Ευρωπην οικουντες βαρβαροι χρησθαι γραμμασιν.
13) M. A. Caſtren's Reiſe im Norden. Aus dem Schwediſchen überſetzt von Helms. Leipzig 1853, S. 113.

Schriftloſer Stand der Völker.

1) Strabon, Erdbeſchreibung III. 1, § 6.
2) Takitus, Germania 3. Ammianus Marcellinus, römiſche Geſchichte XVII. 12, XXXI: 7. Von den Gothen Frekulf II. 7.

Digitized by Google

3) Tacitus, Germania, 2.
4) Erdumseglung der K. Schwedischen Fregatte Eugenie in den Jahren 1851 bis 1853 ausgeführt unter Befehl des Commandeur-Capitains C. A. Virgen, nach Skogman's Ausgabe übersetzt von Epei. Berlin 1856, I. 277.

Vorstufen.

Gegenstände als Mahner.

1) Palacky, Geschichte von Böhmen. Dritten Bandes zweite Abtheilung. Prag 1851, S. 357.
2) Ducange, angeführt von Jakob Grimm, Deutsche Rechtsalterthümer. 2. Ausgabe S. 110. Nach Grimm's Anführung finde ich die Stelle in meiner Ausgabe des Ducange nicht auf.
3) John Duncan, Reisen in Westafrika von Whydah durch das Königreich Dahomey nach Adofudia im Innern. Aus dem Englischen von Lindau. Dresden und Leipzig 1848, I. 80.
4) Lang, Regesta Boica, III. 194, angeführt von Wittmann im 1. Bande der Quellen und Erörterungen zur bayerischen und deutschen Geschichte. München 1856, S. 9.
5) Jakob Grimm, Deutsche Rechtsalterthümer, zweite Ausgabe, Göttingen 1854, S. 143 ff. 857, Schuller, zur Frage über die Herkunft der Sachsen in Siebenbürgen, Hermannstadt 1856, S. 27.
6) Rudorf, Erläuterungen zu den Schriften der Römischen Feldmesser. Berlin 1852. S. 275—277.
7) Krug, Forschungen in der älteren Geschichte Rußlands. Petersburg 1848, I. 263 f.
8) E. B. Tyler, Researches into the early history of mankind. London 1865, c. 7. Deutsche Uebersetzung von H. Müller S. 212.
9) Burkhardt, Bemerkungen über die Beduinen. Weimar 1831, S. 161.
10) J. Heckewelder, Nachricht von der Geschichte, den Sitten und Gebräuchen der indianischen Volksstämme, welche ehemals Pennsylvanien und die benachbarten Staaten bewohnten. Deutsche Uebersetzung von Hesse. Göttingen 1821, S. 39.
11) v. Kittlitz, Reise nach russisch-Amerika. Gotha 1857.
12) Müller, Sammlung Russischer Geschichte. St. Petersburg 1758, III. 365, wo auch solche Unterschriftszeichen abgebildet sind.
13) Rochholz, Deutscher Glaube und Brauch im Spiegel der heidnischen Vorzeit. Berlin 1867, II. 178.
14) Kemeny in: Kurz, Magazin für Siebenbürgen 1844, I. 2, S. 119, woselbst das Wasserzeichen abgebildet ist.
15) Homeyer, Ueber die Heimath nach altdeutschem Recht; Symbolae Bethmanno-Hollwegio oblatae. Berlin 1868.

Digitized by Google

16) Williams in der Archaeologia. London 1849, XXIII.
17) Homeyer im Correspondenzblatt des Gesammt-Vereins der deutschen Geschichts- und Alterthums-Vereine. 1853, n. 5, S. 43.
18) (Thomsen) Leitfaden zur nordischen Alterthumskunde. Kopenhagen 1853, S. 78.
19) Rußwurm, Eibofolke oder die Schweden an den Küsten Ehstlands und auf Runö. Reval 1855, wo auf Tafel V Abbildungen von Marken mitgetheilt sind.
20) Guhl und Koner, Das Leben der Griechen. Berlin 1860, S. 4.
21) Di faciant, possim plures imponere nodos
Ut tua sit nulla libera parte fides.
Ovidius Naso, Heroides XX. 39. 40.
22) Olaus Magnus (Store), De gentium septentrionalium variis conditionibus, statibus et moribus. Rom 1555. Buch III. c. 16. Ziegler in seinem Buch von den mitternächtlichen Völkern. J. Schefferi von Straßburg, Lappland. Franckfurt a. M. und Leipzig 1675, S. 161. 162.
23) M. Peter Högström's Beschreibung des der Krone Schweden gehörenden Lapplandes. Aus dem Schwedischen. Kopenhagen und Leipzig. 1748, S. 224.
24) Grimm, Deutsche Rechtsalterthümer S. 558.
25) (Tassin und Tonstain) Neues Lehrgebäude der Diplomatik von der Congregation des heiligen Maurus. Hauptstück I., Abschnitt 9, §. 192.
26) Mabillon, De re diplomatica. 2. A. Paris 1709, S. 632.
27) Dufresne dominus du Cange, Glossarium ad scriptores mediae et infimae latinitatis, unter corrigia und nodator.
28) C. P. Hansen, Friesische Sagen und Erzählungen. Altona 1858, S. 97.
29) Nach den Erläuterungsschriften zu Jehezkal(=Ezechiel) 9, 4—6 und Ajub (=Hiob) 31, 35.
30) J. G. Müller, Geschichte der Amerikanischen Urreligionen. Basel 1855, S. 421.
31) Degrandpré, Voyage à la coté occidentale d'Afrique dans les années 1786—1787. II. 59. Deutsche Uebersetzung in der Bibliothek der neuesten und interessantesten Reisebeschreibungen. 1804, XVII. 227.

Hautmalerei.

1) Virgilius Maro, Aeneis IV. 146 u. a.
2) Petronius Arbiter, Satiricon, § 102.
3) Die Pikten haben jedoch davon (als picti d. h Bemalte) nicht etwa ihren Namen. Obermüller, Deutsch-keltisches geschichtlich-geographisches Wörterbuch. Leipzig 1870, II. 474, deutet Pikten als Pikenmänner.
4) Increta facies, ut suos Gallia cives putet. Petronius a. a. O. § 102.

Digitized by Google

5) Maximilian, Prinz zu Wied-Neuwied, Reise nach Brasilien in den Jahren 1815 bis 1817. Frankfurt a. M. 1821, II. 11, 12.
6) Wilkes, Narrative of the United States Exploring Expedition during the years 1838—1842. Philadelphia 1845, I. 140.
7) Dritter Theil der Reisen Herrn Wilhelm Dampier. Nach den Südlichen Ländern, Neu-Holland, So Er im Jahr 1699 gethan. Aus dem Englischen, Franckfurt und Leipzig 1707, S. 181 u. a.
8) Lortsch im „Ausland" 1866 n. 30, S. 699.
9) Neuwied, II. 164, 218.
10) Wilkes, deutsche Uebersetzung. Stuttgart und Tübingen 1848, I. 17.
11) K. F. Appun im „Ausland" 1868 n. 34, S. 794.
12) G. Klemm, Allgemeine Cultur-Geschichte der Menschheit, Leipzig 1843, II. 36 f.
13) (Plant'e) Handbuch einer vollständigen Erdbeschreibung und Geschichte Polynesiens. Fortgesetzt von Thomann und Heusinger. Leipzig und Gotha 1799, II. 115.
14) Domeny de Rienzi, Geschichte und Beschreibung von Oceanien. (Aus dem Französischen.) Stuttgart 1840, III. 513.
15) Friedrich Gerstäcker, Reisen VI. Australien. Stuttgart und Tübingen 1854, S. 88. 131. Römer, S. 211.
16) Appun, im „Ausland" 1871, n. 19 S. 446.
17) Neuwied, II. 220.
18) Herrmann Köhler, Einige Notizen über Bonny 1848.
19) Lassen, Indische Alterthumskunde. Bonn 1847, I. 368.
20) Herodotos, Geschichte VII. 69.
21) Kretzschmar, Südafrikanische Skizzen. Leipzig 1853, S. 236.
22) Neuwied, I. 367, II. 49.
23) Polybios III., Cajus Silius Italicus, Punica III. 236.
24) Aelianos, Vermischte Geschichten VI. b.
25) Humeroque refulget
Sanguinei patrium saguli decus
Cajus Silius Italicus IV. 518 f.
26) C. Silius Ital. III. 236. Aelianos a. a. O. Valerius Maximus, Dictorum factorumque memorabilium L. II. c. 6. § 2.
27) Enumerat auctores Verrius, quibus credere sit necesse, Iovis ipsius simulacri faciem diebus festis minio illini solitum triumphantum corpora, sic Camillum triumphasse. Hac religione etiam nunc addi in unguenta coenae triumphalis et a censoribus in primis Jovem miniandum locari. Cujus rei causam equidem miror, quanquam et hodie id expeti constat Aethiopum populis totosque eo tingi proceres huncque ibi deorum simulacris colorem esse. C. Plinius Secundus, Historia naturalis XXXIII. c. 7.
28) Dobrizhoffer, Geschichte der Abiponer, einer berittenen und kriegerischen Nation in Paraquay. Deutsche Uebersetzung von Kreil. Wien 1783, II. 506.

Digitized by Google

29) Ida Pfeiffer, Meine zweite Weltreise. Wien 1856, II. 174. 172.
30) Wafers Reise und Beschreibung der Amerikanischen Erdenge Darien. (1681) London 1699.
31) Henry Schoolcraft, Historical and statistical information respecting the history, condition and prospects of the Indian Tribes of the United States. Published by Authority of Congress. Philadelphia 1853, III. 64.
32) Neuwied, II. 196 ff.
33) Wagner und Scherzer, Reisen in Nordamerika in den Jahren 1852 bis 1853. Leipzig 1854, III. 48 ff.
34) Klemm, III. 381. 385.
35) Klemm, II. 142. 139. 36.
36) Kohl im „Ausland" 1859, n. 2. S. 31.
37) Mungo Park, Reisen im Innern von Afrika in den Jahren 1795 bis 1797. Aus dem Englischen. Berlin 1799 S. 115.
38) Scheffer, Lappland S. 136—161, der sowol die Angaben der alten Schriftsteller mittheilt als 10 Abbildungen gibt, von denen er mehrere in Ansehung der Bedeutung ihrer Zeichen erklärt. Dazu Högström, Lappland S. 225.

Aetzschrift (Tatuirung).

1. Manka.

1) Klemm, Cultur-Geschichte II. 37 nach Ochs und nach Murr, Nachrichten vom spanischen Amerika I. 198.
2) Heinrich Berghaus, Die Völker des Erdballs. Brüssel und Leipzig 1845 I. 155.
3) Wilkes I. 54—64, wonach auch Behauptungen in der Allgemeinen Historie der Reisen IV. 114 und von Landers, Reise zur Erforschung des Niger. Leipzig 1833, III. 55, denen Waitz, die Negervölker. Leipzig 1860, S. 25 gefolgt ist, zu berichtigen sind.
4) Ladislaus Magyar, Reisen in Süd-Afrika in den Jahren 1849 bis 1857. Aus dem Ungarischen von Hunfalvy. Pest und Leipzig 1860 I. 341 f.
5) Thomas Winterbottom's Nachrichten von der Sierra-Leona-Küste und ihren Bewohnern. Aus dem Englischen von Ehrmann. Weimar 1805, S. 144,
6) Alberti, die Kaffern auf der Südküste von Afrika. Gotha 1815. S. 48.
7) Winterbottom. S. 183 ff.
8) Lichtenstein, Reisen im südlichen Afrika in den Jahren 1803—1806. Berlin 1811, II. 540.
9) Rochefort, Histoire naturelle et morale des Isles Antilles 1666.

Digitized by Google

10) Bruhn, Mittheilungen über die Australischen Colonien. Hamburg 1855. S. 24.
11) Lortsch im „Ausland" 1866 n. 30, Seite 699. vgl. 204.
12) Haygarth, Buschleben in Australien. Aus dem Englischen von Lindau. Dresden und Leipzig 1849, S. 175.
13) Arthur Phillip's Reise nach der Botany-Bay. Aus dem Englischen übersetzt von Sprengel. Hamburg 1791, S. 93.
14) Gerstäcker, Reisen IV. 361 f. 349.
15) C. W. Schürmann, The aboriginal tribes of Port Lincoln in South Australia, their mode of live, manners, customs. Adelaide by G. Dehane 1846, S. 17 f.
16) H. E. A. Meyer, Manners and customs of the Aborigines of the Encounter-Bay Tribe; South Australia. Adelaide: printed and published for government by Dehane 1846, S. 4.
17) Graf d'Escayrac de Lauture, Die afrikanische Wüste und das Land der Schwarzen am obern Nil. Aus dem Französischen. Leipzig 1855, S. 191.
18) Paul Erdmann Isert's Reise nach Guinea und den Caribäischen Inseln in Columbien in Briefen an seine Freunde beschrieben. Kopenhagen 1788, S. 233.
19) Herrmann Halleur, Das Leben der Neger Westafrikas mit Rücksicht auf den Sklavenhandel. Berlin 1850, S. 17 f.

2. Tatuirung.

1) Klemm I. 339.
2) Forster's Reisen um die Welt. (Sammlung der besten und neuesten Reisebeschreibungen. Berlin 1781, XXI. 433.) „Nur einen einzigen Mann habe ich angetroffen, der eine nach tahitischer Manier tättowirte Figur auf der Brust hatte."
3) Ellis, Hawaii. Uebersetzung S. 91 vgl. 88, und desselben Polynesian researches I. 263. 264.
4) Long's See- und Landreisen. Aus dem Englischen von Zimmermann. Hamburg 1791, S. 71, von G. Forster, Berlin 1792, S. 51.
5) Alcide d'Orbigny, Voyage dans l'Amerique méridionale éxécuté pendant les années 1826—1833. Paris IV. 227. Maximilian von Neuwied I. 358. Gerstäcker II. 65. III. 404. Klemm II. 30, IV. 125 f. VII. 37. Bouguinville, Pallas, Wilkes; Kane, Wanderungen eines Künstlers unter den Indianern Nordamerika's, übersetzt von Louise Hauthal. Leipzig 1862, S. 85. Richard Burton u. a.
6) Dobrizhoffer II. 33, Niebuhr, Reise nach Arabien. 1722. Klemm II. 38, nach Bryan Edwards u. a. Von Südseeinsulanern Johann Reinhold Forster,

Bemerkungen über Gegenstände der physischen Erdbeschreibung, Naturgeschichte und sittlichen Philosophie auf seiner Reise um die Welt gesammelt. Uebersetzt und mit Anmerkungen vermehrt von dessen Sohn und Reisegefährten Georg Forster. Berlin 1783, S. 374 und an mehreren Stellen seiner Reisebeschreibung, ebenso Cook. Lafiteau's Angabe, Moeurs des sauvages Américains 1723, daß die Nordamerikaner in die Wunde einreiben: du minium du charbon pilé ou telle autre couleur qu'on veut appliquer, ist mithin nicht richtig.

7) Wilkes I. 222.

8) Mariner II. 253, deutsche Uebersetzung S. 516. Ellis u. a.

9) I. C. Polack, Manners and customs of the New-Zealenders. London 1840, II. 42. 51. Dumont d'Urville. Wenn Cook (Sammlung der Reisen XVI. 62 93. u. a.) den Namen Amako angibt, so ist dieser nach englischer Aussprache zu lesen.

10) Nachrichten von den Pelew-Inseln in der Westgegend des stillen Oceans. Aus den Tagebüchern und mündlichen Nachrichten des Capitains Heinrich Wilson zusammengetragen von Keate. Aus dem Englischen übersetzt von Georg Forster. Hamburg 1789, S. 420.

11) Domeny de Rienzi. Uebersetzung II. 19. Anmerkung.

12) Pallas.

13) W. Yate, An account of New-Zealand. 2. Aufl. London 1835, S. 148.

14) Ellis I. 263.

15) C. Plinius, Historia naturalis XXII., 1: maresque etiam apud Dacos et Sarmatas corpora sua inscribunt.

16) Herodotos V. 6. Strabon, VII. 5 § 4 p. 315.

17) Pomponius Mela, De situ orbis II. 1 § 10; er sagt zwar ora artusque pinguntur, aber der Schlußsatz: sic ut ablui nequeant, beweist, daß er Tättowirung meint. Picti Agathyrsi sagt aus Mißverstand Servius in seinen Erläuterungen zu Virgilius.

18) Isidorus, Hispalensis, Etymologica XIX. 23 vgl. Diefenbach, Celtica II. Versuch einer genealogischen Geschichte der Kelten. Stuttgart 1840, II. 214.

19) Cajus Julius Caesar, De bello gallico V. 14: omnes vero se Britanni vitro inficiunt quod caeruleum efficit colorem (wiederholt von Pomponius Mela III. 6 § 5). Herodianos, Geschichten III. 14. Solinus, Polyhistor: c 25: quibus per artifices plagarum jam inde a pueris variae animalium effigies incorporantur inscriptisque visceribus homines incremento pigmenti notae crescunt.

20) Pagani vero diabolico instincta cicatrices teterrimas superinduxerunt — quisquis ex superstitione gentilium id agit, non ei proficit ad salutem. Labbei Concilia VI. 1872.

21) Stigmata, signa, pictura potius in corpore, quales Scoti pingunt in palpebris. Hattemer Denkmäler I. 227. 237.

22) Domeny de Rienzi. Ueberſetzung II. 21. Er ſah dies auf einem Grabmal zu Biban el Moluk.

23) Prichard, History of the mankin, deutſche Ueberſetzung von Wagner, III. 2. Theil, S. 524.

24) Berghaus, die Völker des Erdballs I. 113. — „Durch dieſen Putz unterſcheiden ſie — die Marama oder Birmanen — ſich von den Peguanern" behauptet die „Einführung des Chriſtenthums in Siam." (Sammlung der beſten und neueſten Reiſebeſchreibungen. Berlin 1776, XVI. 246), allein auch die Peguaner oder Moan ſcheinen ebenſo die Tättuirung zu kennen, wie die Talain, Arakaneſen, Laos und die Thaï.

25) Xenoſon, Anabasis V. 4 § 32: παιδας των ευδαιμονων τα εμπροσθεν παντα εστιγμενους ανθεμιον. Plinius, Hist. nat. VI. 4: notis signantes corpora. Pomponius, Mela I. 19 § 10.

26) Niebuhr's Reiſe durch Arabien I. 66 und an verſchiedenen Stellen. Kremer, Mittelſyrien und Damaskus. Wien 1853, S. 102. Klemm IV. 125, VII. 37.

27) E. W. Lane, Sitten und Gebräuche der heutigen Egypter, überſetzt von Zenker. 2 Aſl. Leipzig 1856, I. 35.

28) Ledyards (Kuhn, Sammlung merkwürdiger Reiſen in das Innere von Afrika. Leipzig 1790, II. 161).

29) Poiret, Reiſe durch Numidien und die Gebirge des Atlas (Kuhn's Sammlung I. 254).

30) Neuwied II. 11 vgl. 10.

31) R. Schomburgk, Reiſen in Britiſch-Guiana in den Jahren 1840—1844. Leipzig 1847, I. 121. 167. Abbildung zu I. 312.

32) Appun im „Ausland" 1871 n. 6, S. 123.

33) Waſer, Reiſe und Beſchreibung der amerikaniſchen Erdenge Darien. Deutſche Ueberſetzung hinter dem dritten Theil der Reiſen Dampier's. Franckfurt und Leipzig 1707, S. 357.

34) Belege ſind ſchwerlich nöthig dafür, daß zur Zeit der Ankunft der Europäer die Bewohner Virginiens und andere Indianer Tatuirung hatten. Vgl. Warden in den Antiquités mexicaines. Paris 1834, II. 120.

35) Ferdinand Werne, Feldzug von Sennaar nach Taka, Baſa und Beni Amer. Stuttgart 1851, S. 235 f.

36) Winterbottom S. 143.

37) Wilkes, Ueberſetzung I. 50.

38) Erdumſegelung der K. ſchwediſchen Fregatte Eugenie. Ueberſetzt von Etzel. II. 55. Die Seefahrer ſahen etwa hundert Eingeborne vor ſich. Wie ſehr die Wahrnehmung von Zufälligkeiten bedingt wird, zeigt ſich auch darin, daß der ſonſt ſo trefflich unterrichtete Kretzſchmar (Südafrikaniſche Skizzen. Leipzig 1853 S. 236) angibt, die Kaffern tättowirten nicht, während das Gegentheil doch durch Barrow, Reiſen durch die inneren Gegenden des ſüdlichen Africa in den Jahren 1797 und 1798, aus dem Eng-

Digitized by Google

lischen übersetzt von Sprengel. Weimar 1801, S. 212 und durch andere Gewährsmänner bezeugt wird.

39) Gerland, Anthropologie der Naturvölker von Waitz fortgesetzt. Leipzig 1870, V. 2. S. 64.

40) Forster's Reise um die Welt während den Jahren 1772 bis 1775. Berlin 1784, III. 37. (Geschichte der See-Reisen und Entdeckungen im Süd-Meer aus dem Englischen übersetzt vom Verfasser Georg Forster. VII. Band.)

41) Blumenbach's Abhandlung über das Tatowiren in der Beschreibung der Insel Nukahiwa nach Krusenstern's Reise. Weimar 1811, S. 34.

42) Poiret in Kuhn's Sammlung I. 254.

43) Melville, Vier Monate auf den Marquesas-Inseln, c. 30. Aus dem Englischen von Garrigue. Leipzig 1847, II. 177.

44) Edw. Shortland, Traditions and superstitions of the New-Zealanders.

45) Langsdorff, Bemerkungen auf einer Reise um die Welt in den Jahren 1803 bis 1807. Frankfurt am Main 1812, I. 102 und 103.

46) Drittes mosaisches Buch, Leviticus XIX. 28: וּכְתֹבֶת קַעֲקַע לֹא יִתְּנוּ.

47) Polack II. 49. Nicholas', Voyage II. 193, 217. Angeführt wird auch das Missionary Register for 1816, p. 328, 329, 524. Dieffenbach II. 33. Reise der österreichischen Fregatte Novara um die Erde in den Jahren 1857, 1858, 1859. Beschreibender Theil. Wien 1862. III. 110.

48) S. Nilsson, Die Ureinwohner des Scandinavischen Nordens. Aus dem Schwedischen übersetzt. I. Das Bronzealter. Hamburg 1863, S. 4, 5, 13, 48. Nachtrag 1865, S. 62. Zweites Heft 1866, S. 113, 117.

49) Schoolcraft, Information I. 420.

50) Der Ojibway Eroberung. Sage aus dem Nordwesten Amerikas. Aus dem Englischen des Kah-ge-ga-gah-bàch übersetzt von Adler. Frankfurt a. M. 1851, S. IX.

51) Spix und Martius, Reise in Brasilien in den Jahren 1817 bis 1820 gemacht. III. 1279.

52) Polack II. 42, 43, 47. W. Brown, New-Zealand and its Aborigines. London 1845, S. 31. Yate läugnet dies, behauptend alles hänge vom Geschmacke des Künstlers ab, ebenso die Novarafahrer.

53) Erdumseglung der schwedischen Fregatte Eugenie. I. 30.

54) Bossü's Reisen durch Louisiana I. Thl. angeführt in der Sammlung der Reisebeschreibungen. Berlin, XVI. 154. Anmerkung.

55) Klemm III. 289 nach Mungo Park; in meiner Ausgabe des letzteren fand ich die angezogene Stelle nicht auf, vielfach habe ich mich aber von der Zuverlässigkeit der Anführungen Klemm's überzeugt.

56) Lutteroth, Geschichte der Insel Tahiti. Deutsche Uebersetzung von Bruns. Berlin 1843, S. 6.

57) Krusenstern, Reise um die Welt in den Jahren 1803, 1804 und 1805 auf Befehl Alexander des Ersten. St. Petersburg. Auf Kosten des Verfassers. 1810 I. 171.

Digitized by Google

58) Langsdorff. I. 101.

59) Wegener, Geschichte der christlichen Kirche auf dem Gesellschaftsarchipel 1844, S. 38 f.

60) Goold Bird, Missionsreise im südlichen stillen Meer. Angeführt im „Ausland" 1864 n. 18, S. 419.

61) Mariner-Martin, 2te englische Ausgabe II. 254, deutsche Uebersetzung S. 506. Wilkes II. 141 u. s. w.

62) On qualifierait un homme non tatoué de l'épithète deshonorante, d'efféminé. de Rosny, Études asiatiques. Paris 1864, S. 124 aus Crawfurd's Journal of an Embassy to the Court of Ava. II. 96.

63) Heckewelder S. 342.

64) Herodotos V. 6: και το μεν εστιχθαι ευγενες κεκριται, το δ' αστικτον αγενες.

65) Pomponius Mela II. 1. § 10: Agathyrsi — ut quique majoribus praestant, ita magis vel minus, ceterum iisdem omnes notis.

66) Isidorus Hispalensis, Etymologiarum XIX. 23: nomen a corpore habens, quod minutis opifex acus punctis et expressos nativi graminis succos includit, ut has ad sui speciem cicatrices ferat Pictis artubus maculosa nobilitas.

67) (Bougainville) Voyage autour du monde par la fregate du Roi La Boudeuse et la flute l'Etoile en 1766, 1767, 1768 et 1769. Nouvelle Edition augmentée, Neuchatel 1772, II. 52, 53. (Bougainville, Reise um die Welt. Aus dem Französischen. Leipzig 1772, S. 179.)

68) Max Rodriguet, Les derniers sauvages, souvenirs de l'occupation française aux iles Marquesas. Leipzig 1861, S. 184.

69) Mariner-Martin II. 268, deutsche Uebersetzung S. 516.

70) Otto von Kotzebue, Entdeckungsreise in die Süd-See und nach der Behrings-Straße zur Erforschung der nordöstlichen Durchfahrt. Unternommen in den Jahren 1815, 1816, 1817 und 1818 auf Kosten Sr. Erlaucht des Herrn Reichs-Kanzlers Grafen Rumanzoff. Weimar 1821, II. 63.

71) Nach John Rutherford's Tagebuch, vgl. Die Neuseeländer nach (d. h. aus) dem Englischen. Leipzig 1833, S. 133, 134.

72) Yate S. 148: The tattoo is a special mark of chieftainship — for many chiefs of the first rank, are without a single line, others, even to old age, are only partially covered; and many a slave has had the greatest pain taken, to give this ornamental operation the greatest effect upon his plebeian face.

73) Brown S. 31, wonach Dumont D'Urville, Voyage de la corvette l'Astrolabe pendant les années 1826—1829. Paris 1830, III. 151, demzufolge Tatuirung den Sklaven verboten war, zu berichtigen ist.

74) Allgemeine Geschichte der Länder und Völker von America nebst einer Vorrede Baumgartens. Halle 1752, I. 299.

75) Melville I. 235.

76) Eugène Delessert, Voyages dans les deux océans, athlantique et pacifique 1844 à 1847, Paris 1848, S. 188: Les nouveaux Zélandais attachent à cet usage des idées de distinctions et de dignité. Les hommes du peuple n'obtiennent la permission de se faire tatouer, qu'après une action d'éclat à la guerre. S. 189: il est rare aussi, qu'ils soient admis à cet honeur, avant d'avoir assisté à quelques combats. Dumont d'Urville III. 151 das Gleiche und II. 449: Touai (ein Neuſeeländer) m'assurait que les hommes du peuple acquéraient le droit du moko par des exploits de la guerre et qu'après une campagne honorable lés chefs se faissaient d'ordinaire ajouter quelque nouveau dessin pour en consacrer le souvenir.

77) Yate S. 150.

78) Diego de Landa, Relacion de las Cosas de Yucatan (§ 22 und § 8) publié par Brasseur de Bourbourg. Paris 186*, (s. a.) S. 120 und S. 56.

79) Koſtiel S. 64.

80) Heckewelder S. 343.

81) Kruſenſtern I. 177.

82) D'Orbigny, IV. 104. 112.

83) d'Orbigny, IV. 227.

84) d'Orbigny, IV. 196. 197.

85) Dobrizhoffer, II. 37 ff.

86) David Cranz, Hiſtorie von Grönland. Barby 1765, S. 185.

87) Parry, Zweite Reiſe.

88) Satow in der Zeitſchrift Phönix, vgl. Magazin für Literatur des Auslandes 1871 n. 4. S. 54.

89) Johann Reinhold Forſter's Bemerkungen. S. 374.

90) Goold Bird.

91) Gräffe im „Ausland" 1867 n. 50 S. 1185.

92) Melville II. 120 u. a.

93) Washington Irwing. Die Geſchichte des Lebens und die Reiſen Chriſtoph Columbus' Buch VI. c. 10. Aus dem Engliſchen überſetzt. Frankfurt a. M. 1828. IV. Bändchen, S. 98.

94) Jeschoje (= Jesaias) 44. 5. 49. 16.

95) Pſalter 10. 14.

96) Paulus' Brief an die Galater am Schluß: εγω γαρ τα στιγματα του κυριου Ιησου εν τω σωματι μου βασταζω.

97) Apokalypſe des Johannes 7. 3 ff. (σφραγισωμεν — επι των μετωπων) 13. 16. 14. 9—11. (το χαραγμα του ονοματος αυτου).

98) Gerland S. 145 mit Berufung auf Pickering, II. 225 f.

99) A. Baſtian, Ein Beſuch in San Salvador. Bremen 1859, S. 77.

100) Hall. Life with the Esquimaux. London 1864.

101) A. Rücker, das Reich der Birmanen. Berlin 1824, S. 203. K. Ritter, Erdkunde von Aſien. Berlin 1835, IV. 1. S. 171.

102) Dumont d'Urville II. 452: Toupe-Koupa avait coutume de dire, que

son nom était représenté par un de ses dessins particuliers de sa figure.

103) P. S. Pallas, Reisen durch Rußland. Hauptstück 23 (Sammlung der Reisebeschreibungen. Berlin 1780, XX. 7).

104) Herodianos III. 14: τα δε σωματα στιζονται γραφαις ποικιλων ζωων παντοδαπων εικοσιν, οθεν ουδ' αμφιεννυνται, ινα μη σκεπωσι του σωματος τας γραφας.

105) Kruſenſtern I. 172.

106) Dumont d'Urville III. 150, II. 447, en creusant en veritables sillons cet ornement, qui partout ailleurs n'entame que la superficie de la peau. 1776. Daſſelbe Domeny de Rienzi III 150.

107) Cook's (erſte) Reiſe um die Welt. Berliner Sammlung der Reisebeschreibungen XVI. 92.

108) Arago II. 238. Anmerkung, angeführt von Gerland (Waitz V. 2) S. 67.

109) Johann Reinhold Forſter's und Georg Forſter's Reiſe um die Welt, in den Jahren 1772 bis 1775, in Georg Forſter's ſämmtlichen Schriften, herausgegeben von Gervinus. Leipzig 1843, I. 345, in der berliner Sammlung der Reiſen 1781, XXI. 240.

110) Lichtenſtein, I. 452.

111) J. Barrow's Reiſen durch die inneren Gegenden des ſüdlichen Africa in den Jahren 1797 und 1798. Aus dem Engliſchen von Sprengel. Weimar 1801, S. 212.

112) Gerſtäcker, Reiſen 1833, II. 65.

113) From the pubis to the sternum. Wilkes I. 333.

114) Rienzi III. 280.

115) De Broſſe, Vollſtändige Geſchichte der Schiffahrten nach den noch größtentheils unbekannten Südländern. Aus dem Franzöſiſchen von Adelung. Halle 1767, S. 340.

116) Reiſe der öſterreichiſchen Fregatte Novara um die Erde in den Jahren 1857, 1858 und 1859 unter den Befehlen der Commodore B. von Wüllerſtorf-Urbair. Wien 1861, II. 409.

117) Moerenhout, Voyage aux iles du grand océan. Paris 1837, II. 122.

118) Des Capitain Jacob Cook dritte Entdeckungs-Reiſe in die Südſee und nach dem Nordpool 1776 bis 1780 ausgeführt. Aus den Tagebüchern der Schiffsbefehlshaber Herren Cook, Clerke, Gore und King, imgleichen des Schiffswundarztes Herrn Anderſon vollſtändig beſchrieben. Aus dem Engliſchen überſetzt mit Zuſätzen von Georg Forſter. Berlin 1789, III. 251.

119) G. Back, Reiſe durch Nord-Amerika bis zur Mündung des großen Fiſchfluſſes und an den Küſten des Polarmeeres in den Jahren 1833, 1834 und 1835. Deutſche Ueberſetzung von Andree. Leipzig 1836, S. 320.

120) Polack, II. 43. 45.

121) Von den Markweſasinſulanern: Les kanaks sont tatoués sur tout le

Digitized by Google

corps et jusque sur le visage. L'abondance du tatouage indique la supériorité du rang: les chefs en ont la figure toute noircie. Assez souvent le tatouage est symétrique des deux côtés du corps horizontales ou obliques, des dessins bizarres, qui représentent parfois quelques objets et alors c'est presque toujours un poisson. Quand les femmes sont tatouées, ce qui est rare, elles ne le sont que sur les membres et sur les lèvres. — La femme du roi Tèmoana à Nu Hiva a les pieds et les jambes ornés d'un ample tatouage. Vaïlahu, décembre 1843, S. 91, wo auch mehrere Abbildungen von Tatuirten.

122) Beſchreibung der Inſel Nukahiwa. Nebſt Hofr. Langsdorf's Abhandlung über das Tatowiren. Weimar 1811, S. 45.

123) Tileſius in: Pölitz' Jahrbüchern der Geſchichte und Staatskunſt. Leipzig 1828, S. 164. 165. 142 f. 154. 162.

124) Dumont d'Urville II. 449. 450. III. 151.

125) Cook's dritte Entdeckungsreiſe, überſetzt von Forſter II. 433.

126) Langsdorff's Reiſe II. 144.

127) Forſter's Reiſen um die Welt in der berliner Sammlung der Reiſebeſchreibungen XXI. 318.

128) Wilſon-Keate (vgl. Note 10) Tafel IV. zu Seite 136.

129) Zuerſt in einer ruſſiſchen Zeitſchrift, dann in Voigt's Magazin für den neueſten Stand der Naturkunde. Weimar 1806, XI. 299.

130) Melville, c. 11 und 26. Ueberſetzung I. 168., II. 121.

131) Beſchreibung einer engliſchen Miſſionsreiſe nach dem ſüdlichen ſtillen Ocean in den Jahren 1796, 1797 und 1798. Aus dem Engliſchen überſetzt von Sprengel. Weimar 1800, S. 357.

132) Verſuch über die Inſel Otaheiti. Frankfurt und Leipzig 1783, S. 46.

133) Il (Touai) me disait aussi, qu'on repassait sur les mêmes dessins plusieurs fois de la vie, quelquefois jusqu' à quatre ou cinq reprises différentes. Dumont d'Urville II. 449.

134) Aus San Germano's Beſchreibung des Barmeſereiches de Rosny, Etudes asiatiques.

135) Kotzebue I. 99.

Sprechende Gegenſtände.

1) Herodotos IV. 131. 132.

2) Abel-Rémusat, Recherches sur les langues tartares, Paris 1820, I. 65. 66.

3) Herodotos IV. 98.

4) Eugène de Montglave, Discours in den Antiquités méxicaines, I. Notes et documents divers p. 63.

Digitized by Google

5) Baſtian, Ein Beſuch in San Salvador. S. 235. 236.
6) Jens Kraft, Die Sitten der Wilden zur Aufklärung des Urſprungs und der Aufnahme der Menſchheit. Aus dem Däniſchen überſetzt. Kopenhagen 1766, S. 202, aus Frezier's Relation du voyage de la Mer du Sud dans les Années 1712—1714. Amſterdam 1717.
7) Tyler, Ueberſetzung S. 202 aus Tyerman and Bennet, Journal, London 1831, I. 455.
8) Levitikus 23, 40.
9) Hammer, Fundgruben des Orients, bearbeitet durch eine Geſellſchaft von Liebhabern. Wien 1809, I. 32. Daſelbſt und II. 206 ff. theilt Hammer einige hundert Bedeutungen aus der Türkei mit, wobei er zweifelt, daß es deren viel mehr gebe. F. Th. Bratranek, Beiträge zu einer Aeſthetik der Pflanzenwelt. Leipzig 1853, S. 384 ff. folgt Hammer.

Zeichnungen.

1) Barrow's Reiſen durch die inneren Gegenden des ſüdlichen Africa, in den Jahren 1797 und 1798. Aus dem Engliſchen überſetzt von Sprengel. Weimar 1801, S. 235. 236. Deſſelben Reiſen in China, überſetzt. Hamburg 1805, II. 13. 14.
2) Baſtian, Der Menſch und die Geſchichte. Leipzig 1861. I. 411.

Nordamerikaniſche Wampum und Bilderſchrift.

1) Loskiel S. 34.
2) Heckewelder S. 129 ff.
3) Long in Zimmermann's Ueberſetzung. S. 70, in Forſter's S. 50 f. Ueber die Wampums kann man noch vergleichen: Lawson, History of Carolina. London 1718, S. 292. 294. 309. Adair History of the American Indians. London 1775, S. 75. Carver's Voyage S. 242. 362. Charlevoix, Journal historique d'un Voyage dans l'Amérique Septentrionale. Paris 1774, S. 410. P. Kalm's Beſchreibung ſeiner Reiſe nach dem nördlichen Amerika. Aus dem Schwediſchen 1754, I. 248.
4) Lawson, S. 181.
5) Knortz, Märchen und Sagen der nordamerikaniſchen Indianer. Jena 1871, S. 145—160, beſonders 150. 156.
6) Wilhelm von Humboldt, Geſammelte Werke, VI. 548 f.
7) Des Kentuckier's John Tanner Denkwürdigkeiten über ſeinen dreiſſigjährigen Aufenthalt unter den Indianern Nord-Amerika's. Aus dem Engliſchen überſetzt von Andree. Leipzig 1840, S. 186.
8) Wagner und Scherzer, Reiſen in Nordamerika III. 48—50. Hunter, Memoirs of a captivity amongs the Indians of North-America from childhood to the age of nineteen. 3. Auflage. London 1824, S. 186.

9) Meleagros' Epigramm in der griechischen Anthologie. Stereotypausgabe, Buch VII. n. 428; nach anderer Zählung CXI.
10) Schoolcraft, Information I. 338. 351. 405.
11) Etienne Marchand, Voyage autour du monde II. 123.
12) Hunter S. 186.
13) Beschrieben von Warden, Recherches sur les Antiquités de l'Amérique du Nord et de l'Amérique du Sud et sur la population primitive de ces deux continents, in den Antiquités méxicaines. Paris 1834, II. 2. Abtheilung, S. 41.
14) Schoolcraft, Information I. 338.
15) Schoolcraft IV. 1860, Tafel 18.
16) Schoolcraft V. Tafel 15, vergl. S. 113 f.
17) Account of an ancient Inscription by Mr. Lord. Archaeologia VIII. 290.
18) Abgebildet von Schoolcraft I. Tafel 23, Figur 5 bei Seite 86. Die über denselben handelnden Transactions of the American Ethnological Society stehen mir nicht zu Gebote. Rafn, Jomard, J. Hodgson haben über ihn geschrieben; zufolge Squier's Forschungen wäre er untergeschoben.
19) Schoolcraft III. 1853, Tafel 18.
20) Zufolge einer Aufführung aus dem Journal des Savants 1681, S. 75.
21) Warden S. 157.
22) Algemeine Geschichte der Länder und Völker von America, I. 309. Lafiteau gibt auch die Abbildung eines indianischen Schriftgemäldes, daselbst in Extrait du p. Lafiteau 1839 zu I. 205.
23) Heckewelder S. 435. 436.
24) Abbildungen solcher Schoolcraft II. 1852, Tafel 56.
25) Schoolcraft IV. 252.
26) Schoolcraft I. 414, Tanner u. a.
27) Tanner S. 184.
28) Schoolcraft I. 389.
29) Schoolcraft I. 387.
30) Schoolcraft I. 402. 378.
31) Schoolcraft I. 390.
32) Schoolcraft I. 401 f.
33) Schoolcraft I. 375.
34) Schoolcraft I. 406.
35) Schoolcraft I. 407.
36) Bilder zu mehreren magischen Gesängen der Dacotas und Winnibagoes enthält Schoolcraft.
37) Schoolcraft III. Tafel 40 und 41, dazu Johnston's Deutung, S. 85—87.
38) Schoolcraft IV. Tafel 18.
39) Schoolcraft III. Tafel 18; andere: V. Tafel 18, 19, 20, 21, 22.
40) Knortz, Märchen, S. 88. Richard Schomburgk's Reisen in britisch Guiana I. 423.
41) L. Simonin im „Ausland" 1870 n. 27.

Digitized by Google

Bilderschrift der Südamerikaner.

1) Sieben solche sind abgebildet von Schoolcraft IV. Tafel 33—35, die eine ist wiederholt VI. Tafel 33. Auch ist daselbst eine in Texas gefundene Schrift der Komantsches auf Büffelhaut, IV. Tafel 31 mitgetheilt. Eine andere Abbildung enthält die mir nicht zugängliche Revista trimensal 1839 I. S. 86 ff.

2) Robert Hermann Schomburgk's Reisen in Guiana und am Orinoko während der Jahre 1835—1839, herausgegeben von C. A. Schomburgk. Leipzig 1841, S. 501.

3) Richard Schomburgk, Reisen in britisch-Guiana in den Jahren 1840—1841, I. 319.

4) Richard Schomburgk I. 328.

5) Richard Schomburgk I. 319.

6) Alexander von Humboldt und Bonpland, Reisen in den Aequinoctialgegenden des neuen Continents in den Jahren 1799 bis 1804. Stuttgart 1820, IV. 315 f. (Buch VIII. C 24) 315. III. 498. Richard Schomburgk II 225. I. 319.

7) Alexander von Humboldt, über einige wichtige Punkte der Geographie Guiana's (Vorwort zu Robert Hermann Schomburgk's Reisen S. 38).

8) Martius, Reise in Brasilien. München 1831, III. 1273, 1154.

9) Richard Schomburgk II. 471.

10) Richard Schomburgk I. 145.

11) Abbildung in Robert H. Schomburgk's Reise S. 500.

12) Martius, Beiträge zur Ethnographie und Sprachenkunde Amerika's. Leipzig 1867, I. 572.

13) Alexander von Humboldt und Bonpland, Reisen IV. 517.

Quipusschrift.

1) Vollmer, Natur- und Sittengemälde der Tropen. Skizzen einer Reise durch Süd-Amerika und um die Welt (1817—1821), 2. Auflage. München 1829, S. 222—227. Die Reise soll der Mann in seiner Stube gemacht haben. Er hat später unter dem Namen Zimmermann eine Menge Bücher Anderen schlecht nachgeschrieben.

2) R. Andree, Nord-Amerika. Braunschweig 1851, S. 237.

3) Garcilasso de la Vega gibt keine fortlaufende Jahrrechnung und seine Zeitangaben entbehren der Zuverlässigkeit. Die Berechnung wird gegeben (vorbe-

hältlich ihrer Richtigkeit in Betracht der geschichtlichen Feststellung) in: Mariano Duardo de Rivero y Juan Diego Tschudi, Antiquedades Peruanas. Wien 1851, S. 44.

4) Anello Oliva, Histoire du Perou. Traduite de l'espagnol sur le manuscrit inédit par Ternaux Campans. Paris 1857, S. 23, 24, 53, 54.

5) Garcilasso de la Vega, Historia general del Peru. Kordova 1617, Buch VI. c 9, französische Uebersetzung Histoire des Yncas rois de Perou. Amsterdam 1737, I. 295.

6) Peschel im „Ausland" Jahrgang 1855 n 9. vom 2. März. S. 196.

7) J. J. Mulina, Geschichte der Eroberung von Chili durch die Spanier. Nach dem Italienischen. Leipzig 1791, S. 21.

8) Abbildung gegen Ende des VI. Bandes von Lord Kingsborough's Antiquities of Mexico, comprising fac-similes of ancient Mexican paintings and hieroglyfics. London 1831.

9) Joseph de Acosta, Historia natural y moral de las Indians, Madrid 1892, Buch VI c 8, Theil II 107: y finalmente tantas diferencias, que asi como nosotros de veinte y quatro letras.

10) Garcilasso de la Vega, Buch VI c 9, I. 294, dazu S. 208. Acosta, VI c 8, II 107.

11) Garcilasso de la Vega VI c 8.

12) W. H. Prescott, Geschichte der Eroberung von Peru. Aus den Englischen übersetzt. Leipzig 1848 I. 90, 91.

13) Alonse d'Ovaglie, Historica relatione del Regno du Chile. Rom 1646, S. 94.

14) Garcilasso de la Vega I 350, 208, 377.

15) Garcilasso de la Vega Buch II c 27, französische Uebersetzung I 118.

16) Markham, Zwei Reisen in Peru. Leipzig 1865, S. 103—105.

17) Velasco, Histoire de Quito par Ternaux Campans. S. 21—71, 81, 115, 185 (mir nur aus Anführungen bekannt).

18) Martins' Reise III. 1279, 1302.

19) J. J. von Tschudi, Reiseskizzen aus den Jahren 1838—1842. St. Gallen 1846, II 385—387. Derselbe die Kechua-Sprache. Wien 1853, I 25.

20) Acosta I. 108. Pater Florian Pauke's Reise in die Mission nach Paraquay herausgegeben von Fraft. Wien 1829 S. 111.

21) Pöppig, Reise in Chile, Peru und auf dem Amazonenstrom, während der Jahre 1828—1832. Leipzig 1835, I 386 und Melina 28.

22) Acosto und Montesinos, mem. hist. sur l'ancienne Perou, had. par Ternaux Campans. S. 33, 60, 100, 108, 113, 119.

Hieroglyfik der Mittelamerikaner.

1) Wol hat Martius (Vergangenheit und Zukunft der amerikanischen Menschheit, 1838, und in: Beiträge zur Ethnologie und Sprachenkunde Amerika's 1867) Recht, wenn er eine kritische Umarbeitung der Geschichte der Mexikaner für nothwendig erklärt, und in seinem Ausspruch: sie sei „wie sie die Bücher erzählen, nicht geschehen, sondern gemacht" liegt theilweise Wahrheit, allein er schießt über das Ziel hinaus, indem er behauptet, es liege den Zügen der drei verschiedenen Völker eine einzige Thatsache zu Grunde, und hernach dem gewöhnlichen unkritischen Verfahren gemäß mythisirt. Verschiedene Völker sind wirklich aufeinandergefolgt, soviel geht aus allem hervor. Die Verhältnisse ergeben dies so gut wie die Nachrichten. Wiederholte Einwanderungen haben stattgefunden; dies ist auch das Ergebniß Friedrich von Hellwald's (Die amerikanische Völkerwanderung. Wien 1866). Die Liste, welche Clavigero im Anfang seines Werkes, Storia Antica del Messico. Cesena 1780 (deutsche Uebersetzung I. 1596—1603) mittheilt, ist gewiß glaubwürdig. Aus ihr habe ich das Jahr 1325 als das der Gründung Mechikos — es ist das erste, mit dem sie anfängt — entnommen. Die davor liegenden Zeitansätze sind allerdings nur als ungefähre Bestimmungen von mir gegeben. Auch über dem Verhältnisse zwischen Tolteken und Maja schwebt noch Dunkelheit. Waren diese zwei Völker oder etwa von einem Stamme? Die Zuversichtlichkeit der Sprache vieler Forscher auf diesem Gebiete darf über den Werth ihrer Aussagen und Behauptungen nicht täuschen.
2) Brasseur de Bourbourg, Histoire des nations civilisées du Mexique. Paris 1857, I. 287. Er setzte den „Quetzalcohuatl" um das Jahr 888.
3) Clavigero, Uebersetzung I. 549.
4) Mühlenpfordt, Versuch einer getreuen Schilderung der Republik Mexiko. Hannover 1844, II. 168.
5) Squier's Vorlesung in der Royal Society of Literature am 7. Januar 1857, über den Gebrauch des hieroglyfischen oder grafischen Systems von Mechiko nach der spanischen Eroberung.
6) Diego de Landa, Relation de Las Cosas de Yucatan § 7. Relation des choses de Yucatan de Landa, texte espagnol et traduction française par l'abbé Brasseur de Bourbourg s. a. (1866) S. 42. 43.
7) Landa § 9, S. 52, dazu die in der Anmerkung zu Landa, S. 53, hervorgehobene Stelle aus Cogolludo, Historia del'Yucatan. Madrid 1688, IV. c. 4.
8) De rebus oceanicis et novo orbe, decades tres Petri Martyris ab Angleria Mediolanensis. Köln 1574, S. 354. 355.
9) Klemm, Cultur-Geschichte V. 133. Da sich dies merkwürdige Stück in der dresdner Bibliothek unter Glas befindet, so mußte ich mich bescheiden, es

Digitized by Google

blos mit den Augen zu betrachten, obschon ich gern die Beschaffenheit dieses Papiers geprüft hätte.

10) Brasseur de Bourbourg's Anmerkung zu Landa, S. 44. In der Kitscheſprache bedeutet mal nach Brasseur de Bourbourg, Grammatica de la lengua Quiche. Paris 1862, S. 191, „spanisch: ungir, oindre" und Bourbourg erinnert an das deutsche „malen".

11) Eguiana, bei Clavigero, Ueberſetzung II. 511.

12) Brasseur de Bourburg, Einleitung zu Landa. S. XV. und Landa § 41, S. 312.

13) Mehr hierüber theilt Clavigero Buch VII., Abschnitt 48 (Ueberſetzung I. 550—553) mit, vgl. auch Klemm V. 134.

14) Antonio de Leon y Gama, Descripcion Historica y Cronologica de las Dos Piedras que con ocasion del nuevo empedrado que se esti formando en la plaza principal de Mexico se hallaron en ella el año de 1790 data a luz Mexico 1792. Zweite Ausgaae von Bustamente, Mexico 1832 II. Parte II. p. 32. (Dieſes Werk, welches der vormalige Reichsminiſter, Kaufmann Merk, der aus Deutschland das Hauptgeschäft nach Mechiko machte, mir von dort nicht verschaffen konnte, befindet sich in der wiener Staatsbibliothek). Prescott I. zweifelt an Gama's Angabe, was aber Clavigero II. 511 aus Eguiara beibringt, spricht für sie.

15) Klemm, Cultur-Geschichte V. 137.

16) Don Antonio de Solis, Geschichte der Eroberung von Mexiko. 2. Buch, Abschnitt 1. Aus dem Spanischen übersetzt von Förster. Quedlinburg u. Leipzig 1838, I. 87—89. W. Prescott, History of the conquest of Mexiko. London 1840, B. II. Hauptstück, 5. deutsche Ueberſetzung. Leipzig 1845, I. 240. 241, woselbst eine Reihe von Gewährsmäunern, deren Mittheilungen zum Theil noch ungedruckt sind, angeführt wird. Ihnen liegt gewiß der Theil des eigenen Berichtes von Cortez zu Grunde, der verloren gegangen oder ungedruckt geblieben ist. Berichte des Don Fernando Cortez an Kaiser Karl V. Aus dem Spanischen übersetzt von Koppe. Berlin 1834, S. III.

17) Böttiger, Ideen zur Archäologie der Malerei. Dresden 1811, I. 18. 19.

18) Zum Beispiel: Monuments anciens du Mexique, Palenqué, Oeocingo et autres ruines de l'ancienne civilisation du Mexique, collection de vuetes, bas-reliefs, morceaux d'architecture coupes, vases, terres cuites, cartes et plans dessinés d'après la nature par M. d. Waldeck, texte redigé par l'abbe Brasseur de Bourbourg. Paris. (Sollte in meinen Angaben eine kleine Ungenauigkeit sich finden, so wolle man dies damit entschuldigen, daß ich dies Werk in meiner Wohnung oder auf einer Bibliothek zu benutzen nicht Gelegenheit hatte.)

19) Gama, II. 30 Tafel. bei Prescott, deutsche Ueberſetzung I. 92, Anmerkung.

20) Müller, die Amerikanischen Urreligionen. S. 612.

21) Gama II. 39.

Digitized by Google

22) Stephens, Incidents of travels in Central-Amerika, Chiapas and Yucatan. Twelfte editon. New-York 1842, II. 343 und Tafel II.
23) Catherwood, Views of ancient monuments in Central-Amerika, Chiapas and Yucatan. Tafel II. und IX.
24) Buſchmann, Ueber die aztekiſchen Ortsnamen. Berlin 1853, I 93.
25) Waitz, Anthropologie der Naturvölker. Leipzig 1864, IV. 173.
26) Lenoir in der Antiquités mexicaines, Paris 1834, II. 26: Les bras étendus de ce Génie créateur designent le Tau et peuvent signifier la jonction cruciale formée par l'union de l'écliptique et de l'équateur, et qui tracée dans le ciel au-dessous du signe Aries annonce le retour du printemps, c'est à dire le renouvellement de toutes choses. — Daraus ſchließt Lenoir: cette sculpture symbolique montre que les aborigènes mexicains figuraient aussi le principe créateur sous l'apparence d'un homme. Die unteren Zeichen deutet er: eine Hand als Schutz über alle Weſen, ein Ohr als das alles Vernehmende.
27) Antiquités mexicaines. Dupaix I. S. 5, zweite Reiſe 12.
28) Aubin in: Rosny, Revue américaine et orientale. Paris 1860, III. 238 ff.
29) Tschudi, Kechuasprache I. 6. Antiquités méxicaines. Paris 1834. (Dupaix's dritte Reiſe und Lenoir II. 80.)
30) Landa gibt der Jucataner 20 Tagezeichen S. 204. 206, ihre Jahresbezeichnung den Kalender mit den Feſten 208. 312. 240—311, die Bezeichnung der Zeitkreiſe S. 237.
31) Landa S. 314.
32) Landa S. 318.
33) Antiquités mexicaines. Dupaix's dritte Reiſe S. 28. 39. 40. II. 511.
34) Torquemada, Monarquia indiana B. XIX. c. 8, angeführt von Aubin.
35) Aubin in der Revue américaine et orientale 1861, V. 361 f.
36) Aubin, Mèmoire sur la peinture didactique et l'écriture figurative des anciens Mexicains, in der Revue américaine 1860, IV. 241—242.
37) Squier 495. 499.
38) Abgebildet von Kingsborough, Antiquities of Mexico comprising facsimiles of ancient Mexican Paintings and hieroglyfics. London 1831. I. 58. 64. vgl. Clavigero's Erklärung B. VII. c. 2 (I. 461). Klemm, Cultur-Geſchichte V. S. 39. 40.
39) Landa S. 52. 53.
40) Prescott, Mexico I. 150.
41) Valades, Rhetorica christiana p. 101. angeführt von Aubin. (III. 250. 251).
42) Tyler (der ſelbſt in Mexiko war und ein Buch über Mexiko abfaßte) a. a. O. S. 122.
43) Lizana, Devocionario de Nuestra Señora de Itzmol, Historia di

Digitized by Google

Yucatan i conquista espiritual, abgefaßt 1626, in Pinelli's Sammlung 1663, angeführt von Brasseur de Bourbourg in den Anmerkungen zu Landa. S. 354 und Landa 352. 353.

44) Sartorius in der augsburger Allgemeinen Zeitung 1852 n. 89 vom 29. März, und Bastian der Mensch in der Geschichte I. 417.

Tsina.

1) Zufolge den Auslegern des Jking, denen die tsinesischen und auch die europäischen Gelehrten, z. B. Neumann, das Chinesenthum u. s. w. in der Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft. Leipzig 1853, VII. 2 S. 144 folgten.
2) Abel Rémusat, Recherches sur les langues tartares. Paris 1820, S. 66 ff.
3) Die tsinesische amtliche Reichsgeschichte Tongkian-kangenu; Histoire générale de la Chine ou annales de cet empire, traduites par Moyriac de Mailla 1777, I. 4, (nach Klaproth ein schlechter Auszug aus der Mandschurischen abgekürzten Uebersetzung der Reichsjahrbücher von 1692, nach Pauthier eine Uebersetzung der tatarischen Uebertragung der Geschichtswerke von Tschuhi und Ssemakuang).
4) Nach Tsousse in Mohl, Y-king, antiquissimum Sinarum liber. Stuttgart und Tübingen 1834, I. 23.
5) Amiot in den Mémoires concernant l'histoire des Chinois par les missionaires de Pekin. Paris 1780, VI. 127; mehr über die Kwa's in denselben II. 1777, 16 ff., 55 ff.
6) Schott, Versuch einer Beschreibung der chinesischen Litteratur. Berlin 1854.
7) Mart. Martinii Sinicae historiae decas I. Amsterdam 1659, S. 14.
8) Mémoires de l'Académie des sciences. Paris 1703, S. 87.
9) M. J. P. Schumacher, die verborgenen Alterthümer der Sinesen aus dem uralten kanonischen Ji-king untersuchet. Wolfenbüttel 1765.
10) Julius Klaproth, Asiatisches Magazin. Weimar 1802, II. 540—554.
11) Seyffarth, Ueber die höchsten acht Gottheiten, in Ilgen's historischer theologischer Zeitschrift, IV. 2, S. 26—33.
12) Mohl, Y-king I. 60. 61.
13) Pauthier, Esquisse d'une histoire de la philosophie chinoise. Extrait de la Revue indépendante 1844, S. 5.
14) Piper, Ueber das Ji-king, in der Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft 1849, III. 273—301. V. 192–220; 1853 VII. 187—214. Schott, Beschreibung, in den Abhandlungen der berliner Akademie 1864, S. 302.
15) Adolf Helfferich, Turan und Iran. Frankfurt am Main 1869, S. 110—171. Gewiß irrt dieser Erklärer, wenn er aus den Kwa's die

Digitized by Google

Grundzüge der tſineſiſchen Schriftbilder herzuleiten ſich bemüht, wie wenn er Kwa's mit den Quivos zuſammenbringt.

16) Mohl, Y-king I. 60. 61.

17) Barrow's Reiſen in China. Aus dem Engliſchen überſetzt. Hamburg 1805, II. 46.

18) Abhandlungen Sineſiſcher Jeſuiten über die Geſchichte, Wiſſenſchaften, Sitten und Gebräuche der Chineſen. Aus dem Franzöſiſchen von Meiners. Leipzig 1778, S. 482.

19) Ishuan schu yuanki oder vom Urſprung der verſchiedenen Schriftgattungen, deren Weiſen man ſieht in den 32 Bänden der Ausgabe von Kianlung's Lobgedicht auf Mukden, Peking 1743, überſetzt in: Eloge de la ville Moukden et de ses environs poème composé par Kien-Long, traduit en françois par le P. Amiot et publié par M. Deguignes. Paris 1770, S. 180.

20) Nach Tſo-Schi's „Reden der Königreiche" (kuĕ-jü), abgefaßt lange vor — 213.

21) Die Landesbeſchreibung Tſinas unter Jü iſt in Kungtſe's Schuking II. enthalten. Die neueren europäiſchen Forſcher, Abel Remuſat, Pauthier u. a. legen ihr ein hohes Alterthum bei und ſind geneigt, ſie für ächt zu halten.

22) Die erſte Nachricht von ihr erhielt man in Europa durch die von Titſingh aus Japan mitgebrachte Encyklopädie, Hager machte ſie darauf 1801 bekannt in ſeiner Explanation of the elementary characters of the Chinese, London. Der Jeſuit Amiot hatte ſchon vorher eine beſſere Abſchrift des Jüdenkmals ſammt tſineſiſchen Erklärungen mit eigener franzöſiſcher Ueberſetzung auf Grund derſelben nach Paris geſchickt. Darnach ließ Hager ſie ſtechen: Monument de Yu ou la plus ancienne inscription de la Chine, suivie de trente-deux formes d'anciens caractères, avec quelques remarques sur cette inscription et sur ces caractères par Joseph Hager. Paris 1802, vgl. S. 17, 19, 27. Seine ungenügende Erklärung erſetzte Klaproth, Inſchrift des Mü überſetzt und erklärt. Halle, Paris 1811. Von Neueren handelte über ſie Pauthier, Description historique géographique et littéraire de l'empire chinois. Paris 1837, I. S. 53 f. Ueber die Aechtheit: Meiners, Abhandlungen Sineſiſcher Jeſuiten S. 95. Bemerkungen zu ihrem Inhalt gibt Pauthier, der ſie — 2278 ſetzte, in der deutſchen Ueberſetzung: Welt-Gemälde-Gallerie u. ſ. w. China, Stuttgart 1839, S. 55, und im Journal asiatique 1868 sixième série XI. 303, 349. James Legge, the Chinese Classics III. p. 1. Hongkong 1865, Prolegomena S. 73 ff. nennt der Geſchichte von Jü a romance.

23) Fuheng, Wangjeutun, Akdun und Thiangpu über den Urſprung der Schriftzeichen (vgl. Anmerkung 19) 1748 bei de Guignes, S. 176, 177.

24) Davis, China.

Digitized by Google

25) Plath, Die Ausſprache der alten Chineſen. Sitzungsberichte der k. bayriſchen Academie der Wiſſenſchaften. München 1861, II. 247, vgl. de Guignes in der Mémoires de Littérature tirés des registres de l'academie des inscriptions et belles lettres. Depuis l'année MDCCLXVI jusques et compris MDCCLXIX. Paris 1774, S. 197.
26) Sirr, China and the Chinese. London 1849, II. 59, vgl. 10.
27) E. Rautenſtrauch, Die chineſiſche Sprache in ihren Rechten als Sprache. Darmſtadt 1835, S. 43. Schott, Chineſiſche Sprachlehre, Berlin 1857 u. a.
28) J, M. Callery, Systema phoneticum Scripturae Linicae. Macao 1841, I. 16.
29) Jahresbericht der deutſchen morgenländiſchen Geſellſchaft für 1846. Leipzig. S. 170.
30) Zeitſchrift der deutſchen morgenländiſchen Geſellſchaft. Leipzig 1850, IV. 115.
31) Bayer, Museum Sinicum. Petersburg 1730, II. 107.
32) Downing, Fan-kuei oder der Fremdling in China, deutſche Bearbeitung von Richard. Aachen und Leipzig 1841, II. 315.
33) Abhandlungen Sineſiſcher Jeſuiten. Aus dem Franzöſiſchen von Reiners, S. 96.
34) Neumann's Erläuterungen des von ihm überſetzten Dreiwörterbuches, welches Wang yo heou 1277 verfaßte, in Neumann's Lehrſaal des Mittelreiches. München 1836, S. 43, vgl. S. 25.
35) Kungki Tse-sse, Tschung-jung (das Beharren in der Mitte) c 20, §. 2.
36) Downing II. 316 f.
37) Amiot in den Memoires concernant l'histoire des Chinois par les missionaires de Pekin, Peking 1780, VI. 63.
38) Du Halde, Description de la Chine. Paris 1735, II. 245.
39) L. de Rosny, Etudes asiatiques de géographie et d'histoire. Paris 1864, S. 44.
40) Das japaniſche Buch Wujuen d. h. Entſtehung der Sachen (Stelle in Rosny's revue orientale et américaine 1862, VIII. 209.
41) Tse-sse, Lün-jü oder die philoſophiſchen Unterredungen Kunghi's II. c 15, §. 5.
42) Plath, Ueber die Glaubwürdigkeit der älteſten chineſiſchen Geſchichte. München 1866, S. 42.
43) Schiking, Theil II, c 1 Ode 8, c 3 Ode 3, Theil IV, c 1 art 2 Ode 8.
44) Thſengtſe's Erläuterungen zum zweiten Abſchnitt des Tahio.
45) Angeführt von Ko: Abhandlungen Sineſiſcher Jeſuiten von Reiners, S. 229.
46) Kungtſe, Schuking IV. Theil, c 14, § 30.
47) Derſelbe, IV. c 27, § 1, 2.
48) Plath, Ueber die häuslichen Verhältniſſe der alten Chineſen. Sitzungsberichte der Münchener Akademie 1862, 208.

Digitized by Google

49) Angeführt in der Beilage zu Kianlung's Gedichte: Ursprung der verschiedenen tschinesischen Schriftgattungen u. s. w., in der französischen Uebersetzung, S. 119—134.

50) Plath, Ueber Schule, Unterschrift und Erziehung bei den alten Chinesen. München 1858, S. 53 f.

51) Pauthier, Sinico-Aegyptica. Essai sur l'origine des écritures figuratives Chinoise et Egyptienne. Paris 1842, S. 11.

52) Mengtse II. c 2, § 21.

53) Nach dem Tscheuli: Plath, China vor viertausend Jahren. München 1809, S. 156.

54) Endlicher, Anfangsgründe der chinesischen Gramatik. Wien 1845, S. 164.

55) Kungki Tse-sse, der Enkel Kungtse's, in Tschungjung c. 29, § 1, c. 28. § 3 und 2.

56) Ssemathsian's Sseki, Stelle übersetzt von Pauthier, Journal asiatique VI. série 1897. X. 210.

57) Joh. Jackson, Chronologische Alterthümer der ältesten Königreiche. Aus dem Englischen übersetzt von Windheim, Nürnberg 1756, S. 637, Anmerkung 8.

58) G. Ch. Lichtenberg's vermischte Schriften nach dessen Tod gesammelt und herausgegeben von L. C. Lichtenberg und Kries. Göttingen 1803, V. 508—510 unter Berufung auf Franklin.

59) Neumann, Asiatische Studien. Leipzig 1837, I. 7. Vgl. im allgemeinen Grosier, Description générale de la Chine. Paris 1785, S. 134 f.

60) Goschkewitsch, Die Methode der Tuschbereitung, in: Arbeiten der kaiserl. russischen Gesandschaft in Pecking über China 1857. Aus dem Russischen von Abel und Mecklenburg. Berlin 1858, II. 482.

60) Grosier's Vorrede zu der von Mailla herausgegebenen Uebersetzung der tsinesischen Reichsgeschichte. I. S. XXXV.

61) Das Bücherverzeichniß der beiden Lieu ist im Auszuge übersetzt von Pauthier im Journal asiatique série 1867, X. 229—237, bibliografische Angaben über dasselbe S. 333.

62) Stelle aus Panku's Werk, übersetzt von Pauthier, ebenda S. 272. 273.

63) Lettere de Signori superiori e direttori del Seminario delle Mission Straniero di Parigi al sommo pontifice Innozenzio XII. intorno alle idolatrie e superstizioni della China S. 36. Duo Responsa centum et viginti Doctorum et facultatis Theologiae Parisiensis ad Sinarum quaesita in S. Congregat. S. Officii proponenda S. 5. 6. 21. Semedo I. 63, Kircher, China illustrata III. 132. Raccolta di varie principali scripture de'Patri della Compagnia di Giesù sopra la controversia della Idolatrie e Superstizioni della China. Köln 1700, S. 66—68. 104. 135.

64) Callery I. 25.

Digitized by Google

65) Abel Rémusat, Elémens de la grammaire chinoise. Paris 1822. S. 35—37.
66) Panku's Geſchichte, Stelle überſetzt von Pauthier, Journal asiatique 6. Série X. 1867, S. 266.
67) L. de Rosny, Recherches sur l'écriture des différents peuples anciens et modernes. Paris 1857, S. 6, derſelbe, Manuel de la lecture Japonaise. Amſterdam 1859.
68) Révue orientale et américaine 1864, IX. 78 und andere.
69) Rosny in der Encyclopédie nouvelle. Paris 1858 Auguſt, S. 370, Anmerkung.
70) Well Williams, The Middle Kingdom. Neu-York 1848 (Das Reich der Mitte überſetzt von Gollmann. Kaſſel 1853, S. 485).
71) Aus dem Tsèuhiŏtien. Pauthier, Sinico-Aegyptiaca. S. 20, Anmerkung.
72) Stanislas Julien, Examen critique de quelques pages de Chinois relatives à l'Inde traduites par M. Pauthier. Paris 1841, S. 2.
73) Schott, Sprachlehre, S. 30 und andere Grammatiker.
74) Bazin, Mémoire sur les principes généraux du chinois vulgaire, im Journal asiatique. Paris 1845, IV. serie, VI. 122.
75) Plath, Tonſprache S. 217.
76) Louis Le Comte, Nouveaux mémoires sur l'état présent de la Chine. Paris 1696, 3. Auflage. Amſterdam 1698, I. 255. 253 (c'est pour eux un mystère inconnu).
77) Cibot, Essai sur la langue des Chinois S. 144.
78) Marquis d'Hervey-Saint-Denys, Poésies des Thang. Paris 1862, S. 186.
79) Edkins, On ancient Chinese pronunciation in den Transactions of the China branch of the Royal Asiatic Society, Hongkong 1855, im Auszuge mit Zuſätzen und Bemerkungen von Plath in den Sitzungsberichten der münchener Akademie 1861 II.
80) Pauthier, Mémoires sur l'antiquité de l'histoire et de la civilisation chinoises; deuxième mémoire, Journal asiatique, 6 série 1869 X. 409.
81) Stanislaus Julien, Documents sur l'art d'imprimer en Chine. Paris 1847, im Journal asiatique, IV. série IX. S. 507 f.
82) Julien, ebenda 509.
83) W. H. Medhurst, China. S. 103. Frei bearbeitet im Auszug deutſch. Stuttgart 1840, S. 77.
84) Gedicht Thufu's bei d'Hervey-Saint-Denys. S. 128.
85) Alex. Humboldt, Kosmos, II. 102.
86) Pauthier, Philosophie chinoise. S. 55—63.
87) Klaproth, Sur l'origine du papier-monnaie, in ſeinen Mémoires relatifs à l'Asie. Paris 1824, S. 379. 380.
88) Cantor, Mathematiſche Beiträge zum Kulturleben der Völker. Halle

Digitized by Google

1863, S. 47 mit Benutzung von Aufſätzen Biot's in Journal asiatique, 3 série VIII. 1839, und Biernatzki's in Crelle's Journal für Mathematik II. und Martin's in der Révue archéologique XIII. année 1856.

89) Bazin, Le siècle des Youèn. Paris 1841, S. 208.

90) Bazin S. 278.

91) Gützlaff's Geſchichte des chineſiſchen Reiches. Herausgegeben von Neumann. Stuttgart und Tübingen 1847, S. 474.

92) Bazin S. 461.

93) Deshauterays, Fortſetzung der von Mailla herausgegebenen Ueberſetzung der tſineſiſchen Reichsgeſchichte XI. 1780, S. 609. Ueber Kanghi handelt Plath, Die Völker der Mandſchurei. Göttingen 1830, I. 307—498.

94) Breitenbauch, Lebensgeſchichte des jüngſt verſtorbenen Sineſiſchen Kaiſers Kianlung. Leipzig 1788, S. 28. 29. (Kianlung ſtarb aber erſt am 7. Februar 1799 in ſeinem 89. Lebensjahre). Plath handelt über Kianlung. Die Völker der Mandſchurei II. 506—899, vgl. beſonders S. 813.

95) Industries anciennes et modernes de l'Empire Chinois d'après des notices traduites du chinois par Stanislas Julien et accompagnes de notices industrielles et scientifiques par P. Champion. Paris 1869, S. 160. 161.

96) Böhmer aus Mittheilungen eines Reiſenden im Magazin für die Litteratur des Auslandes 1854.

Davis, Eugraphia Sinensis gibt Regeln des Schreibens in den Transactions of the royal Asiatic Society of Great Britain and Ireland. London 1827, I. 304—311.

97) Medhurſt S. 123.

98) Abel Rémusat, Essai sur la langue et la litterature chinoise. Paris 1811, S. 33. 34. Barrow II. 34. Tradescant Lay, The Chinese as they are. London 1841. (China und die Chineſen. Aus dem Engliſchen von Schirges. Hamburg 1843, II. 39).

99) Révue de deux mondes 1870 Juni.

100) Elliot Bingham, Der Krieg mit China. Nach dem Engliſchen von Petri. Braunſchweig 1843, II. 210.

101) Lay II. 44.

102) Neumann, Geſchichte des engliſch-chineſiſchen Krieges und Andere.

103) Umeri in der Révue orientale et américaine 1862, VIII. 405—410.

104) Du Ponceau, On the nature of the chinese system of writing. Philadelphia 1838, I. 93.

105) Pauthier, De l'origine et de la formation des différens systèmes d'écritures orientales et occidentales in der Encyclopédie nouvelle Paris 1858, S. 569.

106) Endlicher S. 23 und 104, woſelbſt die Vokalzeichen ſtehen, S. 24—47, die 214 Klaſſenhauptwörter.

Digitized by Google

107) Abel Rémusat, Essai S. 134—138.
108) Mémoires de l'Institut Royal de France, Académie des Inscriptions VIII. 42. 43.
109) Amiot, Vorrede zur Ueberſetzung von Kianlung's Gedicht S. X. f. Vergleiche den Abſchnitt über die Tataren S. 479.
110) (Amiot) Lettre sur les caractères chinois par un revérend père de la Compagnie de Jésus. Brüſſel 1773 (in Meuſel's Bibliotheca historica II. ſteht die Jahrzahl 1765), S. 43.
111) Ju-Kian-Li oder die beiden Baſen; ein chineſiſcher Roman überſetzt von Abel Rémusat. Aus dem Franzöſiſchen. Stuttgart 127, I. 67.
112) Schott, Beſchreibung S. 19.
113) Schott, Beſchreibung S. 101.
114) Plath, Die Quellen der alten chineſiſchen Geſchichte mit Analyſe des Sse-ki und I-sse. München 1870, S. 104.
115) Lay II. 238 f.
116) Pauthier, L'inscription Syro-chinoise de Si-ngan-foo, Monument nestorien élevé en Chine l'an 781 de notre ère découvert en 1625. Paris 1858, S. XI.
117) Proben aus der Pekinger Zeitung gibt der erſte Band der Transactions of the Asiatic Society of gr. Britain 1827, S. 254—257 und 383—412 von Staunton und Davis mitgetheilt.
118) Reiſe der öſterreichiſchen Fregatte Novara. Wien 1862. II. 261.
119) Medhurſt S. 78.
120) Domering II. 263 ff.
121) Gützlaff, Leben des Kaiſers Taokuang. Aus dem Engliſchen von Seybt. Leipzig 1852. S. 117.
122) Bingham I. 324. II.
123) Ueberſetzung der Denkſchriften aus der Pekinger Zeitung in der Zeitſchrift der Deutſchen morgenländiſchen Geſellſchaft 1868, XXII. 250—260.

Umkreis der tſineſiſchen Bildung.

Korea.

1) Klaproth, Tableaux historiques de l'Asie. Paris 1826, S. 75. 76.
2) J. Hoffmann nach japaneſiſchen Quellen in Siebold's Nippon. Leiden und Amſterdam. VII. 111. 112.
3) Siebold, Nachrichten über Kooraï in ſeinem Nippon. Archiv zur Beſchreibung von Japan und deſſen Neben- und Schutzländern. Leipzig und Amſterdam. VII. 13.
4) Bayer, Museum sinicum. Petersburg 1730, II. Champion S. 145.

Digitized by Google

5) Aus dem Wörterbuche Tschingtseütsung Panthier im Journal asiatique 1868, S. 401.
6) Siunzaï Rinsjo, Nippon O Daï Isi kan, 1652 I. Ueberſchau der Folge des japaneſiſchen Reichs, où annales des empereurs du Japan traduites par I. Titsingh, ouvrage révue par Klaproth. Paris 1834. S. 36. Dieſe Ueberſetzung iſt nach Hoffmann's Ausſpruch (Nippon VII. 88) leider voller Fehler, indeß bleibt uns nichts übrig, als uns derſelben zu bedienen.
7) Siebold, Nippon VII. 157.
8) Bericht japaneſiſcher Seeleute über eine Reiſe nach Korea 1649 aus dem japaniſchen Buche Tso sen mono gatari überſetzt von Siebold. Nippon VII. 50. 55.
9) Tsien dsü wen. Mille litterae ideographicae. Opus sinicum cum interpretatione Kooraiana in peninsula Koorai impressum. In lapide exaratum a Sinensi Ko-Tching-Dschang et redditum curante Ph. Fr. de Siebold. Annexo systemate scripturae kooraianae. Leiden 1833 f. (Medhurst) Translation of a comparative Vocabulary of the Chinese, Corean and Japanese languages: to which is added the Thousand Character Classic in Chinese and Corean. By Philosineses. Batavia 1833. — J. Hoffmann in Nippon 9. und 10. Heft, VII. von Seite 175 an.
10) E. A. Zimmermann, Taſchenbuch der Reiſen. Neunter Jahrgang, zweite Abtheilung für das Jahr 1819. Leipzig S. 17. Ritter, Aſien III. 635.
11) J. Hoffmann in Siebold's Nippon, VII. Abtheilung, 7. und 8. Heft) S. 61—88, dazu Anhang S. 1—18.

Japan.

12) Zufolge Alcock, The capitale of the Thycoon. London 1863.
13) Rosny, Révue orientale 1862, VIII. 198 Anmerkung. Revue de deux mondes 1871, VI. 211.
14) Siebold, Isagoge in bibliothecam japanicam et studium literarum japonicarum. Leiden 1841, S. 27.
15) Araki Juritomo's Buch über die im Alterthum in Japan gebräuchliche Schrift, angeführt von Siebold a. a. O. S. 20.
16) Die erſte Angabe enthalten die von Siebold und Hoffmann, die zweite die von Titſing und Klaproth überſetzten Jahrbücher Japans.
17) J. J. Hoffmann, Japanische Spraakleer. Leyden 1868, S. 1.
18) Rutherford Alcock, Elements of japanese grammar. Shanghai 1861, S. 9. 10.
19) Engelbert Kämpfers Geſchichte und Beſchreibung von Japan, herausgegeben von Dohm. Lemgo 1777, I. 100.
20) Rosny, in der Révue orientale 1862, VIII. 200.
21) Rosny, Introduction à l'étude de la langue japonaise. Paris 1856

Digitized by Google

22) Kämpfer, Amoenitatum exoticarum politico-physico-medicarum fasciculi V. Lemgo 1712. Relatio XIII. Charlopoeia japonica § 3, S. 471—478 mit Abbildungen, auch überſetzt im Anhang von Dohm's Ausgabe ſeiner Geſchichte und Beſchreibung von Japan, in welchem Werke auch II. 128. 129. noch zu beachten iſt.

23) Kämpfer a. a. O. Thunberg, Resa uti Europa, Africa. Asia, förrättad Aren 17770—1779 II. Upsala 1789. (Reiſen durch einen Theil von Europa, Afrika und Aſien, hauptſächlich in Japan in den Jahren 1770—1779. Aus dem Schwediſchen von Groskurd. Berlin 1794 II., 2. Theil S. 52. 53). Ob mit Benutzung Kämpfer's?. Lühdorf, Acht Monate in Japan. Bremen 1858, S. 202. 203. und andere.

24) Gerſtäcker, Reiſe V. 369.

25) Rosny, Etudes asiatiques. Paris 1864.

26) Ueberſetzt von A. Pfizmaier, Ein Beitrag zur Kenntniß der älteſten japaneſiſchen Poeſie. Wien 1852.

27) Siebold et Hoffmann, Catalogus librorum et Ms. Japonicorum a Ph. f. de Siebold collectorum annexa enumeratione illorum qui in museo regio Hagano asservantur. Leiden 1855. Alles was daſelbſt über Oho Aſon Amaro's Werk geſagt wird, ſtimmt übrigens zu demjenigen, was die beiden überſetzten japaneſiſchen Jahrzeitbücher von der Geſchichte des Sanbonno Tonerino Sino angeben.

28) Sjunza Rinsjo zum Jahr 878; franzöſiſche Ueberſetzung, S. 122.

29) Vgl. über ihn Klaproth's Anmerkungen zu den japaneſiſchen Annalen, S. 94.

30) Aſija Jamabito's Geſchichtstabellen Japans, Wa Nen Kei sive succincti annales Japonici auctore Asija Jamabito. Editio in lapide exarata a Sinensi Ko Tsching Dschang. Mit deutſcher Ueberſetzung von Hoffmann. Leiden 1834; und Hoffmanns Ueberſetzung in Siebold's Nippon, VI. 1834.

31) Turettini, Athume Gufa Heike Monogatari, récits de l'histoire de Japan an XI. siècle traduits du japohais. Genf 1871.

32) Ueberſetzung der allgemeinen Welthiſtorie, die in England durch eine Geſellſchaft von Gelehrten ausgefertigt worden. Herausgegeben von Semler. Halle 1763, XXXV. 280.

33) Wortlaut dieſes Geſetzes in Siebold's Nippon. Leyden und Amſterdam. 1832, I. 161.

34) Siebold, daſelbſt I. 137. 471.

35) Derſelbe VI. 42.

36) Kunberg, Reiſen (Ueberſetzung II. 2. Theil, S. 45), nach eigener Anſicht. Ebenſo urtheilte Tileſius.

37) Ito-Theiske's Buch Siujodo Honzokwai Mokrok oder Acta societatis naturae curiosorum, qui a. 1827 in aula Siujodo convenerant und andere desgleichen von Ohokotsi Sonsin geſchrieben, angeführt in Siebold's und Hoffmann's Catalogus.

Digitized by Google

38) Abel Rémusat in den Notices et Extraits des manuscrits de la Bibliothèque du roi et autres bibliothèques. Paris 1827, handelt S. 128 von Tangtſchai's Figurenſammlung für Anfänger und gibt die Abbildung einer Seite aus ihm.
39) Fraissinet, Le Japan contemporain. Paris 1857, S. 198.
40) Rodriguez, Élémens de la grammaire japonaise traduits du Portugais par M. A. Landresse. Paris 1825, S. 3. 4. 103—106.
41) Siebold, Isagoge S. 27. 28.
42) Sjunzaï Rinsjo S. 280.
43) Rosny. Études asiatique. Paris 1864, S. 36.
44) Werner, Die preuſſiſche Expedition nach China, Japan und Siam in den Jahren 1860, 1861, 1862. Leipzig 1863, II. 84.

Lutſchuinſeln.

45) Rinsifée's San Kof tsu ran to sets, ou apperçu général des trois Royaumes traduit de l'original japonais-chinois par Klaproth. Paris 1832, S. 178.

Hinterindien.

46) Abel Rémusat, Memoires de l'Académie des Inscriptions XIII. 46.
47) Rosny, Notice sur la langue annamique. Paris 1855, S. 10, zuerſt in der Revue de l'Orient.
48) Schott, Zur Beurtheilung der anameſiſchen Schrift und Sprache in: Philologiſche und hiſtoriſche Abhandlungen der k. Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin 1855. Berlin 1856, S. 119. 120.
49) John Barrow's Reiſe nach Kochinchina in den Jahren 1792 und 1793 c. 11. Aus dem Engliſchen. Herausgegeben von Ehrmann. Weimar 1808, S. 423.
50) Du Ponceau S. 88 und XXVII.
51) Aubaret im Journal asiatique 6 série 1864, III., 63 ff. vgl. S. 16.
52) Ritter, Die Erdkunde von Aſien. Band III. Berlin 1834, S. 971. 959.
53) Die tübetaniſche Geſchlechterfolge der Könige von Tübet, überſetzt von Emil Schlagintweit, die Könige von Tibet. München 1866, S. 47. 48. Sſanang Sſätſän, Geſchichte der Oſtmongolen. Schmidt, Forſchungen im Gebiete der älteren religiöſen, politiſchen und literariſchen Bildungsgeſchichte der Völker Mittelaſiens. St. Petersburg 1824, S. 219.
54) S. Turner, Reiſen nach Butan und Tibet. Aus dem Engliſchen in einem gedrängten Auszuge mitgetheilt von Sprengel. Weimar 1801, S. 136.

Digitized by Google

Oſtiataren.

55) Neumann, Aſiatiſche Studien. Leipzig 1837, I. 126.
56) Baſtian, Der Menſch in der Geſchichte. I. 423 aus Hyazinth.
57) Plath, Die Völker der Mandſchurey. I. 223.
58) Die tſineſiſche Reichsgeſchichte in Mailla's Ueberſetzung. IX. 39. 40.
59) Rubruquis (125 ff.) Ausgabe in der Collection Bergeron S. 55 ff. vgl. auch Ritter's Erdkunde XII. 389.
60) Die tſineſiſche Reichsgeſchichte. Mailla IX. 310 f., in welcher die Verordnung des Kaiſers abgedruckt iſt.
61) Abel Rémusat, Recherches sur les langues tartares. Paris 1821, I. 345 ff. Neumann, Aſiatiſche Studien. I. 144.
62) Gabelentz, Verſuch über eine alte mongoliſche Inſchrift in der Zeitſchrift für die Kunde des Morgenlandes. Göttingen 1839, I. S. 15. 16.
63) Klaproth, Memoires relatifs à l'Asie, Paris 1828, III. S. 3 und 4.
64) Histoire générale de la Chine. T. XII par le Roux de Hautesrayes. Paris 1783, S. 364.
65) In der franzöſiſchen Ausgabe von Kianlung's Lobſchrift auf Mukden (vgl. Anmerkung 19 zu Tſina), S. IX, XIX, XXI und 69.
66) Mandſchu-Bücher, angezeigt von H. G. C. v. d. Gabelentz, stud. jur. (Sammlung ſeines Vaters). Zeitſchrift der deutſchen morgenländiſchen Geſellſchaft 1862, XVI. 540.

Hieroglyfik der Aegypter.

1) Diodoros, Geſchichtsbibliothek III. 2, 3. Die Begründung dieſer und einiger anderen auf Ueberlieferungen fußenden, den Annahmen neuerer Aegyptologen entgegenſtehenden Ausſprüche gehört nicht in dieſes Werk, ſondern in die allgemeine Geſchichte, in deren Darſtellung ſie gegeben werden ſoll.
2) Diodoros, Geſchichtsbibliothek III. 4.
3) Villoteau in der Description de l'Egypte.
4) Wenn Lepſius Briefe aus Aegypten 1852, S. 218 verſichert: „die Inſchriften von Meroe wieſen aus, daß man dort kein vollkommenes Verſtändniß der Hieroglyfen mehr gehabt und ihre Zeichen nur als gewohnten Schmuck hinzugeſetzt habe, ohne etwas damit beſagen zu wollen“ — ſo werden wir wol daraus nichts anderes zu ſchließen haben, als daß ihm ihr Verſtändniß noch abging.
5) Reiniſch, Die ägyptiſchen Denkmäler in Miramar beſchrieben, erläutert und herausgegeben. Wien 1865, S. 121.
6) Abu'l-Fath Muhammad asch. Schahraſtâni's Religionsparteien und

Digitized by Google

Philoſophen-Schulen aus dem Arabiſchen überſetzt von Haarbrücker. Halle 1850, II. 50.

7) Barth, Teutſchlands Urgeſchichte neu bearbeitet. Erlangen 1846, V. 215 ff. Jablonski, Pantheon Aegyptiorum. Frankfurt a. d. Oder 1752, III. 155—190.

7a) Fürſt, Kultur- und Literaturgeſchichte der Juden in Aſien. Leipzig 1849, I. S. 45 Anmerkung.

8) Uhlemann, Handbuch der geſammten Aegyptiſchen Alterthumskunde. Leipzig 1858, IV. 264 aus dem Todtenbuche c. 90, vgl. S. 179.

9) Chont hasur im Todtenbuche, Seyffarth, Grammatica aegyptiaca. Gotha 1855, und in ſeinen Theologiſchen Schriften der alten Aegypter nach dem turiner Papyrus zum erſtenmale überſetzt. Gotha 1855, S. 28. Ebenſo überſetzt: „Thoth, der Abkömmling Aſſyriens" Uhlemann, das Todtengericht bei den alten Aegyptern, Berlin 1854, S. 14.

10) Filon in: Fragmenta historicorum graecorum collegit C. Müller. Paris 1849, III. 567.

11) Platon im Filebos p. 18, im Faidros § 133—135 p. 274 Ende, 275 Anfang.

12) Plinius' Naturgeſchichte VII. 56.

13) Lauth, Manetho und der Turiner Königspapyrus unter ſich, mit den alten Denkmälern und andern Urkunden verglichen und kritiſch geprüft, München 1865, S. 200, welcher den Apiutus mit dem Fiops Rameri oder Pupi, dem vierten König der VI. Dynaſtie zuſammenſtellt.

14) Georgios Synkellos, Patriarch von Konſtantinopel, Auszug der Zeitbeſchreibung von Adam bis Diokletianus. Ausgabe von Potter S. 40, von Dindorf S. 72.

15) Joſeyos, Jüdiſche Alterthumskunde I. 2, §. 3. Es darf (ohne Gewicht darauf zu legen) wol angeführt werden, daß Abu'l-Fath Muhammad asch-Scharastāni in ſeinen „Religionsparteien und Filoſofenſchulen." Theil II. Buch I. Abhandlung 1, c. 2 angibt: „Man ſagt Adſimun (=Agathodamon) und Hermes ſeien Schith (=Set) und Idris (=Henoch) geweſen (Haarbrücker's Ueberſetzung Halle 1851 II. 61).

16) Plinius, Historia naturalis V. c. 9 oder 10 § 54. Dionyſios, Beſchreibung der bewohnten Erde v. 223 f. Σιρις ὑπ' Αιθιοπων καλλιαχεται. οι δε Συηνης εννεαεται στρεφθεντι μετ' ονομα Νειλον ἑθεντο.— Steſanos von Byzanz, Ueber die Städte, unter Syene: Συήνη—ἐπὶ τῷ Νείλῳ, μεθ' ἣν ὀνόμαστα Σίρις ὁ ποταμός.

17) Cirea clarissimam illam Meroen. Plinius, Historia naturalis V. 9, § 53.

18) Bunſen. Aegyptens Stelle in der Weltgeſchichte. Hamburg 1845, I. 33.

19) Seyffarth, Systema astronomiae aegyptiacae quadripartitum. Leipzig 1830 und in ſeinen ſpäteren Schriften. Was Seyffarth wirklich gefunden hat und was er gefunden zu haben glaubt, findet man ohne Beweisführungen zuſammengeſtellt in der Ueberſicht Neuer Entdeckungen in der Bibliſchen Zeitrechnung, allgemeinen Weltgeſchichte und Aegyptiſchen Alter-

Digitized by Google

thumskunde nebst Ueberſetzung des erſten heiligen Buches der alten Aegypter. Von G. Seyffarth. New-York. Heinrich Ludwig. 1858.

20) Diodoros I. 94. Bunſen II. 49 hält den Mnevis des Diodoros für den Miabis oder Benef der Königsreihe, deſſen Herrſchaft zwiſchen — 2630 und — 2610 fiele, und es ſind ihm mehrere Gelehrte beigetreten. Lepſius hat aber wol in ſeiner Chronologie der Aegypter, Berlin 1849, I. 50 und 161 das Wahrſcheinlichere getroffen, indem er ihn mit Menes gleichſetzt, obgleich Diodoros I. 45 auch den Menas nennt, alſo Mnevis von ihm unterſcheidet und Plinius XXXVI. 8 (14) eines Königs Mnevis in On gedenkt. Uhlemann hat allerdings (III. 90) mit vielem Anſchein geltend gemacht, daß Mnevis ſo wenig als der ſpätere Geſetzgeber Saſychis Fürſten geweſen ſeien, weil Diodoros ſie blos bedeutende Männer und den ſpäteren Geſetzgeber Seſoſis König nenne, wonach ſie in den Königsliſten nicht aufzuſuchen ſeien, ſondern dem Prieſterſtand angehört hätten, jedoch Plinius betrachtete ihn als König von On (ubi fuit Mnevidis regia); Uhlemann's Anſicht iſt folglich mit den Gewährsmännern nicht zu vereinigen. Der Herrſcherſitz On paßt freilich wieder nicht auf Menes.

21) Manetho bei Euſebios in der armeniſchen Ueberſetzung: Eusebii Pamphili Caesariensis Episcopi Chronicon nunc primum ex armeniaco textu in latinum conversum opera B. Aucher Aneyrani. Venedig 1818, I. 204, und in des Georgios Synkellos' Chronik p. 43 oder 53, 55. Müller, Fragmenta II. 539, 540.

22) Manetho in den Auszügen von Julius Africanus und Euſebios, welche Synkellos erhielt, bei letzterem p. 56 und 57, in der armeniſchen Ueberſetzung I. 207, welche das αλλα και γραφης επεμεληθη mit: atque litteris exarandis curam impendit, wiedergibt.

23) Im Muſeum zu Neapel. Ich habe dieſe Papyrus daſelbſt 1850 geſehen. Nachricht über ſie gibt Quaranta, Le mystagogue. Neapel 1846, S. 39—42.

24) Lepſius in ſeiner Zeitſchrift für ägyptiſche Sprach- und Alterthumskunde, Leipzig 1867, S. 71.

25) Ammianus Marcellinus, Rerum gestarum liber XVII. c. 4: non enim, ut nunc litterarum numerus praestitutus et facilis exprimit quidquid humana mens concipere potest, ita prisci quoque scriptitarunt Aegyptii: sed singulae litterae singulis nominibus serviebant et verbis, nonnunquam significabant integros sensus.

26) Kosmas, χριστιανικὴ τοπογραφία im dritten Buch: ἱερογλυφικὰ γράμματα, μᾶλλον δὲ σύμβολα γραμμάτων — γραμμάτα γὰρ οὔπω ἦν; in Montfaucon's Collectio nova patrum graecorun. Paris 1707, II. 161. Kosmas ſchrieb dies + 546, ſpäteſtens 547, vgl. meine Schrift, Ueber Erdkunde und Karten des Mittelalters. Leipzig 1853, S. 19.

27) Das Kamehl ſah Minutoli am Iſistempel zu Filä und führt an Filippos in ſeiner Ueberſetzung von Horapollon's Hieroglyfika II. c. 94. Die

Digitized by Google

Hieroglyfe jedoch, welche Seyffarth in seinem Hieroglyfenverzeichnisse S. 18 VI. n. 211 für ein Kamehl (den Kopf eines Kamehles) erklärte, bezeichnet er gegenwärtig als Kalbskopf.

28) Seyffarth, Astronomia.

29) de Rougé, Notice sommaire des monumens Egyptiens exposés dans les galeries du musée du Louvre. 3. Ausgabe. Paris 1864, S. 114.

30) Reinisch, S. 40 f.

31) Le Vicomte de Rougé, Chrestomathie égyptienne. Paris 1868, II. § 139, S. 19. Derselbe sagt S. 17: on ne sait pas au juste l'origine ni le sens de cette distinction, qui appartient à la plus haute antiquité pharaonique, mais il est certain que c'était un signe de royauté. Vor Jahrzehnten schon hatte Seyffarth die einleuchtende Erklärung gegeben.

32) Städtenamen findet man z. B. im sogenannten Namensschild auf dem (von Young herausgegebenen) Verzeichnisse der Eroberungen Scheschonk's III. (Sisak's) auf einer Wand des Ammontempels zu Karnak. Ueber dem Namensschilde ragt dort das Brustbild eines Mannes hervor und an der umkreisenden Linie springen nach aussen kleine schwarze Vierecke hervor, in denen Brugsch die Zinnen von Festungswerken vorgestellt glaubte. Im Uebrigen vgl. Seyffarth, Grammatica aegyptiaca § 42 Anmerkung.

33) Champollion, Précis du système hiéroglyphique. Paris 1824.

34[a]) Mariette in der Revue archéologique 1869, nouvelle série XIX. 19—22.

34[b]) Eine Pyramide von Gizeh hat sowol bunte als einförmig blaue Hieroglyfen. Lepsius Denkmäler, Blatt X. 58 Grab 15.

35) Z. B. leidener Museum V. 4.

36) Z. B. leidener Museum V. 39.

37) Brugsch, Reiseberichte aus Aegypten. Leipzig 1855, S. 163.

38) Herodotos II. 36: αυτοι μεν φασι επι τα δεξια ποιεειν, Ελληνας δε επ' αριστερα.

39) Z. B. im leidener Museum V. 1.

40) Schwartze, Geschichte, Mythologie und Verfassung des alten Aegyptens. Leipzig 1843, I. 86. 90.

41) Wilkinson, Manners and customs of the ancient Egyptians. London 1837. Supplement Tafel 78. Vgl. Herodotos II. 102. 106.

42) Schwartze I. 86 f. 90. Vgl. Rosellini I. p. 247.

43) James Bruce, Reise nach Abyssinien zur Entdeckung der Quellen des Nils in den Jahren 1768 bis 1773, deutsch übersetzt in: Reisen nach Afrika, II. 347.

44) Champollion, Précis S. 260.

45) Im sogenannten Grab Belzoni's.

46) Z. B. im leidener Museum K. 14. 16.

47) Eine Steinsäule im berliner Museum enthält einen Hymnus.

48) Plinius, Historia naturalis XXXVI. c. 17. n. 14.

Digitized by Google

49) Ein derartiges Stück soll sich im turiner Museum befinden.
50) Wilkinson III. 90.
51) Die hebräische Benennung des Hieroglyfenschreibers, welche schon Genesis 41, 8. 24, Exodus 7, 11. c. 8 und 9 vorkommt, ist muthmaßlich aus Aegypten herübergenommen, was auch daraus erhellt, daß der Chartom zugleich Ausleger der Träume und Bräuche, folglich Priester ist.
52) Bayard Taylor, Eine Reise nach Centralafrika c. 9, übersetzt von Ziethen, Leipzig 1855, S. 100, und Heeren's Zusätze und Umarbeitungen zur vierten Auflage seiner Ideen über die Politik und den Handel der vornehmsten Völker des Alterthums. Göttingen 1827, S. 438.
53) Berlin, Passalaqua's Sammlung n. 1393, vgl. Zeitschrift der Deutschen morgenländischen Gesellschaft 1850, S. 377. Seyffarth, Theologische Schriften, S. 37—39.
54) Sigelringe mit Namen besitzen die ägyptischen Museen in Menge, so die Sammlung in Leiden (J. 324—333. B. 1208 ff.), die pariser im Louvre (salle civile 5), die berliner, die Ambrasersammlung in Wien u. s. w. Skarabäen mit Königsnamen die leidener n. 1162—1204, 1208—1460. (Leemans' Description raisonnée des monumens égyptiens du musée d'Antiquités des Pays-Bas à Leide. Leiden 1840, S. 36 ff.), die turiner, Orcurti, catalogo illustrato dei monumenti Egizii del r. Museo di Torino. Turin 1855, S. 151—158.
55) Lepsius, Das Todtenbuch der Aegypter 1842. Vorrede.
56) (De Pauw) Recherches philosophiques sur les Égyptiens et les Chinois, Berlin 1773, II. 129.
57) Plutarchos, Ueber Isis und Osiris c. 74.
58) Genesis 41, 41. 42.
59) Diodoros I. 79.
60) In der Sammlung des Dr. Abeken in Kairo; vgl. Seyffarth, Grammatica aegyptiaca, Leipzig 1855, S. XXXIV. Im brittischen Museum befinden sich die Sigel des Schischak (n. 5583), des Amasis II. (n. 5584), des Neferofis (n. 5585). Im assyrischen Kujundschik fand Layard einen Sigelabdruck des Aethiopen Sabako II.
61) Leemans, Description raisonnée des monuments égyptiens du musée d'antiquités des Pays-Bas à Leide. Leiden 1848, S. 111, vgl. S. 36—38 und Leemans, Lettre sur les monumens Égyptiens portants des légendes royales. Leiden 1838.
62) Im Louvre, s. de Rougé S. 65, vgl. S. 85.
63) Im leidener Museum n. 33.
64) In der Sammlung des Belvedere in Wien u. a.
65) Stämpel besitzen ebenfalls alle ägyptischen Museen, die Sammlung im Belvedere zu Wien, die Vereinigten Sammlungen in München, die pariser (armoire D. 2), das brittische Museum, in welches Lane einen Holzstämpel aus einem Grabe in Teye brachte, u. s. w. vgl. Niebuhr's Reisen I. 98.
66) Aegyptische Schrift auf Leder besitzt das turiner Museum.

Digitized by Google

67) Leidener Museum D. 35.
68) Plinius, Naturgeschichte XIII. c. 11 oder § 23; diese Stelle ist so allgemein gehalten, daß sie sich nicht nothwendig auf Aegypten bezieht.
69) In Turin ist ein Stück Papyrus mit einer hieratischen Zeile, aus einem vegetabilen Stoffe, welcher höchst wahrscheinlich ein Stück Palmblatt war. Seyffarth in Naumann's Serapeum, Zeitschrift für Bibliothekwissenschaft u. s. w. Leipzig 1842, III. 45, Anmerkung.
70) Isidor, Origines VI. c. 10, § 1.
71) Dieser Papyrus liegt im turiner Museum. Das Urtheil über denselben spricht Seyffarth in Naumann's Serapeum, III. 37 aus, woselbst er auf Grund eigener Erfahrungen die Anfertigung von Papyrus behandelt hat.
72) Ueber die Dinte siehe Seyffarth, Beiträge zur Kenntniß der Litteratur, Kunst, Mythologie und Geschichte der alten Aegypter. Leipzig 1837, S. 24 (daselbst über Papyrus S. 23 f., über Schreibzeuge S. 25); Seyffarth, Uebersicht neuer Entdeckungen in der Biblischen Zeitrechnung, allgemeinen Weltgeschichte und Aegyptischen Alterthumskunde nebst Uebersetzung des ersten heiligen Buches der alten Aegypter. New-York 1857, S, 24. 25.
73) Champollion, Précis S. 261.
74) Bunsen I. 132, Lepsius, Todtenbuch S. 17.
75) Pyramiden von Gisch. - Lepsius, Denkmäler, II. Abtheilung, Blatt 51 und 19. Zwei Abbildungen aus Teye Wilkinson II. 33 und III. 315. Die Perle des ägyptischen Museums in Paris ist die Statue des Schreibers, der auf seinen gekreuzten Beinen die Tafel hält.
76) Horapollon's Hieroglyfica in der Uebersetzung des Filippos I. 14 u. 38: χοινω γαρ γραφουσι και ουκ αλλω τινι.
77) Champollion, Précis Tafel XIV. 4; Grammaire S. 17.
78) Senffarth, Grammatik S. 29. § 94 N. Seyffarth, Theologische Schriften der alten Aegypter. Gotha 1855, S. 13.
79) Champollion, Grammaire S. 21.
80) Uhlemann, Aegyptische Alterthumskunde 1858, III. 97.
81) Den Papyrus Prisse d'Avennes behandelte in Paris Chabas, Revue archéologique XV. p. 1.
82) Herodotos II. 36 und Diodoros I. 81, III. 3 unterschieden nur zwei Schriftgattungen, ιερα und δημοτικα oder τα καινοτεραν εχοντα την μαθησιν.
83) Uhlemann in der Zeitschrift der Deutschen morgenländischen Gesellschaft 1852, VI. 263 f.
84) Caylus im Recueil d'antiquités Egyptiennes I. 65 ff., V. 77.
85) (Forshall) Description of the Greek Papyri in the british museum. London 1839 I.
86) Letronne, Recueil des inscriptions grecques et latines de l'Égypte. Paris 1842, II. 431.
87) Corpus inscriptionum graecarum n. 4868, 4877.

Digitized by Google

88) Peyron, Papyri greci regii tauranensis musei aegyptii. Turin 1826, II. 45, n. 1711.
89) Brugsch, Lettre à Mr. le Vicomte de Rougé. Berlin 1851 und Sammlung demotisch-griechischer Eigennamen. Berlin 1851.
90) Letronne, Recueil II. 431. 440. 441.
91) Letronne II. 198.
92) Corpus inscriptionum graecarum n. 4983.
93) Peyron I. 30.
94) Brugsch a. a. O. Parthey, Aegyptische Personennamen bei den Klassikern, in Papyrusrollen, auf Inschriften. Berlin 1864.
95) Brugsch, Sammlung.
96) Brugsch. Letronne I. 99.
97) Renwens III. 7.
98) In der vor einigen Jahren entdeckten zweisprachigen Inschrift von Tanis wird mehrerer Tempelschreiber gedacht. Da vorauszusetzen ist, daß kirchliche Einrichtungen sehr lange unverändert fortdauerten, so darf man auch annehmen, daß was in der Ptolemäerzeit stattfand, schon viel früher galt.
99) Z. B. Chiripesiri auf dem Memnonium in Teye. Brugsch, Reiseberichte aus Aegypten 1855, S. 291. Bildsäule in der Ruine von Memfis, jetzt in Miramar, des Amunmas (Brugsch, Monumens de l'Égypte Tafel XII.) Penbesa und dessen Zeitgenosse Amunemapet, (Zeit Meneptah's) Amenemes, XVIII. Dynastie. Atenmai und Hai (Säule 3 und 12 in Turin, Orcurti, catalogo del Museo di Torino S. 17, 22). Kakevu, Hora, Meriemap und Ennana in der Zeit Königs Seti II. (Emm. de Rougé in der Revue archéologique IX. Jahrgang II. S. 386 u. a.
100) Diodoros I. 50.
101) Seyffarth, Grammatica aegyptiaca, S. 85, n. 413[a].
102) Bruchstücke Manetho's in Eusebii Pamphili Caesariensis episcopi chronicon bipartitum nunc primum ex armeniaco textu in latinum conversum opera Aucher Ancyrani. Venedig 1818, I. 208, wo er der 3. der IV. Dynastie heißt, und in Georgius Syncellus ex recensione Dindorfii. Bonn 1829, I. 105, wo er als zweiter König derselben genannt wird. Der armenische Text ist im allgemeinen der glaubwürdigere und hier ganz besonders, wo der griechische Text verdorben ist, denn Synkellos oder Julius Afrikanus hat sich gewiß nicht (wie jetzt dasteht) das heilige Buch verschafft, hätte es auch nicht verstehen können. Geriethe man nicht mit der ausdrücklichen Ueberlieferung in Widerspruch, so könnte man an den fünften König des gleichfalls memfitischen Herrschergeschlechtes Saofis denken. Eratosthenes nennt unter den ältesten Königen einen Saofis von Teye.
103) Die Ansicht von Reinisch (Die ägyptischen Denkmäler von Mariмar S. 44), daß die einzelnen Theile der Todtbücher nicht über die XVIII. Dynastie

Digitized by Google

zurückreichten und daß die Vereinigung dieser zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenen Priesterconventen entstandenen Bücher zu einem Ganzen kaum vor der Ptolemäerzeit oder höchstens erst in der Periode der saïtischen Dynasten erfolgt sei, ist höchst unwahrscheinlich. Auf eine Stelle, welche vielleicht zur Abschätzung des Alters des turiner Hymnologiums dienen kann, hat Seyffarth hingewiesen: Aegyptischer Hymnus auf die Sonne nach Vicomte de Rougé mit Anmerkungen von H. Brugsch und der Hieroglyfenschlüssel nach G. Seyffarth, Abdruck aus der Zeitschrift der D. M. Gesellschaft 1850 — mir geben indeß die Kenntnisse ab, dieselbe zu verwerthen. Eine nähere Bestimmung über die turiner Abschrift gab Seyffarth im 1. Bande der Transactions of the Academy of science von St. Louis 1860, vgl. weiterhin Anmerkung.

104) Seyffarth's Systema astronomiae aegyptiacae, in der Hauptsache gewiß richtig; einen Auszug dieses ein Studium erfordernden Werkes bietet Uhlemann, Grundzüge der Astronomie und Astrologie der Alten, besonders der Aegypter. Leipzig 1857.

105) Man vergleiche die Himmelsdarstellung in (Dénon) Planches du voyage dans la basse et la haute Égypte, Tafel 129, n. 6 und daselbst n. 8.

106) Der Alexandriner Klemes theilt in seinem „Teppiche" oder „Gewebe" (Stromateis) betitelten Werke VI. c. 4, Ausgabe von Klotz; p. 757. 758 Ausgabe Potter's die Nachricht über die Totbücher mit. Er sagt (§ 36) von der zweiten Abtheilung: τα τε ιερογλυφικα καλουμενα, von der vierten τα παιδευτικα παντα και μοσχοφραγιστικα καλουμενα, § 37 von der fünften τα ιερατικα καλουμενα.

107) Horapollon I. 38.

108) Diodoros I. 10.

109) Diodoros I. 82.

110[a]) Des Lehrers Abammon Antwort auf den Brief des Porfyrios an Anebo und Lösung seiner Bedenken VIII. 2 unter Berufung auf Manetho. Daß diese Schrift, die unter dem Titel: „Jamblichos über die Mysterien" umläuft, nicht von Jamblichos herrührt, hat Meiners bewiesen.

110[b]) Etenim ad ejus (Ammon's) nomen multa meminimus a nobis esse conscripta, sicut et ad amantissimum et bonum filium, multa ex physica et ex ethica plurima. Hermetis trismegisti de natura deorum ad Asclepium allocuta, Apulejo Madaurensi, Platonico interprete. Ausgabe des Appulejus von Elmenhorst 1621, S. 77, bipontiner Ausgabe 1788 II. 286.

111) (Zu Seite 565, Z. 9 v. u.) Abammon I. Galenos, Wider die von Julianos gegen des Hippokrates Aforismen erhobenen Einwürfe I. 1: εν Αιγυπτω παλαι των κατα τας τεχνας ευρισκομενων εκαστον υπο κοινου συνεδριου των πεπαιδευμενων χριθεν ενεγραφετο στηλαισι τισιν αποκειμεναις εν ιεροις χωριοις. — Μηδε τουνομα του γραψαντος εφυλαττον, ωσπερ ουδ' εν Αιγυπτω το αρχαιον.

112) (Zu Seite 566, Z. 11 v. u. hinter: „allem"). Abammon VIII. 1.

113) Derſelbe VIII. 5: ἡρμενευσε δε Βιτυς προφητης Αμμωνι βασιλει εν αδυτοις ευρων αναγεγραμμενην εν ιερογλυφικοις γραμμασι κατα Σαιν την εν Αιγυπτω und X. 7. Nach dieſer genauen Angabe iſt er nicht zu verwechſeln mit dem mythiſchen Aegypterkönige Bitis (Armeniſche Ueberſetzung des Euſebios, Ausgabe Aucher's I. 200). Röth, Geſchichte unſerer abendländiſchen Philoſophie I. ſetzt Bithys um — 1800 an.

114) Aus Filon in Euſebios' Evangeliſcher Vorbereitung I. 10 § 32. Müller, Fragmenta historicorum graecorum III. 572.

115) Plutarchos Ueber Iſis und Oſiris c. 59, p. 375.

116) Diodoros I. 81.

117) Strabon's Erdbeſchreibung XVII. 1, p. 146.

118) Röth, Geſchichte unſerer abendländiſchen Philoſophie. Mannheim 1858, II. 51, und Anmerkungen S. 134, n. 317, gebilligt vom Mathematiker Cantor.

119) Seyffarth, Beiträge zur Kenntniß der Literatur, Kunſt, Mythologie und Geſchichte der alten Aegypter. Leipzig 1848, VII. 10.

120) Oppel, Kemi. Frankfurt a. M. 1859, S. 22.

121) Diodoros I. 94.

122) Diogenes Laertios, Geſchichte der Filoſofen, VIII. c. 1. Pythagoras Leben. 11 aus Antikleides.

123) Unger, Chronologie des Manetho. Berlin 1867, S. 273, hält den Nekepſo für den (nach ihm) von — 677 regierenden König Necheyſos (XXVI. Dynaſtie 2. König), indeß wird der Sternkundige nicht als König bezeichnet. Die Sage verlegt Petoſiris und Nekepſo in die erſten Zeiten des Reichs, dagegen ſcheint jedoch die Ausbreitung ihrer Schriftſtellerei zu ſprechen. Ueber Petoſiris und Nekepſo findet man Stellen geſammelt von Marsham, Canon chronicus aegyptiacus, ebraicus, graecus. London 1672, leipziger Ausgabe von 1676, S. 477—481.

124) Demokritos rühmte ſich in der mathematiſchen Figurenzeichnung von keinem übertroffen zu ſein, και γραμμεων συνθεσεως μετ' αποδειξεως ουδεις εμε παρηλλαξεν, ουτε Αιγυπτιων οι καλουμενοι Αρπεδονα πται, Klemes, Gewebe I. Potter p. 13. Euſebios' Evangeliſche Vorbereitung X. 204, wo Arſepedonaptai ſteht). Jablonski leitet (Pantheon Aegyptiorum. Frankfurt a. O. 1752. Prolegomena S. XCIV. das Wort vom koptiſchen Nebet „Weiſer" und von erpet, ο πραπων, die Weiſes Treibenden. Verunglückt ſind die von Biger und Mullach (Quaestionum democriteorum specimen I. Berlin 1835, S. 7) verſuchten Ableitungen dieſes Namens aus dem Griechiſchen. Beachtenswerth iſt des Heſychios von Alexandrien in ſeinem Wörterbuche gegebene Erklärung des doch auch nicht griechiſcher Wurzel entſproſſenen Wortes Ἁρπεδόναι· τῶν ἀμαυρῶν ἀστέρων σύγχυσις „die Verbindung der kleinen Sterne."

125) Diodoros I. 40.

126) Galenos, περι συνθεσεως φαρμακων. IV. 1.

127) Schmieder, Geſchichte der Alchemie. Halle 1832, S. 31.

Digitized by Google

128) Suidas' Wörterbuch: χημεια.

129[a]) Bücher, sacra nigredine colorati, enthielten deorum stemmata. Marcianus Capella, De nuptiis philologiae et Mercurii II. c. V. § 7. 8.

129[b]) Aegypte, Aegypte religionum tuarum solae supererunt fabulae et aeque incredibiles posteris suis, solaque supererunt verba lapidibus incisa, tua pia facta narrantibus. Hermetis ad Asclepium allocuta, bipontiner Ausgabe des Appulejus II. S. 308.

130) Diodoros I. 44. 96. Herodotos II. 100.

131) Diodoros I. 73.

132) Herodotos II, 3.

133) Pleyte, Etudes égyptologiques I., étude sur un rouleau magique du musée de Leide, Traduction du papyrus 348 revers. Leiden 1866.

134) Diodoros I. 70 und Ερμου του τρισμεγιστου προς τον εαυτου υιον Τατ λογος ο κρατηρ η μονας § 4 und 5: οτι μεγιστον κακον εν τοις ανθρωποις η περι του θεου αγνωσια, und dazu desselben § 5 und 6: οτι εν μονω τω θεω το αγαθον εστιν. (Hermetis Trismegisti Poemander, recognovit Parthey. Berlin 1854, S. 54 ff. 36. 52. 153).

135) Plutarchos, über Isis und Osiris c. 10.

136) Eustathios in der Vorrede zur Auslegung der Odyssee.

137) Diodoros I. 49.

138) Lepsius, Chronologie, S. 39.

139) Abdallatif's eines arabischen Arztes Denkwürdigkeiten Egyptens, übersetzt von Wahl. Halle 1790, S. 175.

140) Die Bestimmung des Sesostris rührt von Seyffarth her, die nähere Beweisführung gibt Uhlemann III. 112—129. Nach Julius Africanus' Auszug aus Manetho war er der vierte König der XII. Dynastie.

141) Diodoros I. 94. 79. Aelianos, Thiergeschichte XI. 11.

142) Wachsmuth, Allgemeine Culturgeschichte. Leipzig 1850, I. 125. Warnkönig, Juristische Encyclopädie. Erlangen 1853, S. 149.

143) Diodoros I. 70.

144) Diodoros I. 77.

145) Diodoros I. 75. 76.

146) Diodoros I. 79.

147) Diodoros I. 80.

148) Jamblichos VII. 4 und 5.

149) Description de l'Egypte, zweite Ausgabe III. 118 ff., V. 18. 21.

150[a]) Zeitschrift 1864, S. 85.

150[b]) Seyffarth, A remarkable Seal in Dr. Abbott's Museum at New-York in: The transactions of de Academy of Science of St Louis 1860. St. Louis I. S. 261. Anfänger wird Seyffarth's Analyse der Hieroglyfen des oben S. 530 erwähnten Sigels am besten in Seyffarth's Behandlung einführen.

Digitized by Google

151) De Rougé S. 84.
152) Stern im „Ausland" 1871, S. 860.
153) Brugsch, Reiseberichte aus Aegypten. S. 124, vgl. S. 325.
154) Wilkinson III. 10.
155) Villoteau Abhandlung über die Musik der alten Aegypter in der Description de l'Égypte.
156) Champollion, Briefe über Aegypten und Nubien, 7. und 13., S. 64 u. 169.
157) Herodotos II. 106.
158) Vgl. die Abhandlung Ritter's in seiner Erdkunde XVII. 1, (1854) S. 531—546.
159) Ritter XVII. 1, S. 363.
160) Ritter XVII. 1, S. 1749.
161) Ritter XIV. 2. Auflage 1848, S. 755 f., 793—808 u. a.
162) Diodoros I. 27.
163) Diodoros III. 4.
164) James Bruce von Kinnaird, Reisen zur Entdeckung der Quellen des Nils in den Jahren 1768 bis 1773. In's Teutsche übersetzt von Volkmann. Leipzig 1790. I. 463 f.
165) Rosny S. 49.
166) Recueil de Notices et Mémoires de la société archéologique de Constantine 1863. Tafel XIX.
167) Lenormant im Bulletin archéologique de l'Athenaeum français 1856, n. 6, S. 48.
168) Seyffarth, Beiträge zur Kenntniß der Litteratur, Kunst, Mythologie und Geschichte des alten Aegyptens. Leipzig 1840, VII. 42.
169) Pleyte, Catalogue raisonné des types égyptiens hiératiques de la Fonderie de N. Tetterode à Amsterdam. Leiden 1865.
170) Die ältesten demotischen Schriftstücke (jetzt im turiner Museum) theilt fakfimilirt mit Brugsch, Grammaire démotique contenant les principes généraux de la langue et de l'écriture des anciens Égyptiens. Berlin 1855.
171) Heliodoros, Aethiopische Geschichten IV. 8.
172) Uhlemann, Thoth oder die Wissenschaften der alten Aegypter nach klassischen und ägyptischen Quellen bearbeitet. Göttingen 1855, S. 180.
173) Brugsch, Grammaire démotique S. 47. 48.
174) Brugsch, Grammaire S. 16.
175) So Seyffarth, Berichtigungen der römischen, griechischen, persischen, ägyptischen, hebräischen Geschichte und Zeitrechnung, Mythologie und alten Religionsgeschichte auf Grund neuer historischer und astronomischer Hülfsmittel. Leipzig 1855, S. 100, dagegen Uebersicht Neuer Entdeckungen 1857, S. 194—521. Ich bin der Angabe des Diodoros I. 68 nach dem gewöhnlichen Olympiadenansatz gefolgt, ohne deshalb den letzteren für gesichert zu halten.
176) Diodoros XVI. 51.

177) (S. 586, Z. 21.) Der Priester in Memfis darf nicht mit dem um — 480 lebenden persischen Priester gleichen Namens verwechselt worden, wie Sharpe, Geschichte Aegyptens, that. Das Geschichtchen von Demokritos, Pammenes und Marie erzählt Georgios Synkellos, Ausgabe Dindorf's. Bonn 1829, I. 471. Nach Georgii in Pauly's Real-Encyclopädie der classischen Alterthumswissenschaft, Stuttgart 1846, IV. 137, gibt Eusebios, Chronik I. 43. an, daß Demokritos dessen Schüler war; in meiner Ausgabe desselben finde ich diese Stelle nicht. Das dem Demokritos, wie die Kenner sagen, fälschlich beigelegte Buch Φυσικα και μυστικα, besitzt die pariser Bibliothek handschriftlich (Schöll, Geschichte der griechischen Litteratur, nach der 2. Auflage aus dem Französischen übersetzt von Pinder. Berlin 1830, III. 450,) von dem aber nur eine lateinische Uebersetzung: Democritus Abd. de arte magica von Domenico Pizzimenti zu Padua 1573 herauskam. (Nach Joh. Alb. Fabricius, Bibliotheca graeca. Hamburg 1705, I. 769, erschien das Buch 1572, woselbst Urtheile über Ostanes' stehen). Eusebios, Evangelische Vorbereitung I. 10 f. Synesios' Kommentar zu de arte magica (angeführt von Schmieder S. 39) Minutius Felix, Octavianus c. 26, Plinius' Naturgeschichte XXX. 1. 2. u. a. — Es ist etwas darum, weil es spätere Alchymisten vorbringen, noch nicht nothwendig plumper Betrug. Fünfjähriger Studienaufenthalt des Demokritos in Aegypten steht fest. Sollte er in seinen vielen Schriften seinen dortigen Lehrer niemals genannt habe? Des Ostanes Oktoteuch nennt Eusebios, Evangelische Vorbereitung I. 10, § 35.

178) Plinius sagt XXX, 1: Democritus Appollobechen Copliten (das heißt doch wol „der Aegypter") et Dardanum e Phoenice vertit voluminibus Dardani in sepulcrum ejus petitis. Sollte Koptites semitisch geschrieben haben? Tertullianus nennt De anima c. 57 als große Lehrer der Heiden Hostanes et Typhon et Dardanus et Damigeron et Nectabis et Berenice.

179) Demotische Inschrift auf die Isis in der Insel File, auf den Apis in Steinsäulen des Serapeums u. s. w. vgl. Brugsch, Grammaire démotique S. 109.

180) In Abbott's Museum zu New-York. Seyffarth, Uebersicht neuer Entdeckungen, S. 71.

181) Pleyte, Etudes égyptologiques. Etude sur le chapitre 125 du rituel funéraire. Paris 1866, womit sich die frühere Behauptung von Lepsius in seiner Ausgabe des Todtenbuches, daß dieses nie in demotischer Schrift vorkomme, erledigt.

182) Diodoros, III. 3. Eine Beschreibung der Denkmäler in Meroe gibt Heeren, Zusätze und Umarbeitungen aus der vierten Ausgabe der Ideen über die Politik und den Handel der vornehmsten Völker. Göttingen 1827 II., S. 157—191.

183) Josepos, Jüdische Alterthümer XII. 2.

184) τα μη αναγεγραμμενα αιγυπτια συναλλαγματα ακυρα ειναι. A. Pey-

ron, Papyri graeci regii Taurinensis musei aegyptii editi atque illustrati. Turin, 1826, I. S. 114.

185) Peyron, Papiri greco-egizi di Zoide dell', imperiale museo de Vienna. Turin 1828. (Memorie della Academia di Scienzi di Torino. XXXIII.)

186) So ein Baſaltviereck in der Sammlung des Louvre.

187) Dieſer Papyrus iſt jetzt im Muſeum zu Leiden n. 65, vgl. n. 75 und Reuvens, Lettres à Mr. Letronne sur les papyrus bilingues et grecs et sur quelques autres monumens greco-égyptiens du musée d'antiquités de Leide. Leiden 1830, I. 4 ff., 36 ff., II. 146 ff., III. 145 ff.

188) Letronne, Recueil II. 435, n. CDXXXIX.

189) Bemerkt von Jomard gr. Descr. antiq., mêmoire II. sur les inscriptions anciennes p. 8, angeführt von Letronne.

190) εν απορρητοις: Klemes, Gewebe V. 4. III. 3. Diodoros III. 3.

191) Joſepos gegen Apion I. 14.

192) Diodoros III. 6, Straboη p. 1178.

193) Brugsch, Grammaire démotique, S. 8. 10.

194) Leemans S. 123 ff.; das auf den leipziger Bibliotheken nicht vorfindliche Buch habe ich in der wiener Bibliothek eingeſehen und kann nun nicht beurtheilen, ob mein Auszug: ηλι = 8 + 30 + 10 Tage richtig iſt, oder nicht vielmehr ηλτ = 8 + 30 + 300 ſteht.

195) Franz, Elementa epigraphices graecae. Berlin 1840, S. 341.

196) Bruchſtück in Euſebios' Vorbereitung zum Evangelium I. 10, auch in Müller's Fragmenta historicorum III. 572.

197) Reuvens III. 157.

198) Diodoros III. 4.

199) Strabon's Erdbeſchreibung XVII. 1, p. 806.

200) Sharpe, Geſchichte Aegyptens c. 11, deutſche Ueberſetzung II. 119 unter Berufung auf Tzetzes' Erklärung der Ilias p. 123, 7. Ueber Chaeremon übrigens Straboη a. a. O. u. Abammon VIII. 4. IX. 14. Daſſelbe: Polybii, Diodori etc. ex Johanne Antiocheno Excerpta ex collectaneis Constanti Augusti Porphyrogenetae Valesius edidit. Paris 1634, S. 834.

201) Kopp, De difficultate interpretandi ea, quae aut vitiose vel subobscure aut alienis a sermone litteris sunt scripta. Mannheim 1829, ſeine Palaeographia critica III. 334. 682 u. a.

202) Plutarchos, Tiſchreden X. 3. Frage § 2.

203) Im Muſeum zu Leiden, n. 76, Reuvens III. 147. 148.

204) Dieſe Sterntafel brachte 1855 Stobart in's brittiſche Muſeum. Näheres über ſie geben Brugsch, Memoire sur des observations planetaires consignées dans quatre tablettes égyptiennes en écriture demotique. Berlin, Ellis im XXV. Bande der Abhandlungen der londoner aſtronomiſchen Geſellſchaft und Biot im Journal des Savans 1856 December, 1857 Januar.

205) Lepſius, Briefe aus Aegypten. S. 294.

206) Suidas unter Διοκλητιανος und Χημεια, beidemale ſo ziemlich mit den-

ſelben Worten, mithin aus einem und demſelben Gewährsmann. Er ſagt: τοῖς παλαιοῖς αὐτῶν (der Aegypter) γεγραμμένα βιβλία, folglich waren damals noch alte chemiſche Schriften in Umlauf. Dazu Johannes Malelas in Valeſius, Excerpta historica p. 834.

207) Plinius, Historia naturalis XXXVI. 8, 14.

208) Takitus, Annalen XI. 14.

209) Philippos-Horapollon I. 34.

210) Klaproth, Lettre sur la découverte des hiéroglyphes acrologiques. Paris 1827. S. 29.

211) Champollion, Précis. S. 299 f.

212) Tuchſen, Ueber die Buchſtabenſchrift der alten Aegypter, in ſeiner mit Heeren herausgegebenen Bibliothek der alten Litteratur und Kunſt. VI. Stück. Göttingen 1789. S. 60.

213) Klemes, Gewebe V. 4. p. 555.

214) Ammianus Marcellinus, Rerum gestarum libri, XVII. 4: prisci scriptitarunt Aegyptii, nicht wie wir, ut nunc litterarum numerus praestitutus, — sed singulae litterae singulis nominibus serviebant et verbis, nonnunquam significabant integros sensus.

215) Tyrannius Rufinus, Eusebii historia ecclesiastica (um 400), II. 26: Canopi quis enumeret superstitiosa flagitia, ubi praetextu sacerdotalium litterarum, ita enim appellant antiquas Aegyptiorum litteras, magicae artis paene erat schola publica.

216) Kopp, Palaeographia critica. III. 136 ff.

217) Proklos, Erläuterungen zum platoniſchen Timaios. I. 31 f.

Keilſchrift.

1) A. F. v. Schack, Heldenſagen von Firduſi. Berlin 1851. Einleitung S. 13.

2) Spiegel, Eraniſche Alterthumskunde. Leipzig 1871. I 519, 520.

3) Hadſchi Chalfa in: Hammer's encyklopädiſcher Ueberſicht der Wiſſenſchaften des Orients. Leipzig 1804. I. 115.

4) (Muradgea d'Ohsson) Tableau historique de l'Orient dedié au roi de Suède par le Chevalier M... D... Paris an XII. 1804 I. 85. (Rink's Ueberſetzung: Muradgea d'Obſſon's Geſchichte der älteſten Perſiſchen Monarchie. Danzig 1806, S. 102). Wahl, Geſchichte der morgenländiſchen Sprachen und Litteratur. Leipzig 1784, S. 145, 229.

5) Aveſta, Jaſna LIV. 21—24, Vispered XV. 6. 7. XVI. 1. 13. XVIII. 7—10. XXIII. 2. u. v. a.

6) Modschmel ut tewärich, summa litterarum, geſchrieben 1126, theilt dies aus Hamza von Iſpahan mit, der es einem Buche in ungewöhnlicher Sprache entnommen hatte. Vgl. Kleuker's Zendaveſta, Zoroaſter's lebendiges Wort aus dem Franzöſiſchen des Anquetil du Perron Riga

Digitized by Google

1778, III. 63. Ueber die indische Angabe der Gestirnstellung Schlegel in Lassen's Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes III. 375. Bailly wußte sie nicht zu deuten und Lassen bemerkt, daß noch Unsicherheit hinsichtlich der Auslegung der Mondhäuser bestehe. Seyffarth's Berechnung in der Theologisch-historischen Zeitschrift V. 1.

7) Bruchstücke aus Berossos' chaldäischer Geschichte. Eusebii Pamphili Caesariensis episcopi Chronicon bipartitum ex armeniaco textu etc. opera B. Aucher Ancyrani. Venedig 1818, I. 21, 22, Georgios Syncellos, Ausgabe von Dindorf, Bonn. 1828, S. 28 und 56. Berosi Chaldaeorum historiae quae supersunt cum commentatione auctore Richter, Leipzig 1825, S. 48. Müller, Fragmenta historicorum graecorum II. 497.

8) Abydenos' Assyrische und Medische Geschichten, Bruchstück bei Georgios Synkellos p. 38 B., Müller, Fragmenta IV. 280, Berossos bei Eusebios (Müller II. 499) und Synkellos (Müller II. 505).

9) Marcus v. Niebuhr, Geschichte Assur's und Babel's seit Phul. Berlin 1857, S. 475 Anmerkung.

10) Diodoros I. 28, 81. Pausanias, Bereisung von Hellas IV. 23 am Schluß.

11) Lukianos, Die syrische Göttin c. 2. Vgl. Macrobius, Commentatio ex Cicerone in somnium Scipionis I. 21.

12) Oppert, Voyage scientifique en Mésopotamie. Paris 1863, I. 271, 302, 307, 323, 342.

13) Herodotos I. 181 und 182, vgl. auch 198.

14) Obgleich es überflüssig scheinen möchte für den Kenner der ägyptischen und assyrischen Abbildungen, die in das brittische und pariser Museum gebracht worden sind, Belege für die auch von Layard (Nineveh and its Remains, Ninive und seine Ueberreste. Deutsche Ausgabe von Meißner Leipzig 1850, S. 300 ff.) aufgestellte Behauptung des Zusammenhanges zwischen Aegypten und Mesopotamien zu geben, so sollen doch, weil über die betreffende Frage die Verhandlungen in der gelehrten Welt noch nicht zum Austrage gekommen sind, wenigstens einige Anführungen gemacht werden. Den heiligen Vogel sieht man ägyptisch Wilkinson, Serie II. 263, supplement Tafel 38, 39 (über einem Gotte, welcher einen König unterweist), 44 (über einer Mumie), 76 (über Opfernden, über Königen 79, 82) dazu 52, 53, 75; Denon Tafel 123, 126 (auf einem Altare angebetet und über einer Mumie), 127, 128 (als geflügelter Kreis vor Anbetenden) 133 (zwei wider einander gerichtete Vögel über einem zur Schlacht Fahrenden), 134 (bei einem Opferzuge). In assyrischen Abbildungen Layard, Nineveh and its Remains. Deutsche Ausgabe, Tafel 11 und n. 47, n. 76 a. b. c. (Fever des Königs). Der heilige Baum, der so oft bei den Assyrern vorkommt, befindet sich auf einem Denkmal zu Filä. Wilkinson 2 Serie II. 263.

15) Das Henkelkreuz ist ägyptische Hieroglyfe; in Abbildungen hält es der heilige Vogel in der Hand. Auf assyrischem Boden ward es in Korsabad, in Elfenbeinzierrathen, welche in Nimrud lagen, u. s. w. gefunden.

Digitized by Google

Weitere Nachweise assyrischen Vorkommens geben Cavedoni, Numismatica biblica, Modena 1850, Raoul-Rochette, Hercule Assyrien S. 385. Am Halys kommt es auf Bildwerken vor, nach Texier, Description de l'Asie mineure, Tafel LXXIX (Ritter's Erdkunde XVIII, Kleinasien I. 1858 Tafel I, vgl. S. 385), vgl. Layard, Niniveh Figur 82 und dazu Seite 301.

16) Ovidius Naso, Metamorphoseon XV. 393: Assyrii Phoenica vocant.

17) Da hier nicht der Ort ist, auf die Streitfrage über die Chaldäer einzugehen, genüge die Berufung auf diejenigen Stellen, welche meine von der herrschenden abweichende Darstellung stützen: 1) Berossos, der sie als das uralte einheimische Volk betrachtet. 2) Ajub(=Hiob) I. 17. 3) Diodoros II. 29: Χαλδαιοι τοινυν των αρχαιοτοτων οντες Βαβυλωνιων. 4) Strabon XVI. p. 739: εστι δε και φυλον τι (die Kaste in Babel) των Χαλδαιων και χωρα Βαβυλωνιας υπ' εκεινων (von den Chaldäern) οικουμενη, πλησιαζουσα και τοις Αραψι και τη κατα Περσας λεγομενη θαλαττη. 5) Ptolemäos' Erdbeschreibung, V. c. 20, § 3: παρακειται — τη δε ερημω Αραβια Χαλδαια χωρα; Bezeugungen, die untereinander übereinstimmen und sich gegenseitig bekräftigen.

18) Grotefend, Neue Beiträge zur Erläuterung der persepolitanischen Keilschrift. Hannover 1837, S. 43.

19) Man vergleiche die belehrenden (in meinen Ausführungen näher angezogenen) Zusammenstellungen bei Ménant, Le syllabaire assyrien in: Mémoires présentés par divers savants à l'Académie des Inscriptions et belles-lettres de l'Institut de france. Première série VII. Paris 1869.

20) (S. 611, Z. 15 nach: „entstand") Menant S. 194 n. 13, 187.

21) (Birch und Ed. Hawkins) Inscriptions in the cuneiform character from Assyrian Monuments Discovered by Layard. London 1851, S. 5 n. 22 u. a. S. 49 u. a. S. 7 n. 30, 34 S. 7, 31, (8), 41, 42, S. 16, Zeile 43, S. 30 n. 27, 35.

22) Man vergleiche mit den Strichfiguren die altbabylonischen Ausführungen in Menant's Zusammenstellung S. 180 n. 1—7, 13, 19, 21, 33, 35, 38, 40, 45—48, 49, 50—54, 56, 58, 59, 61, 68, 69, 71, 72, 81—86, 88, 91, 92, 94, 96, 101, 103, 107.

23) Grotefend, Neue Beiträge 1837. S. 21, 41 und Grotefend, Neue Beiträge zur Erläuterung der babylonischen Keilschrift. Hannover 1840, S. 9 f.

24) In Menant's Zusammenstellung S. 190 ff.: n. 76, 104, 105, S. 204 n. 78, 246.

25) In Menant's Zusammenstellung S. 182 n. 16, 25, 26—28, 37, 39, 40, 41, 42, 47, 49, 51, 53, 58, 59, 64, 92. S. 196 n. 14, 36, 39, 43, 49, 50, 59, 60, 87, 92, 93, 96, 97, 103, 115, 120, 128, 129, 134, 143, 145, 150, 151, 157, 159, 160, 163, 164, 171, 184, 186, 189, 191, 193, 198, 200, 202, 205, 213, 218, 225, 234, 239, 242, 246, 255, 263, 265, 269, 275, 280, 282, 288, 291, 295, 296, 298, 303, 314, 319, 322, 327, 335. Menant bringt aber dieselben Zeichen wiederholt, sodaß schein-

Digitized by Google

bar öfteres Vorkommen ſtattfindet. Dieſe Bemerkung gilt auch für die folgenden Anführungen.

26) Menant S. 182 n. 15, 16, 25, 36, 44, 46, 52, 69, 77, 92, 100, 102. S. 194 n. 1, 2, 11, 16, 35, 62, 113, 125, 142, 145, 155, 164, 166, 177, 186, 225, 226, 236, 253, 254, 272, 293, 332.

27) Menant S. 226 n. 254, 272, 332.

28) Menant S. 184 n. 37, S. 204 n. 13, 105, 178, 187, 221, 243, 261. In meiner Darſtellung ſteht aus Verſehen, der Doppelkeil komme nur ſechsmal vor; er kommt achtmal vor, alſo etwa im 26. Falle. In den Zählungen habe ich vielleicht kleine Irrthümer mir zu Schulden kommen laſſen, an der Sache ändern ſie nichts.

29) Vgl. Menant A 88 mit B 60, 147, 298. A 92 mit B 226, B beide babyloniſche Formen n. 326 und 333.

30) Menant n. 331.

31) Cavaniol, Les monuments en Chaldée, en Assyrie et à Babylone. Paris 1870, S. 64 f.

32) Du X siècle etc. Lenormant, Manuel de l'histoire ancienne de l'Orient, 4. Auflage. Paris 1869, II. 158.

33) Syllabartafel K 39 aus Ninive, Oppert, Expédition II. 53. Sardanapal's Inſchrift, Oppert II. 361.

34) Schöbel, Examen critique du déchiffrement des inscriptions cuneiformes assyriennes. Paris 1861 (Extrait de la Revue orientale et américaine).

35) Laſſen in ſeiner Zeitſchrift für die Kunde des Morgenlandes 1845 VI. 560. Westergaard, On the deciphering of the second Achaemenian or Median species of the Arrow headed writing in den Mémoires de la société royale des antiquaires du Nord. Kopenhagen 1844, S. 273.

36) „In ihren fonetiſchen Beſtandtheilen." Menant a. a. O. 1869, S. 41. Oppert.

37) Oppert II. 98. Menant 36.

38) Menant S. 33.

39) Oppert in der Zeitſchrift der deutſchen morgenländiſchen Geſellſchaft 1854 VIII. 599.

40) Norris, Assyrian Dictionary. London und Edinburgh 1868, Einleitung. Oppert II. 26, 39. Mordtmann, Die Amazonen S. 68.

41) Mordtmann, Die Amazonen, S. 68.

42) Menant, S. 57, 58.

43) Oppert, Expédition II. 62.

44) Smith in der Zeitſchrift für ägyptiſche Sprache und Alterthumskunde 1868, S. 113.

45) Oppert, Expédition II. 51, 52.

46) Oppert in der Révue américaine et orientale 1861, VI. 107.

47) Oppert, Expédition I. Zuſätze zum II. Bande.

Digitized by Google

48) Henry Rawlinson, Bilingual Readings. Cuneiform and Phoenician. Notes on some Tablets in the British Museum, containing Bilingual Legends in the Journal of the Royal Asiatic Society. New Series 1865 I. 189.

49) Grotefend, Keilinſchriften aus der Gegend von Ninive nebſt einem perſiſchen Siegel. Laſſen's Zeitſchrift 1850 VII. 67. Layard, Nineveh and Babylon S. 531, Anmerkung. Ueberſetzung S. 404.

50) Bellino's Brief 1818 mitgetheilt von Grotefend, Urkunden in babyloniſcher Keilſchrift in Laſſen's Zeitſchrift für die Kunde des Morgenlandes 1837 I. 214, 218—219.

51) Grotefend, Urkunden in babyloniſcher Keilſchrift, in Laſſen's Zeitſchrift für die Kunde des Morgenlandes 1842 IV. 44 f.

52) Layard, Nineveh and Babylon. S. 346, deutſche Ueberſetzung von Zenker, S. 264. Grotefend, Erläuterung der babyloniſchen Keilinſchriften von Behiſtun. S. 40, 41.

53) Grotefend, Neue Beiträge zur Erläuterung der babyloniſchen Keilſchrift. Hannover 1840, S. 65.

54) Layard, Niniveh und ſeine Ueberreſte. Deutſch von Meißner. Leipzig 1850, S. 286. Layard, Nineveh and Babylon, S. 345, deutſche Ueberſetzung, S. 263. Baux, Niniveh und Perſepolis, überſetzt von Zenker. Leipzig 1852, S. 303 f.

55) Oppert, Voyage scientifique en Mésopotamie I. 144.

56) Jebezkal (=Ezechiel) 4, 1.

57) Menant, Inscriptions de Hammourabi roi de Babylone (XVI siècle avant J. C.) traduites et publiées avec un commentaire à l'appui. Paris 1863, S. 2.

58) Abgebildet bei Layard, Niniveh und ſeine Ueberreſte, Figur XII., vgl. Seite 183 und 408.

59) Klemes, Teppiche I. 15, §. 69. Potter p. 357.

60) Layard, Nineveh and its Remains. Deutſche Ueberſetzung Seite 329.

61) Gobineau, Traité des ecritures cunéiformes. Paris 1864, I. 181.

62) Dorow, Morgenländiſche Alterthümer I. Die aſſyriſche Keilſchrift erläutert durch zwei noch nicht bekannt gewordene Jaspis-Cylinder aus Niniveh und Babylon. Wiesbaden 1820, S. 2.

63) Oppert, Les inscriptions de Dour-Sarkayan (Khorsabad) provenant des fouilles de M. Victor Place déchiffrées et interprétées. Paris 1860, S. 24—26.

64) Oppert, Voyage 1863 I. 323.

65) Grotefend 1837. Tafel IV., vgl. Lebrun S. 133.

66) Symmachus' Brief an Protadius, Briefe IV. 34: Tu etiam sericis voluminibus Achaemenio more infundi litteras meas praecipis.

67) Plinius' Naturgeſchichte XIII. 11 (22): Et tamen adhuc malunt Parthi vestibus litteras intexere.

68) Kteſias, Perſiſche Geſchichte, Bruchſtück bei Diodoros II. 32.

Digitized by Google

69) Abbildungen in Niniveh gefundener Siegel gibt Layard, Ninive und Babylon Tafel XVIII. Die in Pantikapäon ausgegrabenen sollen abgebildet sein auf Tafel XVI der Antiquités du Bosphore Cimmerien.

70) Layard, Nineveh and Babylon. S. 608 f. Ueberſetzung S. 462.

71) Grotefend 1837, S. 47. 48.

72) Layard, Nineveh and Babylon. S. 153, 154. Ueberſetzung S. 119.

73) Raymond (franzöſiſcher Konſul in Baſſora) in: Voyage aux ruines de Babylone, par M. J. C. Riche. Traduit et enrichi d'observations avec des notes explicatives. Paris 1818, S. 89.

74) Layard, Nineveh and Babylon, S. 528. Ueberſetzung, S. 402.

75) Layard, ebenda, S. 531. Ueberſetzung S. 405; Ninive und ſeine Ueberreſte, Ueberſetzung S. 287.

76) Plinius, Naturgeſchichte VI. c. 26, § 31 oder 121: Inventor hic (Belus) fuit sideralis scientiae.

77) Kalliſthenes. Ueber die aus Porfyrios von Simplikios' Schrift zu Ariſtoteles' Buch über den Himmel, II. 12 (in Brandis' Ausgabe S. 503) angeführte Stelle iſt von vielen Gelehrten gehandelt worden; wir dürfen aber darauf nicht eingehen.

78) Epigenes in Plinius' Naturgeſchichte VII. c. 56, § 57 oder 193.

79) Diodoros II. 31, vgl. Cicero De divinatione I. 19.

80) Grote in einer Anmerkung zum 19. Abſchnitt ſeiner Geſchichte Griechenlands (Band III. Deutſche Ueberſetzung von Meißner. Leipzig 1851. II. 228. Seine Berufung auf Plinius' Naturgeſchichte II. 13 bekräftigt das aber inſofern nicht, als daſelbſt die Chaldäer nicht genannt ſind.

81) Diodoros II. 31.

82) Chiarini, Fragment d'Astronomie Chaldéenne découvert dans le prophète Ezechiel. Leipzig 1831.

83) Sophus Ruge, Der Chaldäer Seleukos. Dresden 1865.

84) Strabon XVI. c. 1.

85) Cantor S. 37 und 20. vgl. Theon's von Smyrna, Buch über die Aſtronomie. Ausgabe von Martin, S. 270.

86) Brandis, Das Münz-, Maß- und Gewichtsſyſtem in Vorderaſien. Berlin 1866.

87) Berossos und Lucius Annaeus Seneca, Quaestiones naturales III. 29.

88) Demokritos benutzte ſie nach Angabe des Klemes, Teppiche I. c. 15. § 69, Ausgabe von Klotz, Ausgabe von Sylburg S. 131, von Potter S. 356 am Ende.

89) Joſepos gegen Apion I. 2. Beroſſos.

90) Die ſieben Tafeln mit Jahrreihen befinden ſich jetzt im brittiſchen Muſeum; vier veröffentlichten Rawlinson und Norris, Cuneiform Inscriptions of Western Asia II. Tafel 68. 2 B. M. 52. 69; Oppert gab ihre Ueberſetzung in der Revue archéologique und in beſonderem Abzug: La Chronologie biblique fixée par les éclipses des inscriptions cunéiformes. Paris 1868.

Digitized by Google

91) Joſepos gegen Apion I. 13.

92) Heſychios' Wörterbuch: Χαλδαῖοι, γένος μάγων πάντα γινωσκόντων.

93) Layard, Nineveh and Babylon, S. 210. (Ueberſetzung S. 158.)

94) Layard, Nineveh and its Remains I. 81. (Ueberſetzung S. 49.) Nineveh and Babylon, S. 616 f. (Ueberſetzung S. 467).

95) Oppert, Voyage I. 331.

96) Oppert I. 317.

97) Oppert, Etudes assyriennes, S. 133.

98) Zuerſt mitgetheilt von Botta, vgl. Oppert et Menant, Les fastes de Sargon, roi d'Assyrie (721 à 703 avant J.C.) traduits et publiés d'après le texte assyrien de la grande inscription des salles du palais de Khorsabad. Paris 1863.

99) Herodotos I. 187.

100) Herodotos VII. 233 mit dem königlichen Zeichen. Curtius.

101) Layard, Ninive und Babylon, Engliſche Ausgabe S. 345, deutſche Ueberſetzung S. 263. Abbildungen der Tafeln bietet Tafel XIX daſelbſt. Nach Oppert, Mémoire sur les rapports de l'Egypte et l'Assyrie dans l'antiquité, eclaircis par l'étude des textes cunéiformes. Paris 1869, S. 47 iſt es das Archiv Sardanapal's VI.

102) Gobineau I. 142.

103) Beroſſos, Bruchſtück von Euſebios, erhalten bei Müller II. 299 und in der armeniſchen Ueberſetzung des Euſebios, Aucher's Ausgabe I. 36. Abydenos, Ueber der Chaldäer Herrſchaft; Bruchſtück von Georgios Synkellos V. 38 erhalten, bei Müller IV. 280. Sippar bedeutet auf aramäiſch „Schriftſtadt". vgl. zweites Buch der Könige Iſrals c. 17. v. 31, und Hipparenum, Plinius, Historia naturalis VI. c. 26. 104, Beroſſos in der armeniſchen Ueberſetzung S. 17. 18. Georgios Synkellos p. 28. Müller II. 496.

105) Moſes von Korene's armeniſche Geſchichte unter Berufung auf Mar Abas Catina I. 9. 21. Versione italiana dai monaci armeni Mechitaristi, Venedig 1841. S. 27. 64, franzöſiſche Ueberſetzung von Le Vaillant de Florival, Paris s. a. I. 43. 99.

106) Moſes von Korene II. 10, italieniſche Ueberſetzung S. 121, franzöſiſche I. 169.

107) Joſepos, jüdiſche Alterthumskunde XI. c. 4. § 6: και ευρεθη εν Εκβατανοις τη βαρει τη εν Μηδια βιβλιον ꝛc. Ueberſetzung von βαρις als „Thurm" rechtfertigt Lederlin in ſeiner Ausgabe von Brisson, de regio Persarum principatu. Strasburg 1710, S. 304. Anmerkung.

108) Plinius, VI. c. 26 oder n. 30. § 123.

109) Beroſſos bei Georgios Synkellos p. 207, Müller II. 504.

110) Oppert, Expédition I. 299. In ſeiner Ueberſetzung heißt die Schrift burumni, „tortueuse."

111) Beroſſos bei Joſepos gegen Apion I. c. 19 u. 20, Oppert und Menant, Grande inscription de Khorsabad im Journal asiatique 6 série III. 58. 59.

112) Grotefend, Neue Beiträge 1840.
113) Herodotos I. 195, Strabon XVI. c. 1.
114) Georgios Synkellos, Chronografiſche Auslefe, Ausgabe von Potter, S. 102 D., von Dindorf S. 192. 10.
115) Herodotos I. 100.
116) Rawlinson, Bilingual Readings. Cuneiform and Phoenician. Notes on some Tablets in the British Museum in the Journal of the Royal Asiatic Society 1865. New Series I., S. 188.
117) Layard, Nineveh and Babylon, S. 156—159. Ueberſetzung S. 120—123.
118) Norris, On the Assyrian and Babylonian Weights in: The Journal of the Royal Asiatic Society of Great Britain and Ireland 1866. XVI. 215—228.
119) Heeren, Vermiſchte Hiſtoriſche Schriften. Erſte Ausgabe. Göttingen 1821, III. 375.
120) Kopp, Bilder II. 152. 153.
121) L. Annaeus Seneca, Naturales quaestiones I. 6: Litterae quamvis minutae et obscurae per vitream pilam aqua plenam majores clariores resque cernuntur, und vorher: Quia est alicujus speculi natura talis, ut majora multo quam videat ostendat et in portentosam magnitudinem augeat formas, alicujus invicem talis est, ut minuat.
122) Plinius VI. c. 26. oder n. 30.
123) Hager, Ueber die vor kurzem entdeckten Babyloniſchen Inſchriften in: Klaproth's Aſiatiſchem Magazin. Weimar 1802. I. 479 f.
124) In dem 21ten der fälſchlich unter Themiſtokles' Namen in Umlauf geſetzten Briefe, welche ein mit Geſchichtskenntniſſen gut ausgeſtatteter Rhetor ſchmiedete, heißt es: τα τε Ασσυρια γραμματα, ουχ α Δαρειος ο πατηρ Ξερξου Περσας εναγχος εγραψεν.
125) Vgl. die Ausführungen. — Laſſen in ſeiner Zeitſchrift IV. 561.
126) Herodotos III. 150—159. Darius' Inſchrift in Behiſtan. Der erſte Aufſtand der Babylonier, Spiegel S. 10—13, der zweite S. 28. 29.
127) Grotefend, Die Tributverzeichniſſe der Obelisken von Nimrud. 1852. Abhandlungen der göttinger Akademie S. 215.
128) Laſſen, Die altperſiſchen Keilinſchriften von Perſepolis. Bonn 1836. S. 49—51. Vgl. dazu Hincks, Ueber die erſte und zweite Gattung der perſepolitaniſchen Schrift in den Transactions of the Royal Irish Academy. Dublin 1846, XXI. S. 1 ff., deutſch im VII. Bande von Laſſen's Zeitſchrift für die Kunde des Morgenlandes 1850, S. 201 f.
129a) Georg Smith, The phonetic values of the cuneiform characters. London und Edinburg 1871, S. 6.
129b) In der Behiſtuner Inſchrift ſteht Arſama und Arſamma, Akamaniſij und Akkamanis, Gomata und Gomatta.
130) Lepſius, Ueber das Lautſyſtem der perſiſchen Keilſchrift. Berlin 1863, in den Schriften der berliner Akademie dieſes Jahres S. 385 ff.

Digitized by Google

131) Lassen, Die altpersischen Keilschriften von Persepolis. Bonn 1836. S. 49.
132) Seyffarth, Alphabeta genuina. Leipzig 1840.
133) Burnouf, Mémoire sur deux inscriptions cunéiformes trouvés près d'Hamadan. Paris 1836.
134) Kern, Zur Erklärung der altpersischen Keilinschriften, in der Zeitschrift der Deutschen morgenländischen Gesellschaft 1869, XXIII. 212.
135) Beer in der Allgemeinen Litteraturzeitung von Halle 1838, Januar.
136) Brandis, Ueber den historischen Gewinn aus der Entzifferung der assyrischen Inschriften. Berlin 1856, S. 78, Anmerkung.
137a) Geissler, Studia palaeographica. Berlin 1857 (Programm des Friedrich-Wilhelms-Gymnasiums). Zweite Auflage unter dem Titel: De literaturae phoneticae origine et indole. Berlin 1858.
137b) Menant S. 126.
138) Löwenstern, Exposé des éléments constitutifs du système de la troisième écriture cunéiforme de Persepolis. Paris und Leipzig 1847, S. 81.
139) Einige babylonische Urkunden aus der Perserzeit behandelte Grotefend in Lassen's Zeitschrift.
140) Das Buch von der Aster (oder Ester) c. 1. v. 22; c. 3. v. 12; c. 8. v. 9.
141) H. C. Rawlinson, A commentary of the Cuneiform Inscriptions of Babylonia and Assyria, including readings of the inscription on the Nimrud Obelisk. London 1850, S. 3.
142) Grotefend in Lassen's Zeitschrift 1839, II. 183. 184.
143) Wildenbruch's Beschreibung in: Mahlmann, Monatsberichte der Gesellschaft für Erdkunde in Berlin 1844, I. 85, Tafel III. Kremer, Mittelsyrien und Damaskus. Wien 1853, S. 230. Graul, Reise nach Ostindien. Leipzig 1854, I. 48. 49. Ritter, Erdkunde XVII. 1854. S. 530 –546, woselbst die Nachrichten und Meinungen über dieses Denkmal gesammelt sind.
144) Herodotos IV. 87.
145) Herodotos IV. 91.
146) Poley, Monuments historiques de l'ancien orient: in der Revue indépendante 1847 Oktober. Rawlinson, (Journal of the R. Asiatic Society X. und XII.), Oppert, Spiegel haben die Behistuner Inschrift erklärt. Plutarchos, Leben des Alexandros c. 69.
147) Aster c. 10. v. 2.
148) Diodoros II. 32: βασιλικων διφθερων, εν αις οι Περσαι τας παλαιας πραξεις κατα τινα νομον ειχον συντεταγμενας, vgl. II. 22. Die Herkunft der Perserkönige stand ἐν ταῖς βασιλειαις διφθεραις nach Agathias' Geschichten II. 27, pariser Ausgabe II. p. 66 A, Niebuhr's Ausgabe Bonn 1828, S. 124.
149) Aster 6, 1 und 2.

Digitized by Google

150) Herodotos VII. 100, VIII. 90. Quintus Curtius Rufus, Historia Alexandri magni VII. 3, 4. Joſepos, Jüdiſche Alterthümer XI. c. 1. bis c. 6. Tzetzes, Chiliades I. vgl. Brisson, De regio Persarum principatu. Paris 1590, 13. Ausgabe von Lederlin, Strasburg 1610, S. 294.

151) Heeren, Ideen über die Politik, den Verkehr und den Handel der vornehmſten Völker der alten Welt. 3. Auflage. Göttingen 1815 I. 1, S. 161.

152) Einige Stellen aus den über Alexandros geführten Tagebüchern ſtehen in den Schriften von Plutarchos, Arrianos, Athenäos.

153) Aſter (Eſter) c. 4, v. 8.

154) Joſepos, Jüdiſche Alterthümer XI. c. 4, §. 6; Eſter 6, 1.

155) Zweites Buch von den Makkabäern c. 2, v. 13.

156) Rennell, Geographical System of Herodot. S. 247, Anmerkung duſter — a record, writing. In der von Bredow, Unterſuchungen über einzelne Gegenſtände der alten Geſchichte, Geographie und Chronologie II. Altona 1802 im Auszuge gegebenen Ueberſetzung S. 489.

157) Herodotos V. 58.

158) Aſter c. 8, v. 8.

159) Herodotos VII. 100.

160) Herodotos III. 128.

161) Gesenius, Scripturae linguaeque phoeniciae monumenta. Leipzig 1837, S. 173.

162) H. de Luynes, Essai sur la numismatique des Satrapies et de la Phénicie sous les rois Achaemenides. Paris 1846, Tafel VII. 9, vgl. dazu Blau in der Zeitſchrift der Deutſchen morgenländiſchen Geſellſchaft 1852 VI. 484 ff.

163) Blau, De nummis Achaemenidarum aramaeo-persicis. Halle 1855, S. 5 und 7.

164) Klemes, Teppiche I. 16, §. 76.

165) Herodotos III. 128.

166) Herodotos I. 123, 124.

167) Der unter Ariſtoteles' Namen gehende Auszug aus ariſtoteliſchen Schriften „Ueber die Welt" c. 6, §. 17, 18 (Aristotelis de mundo liber, curavit editionem Kappius. Altenburg 1792, S. 223, 227).

168) Herodotos IX. 3.

169) Bollenſen, Beiträge zur Erklärung der Perſiſchen Keilinſchriften, in den Mélanges Asiatiques, St. Petersburg 1858 III. 323—325, dazu Spiegel's Gloſſar in ſeinen Altperſiſchen Keilinſchriften S. 203 (dipi).

170) Ferrier, Caravan-Journey's. S. 207 und 393.

171) Ritter, Erdkunde VI. 982.

172) Oppert, Expédition II. 361.

173) Herodotos IV. 87. Thukydides, Krieg der Peloponneſier und Athener IV. 50. Des vorgeblichen Themiſtokles' 21. Brief.

174) Xenoſon, Kyros' Erziehung VII. c. 3, § 17.

Digitized by Google

175) Strabon, XIV. 5: γραμματα ασσυρια, XV. 3 p. 502: γραμματα περσικα.
176) Arrianos, Zug des Alexandros II. 5, § 4 (aſſyriſch) VI. 29 (perſiſch).
177) Diodoros II. 13.
178) Nicht nur Beroſſos, ſondern auch Athenäos, Gelage der Gelehrten XII. c. 39.
179) Epifanios gegen die Ketzereien II. p. 629: Χρωνται γαρ οι πλειστοι των Περσων μετα περσικα στοιχεια και τω συρω γραμματι, was wegen des gezierten Ausdrucks doppeldeutig klingt.
180) Hadſchi Chalfa in Hammer's Encyklopädiſcher Ueberſicht I. 117.
181) Moreau de Jonnès, Ethnogénie caucasienne, Paris 1861.
182) Herodotos I. 183.
183) Arrianos III. 16.
184) Curtius V. 1.
185) Spiegel, Huzvareſch-Grammatik. S. 34 ff.
186) Arſakes' Namen will man auf der Inſchrift von Tarku am Kaukaſus geleſen haben.
187) Gobineau I. 198.
188) Vaillant, Arsacidarum imperium sive regum Parthorum historia ad fidem Numismatum accommodata. Paris 1728, X. Gobineau's Werk liegt mir leider zum Vergleiche nicht vor; ich kann nur aus der Erinnerung urtheilen, täuſche mich alſo vielleicht.
189) Plinius, XIII. c. 11, n. 22.
190) Agrippa von Nettesheim hat es, Opera, Lion 1531, S. 317 f. mitgetheilt. Man findet es auch in Avé Lallemant, Das deutſche Gaunerthum. Leipzig 1862, IV. 4.
191) Manukdſchy, Stelle aus ihm bei Gobineau I. 69.

Die Sprachlaute.

1) Roßbach, Phyſiologie der menſchlichen Stimme auf Grundlage der neueſten akuſtiſchen Leiſtungen bearbeitet, Würzburg 1869.
2) Merkel, Phyſiologie der menſchlichen Sprache. Leipzig 1866, S. 140.
3) Czermak, dem Beigel beitritt, Zur Phyſiologie der deutſchen Sprach-Elemente. Erlangen 1867, S. 14. Auch Merkel fand daſſelbe.
4) Merkel nahm an (Anatomie und Phyſiologie des menſchlichen Sprach-Organs. Leipzig 1857, S. 809, 810); drei Arten des Ch gegenwärtig läßt er nur zwei Unterſchiede gelten, bemerkte indeß bei der Durchſicht meines Bogens unter Bezugnahme auf die ſächſiſche Ausſprache des G z. B. in „egel": „Auch das G läßt ſich mit Tönen der Stimme erzeugen und erhält dadurch etwas beſonders Weiches".
5) Brücke, Grundzüge der Phyſiologie und Syſtematik der Sprachlaute. Wien 1856, S. 84.

Digitized by Google

6) Richard Schomburgk, Reisen in britisch Guiana II. 326.
7) Du Bois Reymond 1811 und in: Kadmos oder Allgemeine Alphabetik vom physikalischen, physiologischen und graphischen Standpunkt. Berlin 1862, S. 202—232.
8) Theodor Jacobi, Beiträge zur deutschen Grammatik. Berlin 1842, S. 42.
9) Vieljährige Beobachtungen über die Gehörsfehler der Taubstummen. Kiel 1802 und 1804.

Das Alfabet.

1) Gatterer, Weltgeschichte in ihrem ganzen Umfange. Göttingen 1785 I. 83, 84.
2) Filon's Bruchstücke von Sanchuniathon's foinikischer Geschichte in Eusebios' Evangelischer Vorbereitung I. 9 und 10. Müller, Fragmenta historicum graecorum III. 563.
3) Diodoros V. 74.
4) Plinius Secundus, Historia naturalis.
5) Chronik des Georgios Synkellos, Ausgabe Dindorf's I. 192.
6) De Vogué im Journal asiatique 1868, 6 série XI. Tafel IV. n. 6 7, 8.
7) Sanchuniathon in Filon's Bruchstücken. Müller III. 569.
8) Phoenices primi, famae si creditur, ausi ansuram rudibus vocem signare figuris nondum flumineas Memphis contexere biblos noverat. Marcus Annaeus Lucanus, de bello civili III. 220 ff. Figura bedeutet übrigens hier nicht Abbildung, wie das Nachfolgende lehrt.
9) Die Ausführungen von Fürst im ersten Bande seiner Geschichte der biblischen Litteratur, Leipzig 1865 sind für mich überzeugend, vgl. S. 57, 295 u. a. Auch der die Genesis anders auffassende Ewald sagt, Geschichte des Volkes Israel, 2. Ausgabe, Göttingen 1851, S. 73 Anmerkung 2: „man sollte allen Spuren nach glauben, dies ganze Stück, Genesis 14, sei in vormosaischer Zeit geschrieben."
10) Jeuscho (oder Josua) c. 15, v. 15 ff; mehr hierüber im zweiten Bande.
11) Vgl. gegen die Bestreitung der dies enthaltenden Angaben Lassen's Indische Alterthumskunde II. 584 ff.

Buchdruckerei von W. Trugulin in Leipzig.

Mag 8.2.2017

Digitized by Google